Ludendorff,

Meine Kriegserinnerungen



Erich Ludendorff

Meine Kriegserinnerungen 1914=1918

Erich Ludendorff

Meine Kriegserinnerungen 1914–1918

Mit zahlreichen Skizzen und Plänen



Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Verlagsbuchhandlung
Berlin 1919

Ich widme dieses Buch
den im Glauben an Deutschlands
Größe gefallenen Helden.

Vorwort.

Während der vier Kriegsjahre konnte ich keine Aufzeichnungen machen. Mir fehlte die Zeit dazu. Da ich jetzt Muße habe, hole ich dies nach und schreibe meine Kriegserinnerungen, vornehmlich aus dem Gedächtnis.

Das Leben hat mich in führende Stellungen gebracht. Generalfeldmarschall v. Hindenburg und ich wurden berufen, im Verein mit anderen Männern den Verteidigungskampf des Vaterlandes zu leiten.

Die Kriegserinnerungen sollen von den Taten des deutschen Volkes und Heeres erzählen, mit denen mein Name für alle Zeiten verbunden bleiben wird. Sie schildern mein Streben und geben Kunde von dem, was ich in dem Völkerringen erlebte: Es war dies das Kämpfen ohnegleichen, das Dulden, das Erlahmen des deutschen Volkes.

Noch hat der Deutsche die Zeit zum Selbstbesinnen und zur Einkehr nicht gefunden. Es lastet zu viel auf ihm. Und doch kann er sich stolz aufrichten an den gewaltigen Taten seines Heeres und den Leistungen daheim. Aber er hat keine Zeit zu verlieren, aus den Geschehnissen, die zu seinem Unglück führten, zu lernen, denn die Weltgeschichte schreitet unerbittlich weiter und zertritt die Völker, die sich in Uneinigkeit selbst zerfleischen.

Geschrieben in Schweden in Hessleholmsgård vom November 1918 bis Februar 1919, ergänzt in Berlin bis zum 23. Juni, dem Tage der Annahme — des Friedens.

Ludendorff.

Inhaltsverzeichnis.

Als Erster Generalquartiermeister
vom 29. August 1916 bis 26. Oktober 1918.

Karten

(am Schluß des Bandes).



Mein Denken und Handeln.

I.

Der Handstreich auf Lüttich eröffnete die Reihe deutscher Siege. Es war ein kühner Entschluß und verwegen die Ausführung.

Die Feldzüge im Osten in den Jahren 1914 und 1915 sowie im Sommer 1916 waren gewaltige Leistungen, ebenbürtig den größten Taten der Kriegsgeschichte aller Zeiten. Sie stellten die höchsten Anforderungen an Führer und Truppen. Der Russe war um vieles stärker als die dort kämpfenden verbündeten deutschen und österreichisch-ungarischen Armeen.

Der Krieg vollends, den der Generalfeldmarschall v. Hindenburg und ich vom 29. August 1916 an, dem Tage unseres Eintritts in die Oberste Heeresleitung, zu führen hatten, gehört zu den schwersten der Weltgeschichte. Gewaltigeres und Erschütternderes sah der Erdball noch nie. Deutschland mit schwachen Verbündeten rang in Unterlegenheit gegen die Welt. Entschlüsse von ungeheurer Schwere waren zu fassen. Sie ergaben sich mit zwingender Folgerichtigkeit aus der Kriegslage, unserer Auffassung vom Kriege und aus dem Wesen dieses Krieges.

Die Heere und die Marinen bekämpften einander so, wie sie es früher taten, mochten Streitkräfte und Kriegsmittel auch gewaltiger sein als je zuvor. Anders aber als in den letzten Kriegen standen die Völker mit ihrer ganzen Kraft dicht aufgeschlossen hinter ihrer Wehrmacht und durchdrangen sie. Nur Frankreich gab 1870/71 schon ein ähnliches Bild.

Wo die Kraft des Heeres und der Marine begann, die des Volkes aufhörte, war in dem jetzigen Kriege nicht mehr zu unterscheiden. Wehrmacht und Volk waren eins. Die Welt sah den Volkskrieg im buchstäblichen Sinne des Wortes. In dieser versammelten Kraft standen die mächtigen Staaten der Erde gegeneinander. Zum Kampf gegen die feindlichen Streitkräfte auf gewaltigen Fronten und weiten Meeren gesellte sich das Ringen gegen die Psyche und die Lebenskraft der feindlichen Völker mit dem Zweck, sie zu zersetzen und zu lähmen.

Leicht und wenig gefahrvoll ist es, mit starken Bataillonen Krieg zu führen und Schlachten zu schlagen. In solche Lagen sind aber der Generalfeldmarschall und ich in den drei ersten Kriegsjahren nicht gekommen. Es blieb uns nichts anderes übrig, als nach Pflicht und Gewissen zu handeln

und das auf uns zu nehmen, was wir für Erringung des Sieges als notwendig ansahen. Der Erfolg war in dieser Zeit auf unserer Seite.

Als wir vom März 1918 an in einem so günstigen Stärkeverhältnis angriffen, wie es der Krieg für Deutschland noch nicht gezeitigt hatte, reichte die Kraft zu großen Siegen, doch nicht zur schnellen Entscheidung aus. Dann erlahmte sie, während der Feind sich verstärkte.

II.

Dieser Welt- und Volkskrieg verlangte Ungeheures von uns Deutschen, auf denen er mit seiner ganzen drückenden Schwere lag. Jeder einzelne mußte das Letzte hergeben, wenn wir ihn gewinnen wollten. Wir mußten in des Wortes wahrer Bedeutung bis zum letzten Bluts- und Schweißtropfen kämpfen und arbeiten und dabei kampfwillig und, mehr noch, siegfreudig bleiben: eine schwere, aber zwingende Anforderung trotz der Not des Lebens, die der Feind uns bereitete, trotz des Ansturms der feindlichen Propaganda, die äußerlich so unmerklich, aber doch von so urgewaltiger Stärke war.

Heer und Marine wurzeln im Vaterland, wie die Eiche im deutschen Boden. Sie leben von der Heimat und schöpfen aus ihr die Kraft. Sie können erhalten, aber nicht erzeugen, was sie bedürfen, und nur mit dem kämpfen, was ihnen die Heimat an seelischen, materiellen und physischen Kräften gibt. Diese befähigen Heer und Marine, zu siegen, zu treuer Hingabe und zu selbstlosem Opfermut im täglichen Kampf und in dem Ungemach des Krieges. Sie allein konnten Deutschland den Enderfolg sichern. Mit ihnen führte das Vaterland diesen Titanenkampf gegen die Welt, wenn auch die Bundesgenossen halfen und die besetzten Gebiete ausgenutzt wurden, soweit dies den Gesetzen des Landkrieges entsprach.

Heer und Marine mußten demnach von der Heimat immer von neuem geistige Spannkraft, Menschen und Kriegsgerät erhalten und sich aus ihr stets wieder verjüngen.

Der Seelenzustand und der Kriegswille daheim waren zu festigen; wehe uns, wenn sie Schaden litten! Je länger der Krieg dauerte, desto größer wurden hierfür die Gefahren, desto mehr gab es zu überwinden, desto zwingender wurde gleichzeitig das Verlangen des Heeres und der Marine nach seelischer und sittlicher Stärkung.

Die personellen und materiellen Kräfte des Vaterlandes waren für die Kriegführung bis zum äußersten zu entfesseln und sicherzustellen.

Das waren gewaltige Aufgaben für die Heimat. Sie war nicht nur das Fundament, auf dem unsere stolze Wehrkraft ruhte, und das keine Risse erhalten durfte, sie war der kraftspendende Quell, der silberklar und rein und doch machtvoll erhalten werden mußte, damit er die Nerven des

Heeres und der Marine stählen und ihre Kräfte immer wieder erneuern konnte. Das Volk bedurfte der inneren Stärke, die es allein zur dauernden Kraftabgabe an Heer und Marine befähigte. Volks- und Wehrmachtskraft griffen so innig ineinander über, daß sie gar nicht zu trennen waren. Die Kriegsfähigkeit der Streitkräfte am Feinde hing eng von der Kriegsfähigkeit des Volkes daheim ab. Es entstand ein Arbeiten und Leben für den Krieg in der Heimat, wie es kaum je zuvor der Fall war. Und dies Leben und Arbeiten hatte die Regierung, hatte der verantwortliche Reichskanzler zu führen und kraftvoll zu erhalten.

Diesem erwuchs noch eine zweite große Aufgabe der Kriegführung: die Leitung des Kampfes gegen die feindlichen Heimatfronten. Sollte Deutschland dies mächtige Kriegsmittel nicht gebrauchen, das es täglich am eigenen Leibe spürte? Sollte an dem Seelenzustande der feindlichen Völker nicht ebenso gerüttelt werden, wie es der Feind bei uns leider so erfolgreich tat? Dieser Kampf war aus der Heimat heraus über das neutrale Ausland und dann erst von Front zu Front zu führen. Allerdings fehlte Deutschland eine mächtige Hilfswaffe der Propaganda: Die Hungerblockade gegen die Bewohner der feindlichen Länder.

Die Regierung hatte große Aufgaben im Dienste des Volkes für die glückliche Beendigung des Krieges zu lösen. Größeres wurde noch von keiner deutschen Regierung gefordert, als die geeinte Kraft des deutschen Volkes dem Kaiser zum Siege auf dem Schlachtfelde zur Verfügung zu stellen und den Kampf gegen den Geist und die Stimmung der feindlichen Völker zu führen. Das Arbeiten und Handeln der Regierung gewannen so eine kriegsentscheidende Bedeutung. Das erforderte von Regierung, Reichstag und Volk ein Aufgehen in dem Kriegsgedanken wie nie zuvor. Es war nicht anders: Die Kraft der Kriegführung ruhte in der Heimat, die Kraftäußerung lag an der feindlichen Front.

Dem großen Ziele, zum Frieden zu kommen, wurde allein durch kraftvolle Kriegführung entsprochen. Mit ihrer Kriegsarbeit förderte daher die Regierung zugleich den Frieden, den unmittelbar herbeizuführen, ihre weitere hehre Aufgabe war.

Der Generalfeldmarschall und ich teilten bald nach unserer Berufung in die Oberste Heeresleitung und nach dem Erkennen der Lage dem Reichskanzler unsere Anschauungen über die Bedürfnisse des Heeres, die zugleich auch die der Marine waren, mit und erörterten die hieraus sich ergebenden Aufgaben der Heimat. Wir riefen ihn zur kriegerischen Zusammenarbeit auf und waren hoffnungsfreudig trotz des bedrohlichen Ernstes der Lage.

Die Regierung hatte unseren Eintritt in die Oberste Heeresleitung begrüßt. Wir kamen ihr mit offenem Vertrauen entgegen. Bald aber begannen zwei Gedankenwelten miteinander zu ringen, vertreten durch die

Anschauungen der Regierung und die unsrigen. Dieser Gegensatz war für uns eine schwere Enttäuschung und zugleich eine ungeheure Belastung.

In Berlin konnte man sich nicht zu unserer Auffassung über die Kriegsnotwendigkeiten bekennen und nicht den eisernen Willen finden, der das ganze Volk erfaßt und dessen Leben und Denken auf den einen Gedanken: Krieg und Sieg einstellt. Die großen Demokratien der Entente haben dies vermocht. Gambetta 1870/71, Clemenceau und Lloyd George in diesem Kriege stellten mit harter Willenskraft ihre Völker in den Dienst des Sieges. Dieses zielbewußte Streben, der machtvolle Vernichtungswille der Entente, wurden von der Regierung nicht in voller Schärfe erkannt. Nie war daran zu zweifeln gewesen. Statt alle vorhandenen Kräfte für den Krieg zu sammeln und im Höchstmaße anzuspannen, um zum Frieden auf dem Schlachtfelde zu kommen, wie dies das Wesen des Krieges bedingte, schlug man in Berlin einen anderen Weg ein; man sprach immer mehr von Versöhnung und Verständigung, ohne gleichzeitig dem eigenen Volk einen starken kriegerischen Impuls zu geben. Man glaubte in Berlin oder täuschte sich dies vor: die feindlichen Völker müßten den Versöhnung verkündenden Worten sehnsüchtig lauschen und würden ihre Regierungen zum Frieden drängen. So wenig kannte man dort die Geistesrichtung der feindlichen Völker und deren Regierungen mit ihrem starken nationalen Denken und stahlharten Wollen. Berlin hatte aus der Geschichte früherer Zeiten nichts gelernt. Man fühlte hier nur das eigene Unvermögen gegenüber der Psyche des Feindes, man verlor die Hoffnung auf den Sieg und ließ sich treiben. Der Gedanke, zum Frieden zu gelangen, wurde stärker als der Wille, für den Sieg zu kämpfen. Der Weg zum Frieden war gegenüber dem Vernichtungswillen des Feindes nicht zu finden. Man versäumte darüber, das Volk den schweren Weg des Sieges zu führen.

Reichstag und Volk sahen sich ohne solche Führung, die sie zum großen Teil heiß ersehnten, und glitten mit der Regierung auf der abschüssigen Bahn. Die gewaltigen Fragen des Krieges an sich wurden immer mehr und mehr beiseite geschoben. Innerpolitisches Denken und das Denken an das eigene Ich überwucherten sie. Das wurde zum Unglück für das Vaterland.

Mag sein, daß die Revolution, die jetzt Europa durchbebt, eine andere Weltordnung herbeiführt und die Gedanken und Empfindungen der Völker reifer macht für einen Frieden der Gerechtigkeit und Versöhnung der Menschheit. Die Waffenstillstands- und Friedensbedingungen stehen allerdings einer solchen Anschauung entgegen. Während ich Erster Generalquartiermeister war, hatte die Welt sich jedenfalls noch nicht geändert.

Die Oberste Heeresleitung nahm den gleichen Standpunkt ein wie Präsident Wilson im November 1918, als er über sein Eintreten für sein

großes amerikanisches Flottenprogramm ausführte: er würde es für unvernünftig halten, wenn Amerika sich in seinem Flottenprogramm einer zukünftigen Weltpolitik schon jetzt anpassen würde, da über diese Weltpolitik noch keine Entscheidung getroffen sei.

In gleichem Sinne schrieb ebenfalls im November 1918 der Vorsitzende des Soldatenrates der 4. Armee:

„Möge sich die Revolution in manchen Köpfen mit Idealen konstruieren lassen. Wer vorm Feinde stand, muß sich sagen, daß die Weltanschauung der Entente augenblicklich noch dem Materialismus huldigt."

Jetzt sieht die erstaunte und in ihren Idealen betrogene Welt klar. Das betörte deutsche Volk aber bezahlt den Wahn mit seinem Leben.

Die Oberste Heeresleitung vertrat die Ansicht, erst solle die Menschheit sich ändern, dann könnten auch wir die Waffen niederlegen und an Verständigung denken; sonst sei mit Sicherheit vorauszusehen, daß wir Schaden leiden würden. Die Friedenspalme ist keine Wehr gegen das Schwert. Solange die Menschen und namentlich unsere Feinde so blieben, wie die Menschheit bisher war, hieß es für Deutschland und jedenfalls für den Generalfeldmarschall und mich als verantwortliche militärische Führer, das Schwert festzuhalten und es immer wieder von neuem zu schärfen. Es war daher unsere ernste Pflicht, gegenüber der Regierung auf der Durchführung der Kriegsnotwendigkeiten zu beharren und zu versuchen, sie mit der Entschlossenheit zu durchdringen, die wir als allein richtig ansehen mußten.

In allen Fragen wandte sich die Oberste Heeresleitung an die verfassungsmäßigen Faktoren. Der Krieg verlangte von ihr in jedem Augenblick schnelle und weitgehende Entscheidungen, er forderte und förderte die Entschlußkraft. In Berlin blieb man in dem gewohnten Friedensgleise. Antworten, auch in den wichtigsten Fragen, gingen oft erst nach Wochen ein. Infolge dieses ungemein schleppenden Geschäftsganges der Berliner Behörden und des Nichterkennens der Kriegsnotwendigkeiten wurde der gegenseitige Verkehrston zuweilen hart. Wir haben dies bedauert. Uns brannte das Feuer auf der Seele. Es mußte schnell gehandelt werden, denn es galt oft, unermeßlichen Schaden zu verhüten.

Im Frieden war die Reichsregierung allen Behörden gegenüber ausschlaggebend. Das Auswärtige Amt fühlte sich über jeder Kritik stehend. Nur schwer konnten sich die Reichsämter daran gewöhnen, daß mit Kriegsausbruch in der Obersten Heeresleitung eine Stelle erstanden war, die nicht nur die Verantwortung mit dem Reichskanzler teilte, sondern so Ungeheures trug, daß sie um so mehr zu tatkräftigem Handeln gezwungen wurde, je weniger sie dies in Berlin vorfand. Ich hätte gewünscht, daß auch die Regierung diesen einfachen Vorgang klar erkannt hätte. Die

Stellung der Generale v. Moltke und v. Falkenhayn zur Regierung war im wesentlichen nicht anders als die des Generalfeldmarschalls und die meinige.

Die Regierung ging ihre eigenen Wege und hat in Rücksicht auf das Wollen der Obersten Heeresleitung nichts unterlassen, was sie zu tun für angemessen hielt. Es geschah aber vieles nicht, was im Interesse der Kriegführung als dringend notwendig bezeichnet war.

Auf einigen Gebieten mußte die Oberste Heeresleitung schon gleich nach Ausbruch des Krieges handelnd hervortreten, wo dies Aufgabe anderer Stellen gewesen wäre. Das weite Gebiet der Presse, der Zensur, der Abwehr feindlicher Spionage und Sabotage daheim, sowie der Feststellung der auf Umsturz der Staatsordnung im Kriege hinarbeitenden Kräfte blieben zum Schaden der Kriegführung der militärischen Selbsthilfe überlassen. Unklarheit in der Zuständigkeit und Personalmangel hemmten die Initiative der zuständigen Behörden. Das tiefe Gefühl der Verantwortung trieb den Generalstab zur schaffenden Arbeit. Er war auch eher in der Lage, den Personalbedarf aus dem Heere, namentlich aus hierfür gut vorgebildeten Offizieren des Beurlaubtenstandes, zu decken. Die Leitung kam hiermit in die Hand des Generalstabes. Die Durchführung verblieb häufig in der Hand der heimischen Gewalten. Die Grenzlinie, hinter der die verantwortlichen Behörden sich für allein zuständig hielten, war nicht klar. Reibungen waren unvermeidlich. Eine klare entschlossene Führung im Innern, um die die Oberste Heeresleitung oft bat, hätte dies ausgeschlossen.

III.

Als Erstem Generalquartiermeister lag es mir oft persönlich ob, die Forderungen der Obersten Heeresleitung gegenüber der Regierung zu vertreten.

Um politische Persönlichkeiten und Parteien habe ich mich nicht bekümmert. Jene Parteien, die immer nur von Verständigung sprachen, statt den Kriegswillen der Nation zu entfachen, sahen die Notwendigkeit der Forderungen der Obersten Heeresleitung nicht ein. Die Regierung dachte wie sie. Und so fanden sich Regierung und Mehrheitsparteien zusammen und lehnten mich mit meinem soldatischen Denken und Wollen innerlich ab.

Es war klar, daß ich mehr Anhänger bei den Parteien fand, die gleich mir eine Verständigung gegenüber dem feindlichen Vernichtungswillen für nicht möglich hielten und daher für die höchste Energie in der Kriegführung eintraten. Ich habe mich nie an sie gewandt, aber sie vertrauten mir. Diese Parteien waren die rechts orientierte Minderheit. Darum stempelten mich die anderen, obschon ich nur an die Kriegführung dachte, zum „Re-

aktionär". Hätte ich die entsprechenden Anschauungen bei den demokratischen Parteien gefunden, so hätte ich auch bei ihnen Anhänger gehabt und ich wäre dann vielleicht bei der Rechten als „Demokrat" verschrieen gewesen, was übrigens von rechtsstehender Seite oft genug geschah.

Ich bin weder „Reaktionär" noch „Demokrat". Ich trete allein für die Wohlfahrt, das kulturelle Gedeihen und die nationale Kraft des deutschen Volkes, für Autorität und Ordnung ein. Auf diesen Pfeilern ruht die Zukunft des Vaterlandes. Während des Krieges hieß das Ziel: Höchste Energie der Kriegführung und Sicherstellung der militärischen und damit gleichbedeutend der wirtschaftlichen Lebensmöglichkeit, auch für die Zeit nach dem Kriege.

Aus der Untätigkeit der Reichsleitung auf vielen Gebieten erwuchs für mich der Übelstand, daß ich von Mißwollenden, zuweilen auch von übereifrigen Freunden, immer mehr ohne mein geringstes Hinzutun und ohne je hervorzutreten, in den Streit der Parteien hineingezogen wurde. Was ich tat, wurde entstellt, aus dem Zusammenhang herausgerissen. Handlungen und Sätze erhielten eine Auslegung, die ihnen nicht innewohnte. Unklare, durch nichts begründete Behauptungen wurden weitergegeben. Mein soldatisches, offenes Denken lehnte dieses alles zunächst mit einem Achselzucken ab, es war zu unwesentlich neben der großen Aufgabe, für die ich handelte. Später bedauerte ich diese Erscheinungen, vermochte sie aber nicht zu ändern. Die Presse bat ich wiederholt, sich nicht mit mir zu befassen. Im übrigen war ich zu sehr beschäftigt, um selbst dazu Stellung zu nehmen. Mir fehlte auch das Podium, mich auszusprechen; überdies traute ich dem deutschen Volke mehr Sinn für die harte Wirklichkeit zu. Der Regierung aber war es recht, einen Blitzableiter gefunden zu haben; statt für mich einzutreten, ließ sie die Hetzer gewähren, sie stellte mich als Diktator hin, schob die Oberste Heeresleitung vor und verschärfte dadurch die Stimmung gegen mich. Dies ist das Gesamtbild. Die Reichskanzler Dr. Michaelis und Graf v. Hertling standen solchem Treiben fern, aber das schwere Unheil — und es war dies meiner militärischen Stellung wegen in seinen Folgen ein nationales Unglück — war bereits geschehen.

Die Oberste Heeresleitung, und in diesem Falle ich persönlich, wurde immer mehr für vieles Ungemach verantwortlich gemacht. So ward ich z. B. mit unvermeidlichen Härten, aber auch Ungeheuerlichkeiten des heimischen Verpflegungssystems in Verbindung gebracht, ja, geradezu als ihr Urheber hingestellt und bezichtigt. Weder der Generalquartiermeister oder der Generalintendant noch ich hatten aber mit der Beschaffung von Verpflegung in der Heimat irgend etwas zu tun. Sie lag allein in Händen des Kriegsministeriums und des Kriegsernährungsamts.

Von sozialdemokratischen Führern hörte ich nach meinem Abgange,

ich wäre für die Handhabung des Versammlungsrechtes durch die stellvertretenden Kommandierenden Generale verantwortlich gewesen. Dies lag ganz außerhalb meiner Kompetenz.

Vielleicht ist folgendes noch charakteristisch. Im Winter 1916/17 wurde die Verkehrs- und Kohlennot mir zur Last gelegt. Der Fehler lag zum größten Teil daran, daß vor meinem Eintritt in die Oberste Heeresleitung zu wenig vorgesorgt war. Im Februar 1917 drang ich auf die Einsetzung eines Kohlenkommissars. Leider wurde nicht gleich die richtige Persönlichkeit gefunden. Erst später erfolgte eine andere Auswahl. Im Sommer 1917 wurden von der Obersten Heeresleitung 50 000 Bergleute aus dem Frontdienst entlassen. Als der Hausbrand im Winter 1917/18 zureichender als im vergangenen Winter war, wurde diese Besserung der Obersten Heeresleitung, die dafür Entscheidendes getan, jedenfalls mehr Anteil daran hatte als an der schlechten Lage im Winter 1916/17, auch nicht im geringsten gedankt oder auch nur angerechnet. Das paßte nicht in den Gedankengang der gegen mich Stimmung machenden oder trotz besseren Wissens Stimmungsmache duldenden Männer.

Bei der ungeheuren Verantwortung, die auf mir ruhte, wünschte ich die Beendigung der Feindseligkeiten; das war gar nicht anders möglich. Oft sprach ich mich in diesem Sinne aus. Es mußte aber ein Frieden erreicht werden, der dem Vaterlande die Lebensmöglichkeit sicherte, sonst war der Krieg verloren. Ich sah die Friedensmöglichkeit nur dann für vorliegend an, wenn auch der Feind friedensbereit war. Ein einseitiges Betonen unserer Friedensbereitschaft schien mir gefahrvoll.

Ich war mir bewußt, daß man Frieden noch lange nicht bekommt, wenn man von ihm spricht und ihn mit heißem Herzen ersehnt. Der pazifistische Gedanke eines Versöhnungsfriedens war von vielen ein Werkzeug wider uns; viele meinten es ehrlich: Dies zeugte von hohem Idealismus, der seine Verwirklichung in dieser Welt des Kampfes bisher noch nicht gefunden hat. Wußten aber die Betreffenden, ob auch der Feind so dachte, und, wenn dies nicht der Fall war, waren sie sich klar darüber, daß sie mit der Verbreitung des Gedankens, wir könnten jeden Augenblick einen solchen Frieden haben, unsägliches Unglück heraufbeschworen, indem sie so, wie die Menschen nun einmal sind, den Kriegswillen, der gar nicht genug zu heben war, entscheidend schwächten? Sie haben unser Volk friedenssehnsüchtig gemacht, nicht den Feind friedenswillig. Sie erschwerten dadurch den Frieden, da die Entente die Zustände bei uns übersah und ausnutzte; sie erschwerten dadurch auch das Streben der Obersten Heeresleitung, den Feind mit den Mitteln dem Frieden geneigt zu machen, die im Kriege allein zum Ziele führen. Sie sind trotz allen Idealismus am Unglück des Vaterlandes schuldig!

Ich kenne bei der Haltung der Feinde keine Gelegenheit zu einem billigen und gerechten Verständigungsfrieden. Alles, was darüber mündlich oder in der Presse verbreitet wird, ist unrichtig. Die Regierung hat der Obersten Heeresleitung nie eine solche Friedensmöglichkeit gezeigt.

Wir hätten gewiß jeden Augenblick einen Frieden haben können, so wie wir ihn jetzt schließen müssen. Welcher Reichskanzler, welcher Staatsmann, welcher deutsch denkende Mann hätte ihn gewollt? Einen anderen Frieden gab es aber nicht, das konnten alle genau wissen, und darum mußten wir auf Sieg kämpfen, nachdem nun einmal der Krieg begonnen hatte.

Graf Czernin dachte schließlich ähnlich wie ich, wenn er sich auch der Wahrheit verschloß. Er sagte in seiner Rede vom 11. Dezember 1918:

„Immer war die Situation nur die, daß wir in einem denkbar günstigen militärischen Momente einen Frieden hätten vorschlagen können, welcher, mit bedeutenden Opfern verbunden, vielleicht die Hoffnung gehabt hätte, von den Feinden angenommen zu werden. Die deutschen Militärs aber wurden, je glänzender ihre Erfolge waren, desto anspruchsvoller, und weniger denn je war es möglich, sie nach großen Siegen zu einer solchen Verzichtpolitik zu bewegen.

Ich glaube übrigens, daß es einen einzigen Moment in der Geschichte dieses Krieges gegeben hat, in dem eine solche Demarche wirklich sehr hoffnungsvoll schien, das war nach der berühmten Schlacht von Gorlice."

Die Schlacht von Gorlice war im Mai 1915. Später lag also — nach Graf Czernins Ansicht — nicht einmal mehr die Möglichkeit eines Friedens selbst unter bedeutenden Opfern vor. Und hätte sie wirklich im Mai 1915 oder später bestanden: nicht nur die deutschen Militärs, sondern fast das ganze deutsche Volk würde einen solchen Frieden abgelehnt haben, solange es noch im stolzen Selbstvertrauen Kraft zum Kampf fühlte! Dieses Selbstvertrauen und diese Kraft mußten die Staatsmänner stählen, um das Vaterland zum Siege zu befähigen und vor einer Niederlage mit ihrem unermeßlichen Unheil zu bewahren. Ein Mittelding gab es eben nach dem Willen unserer Feinde nicht. Unser Wille spielte demgegenüber gar keine Rolle. Noch war der des Feindes nicht gebrochen. War dies durch den militärischen Sieg endgültig geschehen, dann konnten die Diplomaten von Versöhnung sprechen — wenn sie es dann noch wollten.

IV.

Vier Jahre haben wir in tiefster Harmonie wie ein Mann zusammengearbeitet, der Generalfeldmarschall und ich. Ich sah es mit tiefinnerer Genugtuung, daß er die Idealgestalt dieses Krieges für das deutsche Volk, die Verkörperung des Sieges für jeden Deutschen wurde.

Der Generalfeldmarschall ließ mich teilnehmen an seinem Ruhm. Bei der Feier seines siebzigsten Geburtstages am 2. Oktober 1917 kleidete er dies in besonders tief empfundene Worte.

Der Feldherr hat die Verantwortung. Er trägt sie vor der Welt und, was noch schwerer ist, vor sich, vor der eigenen Armee und dem eigenen Vaterlande. Als Chef und Erster Generalquartiermeister war ich voll mitverantwortlich und bin mir dessen stets bewußt gewesen. Ich stehe jederzeit für mein Handeln ein.

Unser beider strategische und taktische Anschauungen deckten sich vollständig, ein harmonisches und vertrauensvolles Miteinanderarbeiten ergab sich daraus von selbst. Ich trug dem Generalfeldmarschall, nach Rücksprache mit meinen Mitarbeitern, kurz und knapp meine Gedanken für die Anlage und Leitung aller Operationen vor und machte ihm einen ganz bestimmten Vorschlag. Ich hatte die Genugtuung, daß der Generalfeldmarschall stets — von Tannenberg an bis zu meinem Abgang im Oktober 1918 — mit meinem Denken übereinstimmte und meine Befehlsentwürfe billigte.

Wir hatten auch die gleiche Auffassung über den Charakter dieses Volkskrieges und die sich hieraus ergebenden Notwendigkeiten. Ebenso waren unsere Ansichten über den Frieden dieselben. Der Generalfeldmarschall erstrebte mit mir, das Leben des deutschen Volkes vor neuem Angriff zu sichern. Er trat auch für dies alles mit seiner Persönlichkeit ein.

Diejenigen, denen die Autorität der Obersten Heeresleitung zur Erreichung ihrer selbstsüchtigen Ziele hinderlich war und noch werden konnte, versuchten zwischen den Generalfeldmarschall und mich einen Keil zu treiben. An seiner Person wagte man nicht zu rütteln, dafür glaubte man mich treffen zu sollen. Man schuf einen Unterschied zwischen dem Handeln und dem Denken des Generalfeldmarschalls und dem meinigen. Er verkörperte hiernach das gute Prinzip, ich das böse. Die solches verbreiteten, mußten den Generalfeldmarschall zum mindesten für allen vermeintlichen Schaden mitverantwortlich machen, sonst untergruben sie seine Stellung und machten aus ihm einen Mann, der nicht die hohen Eigenschaften besitzen konnte, die sie ihm beizulegen beabsichtigten und die sein eigen sind.

Der Ruhm des Generalfeldmarschalls steht fest in den Herzen des deutschen Volkes.

Ich habe ihn hoch verehrt und ihm treu gedient, seinen vornehmen Sinn ebenso geschätzt wie seine Königsliebe und seine Verantwortungsfreudigkeit.

V.

Mein Leben war Arbeit für das Vaterland, den Kaiser und die Armee. Während der vier Kriegsjahre lebte ich nur für den Krieg.

Meine Tage verstrichen regelmäßig. So lange ich Chef im Osten war und Truppen unmittelbar zu führen hatte, richtete sich alles nach den Anforderungen der militärischen Lage. Ich war von 6 oder 7 Uhr morgens bis spät in die Nacht auf dem Geschäftszimmer.

Als Erster Generalquartiermeister war ich in ruhigen Zeiten gegen 8 Uhr im Dienst. Etwa eine Stunde später kam der Generalfeldmarschall, und wir sprachen kurz über die kriegerischen Ereignisse und Absichten und über schwebende Fragen.

Um 12 Uhr hatten wir Vortrag bei Seiner Majestät dem Kaiser.

Punkt 1 Uhr war Frühstück, das ½ bis ¾ Stunden dauerte. Gegen ½4 Uhr war ich wieder auf dem Geschäftszimmer. Um 8 Uhr aßen wir zu Abend; nach einer Pause von 1½ Stunden hielt die Arbeit bis 12 oder 1 Uhr nachts an.

Diese Einförmigkeit wurde nur selten unterbrochen. Auch die vier bis fünf Tage meines Kriegsurlaubs waren vom Dienst nicht frei.

Mit allen Teilen der Front und den verbündeten Obersten Heeresleitungen war ich durch Fernsprecher und Fernschreiber verbunden. Die Armeen meldeten regelmäßig morgens und abends, besondere Ereignisse stets.

Der Feldtelegraphenchef Ost, Oberst Lehmann, und später der Feldtelegraphenchef des gesamten Heeres, Generalmajor Hesse, haben mich weitblickend und wirksam unterstützt. Die Fernsprechformationen des Stabes des Oberbefehlshabers Ost und die Feldtelegraphen-Direktion der Obersten Heeresleitung, die den Verkehr im einzelnen zu vermitteln hatten, haben hervorragend gearbeitet.

Auf der einen Seite war es notwendig, über alle Ereignisse an den gewaltigen Fronten klar zu sehen, auf der anderen Seite aber eine ungemeine Belastung, den Pulsschlag der Kämpfe unmittelbar zu fühlen. Die Oberste Heeresleitung mußte jedoch alle wichtigen Ereignisse sofort erfahren. Denn nur zu oft waren bei dem Mangel an Reserven folgenschwere Entscheidungen unmittelbar zu treffen.

Die Truppenführung, die Sorge für das Heer und für die Kriegsfähigkeit der Heimat ging allen anderen Arbeiten vor. Die militär-politischen Zukunftsfragen kamen erst in zweiter Linie.

Die Stunden der Arbeit wurden ausgefüllt durch eigenes Tun, durch Vorträge der mir unterstellten Abteilungschefs und Dienststellen und Besprechungen.

Mit besonderer Freude und Genugtuung denke ich an das dienstliche und kameradschaftliche Zusammenleben sowohl in meinem Stabe im Osten als auch in der Obersten Heeresleitung.

Bei meiner ungeheuren Arbeitslast und meiner schweren Verant-

wortung konnte ich nur selbsttätige, aufrechte Menschen um mich gebrauchen, von denen ich verlangte, daß sie mir rücksichtslos ihre Ansicht sagten, was sie auch — manchmal recht gründlich — taten. Unsere Zusammenarbeit war auf gegenseitigem Vertrauen von Mann zu Mann aufgebaut. Selbstbewußt und sicher standen meine Mitarbeiter mir treu zur Seite. Sie waren mir hingebungsvolle und selbständige Gehilfen, durchdrungen von höchstem Pflichtgefühl. Natürlich lag bei mir die Entscheidung, denn die Verantwortung erlaubte kein Zögern. Der Krieg verlangte ein schnelles Handeln. Aber in der Entscheidung lag keine Willkür, und da, wo ich einmal von dem Vorschlage meiner Mitarbeiter abwich, habe ich nicht verletzt. Hier und wenn Ansichten auszugleichen waren, habe ich mich bemüht, ohne unklar zu werden, abweichende Meinungen anzuerkennen. Ich freue mich des Ruhmes und des guten Rufes meiner Mitarbeiter. Immer habe ich die Ansicht vertreten und vertrete sie auch heute noch, daß der Krieg so gewaltig war und so Großes forderte, daß ein Mensch allein dem nicht entsprechen konnte. Er ließ sehr vielen Raum zu glänzender Betätigung.

Mein erster Mitarbeiter im Osten war der damalige Oberstleutnant, jetzige Generalmajor Hoffmann, ein geistreicher, vorwärtsstrebender Offizier. Wie ich ihn als Soldaten schätze, geht am besten daraus hervor, daß ich ihn zu meinem Nachfolger vorschlug, als ich Ende August 1916 in die Oberste Heeresleitung kam. Er hat sich in dieser Stellung ebenso glänzend bewährt wie vorher als mein ältester Generalstabsoffizier.

Im Großen Hauptquartier nahm ich mir Oberstleutnant Wetzell zur Bearbeitung der Operationen. Ich kannte und schätzte ihn schon von früher her. Er wußte Bescheid im Westen. Dort hatte er sich als ältester Generalstabsoffizier und Chef des Generalstabes des III. A. K. hervorgetan und besonders vor Verdun Ausgezeichnetes geleistet. Er ist eine vortreffliche Soldatennatur und ein treuer, gefestigter Charakter. Unternehmungslustig und anregend, genau arbeitend, war er mir ein ausgezeichneter und lieber Gehilfe. Als ich mich im September 1918 von ihm trennte, geschah dies in gegenseitiger Verehrung, lediglich aus dem Grunde, weil ich im Stabe eine andere Einteilung vornehmen mußte, um mir eine etwas größere Ruhe zu geben.

Nach Oberstleutnant Wetzell kamen Oberst Heye und Major v. Stülpnagel, der lange Zeit in Berlin mein Bureauoffizier gewesen war, zu mir, zwei gefestigte und klare Soldatennaturen. Ich habe die schwerste Zeit mit ihnen durchlebt, die ein Soldat durchleben kann: als es ersichtlich war, daß der Krieg von uns militärisch nicht mehr zu gewinnen sei. Sie in dieser Zeit verlassen zu müssen, war menschlich das Schwerste, was es für mich gab.

Die organisatorischen Fragen lagen vornehmlich in den Händen der Majore v. Vollard-Bockelberg, Frhr. v. dem Bussche und Frahnert, Männer von ungeheurer Arbeitskraft, Schaffensfreudigkeit und weit vorausschauendem Blick. Sie haben Bedeutendes geleistet.

Drei meiner Mitarbeiter traten für die Öffentlichkeit besonders hervor. Das lag in ihren Arbeitsgebieten.

Oberst Bauer, eine ausgeprägte Persönlichkeit, der gleich mir in der Kriegsfähigkeit der Heimat die Grundlage für den Enderfolg sah, versuchte unablässig, diese zu erhalten und zu heben. Er hat die Entwicklung der Artillerie entscheidend gefördert. Ihm oblag es, den Kriegsgerätbedarf des Heeres gegenüber der Heimat zu vertreten und sich über die Leistungsfähigkeit der Industrie im Verkehr mit Arbeitgebern und Arbeitnehmern ein klares Bild zu verschaffen. Sein Arbeitsgebiet berührte sich eng mit dem des Kriegsamts.

Auch in kriegswirtschaftlichen und vielen taktischen Fragen waren seine Mitarbeit und sein Rat für die Kriegführung von größtem Nutzen.

General v. Bartenwerffer, ein ruhiger und klar denkender Offizier mit warmem vaterländischen Empfinden, war Chef der politischen Abteilung. Es war eine wichtige Aufgabe des Generalstabes des Feldheeres, die Militärpolitik des feindlichen und neutralen Auslandes zu verfolgen und über die sich hieraus ergebenden politischen Fragen mit dem Reichskanzler in Verbindung zu treten. Ebenso lag es mit den politischen Vorgängen in den besetzten Gebieten, sofern sie der Obersten Heeresleitung unterstanden. Die Grenzen, die uns der Krieg geben würde, waren für die weitere militärische Sicherheit des Vaterlandes von maßgebender Bedeutung und alle damit zusammenhängenden Fragen ein wichtiges Arbeitsgebiet der Obersten Heeresleitung. Die politische Abteilung war die schriftführende militärische Dienststelle in allen Friedensfragen.

Der dritte Herr war Oberstleutnant Nicolai, eisern fleißig und pflichttreu und von organisatorischer Begabung. Seine Aufgaben waren besonders vielseitig, vielleicht zu sehr. Das Arbeitsgebiet hatte sich organisch herausgebildet. Dem Oberstleutnant lag die militärische Leitung der Presse und in engem Zusammenhang hiermit, soweit es militärisch möglich war, die Beobachtung und Erhaltung der Stimmung in der Heimat und im Heere ob. In beidem war die Zusammenarbeit mit den Reichsbehörden geboten. Wir erreichten nichts. Presseleitung und Aufklärung blieben daher Stückwerk, dessen waren wir uns bewußt.

Auch die militärische Zensur der Presse ging von Oberstleutnant Nicolai und seinen Organen aus. Daß sie niemand befriedigen konnte, liegt im Wesen dieses für den Krieg leider notwendigen Übels. Ich habe bedauert,

daß die Oberste Heeresleitung diese ausüben mußte, da die anderen Stellen sich zurückhielten.

Das zweite große Arbeitsgebiet des Oberstleutnants Nicolai war der geheime Nachrichtendienst und die Spionageabwehr mit der Post-, Telegramm- und Fernsprechüberwachung, den Grenz- und Postsperren, die Abwehr der Wirtschaftsspionage und der Sabotage. Oberstleutnant Nicolai hat mit seinen Nachrichten die Oberste Heeresleitung gut bedient. Die Ungewißheit liegt im Wesen des Krieges. Auch der Feind hat trotz seiner viel größeren Mittel nie erfahren, was wir vorhatten. Er wurde immer überrascht, nur am 15. Juli 1918 nicht, da hatten wir es ihm zu leicht gemacht.

Die Auswertung der Nachrichten über den Feind für die militärische Entschlußfassung war Aufgabe der Abteilung „Fremde Heere", der Major v. Rauch, ein erfahrener und sorgsamer Generalstabsoffizier, vorstand. Er hat seiner verantwortungsreichen Aufgabe entsprochen. Auch hier hat der Generalstab das geleistet, was füglich erwartet werden konnte.

Ich hatte noch viele andere treue Mitarbeiter in meinem Stabe; ich nenne die Obersten v. Tieschowitz und v. Mertz, die Majore v. Waldow, Crantz, v. Harbou, Hofmann, Bartenwerffer, Muths, die Hauptleute Wever, Gabriel, Geyer, v. Fischer-Treuenfeld, v. Goßler, v. Poseck und andere mehr.

Auch die Beamten und das Unterpersonal standen auf voller Höhe.

Besonders kameradschaftlich verliefen in größerem Kreise die gemeinsamen Mahlzeiten. Der Generalfeldmarschall liebte muntere und angeregte Unterhaltung. Ich beteiligte mich gern, besprach aber auch dienstliche Angelegenheiten. Selbstverständlich wurde peinlich darauf geachtet, daß operative Maßnahmen hier nicht behandelt wurden.

Besuch kam oft, zu Tisch oder auch nur auf das Geschäftszimmer. Gäste waren zuweilen gerade in besonders kritischen Lagen anwesend. Ich entsinne mich, wie im Oktober 1914 in Radom Herren mit einem Liebesgabenzuge ankamen und von der bevorstehenden Einnahme Warschaus sprachen, während ich bereits an den Rückzug von dort denken mußte. In solchem Falle waren die Gäste eine starke Nervenbelastung.

Von durchreisenden Offizieren der verschiedenen Waffen und aus Divisionen von allen Teilen der Front erfuhren wir, wie es in dem Heere zuging, zuweilen besser als durch große offizielle Berichte. Auf enge Verbindung mit der Front legte ich den größten Wert und erhielt viele Anregungen, denen immer nachgegangen wurde. Diese militärischen Besuche waren mir besonders lieb und wertvoll.

Häufig kamen Herren der Regierung aus Berlin und den Bundesstaaten. Der Reichskanzler v. Bethmann Hollweg besuchte uns bereits im Herbste 1914 in Posen und dann im Februar 1915 in Lötzen. Auch die

anderen Reichskanzler kamen oft zu uns. Zuweilen hatten wir parlamentarischen Besuch. Ich gewann immer den Eindruck, daß die Herren gern bei uns waren, welcher Partei sie auch angehörten. Ihnen wie anderen Privatpersonen gegenüber äußerte ich mich natürlich mit gebotener Zurückhaltung über die militärische Lage und meine Gedanken über den Frieden.

Vertreter der Groß- und Schwerindustrie, des Handels und der Arbeitnehmer- und Angestellten-Verbände kamen zuweilen und haben an unserem Tisch gesessen.

Es kamen die neutralen Militär-Attachés, neutrale Offizier-Abordnungen, die die Front bereisten, heimische und fremde Berichterstatter, auch Männer der Presse und der Wissenschaft sowie der Kunst.

An der Tafel des Oberbefehlshabers Ost waren Vertreter aus allen Teilen Ost- und Westpreußens besonders häufig anwesend.

Viele Fürsten waren bei uns zu Gast.

Eine besondere Ehrung war es natürlich, wenn Seine Majestät der Kaiser uns besuchte. Die Unterhaltung blieb auch dann zwanglos, wir hatten das Gefühl, daß Seine Majestät gern bei uns war.

Mir war der Gästebesuch bei Tisch deshalb ganz besonders lieb, da ich hier Gelegenheit fand, die verschiedenen Fragen, die zur Erörterung standen, zu besprechen. Ich hatte so nachher mehr Zeit für meine anderen militärischen Aufgaben.

VI.

Die Führung des Heeres verlangt Willen und Voraussicht, sie verlangt aber auch eine Beherrschung des gewaltigen Heeresorganismus, die nur durch eiserne Arbeit gewonnen und erhalten werden kann. Ein Mehr kommt hinzu, das ist das Verständnis für die Psyche der Truppen und die Eigenart des Feindes. Das läßt sich nicht mehr erarbeiten, es liegt wie unendlich vieles in der Persönlichkeit. Imponderabilien gewinnen mit der Größe der Aufgabe an Bedeutung. Vertrauen und der Siegglaube verbinden Führer und Truppen.

Die Heeresgruppen- und die Armee-Oberkommandos leisteten uns selbsttätige und verständnisvolle Mitarbeit bei unserer so überaus schweren Aufgabe. Wir standen mit ihnen in regem Gedankenaustausch; die Entscheidung aber lag bei uns. Die Oberste Heeresleitung hatte auch auszugleichen und für Einheitlichkeit der Auffassung auf den unendlich vielen Gebieten zu sorgen, die das Leben der Armee ausmachen. Bei dem häufigen Verschieben der Truppen wurde dies besonders wichtig.

Mit diesen gebotenen Einschränkungen waren die Kommandobehörden in ihren Befehlsbereichen selbständig. Das war ausgesprochener während der Operationen und im Angriff als im Stellungskrieg und in der Abwehr.

Es gab naturgemäß taktische Lagen, bei denen in Einzelanordnungen die Ansichten der Kommandobehörden mit denen der Obersten Heeresleitung auseinandergingen. Die Entscheidung blieb dann häufig bei der örtlichen Kommandobehörde. Ich stand dabei vor inneren Konflikten: hatte sie den Erfolg für sich, so freute ich mich; hatte sie Mißerfolg, so fühlte ich mich belastet.

Auf mündliche Aussprache und das Sammeln unmittelbarer Eindrücke legte ich den größten Wert. Ich fuhr gern an die Front und benutzte als Erster Generalquartiermeister stets einen Sonderzug mit besonderen Arbeits- und Telegraphenwagen. Der Dienst hörte während der Fahrt nicht auf. Auf bestimmten Stationen wurden die Tagesmeldungen wie im Hauptquartier entgegengenommen und im Bedarfsfalle mit aller Welt in Verkehr getreten.

Mein persönliches Verhältnis zu Stäben und Truppen war harmonisch. Man schenkte mir viel Vertrauen.

Besonders gern denke ich an meine Beziehungen zum Hauptquartier des Deutschen Kronprinzen. Der Kronprinz zeigte viel Verständnis für den militärischen Beruf und stellte kluge, sachgemäße Fragen. Er liebte den Soldaten und bekümmerte sich um die Truppe. Er war nicht für den Krieg, sondern sprach für den Frieden. Dies bleibt richtig, auch wenn andere das Gegenteil behaupten. Der Kronprinz hat es stets bedauert, daß er für seinen Beruf als späterer Kaiser nicht genügend vorbereitet wurde, und hat sich alle mögliche Mühe gegeben, dies nachzuholen. Er meinte mir gegenüber, er habe es schlechter als ein Facharbeiter. Auch hat er eine Denkschrift darüber ausgearbeitet, die er seinem Kaiserlichen Vater und dem Reichskanzler überreichte. Dem Kronprinzen haben seine Äußerlichkeiten geschadet; er war mehr, als er hiernach schien.

Der Chef der Heeresgruppe Deutscher Kronprinz, Oberst Graf v. der Schulenburg, ein sehr klar denkender und tatkräftiger Offizier, war mir eine gute und zuverlässige Stütze.

Auch bei der Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht von Bayern war ich häufig. Ihr umsichtiger und ungemein fleißiger Generalstabschef, General v. Kuhl, war ein alter Jugendbekannter von mir; ich konnte seine Ruhe auch in schweren Lagen bewundern.

Es würde zu lang werden, wenn ich auch die anderen Heeresgruppen und Armeen besprechen würde. Ich möchte hier nur noch des Generals v. Loßberg gedenken. Dieser hervorragende Offizier und Kampforganisator hat dem Vaterlande und der Armee oft geholfen. Sein Vertrauen zu mir war mir eine besondere Genugtuung.

Bei meiner Anwesenheit an der Front trugen mir die Chefs die Lage vor. Die Oberbefehlshaber waren hierbei zugegen. Die Chefs sprachen sich

genau so unumwunden aus wie die Herren des Hauptquartiers. Sie wußten, daß ich ihre eigene Ansicht hören und Klarheit haben wollte, aber kein potemkinsches Dorf. Zuweilen wurden die Armeen daran erinnert, daß nur objektiv Wahres zu melden sei, Ungünstiges genau so wie Günstiges.

An den Vortrag schloß sich eine Erörterung, in der die Oberbefehlshaber eingriffen, wenn sie nicht selbst den Vortrag übernahmen, wofür ich besonders dankbar war. Das dem Vortrage in der Regel folgende Zusammenbleiben gab mir Gelegenheit zur Aussprache mit den Oberbefehlshabern über viele Fragen.

Mein Verkehr mit den Armeen blieb nicht auf die wöchentlichen Reisen beschränkt. Ich sprach jeden Morgen mittels Fernsprechers mit den Armeechefs und hörte ihre Sorgen und ihre Zuversicht. Oft kamen sie mit Bitten. Wo ich helfen konnte, geschah es, das wußten sie. Ich habe den Chefs oft gut zugesprochen und dann das Gefühl gehabt, daß die Herren wieder vertrauensvoller an ihre schwere Aufgabe gingen. Von dem sogenannten grünen Tisch war die strategische und taktische Lage manchmal einwandfreier zu übersehen als an Ort und Stelle unter der Wirkung starker persönlicher Eindrücke.

Es handelte sich für mich bei den Ferngesprächen um eine Orientierung. Befehle wurden dabei nur in dringenden Fällen gegeben und dann schriftlich an die Oberkommandos nochmals ausdrücklich wiederholt.

Selbstverständlich war, daß den Oberbefehlshabern mein Gespräch gemeldet wurde. Einer Chefherrschaft war ich durchaus abhold. Die Oberbefehlshaber waren auch zu selbständige Naturen, als daß dies einreißen konnte.

Es wurden mir einzelne Fälle bekannt, wo unter Berufung auf die Autorität der Obersten Heeresleitung Befehle erteilt waren, die ich nie gebilligt haben würde; da, wo ich dies hörte, griff ich scharf ein.

Wo ich nicht selbst sehen konnte, entsandte die Oberste Heeresleitung Generalstabsoffiziere zur Berichterstattung nach vorn oder zu den Armee-Oberkommandos, um so unmittelbar ein möglichst klares Bild von der Lage an Ort und Stelle zu gewinnen.

Änderungen in der Stellenbesetzung der obersten Dienststellen waren unvermeidlich. Sie wurden durch die Kommandobehörden bei dem Chef des Militärkabinetts, für den Generalstab bei dem Chef des Generalstabes des Feldheeres beantragt. Das war schon im Frieden im wesentlichen nicht anders gewesen. Auch die Oberste Heeresleitung regte in einzelnen Fällen Personenwechsel an.

Solches wurde nötig, wenn es darauf ankam, an den Brennpunkten des Kampfes besonders kriegserfahrene Offiziere zu haben. Dies kam der

Kriegführung und namentlich der Truppe zugute und sparte uns Menschenleben.

Ein Austausch unter den Oberbefehlshabern und Armeechefs trat auch während besonders langandauernder Kämpfe ein, zumal wenn diese nicht glücklich verliefen. Das war für diese Männer auf die Dauer eine ganz ungeheure Nervenbelastung. Generalkommandos, die abgekämpft waren, wurden an den Kampffronten durch andere ersetzt. Der Wechsel war störend, aber die Nachteile, die daraus erwuchsen, konnten überwunden werden. Ganze Armee-Oberkommandos durften nicht ausgetauscht werden, es wären damit zu schwere Reibungen auf unendlich vielen Gebieten, namentlich für die Versorgung der Armee, verbunden gewesen. Es blieb nichts anderes übrig als ein Personenwechsel. Die Unruhe, die damit verbunden war, mußte als kleineres Übel in Kauf genommen werden.

Auf Antrag der Obersten Heeresleitung wurden zuweilen Oberbefehlshaber und Chefs abgelöst, wenn für Führung und Truppe Nachteile auszuschließen waren; auch ein natürliches Nachlassen der Spannkraft hier oder dort war bei der Länge des Krieges durchaus erklärlich. Zu unserer Genugtuung handelte es sich aber lediglich um ganz vereinzelte Fälle. Es blieb dies eine schwere Aufgabe; ohne Härten, vielleicht auch Ungerechtigkeiten, wird hierbei trotz aller Gewissenhaftigkeit nicht verfahren sein. Gegenvorstellungen gab ich soweit als möglich Raum, litt aber die Sache dadurch Schaden, so mußte ich mir Vorwürfe machen, die mir niemand abnehmen konnte.

Unter den starken Eindrücken des 8. August 1918 bot ich dem Generalfeldmarschall meine Stellung an. Gewiß hatten auch mich die schweren Enttäuschungen gegen Ende des Krieges mitgenommen, aber ich blieb Herr meiner Nerven.

Lüttich.

I.

Der Sturm auf die Festung ist mir die liebste Erinnerung meines Soldatenlebens. Es war eine frische Tat, bei der ich kämpfen konnte, wie der Soldat in Reih und Glied, der im Kampf seinen Mann stellt.

Bei Ausbruch des Krieges war ich Brigadekommandeur in Straßburg. Lange Zeit war ich im Generalstabe gewesen, und zwar zuletzt, vom März 1904 ab bis Januar 1913, mit einer nur kurzen Unterbrechung in der Aufmarschabteilung, deren Chef ich dann wurde. Ich gewann Einblick in unsere Kriegsvorbereitungen und in die gegenseitigen Stärkeverhältnisse. Meine Hauptarbeit war der Aufmarsch. Die Weisungen dazu gab der Chef des Generalstabes selbst.

Der Aufmarsch, der im August 1914 stattfand, stammt aus der Gedankenwelt des Generals Grafen v. Schlieffen, eines der größten Soldaten, die je gelebt haben. Er war von ihm für den Fall geplant, daß die Neutralität Belgiens von Frankreich nicht geachtet werden würde oder daß Belgien sich Frankreich anschlösse. Unter dieser Voraussetzung ergab sich der Einmarsch der deutschen Hauptkräfte in Belgien von selbst. Jede andere Operation wäre durch die dauernde Bedrohung des deutschen rechten Heeresflügels aus Belgien gelähmt worden und hätte eine schnelle Entscheidung gegen Frankreich ausgeschlossen. Diese war aber notwendig, um der großen Gefahr des russischen Eindringens in das Herz Deutschlands rechtzeitig begegnen zu können. Angriff auf Rußland und Verteidigung gegen Westen bedeutete in der angenommenen Kriegslage, wie dies ungezählte Kriegsspiele erhärtet hatten, von vornherein einen langen Krieg und wurde vom Grafen v. Schlieffen verworfen.

Die Gedanken des Grafen v. Schlieffen wurden zur Tat umgesetzt, als an dem Verhalten Belgiens und Frankreichs Zweifel nicht mehr bestanden.

Inwieweit General v. Moltke mit dem Reichskanzler v. Bethmann über die Frage des Durchmarsches durch Belgien in Verbindung getreten ist, weiß ich nicht. Von meiner Abteilung aus hat ein solcher Verkehr nicht stattgefunden. Sie war dazu nicht berufen. Ob Oberquartiermeister hiermit beauftragt waren, entzieht sich ebenfalls meiner Kenntnis. Wir waren

alle von der Richtigkeit jenes Aufmarsches überzeugt. An die Neutralität Belgiens glaubte niemand.

In unserer ungünstigen militärpolitischen Lage, inmitten Europas umringt von Feinden, mußten wir mit einer großen gegnerischen Überlegenheit rechnen und uns rüsten, wenn wir uns nicht freiwillig erdrücken lassen wollten. Wie Rußland zum Kriege trieb und sein Heer dauernd verstärkte, war bekannt. Es wollte Österreich-Ungarn entscheidend schwächen und Herr des Balkans werden. In Frankreich lebte der Revanchegedanke in neuer Stärke auf, die alten deutschen Reichslande sollten wieder französisch werden. Viele Vorgänge in Frankreich, die Wiedereinführung der dreijährigen Dienstzeit, ließen an den dort herrschenden Absichten keinen Zweifel aufkommen. England sah mit Mißbehagen unseren wirtschaftlichen Aufschwung, unsere billige Arbeit und eisernen Fleiß. Deutschland war dabei die stärkste Landmacht Europas. Es hatte zudem eine gute, in voller Entwicklung befindliche Flotte. Dies ließ England für seine Weltbeherrschung fürchten. Der Angelsachse fühlte sich in den Gewohnheiten seines Herrenlebens bedroht. Die englische Regierung vereinigte ihre Seestreitkräfte, deren Schwerpunkt noch vor kurzem im Mittelmeer lag, in der Nordsee und im Kanal. Die drohende Rede Lloyd Georges vom 21. Juli 1911 warf ein grelles Schlaglicht auf die Absichten Englands, die es sonst so überaus geschickt verhüllte. Es war mit immer steigender Sicherheit darauf zu rechnen, daß der Krieg uns bald aufgezwungen und daß es ein Kampf werden würde, der seinesgleichen auf dieser Welt noch nicht hatte. Die Unterschätzung der voraussichtlichen gegnerischen Kräfte, wie sie in Deutschland in nicht militärischen Kreisen angetroffen wurde, war gefährlich.

Noch in der letzten Stunde, im Herbst 1912, als alle Zweifel an den feindlichen Absichten geschwunden waren und im Heer mit aller Kraft und eisernem Fleiß in deutscher Pflichttreue gearbeitet wurde, entwarf ich den Plan zu einer großen Heeresverstärkung, die den Wünschen einsichtsvoller Volkskreise und klar blickender parlamentarischer Parteien entgegenkam. Ich vermochte den General v. Moltke zu bewegen, damit an den Reichskanzler heranzutreten. Dieser muß die Lage ebenfalls für überaus ernst angesehen haben, denn er stimmte sofort dem Antrage zu. Er veranlaßte den Kriegsminister, eine Vorlage auszuarbeiten, ohne indessen wenigstens nunmehr eine klare und zielbewußte Politik, die die Psyche der Völker richtig einschätzte, zu treiben. Diese Schlußfolge hätte sich für ihn ergeben müssen. Die Milliardenvorlage trug ihrer ganzen Entstehungsgeschichte nach keinen aggressiven Charakter, sie glich nur das schlimmste Mißverhältnis aus und bezweckte die tatsächliche Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht. Noch immer gab es Tausende von Wehrpflichtigen, die nicht dem Vaterlande dienten. Es wurden nicht nur

personelle Kräfte, sondern vornehmlich Verstärkung unserer Festungen und auch Material verlangt. Alles wurde bewilligt; mein dringend geäußerter Wunsch aber, daß drei neue Armeekorps aufgestellt würden, wurde nicht erfüllt. Sie wurden gar nicht angefordert. Dies hat sich schwer gerächt. Die Korps fehlten zu Beginn des Krieges, und die Neuformationen, die wir im Herbst 1914 aufstellen mußten, zeigten alle Nachteile einer Improvisation. Später waren die Neubildungen von vornherein kräftiger, dafür schwächten sie aber auch die bereits bestehenden Truppen, die starke Abgaben leisten mußten.

Noch bevor die ganze Vorlage abgeschlossen war, wurde ich nach Düsseldorf als Kommandeur des Füsilier-Regiments 39 versetzt. Mein Drängen nach jenen drei Armeekorps hat dabei eine Rolle gespielt.

II.

Der Frontdienst ist eine lebendige Arbeit. Der rege Umgang und das stete unmittelbare Zusammenwirken mit Menschen und für Menschen, die meiner Obhut anvertraut waren, die Ausbildung von Offizier, Unteroffizier und Soldat, die militärische Erziehung des Jünglings zum Mann, zogen mich jetzt nach langer Geschäftszimmer-Arbeit besonders an. Dreizehn Jahre war ich aus dem Frontdienst heraus gewesen. Jetzt waren Rekrutenbesichtigungen mein erster Dienst beim Regiment. Siebenmal habe ich in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts als junger Offizier Rekruten gehabt, und zwar beim Infanterie-Regiment Nr. 57 in dem alten Wesel und bei der Marine-Infanterie in Wilhelmshaven und Kiel. Später tat ich einige Wochen Dienst im Leib-Grenadier-Regiment Nr. 8 in Frankfurt a. O. und war 1898 bis 1900 Kompagnie-Chef im Infanterie-Regiment Nr. 61 in Thorn, für mich eine unvergeßliche Zeit. In Düsseldorf freute ich mich nun über das, was aus jenen Zeiten haften geblieben war.

Der hohen Verantwortung, die auf mir als Regimentskommandeur lag, war ich mir um so mehr bewußt, als ich den kommenden Krieg mit großen Schritten herannahen sah. Ich wies mein Offizierkorps in verschiedenen Ansprachen auf den ungeheuren Ernst der Zeit hin. Ich sah in der Armee die Grundlage der Sicherheit und Zukunft Deutschlands, aber auch den Hort der Ruhe nach innen. Daß die Armee nach dieser Richtung hin eingesetzt werden müsse, dafür war — Gott sei Dank — 1913 auch nicht das geringste Anzeichen vorhanden.

Die Manneszucht, der Offizier wie Mann unterworfen waren, bildete für mich den Grundstein, auf dem allein sich eine kriegsmäßige Ausbildung des Heeres aufbauen konnte. Sie war auch nur in längerer Dienstzeit zu

erwerben. Nur, was in Fleisch und Blut eines in Manneszucht gefestigten Mannes übergegangen ist, hält jahrelang fest und überdauert auch dann noch die zersetzenden Eindrücke des Kampfes und die tiefen seelischen Einflüsse eines langen Krieges. Unsere gute Friedensausbildung mußte unsere zahlenmäßige Unterlegenheit ausgleichen, mit der wir in jedem kommenden Kriege zu rechnen hatten.

In der durch Manneszucht gefestigten Truppe galt es für mich, selbsttätige und verantwortungsfreudige Soldaten zu erziehen. Die Manneszucht soll den Charakter nicht töten, sondern ihn stärken. Sie soll ein gleichmäßiges Arbeiten aller, unter Zurückstellung jedes Denkens an die eigene Person, nur auf ein Ziel hin herbeiführen. Dieses Ziel ist der Sieg. Was von dem Mann in der Schlacht verlangt wird, läßt sich nicht ausdrücken. Das Erheben zum Sprung im feindlichen Feuer ist eine große Tat. Sie ist noch lange nicht die schwerste. Welche Verantwortungsfreudigkeit, welche ungeheure Entschlußkraft gehört dazu, sich selbst und andere in den Tod zu führen — oder zu schicken! Das sind Handlungen von unendlicher Schwere, die niemand beurteilen kann, der sie nicht selbst ausgeübt hat.

Neben der Fürsorge für den Mann und der Förderung der Unteroffiziere, auch für ihren späteren Beruf, war für mich die Weiterbildung des Offizierkorps und die Erziehung des jungen Offiziers eine besonders bedeutungsvolle Aufgabe. Das Friedensoffizierkorps bleibt, während die Offiziere des Beurlaubtenstandes, die Unteroffiziere und Mannschaften wechseln. Es wird so zum Träger des Geistes im Heere, es muß dessen große Taten und die Geschichte des Vaterlandes kennen, wie alle Männer in leitender Stelle sie beherrschen müssen. Nichts läßt sich ohne schweren Schaden aus dem historischen Zusammenhang herausreißen. Der Offizier, unterstützt von den Unteroffizieren, wird in ernster Stunde zum Hüter der staatlichen Ordnung, das sollte von niemand vergessen werden. Die Abgeschlossenheit des Offizierkorps und im engen Zusammenhang hiermit das Fernstehen des Offiziers vom politischen Leben hatten hierin vornehmlich ihren Grund.

Ich suchte meine Offiziere mit dem Wesen des modernen Krieges bekanntzumachen. Ich strebte danach, in ihnen zur Erfüllung ihrer schweren Aufgaben das Selbstbewußtsein zu stärken, das sie dazu gebrauchen, das sich aber nicht in Überhebung äußern darf.

Ich widmete mich mit großem Eifer der Ausbildung des Regiments und hatte die Genugtuung, daß es am Feinde seinen Mann gestanden hat. Es war eine tiefe Freude für mich, daß ich im Laufe des Krieges ihm à la suite gestellt und später auch sein Chef wurde. Bei meinem Abgang erhielt das Regiment meinen Namen. Ich bin stolz auf das Füsilier-Regiment General Ludendorff.

Im April 1914 kam ich nach Straßburg, wo unter General v. Deimling ein reges militärisches Leben herrschte. Die Stellung als Brigadekommandeur war eine ganz andere wie die als Regimentskommandeur in Düsseldorf. Es fehlte das unmittelbare Zusammenleben mit der Truppe und dem Offizierkorps. Meine Arbeit lag nur auf dem Gebiet der Ausbildung. Ich hatte noch die Freude, vor dem Kriegsausbruch meine Brigade meinen Vorgesetzten auf dem Bitscher Übungsplatz vorzustellen.

Meine Wiederverwendung als Oberquartiermeister im Großen Generalstabe kam in Frage. Ich wurde mit Generalstabsarbeiten beschäftigt. Im Mai machte ich eine große Generalstabsreise mit, die in Freiburg i. Br. begann und in Cöln endigte. Auch Seine Kaiserliche Hoheit der Kronprinz nahm daran teil. Er widmete sich ernst und mit Eifer seinen Aufgaben und zeigte gleichzeitig gutes militärisches Verständnis und Blick für große Lagen. Im August sollte ich eine sogenannte „Mehl"-Reise leiten, bei der auf strategischer Grundlage die Versorgung einer Armee zu besprechen war.

Die Note Österreich-Ungarns an Serbien Ende Juli schreckte auch mich in Straßburg auf. Niemand konnte ihren Ernst verkennen. Bald wurde der Krieg gewiß. Die Diplomatie stellte die deutsche Armee vor eine unendlich schwere Aufgabe. Mit großer Spannung sah ich nach Berlin und empfand es jetzt, daß ich abseits aller großen Ereignisse stand.

III.

Am 1. August wurde die Mobilmachung ausgesprochen. Meine Frau war sogleich nach Berlin abgereist, da alle Offizier- und Beamtenfamilien Straßburg verlassen mußten. Wir haben während der vier Kriegsjahre uns kein eigenes Heim einrichten können. Ich konnte meine Frau nur ganz selten wie im Fluge sehen. Meine Familie ist zu kurz gekommen in dieser gewaltigen Zeit, da mich der Dienst dauernd band.

Ich fuhr am 2. August früh mit meinen Pferden über Cöln nach Aachen, wo ich abends eintraf. Meine Mobilmachungsbestimmung ließ mich Oberquartiermeister bei der 2. Armee werden, deren Oberbefehlshaber General v. Bülow, Chef General v. Lauenstein waren.

Ich trat zunächst zum General v. Emmich, der die Aufgabe hatte, mit einigen schnell mobilgemachten, gemischten Infanterie-Brigaden, die aber nicht die volle Kriegsstärke hatten, die Festung Lüttich durch Überraschung zu nehmen. Dem Heere sollte hierdurch der Weg nach Belgien hinein freigemacht werden.

Mein Quartier in Aachen war das Hotel Union.

Am 3. August früh traf General v. Emmich ein. Ich sah ihn zum ersten Male. Tiefe Hochachtung verband mich von da ab mit diesem be-

deutenden Soldaten bis zu seinem Tode. Sein Stabschef war Oberst Graf v. Lambsdorff, ein ausgezeichneter Offizier, der sich bei Lüttich und später große Verdienste erwarb.

Am 4. August früh erfolgte der Vormarsch über die belgische Grenze, während in Berlin sich der Reichstag in vaterländischer Kundgebung hinter die Regierung stellte und die anwesenden Parteiführer nach Verlesung der Thronrede dem Kaiser feierlich durch Handschlag das Gelöbnis unbedingter Treue durch helle und dunkle Tage ablegten. Am gleichen Tage machte ich bei Visé, hart an der holländischen Grenze, mein erstes Gefecht mit. Es war ganz klar, daß Belgien auf unsern Einmarsch seit langem vorbereitet war. Die Straßen waren so planmäßig zerstört und gesperrt, wie es nur bei anhaltender Arbeit möglich war. An der belgischen Südwestgrenze haben wir nichts von ähnlichen Sperren entdecken können. Warum hat Belgien gegen Frankreich nicht die gleichen Maßnahmen ergriffen?

Die Frage, ob wir die Brücken bei Visé unversehrt besetzen würden, war von besonderer Bedeutung. Ich begab mich zu dem Kavalleriekorps v. der Marwitz, das dorthin angesetzt war. Es kam nur langsam vorwärts, da ein Verhau nach dem andern die Straße sperrte. Auf meine Bitte wurde eine Radfahrer-Kompagnie vorgeschickt. Bald darauf kam ein Radfahrer zurück: die Kompagnie wäre nach Visé hineingefahren und vollständig vernichtet. Ich machte mich mit zwei Mann dorthin auf und fand zu meiner Freude die Kompagnie unversehrt, nur der Führer war gerade durch einen Schuß vom anderen Maasufer her schwer verwundet. Die Erinnerung an diese kleine Episode hat mir später geholfen. Ich wurde unempfindlicher gegen Tataren- oder, wie es später hieß, Etappengerüchte.

Die schönen, großen Maasbrücken bei Visé waren zerstört: Belgien war auf den Krieg eingestellt.

Am Abend war ich in Hervé, meinem ersten Quartier auf feindlichem Boden. Wir übernachteten in einem Gasthof gegenüber dem Bahnhof. Alles war unversehrt. Wir legten uns ruhig schlafen. In der Nacht erwachte ich durch ein lebhaftes Geschieße, auch gegen unser Haus. Der Franktireurkrieg in Belgien begann. Er lebte am nächsten Tage allerorts auf und hat so ausschlaggebend zu der Erbitterung beigetragen, die diesen Krieg im Westen, im Gegensatz zu der Stimmung im Osten, in den ersten Jahren kennzeichnen sollte. Die belgische Regierung hat eine schwere Verantwortung auf sich geladen. Sie hat den Volkskrieg planmäßig organisiert. Die Garde civique, die im Frieden ihre Waffen und Uniformen hatte, konnte einmal in diesem, dann in jenem Gewande auftreten. Auch die belgischen Soldaten müssen zu Beginn des Krieges noch einen besonderen Zivilanzug im Tornister mitgeführt haben. Ich sah auf der Nordost-

front Lüttichs in den Schützengräben bei Ft. Barchon Uniformen liegen, die die dort kämpfenden Soldaten zurückgelassen hatten.

Solche Art von Krieg entsprach nicht den kriegerischen Gebräuchen. Es ist unserer Truppe nicht zu verdenken, wenn sie mit größter Schärfe dagegen einschritt. Unschuldige werden mit zu leiden gehabt haben, aber die „belgischen Greuel" sind eine überaus geschickte und mit allem Raffinement erfundene und verbreitete Legende. Sie müssen einzig und allein der belgischen Regierung zur Last gelegt werden. Ich selbst war mit dem Gedanken einer ritterlichen und humanen Kriegführung ins Feld gezogen. Dieser Franktireurkrieg mußte jeden Soldaten anwidern. Mein soldatisches Empfinden hatte eine schwere Enttäuschung erlitten.

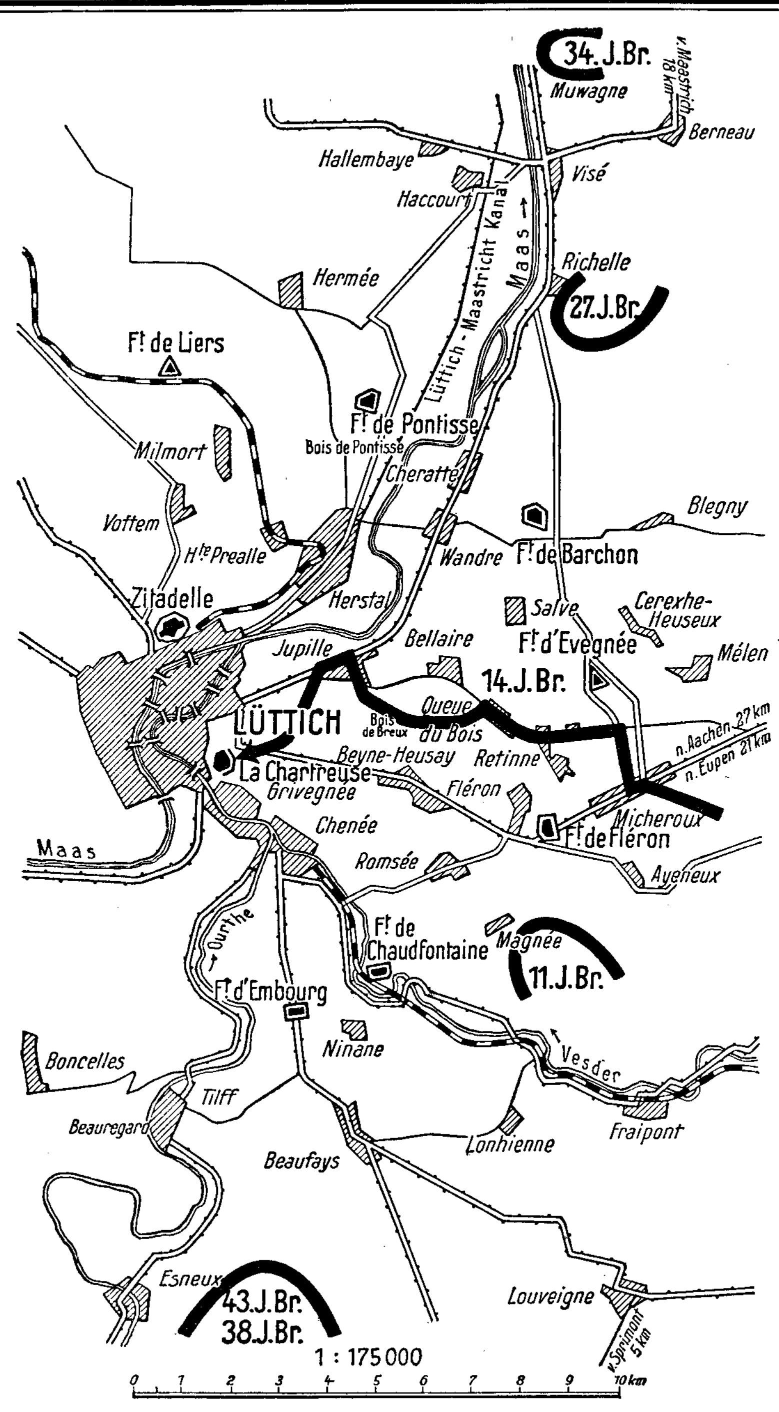
IV.

Die Aufgabe, die die vorausbeförderten Brigaden vor Lüttich zu lösen hatten, war schwer. Es war auch eine unerhört kühne Tat, durch die Fortlinie einer neuzeitlichen Festung hindurch in deren Inneres einzudringen. Die Truppen fühlten sich beklommen. Aus Gesprächen mit Offizieren entnahm ich, daß die Zuversicht auf Gelingen des Unternehmens nur gering war.

In der Nacht vom 5. zum 6. August begann der Vormarsch durch die Werke nach Lüttich hinein. In einer Einzelschrift des Generalstabes, herausgegeben bei Stalling in Oldenburg, ist die gesamte Handlung beschrieben. Es liegt nicht in meiner Absicht, sie zu wiederholen, ich will nur meine persönlichen Erlebnisse schildern.

Gegen Mitternacht des 5./6. verließ General v. Emmich Hervé. Wir ritten zur Versammlung der 14. Inf. Brig. — Generalmajor v. Wussow — nach Micheroux, etwa 2 bis 3 km von Ft. Fléron entfernt. Auf der Straße, die von dem Fort aus unmittelbar bestrichen werden konnte, sammelten sich in tief dunkler Nacht die Truppen mit den ihnen noch recht ungewohnten, aber so überaus segensreichen Feldküchen in einer wenig kriegsmäßigen Weise. In diese Versammlung hinein fielen einige Schüsse aus einem Hause südlich der Straße. Es entstanden Kämpfe. Das Fort aber schwieg, es war ein Gotteswunder. Etwa gegen 1 Uhr begann der Vormarsch. Er führte uns nördlich Ft. Fléron vorbei über Retinne hinter die Fortlinie und dann auf die am Rande der Stadt gelegenen Höhen der Chartreuse. Dort sollten wir am frühen Vormittag sein; die übrigen Brigaden, die die Fortlinie an anderer Stelle durchbrechen sollten, hatten zu gleicher Zeit die Stadt zu erreichen.

Der Stab des Generals v. Emmich war ziemlich am Ende der Marschkolonne. Plötzlich ein Halt von längerer Dauer. Ich schob mich von hinten durch die Marschkolonne nach vorn hindurch. Der Halt war ohne jeden



Skizze 1. **Lüttich.** Lage am 6. August 1914 abends.

Grund entstanden, im Gegenteil war die Auffassung der Lage, die ihn verursacht hatte, eine recht bedauerliche gewesen. Ich selbst war eigentlich nur Schlachtenbummler, hatte keine Befehlsgewalt und sollte nur mein später eintreffendes Armee-Oberkommando über die Vorgänge bei Lüttich unterrichten sowie die Maßnahmen des Generals v. Emmich mit den zu erwartenden Anordnungen des Generals v. Bülow in Einklang bringen. Ich setzte die Kolonne selbstverständlich in Marsch und blieb an ihrem Anfang. Die Verbindung nach vorn war inzwischen verlorengegangen. In voller Dunkelheit, mit Mühe den Weg verfolgend, kamen wir nach Retinne. Der Anschluß nach vorn fehlte immer noch. Ich trat mit der Spitze aus einem falschen Dorfausgang hinaus. Schüsse schlugen uns entgegen. Rechts und links fielen Leute. Den hörbaren Einschlag der Geschosse in menschliche Körper werde ich nie vergessen. Wir machten einige Sprünge gegen den nicht sichtbaren Feind, dessen Feuer lebhafter wurde. In der Dunkelheit war das Zurechtfinden nicht leicht. Es konnte aber kein Zweifel sein, daß wir falsch gegangen waren. Wir mußten aus dem Feuer zurück, das war peinlich. Die Mannschaften konnten nur glauben, ich hätte Furcht. Es half nichts, Höheres stand auf dem Spiel. Ich kroch zurück und gab den Leuten den Befehl, bis an den Dorfrand zu folgen.

In Retinne setzte ich mich auf den richtigen Weg. Hier sah ich den Pferdeburschen des Generals v. Wussow mit dessen Pferden. Er meinte, der General sei gefallen. Mit geringer Begleitung schlug ich den richtigen Weg, die Chaussee nach Queue du Bois, ein. Plötzlich ein Feuerschein vor mir. Ein Kartätschschuß prasselte die Straße entlang, wir blieben unverletzt. Nach wenigen Schritten stießen wir auf einen Haufen toter und verwundeter deutscher Soldaten. Es war die Spitze mit General v. Wussow, ein früherer Kartätschschuß mußte sie getroffen haben. Ich sammelte die nach und nach eintreffenden Soldaten des Jäger-Bataillons 4 und des Infanterie-Regiments 27 und beschloß, die Führung der Brigade zu übernehmen. Zunächst galt es, die Geschütze zu beseitigen, die die Straße beschossen. Die Hauptleute v. Harbou und Brinckmann vom Generalstabe schoben sich mit einigen tapferen Leuten durch die Hecken und Gehöfte zu beiden Seiten der Chaussee an die Geschütze heran. Die starke Besatzung ergab sich. Der weitere Weg war frei.

Wir gingen vor und traten bald darauf in Queue du Bois in einen schweren Häuserkampf. Es wurde allmählich hell. Die beiden Generalstabshauptleute, der Kommandeur der 4. Jäger, Major v. Marcard, der Kommandeur der II. Abteilung Feld-Regiments 4, Major v. Greiff, und sein vortrefflicher Adjutant Oberleutnant Neide, einige Soldaten und ich schritten vorweg. Eine Feldhaubitze und später eine zweite wurden in gleiche Höhe vorgeholt. Sie säuberten die Straßen und schossen in die Häuser rechts

und links. So kamen wir langsam vorwärts. Ich mußte oft die Mannschaften, die nur zögernd vorgingen, ermahnen, mich nicht allein gehen zu lassen. Endlich lag das Dorf hinter uns. Die Bevölkerung war übrigens geflüchtet. Es handelte sich hier um Kämpfe gegen die reguläre belgische Armee.

Beim Heraustreten aus dem Dorf erkannten wir nach der Maas zu eine in Richtung Lüttich marschierende Kolonne. Ich hoffte, es wäre die 27. Inf. Brig. Es waren aber Belgier, die über die Maas kopflos abzogen, statt uns anzugreifen. Lange Zeit dauerte es, bis die Lage festgestellt war. Inzwischen verstärkten sich die bei mir befindlichen Kräfte durch das Eintreffen zurückgebliebener Soldaten. Der Durchbruch durch die Fortlinie war gelungen. Das Infanterie-Regiment 165 unter seinem hervorragenden Kommandeur, dem damaligen Oberst v. Oven, rückte geschlossen heran. General v. Emmich traf ein. Der Vormarsch auf die Chartreuse wurde fortgesetzt.

General v. Emmich stellte mir noch Teile der weiter südlich angesetzten 11. Inf. Brig. zur Verfügung in der Annahme, daß auch sie durchgebrochen sei. Der Weitermarsch fand ohne Zwischenfälle statt. Im Angesicht der Werke an der Nordfront Lüttichs erstiegen wir aus dem Maastal die Höhen östlich der Chartreuse. Als die Brigade dort eintraf, war es etwa 2 Uhr geworden. Die Geschütze wurden gegen die Stadt gerichtet. Ab und zu wurde ein Schuß abgegeben, teils als Signalschuß für die anderen Brigaden, teils um den Kommandanten und die Stadt willfährig zu machen. Ich mußte sorgfältig mit der Munition haushalten, sie war sehr knapp geworden. Die Truppe war erschöpft und durch den zersetzenden Kampf teilweise stark mitgenommen. Die Offiziere hatten ihre Pferde verloren. Die Feldküchen waren zurückgeblieben. Ich ließ die Brigade rasten und verpflegte sie, so gut es ging, durch Beitreibungen aus den umliegenden Häusern.

Bald erreichte General v. Emmich wieder die Brigade. Von den Höhen östlich der Chartreuse hatten wir einen schönen Überblick über die Stadt. Sie lag zu unseren Füßen. Aus ihr heraus, auf dem jenseitigen Ufer der Maas, erhob sich die Zitadelle. Dort wurden plötzlich weiße Fahnen gesetzt. General v. Emmich wollte einen Parlamentär hinsenden. Ich schlug vor, den feindlichen zu erwarten. Der General blieb bei seinem Entschluß. Hauptmann v. Harbou ritt in die Stadt. Um 7 Uhr abends kam er wieder: die weiße Flagge wäre gegen den Willen des Kommandanten gezeigt. Zum Einmarsch in Lüttich war es zu spät geworden. Eine schwere Nacht stand bevor.

Inzwischen hatte ich die Brigade sich einrichten lassen. Unsere Lage war ungemein ernst. Von den anderen Brigaden kam keine Nachricht, auch von der 11. nicht. Meldereiter waren nicht durchgekommen. Es

wurde immer klarer: die Brigade befand sich allein im Fortgürtel, abgeschlossen von der Außenwelt. Wir mußten mit feindlichen Gegenangriffen rechnen. Besonders unbequem waren für uns etwa tausend belgische Gefangene. Als erkannt wurde, daß die vor uns liegende Chartreuse, ein altes Festungswerk, unbesetzt war, sandte ich eine Kompagnie mit diesen Gefangenen dorthin. Der Kompagniechef muß an meinem Verstande gezweifelt haben.

Die Nervosität der Truppe steigerte sich bei Einbruch der Dunkelheit. Ich ging die Fronten ab und ermahnte die Leute zur Ruhe und festen Haltung. Das Wort „Wir sind morgen in Lüttich" richtete sie auf.

General v. Emmich mit seinem Stabe fand in einem kleinen Bauernhof Unterkunft.

Ich werde die Nacht vom 6./7. August nie vergessen. Es war kalt. Meine Sachen hatte ich zurückgelassen, Major v. Marcard gab mir seinen Umhang. Gespannt lauschte ich, ob irgendwo ein Kampf hörbar würde. Ich hoffte immer noch, daß wenigstens die eine oder andere Brigade die Fortlinie durchbrochen habe. Alles blieb still, nur alle halbe Stunde fiel ein Haubitzschuß auf die Stadt. Die Spannung war unerträglich. Gegen 10 Uhr abends gab ich einer Jäger-Kompagnie, Hauptmann Ott, den Befehl, die Maasbrücken in Lüttich zu besetzen, um sie für weiteren Vormarsch in der Hand und eine Sicherung für die Brigade weiter vorn zu haben. Der Hauptmann sah mich an — und ging. Die Kompagnie erreichte ohne Kampf ihr Ziel. Meldungen kamen nicht zurück.

Es wurde Morgen. Ich ging zum General v. Emmich und besprach mit ihm die Lage. Der Entschluß, einzurücken, stand fest. Nur den Zeitpunkt wollte sich der General noch vorbehalten. Während ich die Aufstellung der Brigade verbesserte und versuchte, die Vormarschstraße der 11. Inf. Brig. zu erreichen, erteilte mir sehr bald darauf der General v. Emmich den Befehl zum Einmarsch. Oberst v. Oven hatte die Vorhut. Der Rest der Brigade mit den Gefangenen folgte in gewissem Abstande, General v. Emmich mit seinem Stabe und ich mit dem Brigadestabe an dessen Anfang. Während des Einmarsches ergaben sich viele umherstehende belgische Soldaten. Oberst v. Oven sollte die Zitadelle besetzen. Meldungen veranlaßten ihn, dies nicht zu tun, sondern den Weg in Richtung Ft. Loncin, im Nordwesten der Stadt, einzuschlagen und sich an diesem Ausgang von Lüttich aufzustellen. In der Annahme, daß Oberst v. Oven auf der Zitadelle sei, fuhr ich mit dem Brigade-Adjutanten in einem belgischen Kraftwagen, den ich mir nahm, dorthin voraus. Kein deutscher Soldat war dort, als ich eintraf. Die Zitadelle war noch in feindlicher Hand. Ich schlug an das verschlossene Tor. Es wurde von innen geöffnet. Die paar hundert Belgier ergaben sich mir auf meine Aufforderung.

Die Brigade rückte nun an und besetzte die Zitadelle, die ich sofort zur Verteidigung einrichtete.

Meine selbstübernommene Aufgabe war damit beendet. Ich konnte General v. Emmich bitten, mich nunmehr zu entlassen. Ich beabsichtigte, auf dem gleichen Wege, auf dem ich hineingekommen war, aus der Festung herauszufahren, um das Armee-Oberkommando von dem Vorgefallenen in Kenntnis zu setzen, die anderen Brigaden aufzusuchen und den Artillerieaufmarsch gegen die Forts einzuleiten. Noch während ich auf der Zitadelle war, trafen einige hundert Mann deutsche Gefangene ein, die jetzt befreit waren. Die 34. Inf. Brig. war auf dem westlichen Maasufer mit ihren Anfängen durchgebrochen, hatte aber dann den Kampf aufgegeben. Die durchgebrochenen Teile waren gefangen genommen. Dann kam noch die 11., später die 27. Inf. Brig., so daß General v. Emmich, als ich ihn verließ, doch über eine gewisse Macht verfügte. Allerdings lagen Meldungen vor, daß Franzosen von Namur in Vormarsch wären. Die Lage blieb also verzweifelt ernst. Sie konnte erst als gesichert angesehen werden, wenn wenigstens einige Ostforts gefallen waren.

V.

Mein Abschied von General v. Emmich war bewegt. Um 7 Uhr trat ich die Fahrt nach Aachen an, die eigenartig war. Ein Mann der Garde civique erbot sich, mich dorthin zu bringen. Er wählte einen Kraftwagen aus, den ich aber ablehnte. Der Kraftwagen, den ich nahm, versagte schon in der Zitadelle. Mir blieb so nichts anderes übrig, als mich blind dem belgischen Soldaten anzuvertrauen. Die Fahrt ging glatt. Wir kamen durch Hervé; mein Quartier und der Bahnhof waren niedergebrannt. Auf deutschem Gebiet blieb der Wagenführer plötzlich halten und erklärte mir, er könne nicht weiterfahren. Mit Hilfe verschiedener Fahrgelegenheiten traf ich dann spät abends mit meinem belgischen Soldaten in Aachen ein. Ich wurde dort in dem Hotel Union wie ein vom Tode Auferstandener begrüßt. Hier fand ich auch unsere große Bagage mit meinem Burschen Rudolf Peters, der mir Treue während sechs langer Jahre bewahrt hat. Sein größter Wunsch war das Eiserne Kreuz; er konnte es nicht erhalten, da die Verleihung desselben an ihn meinen Anschauungen widersprach. In Aachen aß ich schnell und fuhr dann in der Nacht nach vorn, um die Brigaden zu suchen. Beinahe 90 Stunden kam ich nicht aus den Kleidern. Ich traf zufällig mein altes Regiment, das in aller Eile auf die Bahn gesetzt war, um bei Lüttich zu helfen. Auch die Oberste Heeresleitung in Berlin hatte über unser Schicksal die schwersten Befürchtungen gehegt.

Die Lage unserer Truppen in der Festung war hochgespannt. Ich

hatte Sorge um ihr Geschick. Diese Spannung löste sich, der Feind tat nichts.

Die Schilderung der weiteren Ereignisse vor Lüttich fällt der Kriegsgeschichte zu.

Ich vermochte nur noch bei der Einnahme des Ft. de Pontisse an der Nordfront mitzuwirken und kam hinzu, als das Ft. Loncin fiel. Ein Schuß unseres 42 cm-Geschützes hatte es getroffen. Die Munitionsräume waren in die Luft gegangen und das Werk in sich zusammengefallen. Geschwärzte, geistig völlig verwirrte belgische Soldaten, vermischt mit deutschen Kriegsgefangenen aus der Nacht vom 5./6. August, krochen aus den Trümmerhaufen hervor. Blutend, mit hocherhobenen Händen, kamen sie uns entgegen. „Ne pas tuer, ne pas tuer" (Nicht töten, nicht töten) brachten sie stammelnd hervor. Wir waren keine Hunnen. Unsere Soldaten brachten Wasser herbei, um den Feind zu erfrischen.

Die Werke kamen nach und nach und so rechtzeitig in unsere Hand, daß der rechte Flügel des deutschen Heeres den Vormarsch über die Maas nach Belgien hinein ungehindert ausführen konnte. Mir war ein Stein vom Herzen gefallen.

Ich habe es als besondere Gunst des Schicksals angesehen, daß ich bei der Einnahme von Lüttich mitwirken konnte, zumal ich im Frieden an dem Entwurf zum Angriff mitgearbeitet hatte und von der Wichtigkeit der Aufgabe durchdrungen war. Seine Majestät verlieh mir für die Führung der Brigade den Orden Pour le mérite. General v. Emmich erhielt ihn selbstverständlich als Erster. Er war der verantwortliche Führer. Auch die Einnahme von Lüttich war eine Tat, bei der nicht einer allein, sondern eine Reihe von Männern mitgewirkt hat, die sich in den Ruhm teilen können, die Festung bezwungen zu haben.

Den weiteren Vormarsch in Belgien machte ich in meiner Stellung als Oberquartiermeister mit. Ich hatte Gelegenheit, alle Fragen der Heeresversorgung gründlich kennen zu lernen, deren Beherrschung mir mein späteres Amt als Chef sehr erleichterte. Auf den Fahrten durchs Land kam ich auch nach Andenne und sah ein schauerliches und ergreifendes Bild der Verheerungen des Franktireurkrieges.

Am 21. August wohnte ich noch dem Sambre-Übergang der 2. Garde-Div. westlich Namur bei. Die Entwicklung zum Gefecht war ruhig. Es war erhebend, die schönen, stattlichen Leute des Augusta-Regiments in den Kampf ziehen zu sehen.

Am 22. August morgens erhielt ich meine Berufung nach dem Osten.

Als Chef des Generalstabes im Osten

vom 22. August 1914 bis 28. August 1916.

Tannenberg.

(Karten I und II.)

I.

Die Briefe der Generale v. Moltke und v. Stein, die mich in das Große Hauptquartier nach Coblenz beriefen und mir mitteilten, daß ich Chef des Generalstabes der 8. Armee in Ostpreußen geworden sei, erreichten mich am 22. August 9 Uhr vormittags im Hauptquartier der 2. Armee halbwegs Wavre—Namur. Hauptmann v. Rochow überbrachte sie.

General v. Moltke schrieb:

„Sie werden vor eine neue schwere Aufgabe gestellt, vielleicht noch schwerer als die Erstürmung Lüttichs..... Ich weiß keinen anderen Mann, zu dem ich so unbedingtes Vertrauen hätte als wie zu Ihnen. Vielleicht retten Sie im Osten noch die Lage. Seien Sie mir nicht böse, daß ich Sie von einem Posten abberufe, auf dem Sie vielleicht dicht vor einer entscheidenden Aktion stehen, die, so Gott will, durchschlagend sein wird. Sie müssen auch dies Opfer dem Vaterlande bringen. Auch der Kaiser sieht mit Vertrauen auf Sie. Sie können natürlich nicht für das verantwortlich gemacht werden, was geschehen ist, aber Sie können mit Ihrer Energie noch das Schlimmste abwenden. Folgen Sie also dem neuen Ruf, der der ehrenvollste für Sie ist, der einem Soldaten werden kann. Sie werden das in Sie gesetzte Vertrauen nicht zuschanden machen.“

General v. Stein, damals Generalquartiermeister und später Kriegsminister, schloß seinen Brief:

„Also Sie müssen hin. Hier fordert es die Staatsraison. Schwer ist die Aufgabe, aber Sie werden es schon machen.“

Ich erfuhr noch von Hauptmann v. Rochow, General v. Hindenburg solle Oberbefehlshaber werden, man wisse jedoch nicht, ob der General zu finden sei und annehmen würde.

Ich war stolz auf meine neue Aufgabe und auf das Vertrauen, das zu mir aus den Briefen sprach. Ich war gehoben von dem Gedanken, dem Kaiser, der Armee und dem Vaterlande in schwerster Lage an

entscheidender Stelle zu dienen. Vaterlandsliebe und Königstreue sowie die klare Erkenntnis, daß jeder einzelne der Pflicht für Familie und Staat zu leben hat, waren das Erbteil, das ich aus meinem Elternhause in das Leben nahm. Meine Eltern waren nicht begütert, irdischen Lohn brachte ihre treue Arbeit nicht. Wir lebten sehr sparsam und einfach ein harmonisches und glückliches Familienleben. Mein Vater sowohl wie meine Mutter gingen ganz in der Fürsorge für uns sechs Geschwister auf. Den Eltern sei Dank hierfür vor aller Welt.

Als junger Offizier mußte ich mich redlich durchs Leben schlagen. Meine Lebensfreudigkeit litt nicht darunter. Ich saß viel in meiner bescheidenen Leutnantswohnung in Wesel, Wilhelmshaven und Kiel und las Geschichte und Kriegsgeschichte sowie geographische Schriften. Was ich als Kind in mich aufgenommen, erweiterte sich. Ich wurde stolz auf mein Vaterland und seine bedeutenden Männer. Glühend verehrte ich Bismarcks gewaltige und leidenschaftliche Größe. Das Wirken unseres Herrscherhauses für sein Preußen-Deutschland zeichnete sich deutlich ab. Aus der Treue, die ich geschworen hatte, wurde ein tief inneres Gefühl der Hingabe. Der ausschlaggebende Wert von Heer und Flotte für unsere Sicherheit, nachdem Deutschland immer wieder das Schlachtfeld Europas gewesen war, drängte sich mir förmlich auf, wenn ich die Geschichte Schritt für Schritt verfolgte. Ich erkannte zugleich durch den Blick ins Leben die Größe und Bedeutung der friedlichen Leistungen des Vaterlandes für die Kultur und die Menschheit.

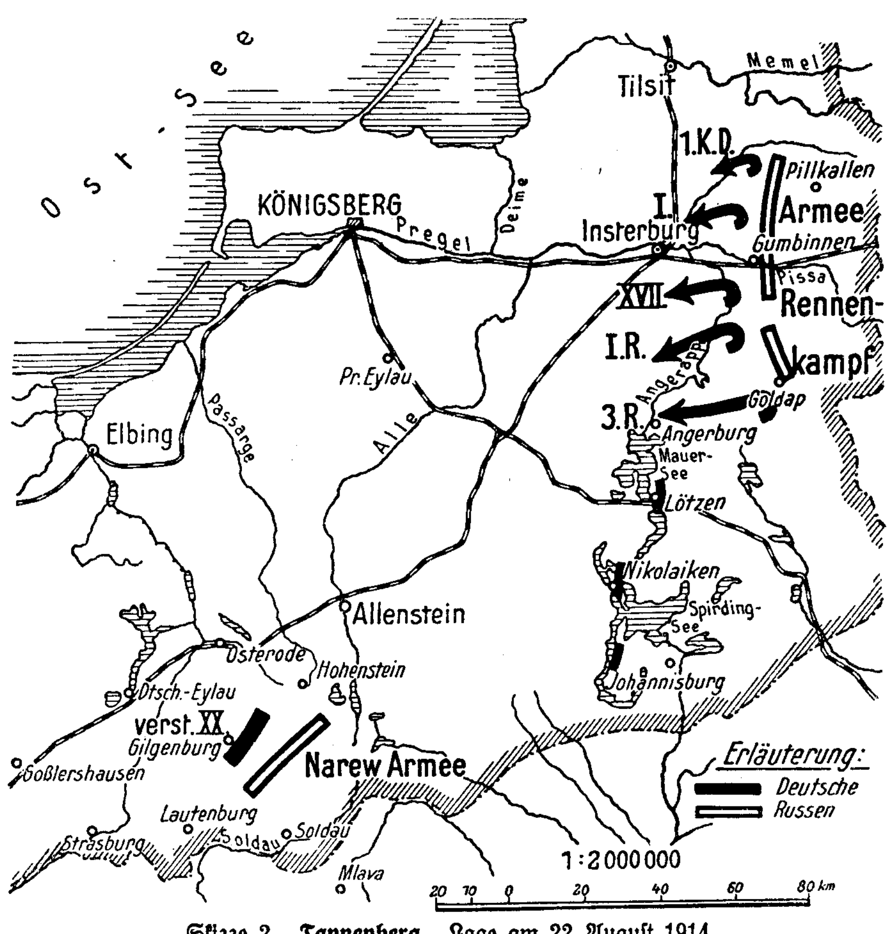
Als ich 1904 in die Aufmarschabteilung des Großen Generalstabes versetzt wurde, begann mein unmittelbares Wirken für die Armee. Der Abschluß war mein Eintreten für die Milliardenvorlage.

Lange Zeit war meine Mobilmachungsbestimmung: Chef der Operationsabteilung der Obersten Heeresleitung. Als ich mein Regiment in Düsseldorf bekam, hörte sie naturgemäß auf. Mein Nachfolger im Großen Generalstab erhielt sie. Die Mobilmachungsbestimmung als Oberquartiermeister der 2. Armee war mir wegen Lüttich bedeutungsvoll, sonst nicht besonders anziehend gewesen.

Ich hatte unter General v. Moltke in der Leitung viele Große Generalstabsreisen mitgemacht und einen tiefen Blick in den großen Krieg getan. Meine neue Stellung bot mir Gelegenheit, zu zeigen, ob ich die Gedanken des großen Lehrmeisters des Generalstabes, des Generals Grafen v. Schlieffen, wenn auch nur im engeren Rahmen, in die Tat umzusetzen verstände. Mehr konnte einem Soldaten im Krieg nicht geboten werden. Daß ich diese Stellung in einer für das Vaterland so überaus ernsten Lage erhielt, bedauerte ich tief.

Mein ganzes Inneres und mein deutsches Empfinden spornten mich zur Tat.

In einer Viertelstunde saß ich im Kraftwagen, um nach Coblenz zu fahren. Ich kam über Wavre. Am Tage vorher hatte ich es als friedliche Stadt gesehen, jetzt fand ich es in Flammen. Auch dort hatte die Bevölkerung den Kampf aufgenommen. Das waren die Abschiedsgrüße aus Belgien.



Skizze 2. **Tannenberg.** Lage am 22. August 1914.

Um 6 Uhr abends war ich in Coblenz. Ich meldete mich sogleich beim General v. Moltke, der mir abgespannt erschien. Nun erfuhr ich Näheres über die Lage im Osten. Die 8. Armee hatte am 20. August bei Gumbinnen die russische Njemen-Armee unter Rennenkampf angegriffen. Der Offensivstoß hatte trotz anfänglicher Fortschritte keinen entscheidenden Erfolg gebracht. Der Kampf hatte abgebrochen werden müssen. Die Armee befand sich seitdem in vollem Rückzuge zwischen Mauer-See und Pregel über die Angerapp nach Westen und nördlich des Pregels hinter die Deime,

die vorderste Befestigungslinie der Festung Königsberg. Das I. A. K. sollte von den Stationen westlich Insterburg mit der Eisenbahn nach Goßlershausen zur Verfügung des Armee-Oberkommandos und die 3. Res. Div. von Angerburg nach Allenstein—Hohenstein zur Verstärkung des XX. A. K. gefahren werden.

Die nur leicht befestigte Seenlinie Nikolaiken—Lötzen war in unserer Hand. Es hatte sich ihr nur schwächerer Feind genähert.

Der Kommandierende General des XX. A. K., General v. Scholtz, befehligte an der Südgrenze Ostpreußens. Er hatte seine Divisionen, die ihm noch unterstehende 70. Ldw. Brig., Teile der Kriegsbesatzung von Thorn und der anderen Weichselfestungen unter steten Kämpfen mit der russischen Narew-Armee unter Samsonow bei Gilgenburg und östlich zusammengezogen. Er wurde von ihr sehr hart bedrängt.

Mit dem Weitermarsch der beiden feindlichen Armeen zu beiden Seiten der Seensperre war zu rechnen. General v. Moltke sagte mir, daß die 8. Armee die Absicht habe, das Land östlich der Weichsel zu räumen, nur die Festungen sollten ihre Kriegsbesatzungen behalten und verteidigt werden. Die 8. Armee hatte diesen Entschluß zweifellos in der Erwartung gefaßt, daß die Entscheidung im Westen bald fiele, dann konnte mit den von dort eintreffenden Verstärkungen Ostpreußen zurückerobert und der eingedrungene Feind geschlagen werden. Bei den strategischen Kriegsspielen des Generals Grafen v. Schlieffen ist dies oft durchgespielt worden. Wenn die Voraussetzung zutraf, war der Entschluß der 8. Armee, sich für den späteren Kampf zu erhalten, richtig. Aber er berücksichtigte nicht die Wirklichkeit des Krieges und trug nicht der ungeheuren Verantwortung Rechnung, eigenes Land dem Feinde zu überlassen. Was die durch den Krieg unmittelbar betroffenen Länder auch bei humanster Kriegführung zu leiden haben, das hat dieser Weltkampf der Menschheit wieder gelehrt. So, wie nun einmal die Verhältnisse sich entwickelten, hätte uns der Rückzug hinter die Weichsel unsere Niederlage gebracht. Wir würden die Weichsellinie vor der russischen Übermacht nicht gehalten haben, zum mindesten waren wir nicht imstande, die k. u. k. Armee im September unmittelbar zu unterstützen. Ihr Zusammenbruch wäre dann erfolgt. Die Lage, die ich vorfand, war zweifellos sehr ernst, aber schließlich gab es doch noch Auswege.

Auf meine Bitte wurde sogleich nach dem Osten befohlen, daß der Rückmarsch der Hauptteile der 8. Armee für den 23. einzustellen sei. Das I. R. K., das XVII. A. K. und die Hauptreserve der Festung Königsberg hatten zu rasten. Das I. A. K. sollte nicht in Goßlershausen, sondern näher bei General v. Scholtz in der Gegend östlich Deutsch-Eylau ausgeladen werden. Alle irgendwie noch verfügbaren Teile der Kriegsbesatzungen von Thorn, Kulm, Graudenz, Marienburg waren nach Strasburg und Lauten-

3*

burg zu fahren. Diese Kriegsbesatzungen bestanden nur aus Landwehr- und Landsturmformationen. Es bildete sich so im südwestlichen Teil von Ostpreußen eine starke Armeegruppe. Mit ihr konnte angegriffen werden, während die nördliche Gruppe im weiteren Rückmarsch in südwestlicher Richtung verblieb oder scharf nach Süden zu einem Kampf gegen die Narew-Armee herangezogen wurde. Was zu geschehen hatte, konnte erst an Ort und Stelle angeordnet werden. Ohne neue Schlacht sollte der Russe nicht abkommen. Hierzu die Trennung der beiden feindlichen Armeen auszunutzen, lag allen Generalstabsoffizieren in Fleisch und Blut.

Ich meldete mich auch bei Seiner Majestät dem Kaiser. Seine Majestät war in ruhiger Stimmung, sprach ernst über die Lage im Osten und bedauerte tief, daß ein Teil des deutschen Vaterlandes feindlichem Einfall ausgesetzt sei. Er gedachte der Leiden seiner Landeskinder. Der Kaiser übergab mir den für Lüttich verliehenen Orden Pour le mérite und sagte mir anerkennende Worte. Es wird dies eine stolze und wehmütige Erinnerung für mein Leben bleiben.

Um 9 Uhr abends fuhr ich im Sonderzug von Coblenz nach dem Osten.

Kurz vor meiner Abfahrt erhielt ich die Mitteilung, daß General v. Hindenburg den Oberbefehl angenommen habe und in Hannover 4 Uhr morgens in den Zug einsteigen würde. In Hannover war der General auf dem Bahnhof. Ich meldete mich bei ihm. Wir sahen uns dabei zum erstenmal. Alles andere gehört in das Gebiet der Legendenbildung.

Ich trug kurz die Lage vor, dann begaben wir uns zur Ruhe.

Am 23. August, gegen 2 Uhr nachmittags, waren wir in Marienburg, wo das Oberkommando uns erwartete. Die Lage hatte sich geändert. Der Entschluß, hinter die Weichsel zu gehen, war aufgegeben. Es sollte zunächst die Passarge gehalten werden. General Grünert, Oberquartiermeister der 8. Armee, und Oberstleutnant Hoffmann hatten dahin gewirkt.

Unser Empfang in Marienburg war frostig. Mir war es wie eine andere Welt: Von Lüttich und dem schnellen Vormarsch im Westen in diese gedrückte Stimmung. Alles änderte sich schnell. Die Stimmung hob sich. Das Zusammenleben im Stabe wurde so, wie ich es früher beschrieb.

II.

Major Valdivia, der treffliche spanische Militärattaché während des Krieges, fragte mich im Oktober 1914 bei seinem ersten Besuch im Hauptquartier in Posen, ob die Schlacht bei Tannenberg nach einem lange feststehenden Plan geschlagen worden sei. Ich mußte dies verneinen. Er war verwundert; viele, auch er, hatten es angenommen.

Ein Aufmarsch kann und muß eine lange Zeit vorbereitet sein. Die

Schlachten im Stellungskriege erfordern etwas Ähnliches. Im Bewegungskriege und bei der Schlacht aus dem Bewegungskriege heraus wechseln die Bilder, die sich der Führer zu machen hat, in bunter Reihenfolge. Da muß er sich nach seinem Gefühl entschließen: das Soldatenhandwerk wird zur Kunst und der Soldat zum Feldherrn.

Der Gedanke über die Führung der Schlacht formte sich in seinen Einzelheiten allmählich in der Zeit vom 24. bis 26. August. Die große Frage war, ob es tatsächlich möglich sein würde, das I. R. K. und das XVII. A. K. von der Armee Rennenkampf wegzuführen, um sie mit den anderen Teilen der 8. Armee zu einem Schlage gegen die Narew-Armee zu vereinigen. Es hing dies allein von Rennenkampf ab. Wußte er seinen Erfolg bei Gumbinnen auszunutzen, marschierte er schnell vor, so war dies undenkbar. Es blieb dann nur übrig, das I. R. K. und das XVII. A. K. in mehr südwestlicher Richtung gegen Wormditt zurückzunehmen, während die andere Gruppe der 8. Armee die Narew-Armee aufhielt, um ihr günstigenfalls eine Schlappe zu bereiten. Auch an starre Verteidigung in irgendeiner Linie östlich der Weichsel konnte zur Not gedacht werden.

Allmählich wurde es klar, daß Rennenkampf nur ganz langsam vormarschierte. Dementsprechend konnten die beiden Armeekorps nach und nach aus ihrem Rückmarsch etwa über die Linie Bartenstein—Gerdauen in scharf südlicher Richtung auf Bischofsburg, Neidenburg abgedreht werden.

Zunächst wurde unter dem Schutze der 1. Kav. Div. und des I. R. K. das XVII. A. K. über Schippenbeil auf Bischofstein nach Süden gezogen. Als es hinter dem I. R. K. abgeflossen war und am 26. von Bischofstein auf Bischofsburg vormarschierte, wurde nun auch das I. R. K. südlich Schippenbeil vorbei in Richtung Seeburg vorgeführt. Front gegen Rennenkampf behielt nur die 1. Kav. Div. etwa bei Schippenbeil und südlich. Von ihr erhielt am 26. noch die 1. Kav. Brig. Befehl, über Rössel auf Sensburg vorzumarschieren. Vom 27. August ab standen demnach nur zwei Kavallerie-Brigaden zwischen Mauer-See und Pregel gegen 24 sehr starke Infanterie- und mehrere Kavallerie-Divisionen Rennenkampfs. Die Seensperre war westwärts offen, konnte umgangen, Königsberg mit Leichtigkeit abgeschlossen werden.

Der Entschluß zur Schlacht baute sich auf der Ansicht über die Schwerfälligkeit der russischen Führung auf, er war tief begründet durch die Aufgabe, trotz unserer Unterlegenheit zu siegen, aber doch von ungeheurer Schwere.

Die Korps marschierten hier in den Rücken der von Neidenburg auf Allenstein vorgehenden Narew-Armee. Sie boten dabei den eigenen Rücken der Armee Rennenkampf ohne nennenswerte Deckung auf zwei bis drei Tagesmärsche Entfernung. Als dann die Schlacht am 27. in aller Schwere begann und nicht, wie es in früheren Kriegen Regel war, an einem Tage

beendet wurde, sondern sich bis zum 30. hinzog, stand Rennenkampfs gewaltige Armee wie eine drohende Gewitterwolke im Nordosten. Er brauchte nur anzutreten, und wir waren geschlagen. Aber Rennenkampf marschierte mit seinem Gros nur unwesentlich über die Linie Allenburg—Gerdauen—Neidenburg vor, und wir errangen einen glänzenden Sieg.

Die Sorgen, mit denen ich während dieser langen Tage auf die Njemen-Armee sah, kannten nur wenige.

Um das XVII. A. K. und I. R. K. zur vollen Wirkung kommen zu lassen, mußte die andere Gruppe der 8. Armee selbstverständlich angreifen. Zunächst durfte sie sich allerdings nicht schlagen lassen.

Das verstärkte XX. A. K. hatte sehr schwere, anstrengende Tage durchlebt. Am 23. stand es auf den Höhen nordöstlich Gilgenburg, mit der Front scharf nach Süden, während der Feind von Neidenburg, also von Südosten her, anrückte. Die 3. Res. Div. war noch in der Versammlung westlich Hohenstein. Das I. A. K. hatte mit seinen Ausladungen bei Deutsch-Eylau eben begonnen. Wohl gelang es General v. Scholtz, überlegene feindliche Kräfte abzuschlagen. Er mußte aber doch unter Festhalten der Höhen östlich Gilgenburg seinen linken Flügel in die Gegend westlich Hohenstein bis etwa Mühlen scharf zurücknehmen. Diese Bewegung, so unbequem sie für die Truppe war, hatte auch ihr Gutes: Der Russe fühlte sich als Sieger. Er glaubte an keinen weiteren deutschen Widerstand, geschweige denn an einen deutschen Angriff. Er sah den Weg in das deutsche Gebiet östlich der Weichsel frei.

Am 24. waren wir bereits bei General v. Scholtz. Wir trafen mit ihm in Tannenberg zusammen. Er und sein Chef, Oberst Hell, sollten im Laufe des Krieges ihre Namen hoch zu Ehren bringen und in der Geschichte verewigen.

General v. Scholtz gab eine lichtvolle Schilderung über die großen Leistungen der ihm unterstellten Truppen seit Beginn des Feldzuges und über die ungemeine Schwere der letzten Kämpfe. Er glaubte, daß der Feind ihm weiter zusetzen würde, er aber standhalten könne.

Auf der Fahrt von Marienburg nach Tannenberg hatten wir einen aufgefangenen feindlichen Funkspruch, der uns ein klares Bild über die gegnerischen Maßnahmen in den nächsten Tagen gab, zugesandt erhalten. Die Narew-Armee marschierte links gestaffelt mit dem VI. A. K. über Ortelsburg auf Bischofsburg, das am 26. erreicht oder durchschritten werden konnte, mit dem XIII. A. K. von Neidenburg über Passenheim auf Allenstein. Es folgten das XV. und XXIII. A. K. mit denen General v. Scholtz in diesen Tagen gekämpft hatte. Ihre südlichste Staffel war am 26. etwa bei Waplitz zu suchen. Noch weiter links rückwärts und

nach Westen herausgeschoben marschierte über Mlawa und Soldau das I. A. K., durch einige Kavallerie-Divisionen gegen Lautenburg und Strasburg gedeckt.

Es kam darauf an, in diese Bewegung mit der südlichen Gruppe der 8. Armee von Westen her hineinzustoßen. Die Versuchung war stark, dabei südlich Soldau herumzugreifen, um auch das I. russische A. K. zu umfassen. Die Niederlage der russischen Narew-Armee in Verbindung mit dem Vorgehen des XVII. A. K. und des I. R. K. konnte so zu einer völlig vernichtenden werden. Aber die Kräfte reichten dazu nicht aus. So schlug ich dem General v. Hindenburg vor, mit dem I. A. K. von Deutsch-Eylau, Montowo her, mit dem rechten Flügel des verstärkten XX. A. K. von Gilgenburg auf Usdau anzugreifen und das russische I. A. K. nach Süden über Soldau zurückzuwerfen. Darauf hatte unser I. A. K. in Richtung Neidenburg durchzustoßen, um so wenigstens die Hauptmasse der Narew-Armee im Verein mit dem XVII. A. K. und I. R. K. zu umfassen. Wir mußten uns hier beschränken, wenn wir gewinnen wollten.

Der Angriff des I. und XX. A. K. mußte auf den 27. verschoben werden. Gern hätte ich gesehen, daß er früher begann, aber das I. A. K. war noch nicht bereit, die Eisenbahnverhältnisse Ostpreußens waren zu ungünstig. Mit Recht bestand der Kommandierende General des I. A. K., General v. François, darauf, vor dem Angriff sein Korps zusammenzuhaben.

Es entwickelte sich auch nicht alles so glatt, wie ich es in dieser kurzen Skizze darstellen kann. Alle Truppen waren ungemein mitgenommen und durch das stete Kämpfen auch zahlenmäßig geschwächt. Die Befehlsübermittlung an das I. R. K. und XVII. A. K. stieß auf viele Schwierigkeiten. Feindliche Kavalleriepatrouillen machten das Gelände unsicher. Es blieb fraglich, ob der Feind uns Zeit zur Ausführung unserer Absichten lassen würde.

Besonders störend waren die Flüchtlinge hinter der Gruppe v. Scholtz. Sie zählten viele Tausende, waren zu Fuß und zu Wagen und sperrten die Straßen. Sie klebten an der Truppe. Ein plötzlicher Rückzug der Armeegruppe hätte die schmerzlichsten Folgen für die Flüchtlinge und die Truppen haben müssen. Aber es war nicht zu ändern. Die wenigen Gendarmen genügten nicht, die Massen zu leiten. Man mußte sie gewähren lassen. Viele traurige Bilder sind mir haften geblieben.

III.

Am 24. und 25. August war unser Quartier Rosenberg, am 26. Löbau. Wir hatten auch den 25. und 26. benutzt, um vielerorts Fühlung mit Führern und Truppe zu nehmen.

Am 26. abends war die beiderseitige Lage etwa wie folgt:

General v. Mühlmann — dem I. A. K. unterstellt — stand mit Teilen der Kriegsbesatzungen der Weichselfestungen in Lautenburg und Strasburg in enger Fühlung mit feindlicher Kavallerie. Das I. A. K. selbst war bei Montowo und südlich versammelt worden und hatte sich unter Kämpfen an Usdau herangearbeitet, das vom I. russischen A. K. stark besetzt war. General v. François war für den 27. zum weiteren Vorgehen bereit.

Der rechte Flügel des verstärkten XX. A. K. hatte den ihm zugedachten Auftrag, Usdau von Norden her anzugreifen und sich dann dem I. A. K. bei seinem späteren Vorgehen auf Neidenburg anzuschließen, erhalten. Die 41. Inf. Div. sollte von Gr. Gardienen auf Waplitz vorgehen, links daneben hatten eine Landwehr-Brigade, die 3. Res. Div. und die 37. Inf. Div. von Mühlen an nordwärts ebenfalls auf Waplitz und auf Hohenstein anzugreifen. Der Feind hatte sich auf der ganzen Front nahe herangeschoben, auch Allenstein war von ihm besetzt.

Die Ldw. Div. v. der Goltz, die uns die Oberste Heeresleitung zur Verfügung gestellt hatte, war im Eintreffen bei Osterode und Biessellen. Sie kam aus Schleswig-Holstein, wo sie bisher im Kanal- und Küstenschutz stand. Sie sollte Hohenstein von Nordwesten her nehmen.

Das I. R. K. hatte am 26. Gegend Seeburg erreicht. Das XVII. A. K. hatte zwischen Lautern und Gr. Bössau nördlich Bischofsburg mit einer Division des VI. russ. A. K. gekämpft und diese in Richtung Bischofsburg zurückgeworfen. Die 6. Ldw. Brig., die am 24. und 25. von Lötzen bis in die Gegend nordwestlich Bischofsburg herangerückt war, hatte sich an dem Kampf erfolgreich beteiligt.

Der Angriff auf Usdau sollte am 27. 4 Uhr früh beginnen. Wir wollten hier dem schlachtenentscheidenden Kampf beiwohnen, um auch das Zusammenwirken des I. und XX. A. K., das schon durch Befehl geregelt war, an Ort und Stelle zu überwachen. Bereits bei unserer Abfahrt aus Löbau nach Gilgenburg kam die freudige Nachricht, Usdau sei gefallen. Ich hielt die Schlacht für gewonnen. So weit waren wir aber noch nicht. Es stellte sich leider zunächst heraus, daß Usdau noch nicht genommen sei. Wir bekamen es erst in den späteren Vormittagsstunden. Die Narew-Armee war jetzt taktisch durchbrochen. Das I. A. K. warf den Feind über Soldau zurück und marschierte auf Neidenburg ab.

Das XX. A. K., stark erschöpft, focht nicht so erfolgreich. Die 41. Inf. Div. kam bei Gr. Gardienen nicht vorwärts. Auch weiter nördlich wurde kein Gelände gewonnen.

Die Ldw. Div. v. der Goltz schloß gegen Hohenstein zusammen.

Nicht voll befriedigt kehrten wir am Nachmittage nach Löbau zurück.

Bei unserem Eintreffen kam die Meldung, daß das I. A. K. geschlagen sei. Die Trümmer träfen bei Montowo ein. Die Nachricht war schwer zu glauben. Eine Fernspruchanfrage bei der dortigen Bahnhofskommandantur ergab aber, daß sich dort Truppen des I. A. K. sammelten. Später stellte es sich heraus, daß es sich nur um ein Bataillon handelte, das in eine schwierige Lage gekommen war und nachgegeben hatte. Auch recht eilig durch Löbau zurückgehende Trainkolonnen brachten neue Unruhe. Auf den Führer stürmt viel ein. Er muß gute Nerven haben. Der Laie glaubt zu leicht, im Kriege wäre alles nur ein Rechenexempel mit bestimmten Größen. Es ist alles andere, nur das nicht. Es ist ein gegenseitiges Abringen gewaltiger unbekannter physischer und seelischer Kräfte, und zwar um so schwieriger, je größer die eigene Unterlegenheit ist. Es ist ein Arbeiten mit Menschen von verschiedener Charakterstärke und mit eigenen Gedanken. Der Wille des Führers allein ist der ruhende Pol.

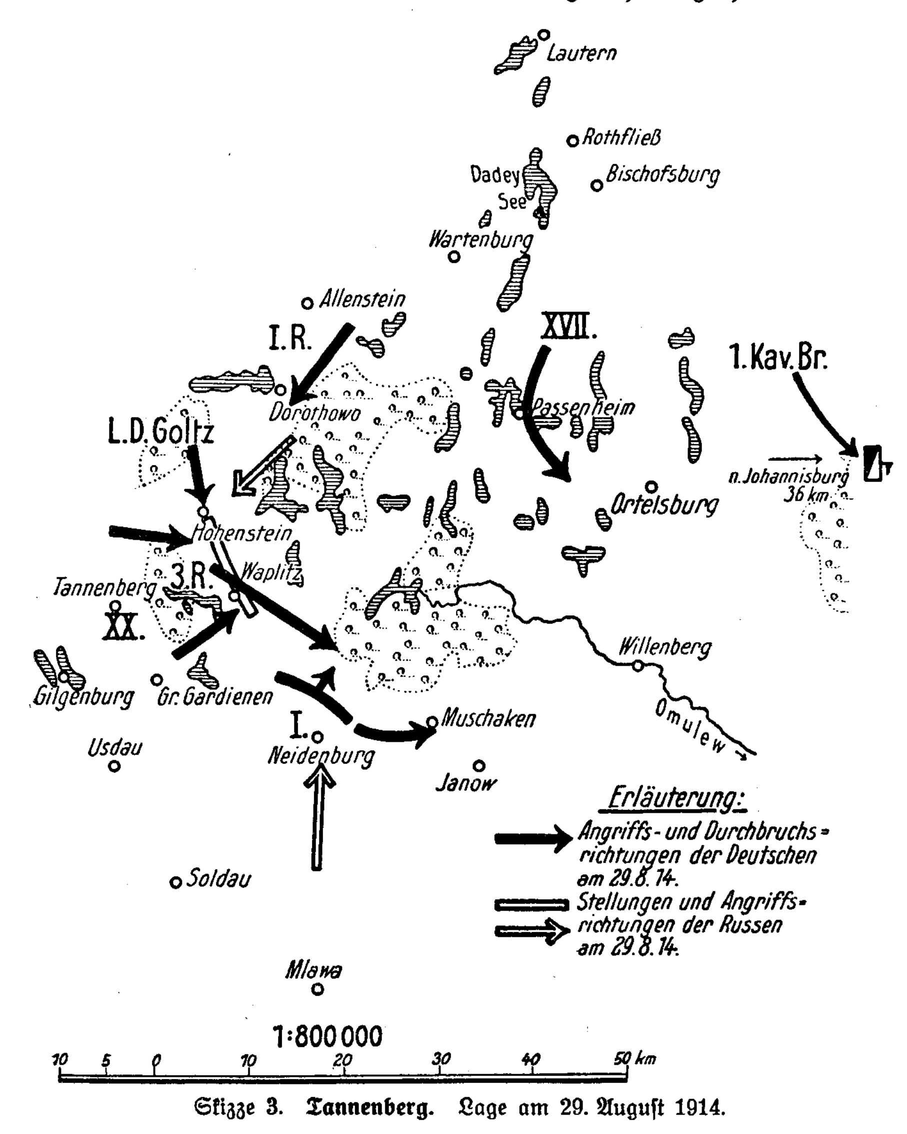
Alle Männer, die Führermaßnahmen kritisieren, sollten erst Kriegsgeschichte lernen, sofern sie nicht den Krieg in Führerstellen mitgemacht haben. Ich möchte ihnen wünschen, einmal selbst eine Schlacht leiten zu müssen. Sie würden bei der Unklarheit der Lage und den gewaltigen Anforderungen vor der Größe der Aufgabe erschrecken und — bescheidener werden. Nur das Staatsoberhaupt, der Staatsmann, der sich zum Krieg entscheidet, trägt, wenn er dies klaren Herzens tut, gleiches und mehr als der Feldherr. Bei ihm handelt es sich um einen einzigen gewaltigen Entschluß, an den Führer treten sie täglich und stündlich heran. Von diesem hängt dauernd das Wohl und Wehe vieler Hunderttausende, ja ganzer Nationen ab. Es gibt für einen Soldaten nichts Größeres, aber auch nichts Schwereres, als an der Spitze einer Armee oder des ganzen Feldheeres zu stehen.

Wir erhielten in Löbau am späten Abend noch die Meldung, daß das I. R. K. Wartenburg erreicht habe. Vor dem XVII. A. K. war das russische VI. A. K. in vollem Rückzuge über Ortelsburg; es wurde südlich Bischofsburg abermals geworfen. Dorthin verfolgten schwächere Kräfte, während das Gros des XVII. A. Ks. am Abend des 27. bei Mensguth und nördlich lagerte.

Für den 28. war nur zu befehlen, daß das I. A. K. sich in den Besitz von Neidenburg zu setzen habe. Es war inzwischen selbst nach dorthin abgedreht. Das XX. A. K. sollte den Angriff, der ihm für den 27. aufgegeben war, durchführen, insonderheit die 41. Inf. Div. scharf vortreiben. Die Ldw. Div. v. der Goltz hatte Hohenstein anzugreifen. Das I. R. K. und das XVII. A. K. wurden westwärts auf Allenstein—Passenheim unter Sicherung gegen Ortelsburg herangezogen.

Wir fuhren am 28. früh nach Frögenau und standen am Ostausgang

des Dorfes unter freiem Himmel. General v. Scholtz war in der Nähe. Mit dem I. A. K. verband uns eine jämmerliche Feldfernsprechleitung. Mit den anderen Verbänden war Verbindung nicht möglich.



Skizze 3. **Tannenberg.** Lage am 29. August 1914.

Die Eindrücke, die wir zunächst erhielten, waren keineswegs günstig. Neidenburg war zwar genommen. Die 41. Inf. Div. hatte Waplitz im Nebel angegriffen und war abgeschlagen. Sie hatte sehr schwer gelitten, stand jetzt westlich davon und sah einem feindlichen Gegenangriff nur mit

großer Sorge entgegen. Ich sandte einen Offizier im Kraftwagen zu ihr. Er meldete über ihren Zustand nichts Gutes. Die Landwehr bei Mühlen kam nicht vorwärts. Es konnte hier auf dem rechten Flügel des XX. A. K. noch eine ernste Krise eintreten, wenn der Feind mit versammelter Macht angriff. Die Schlacht mußte sich zum mindesten länger hinziehen. Endlich konnte Rennenkampf marschieren. Der Feind blieb vor der 41. Inf. Div. untätig und die Njemen-Armee marschierte nicht.

Hauptmann Bartenwerffer vom Generalstabe des XVII. A. K. brachte im Flugzeuge über die feindlichen Linien hinweg gute Nachrichten von dem Marsch seines Korps in den Rücken des Feindes.

Am Nachmittage änderte sich die Lage weiter zu unseren Gunsten. Westlich Hohenstein gewannen die 3. Res. Div. und später ebenso die 37. Inf. Div. Gelände, auch die Ldw. Div. v. der Goltz drang in Hohenstein ein. Die feindliche Front schien sich zu lockern. General v. Hindenburg wollte nach Mühlen vorfahren. Wir kamen gerade in eine vorübergehende Panik, die durch russische Gefangene, die in großen Mengen zurückgeführt wurden, verursacht war. Sie machte einen unangenehmen Eindruck und pflanzte sich weit nach rückwärts fort.

Abends begaben wir uns nach Osterode. Die staatlichen Behörden hatten einer unglücklichen Mobilmachungsbestimmung zufolge den Ort bereits verlassen. Das mußte die Unruhe der Bevölkerung erhöhen.

Über die Lage bei den einzelnen Verbänden sahen wir nicht klar. Darüber, daß die Schlacht gewonnen war, herrschte kein Zweifel mehr. Ob es ein Cannae wurde, war aber noch ungewiß. Das I. A. K. erhielt Befehl, eine Abteilung nach Willenberg zu entsenden, dorthin hatte sich auch das XVII. A. K. zu wenden. Den Russen war der Rückzug abzuschneiden.

Im Laufe der Nacht hörten wir Weiteres. Das russ. XIII. A. K. war von Allenstein auf Hohenstein marschiert und hatte hier die Landwehr schwer bedrängt. Das I. R. K. hatte die Gegend südwestlich Allenstein erreicht, sein Weitermarsch mußte den Ring um das XIII. russ. A. K. schließen und hier die Schlacht beenden, während das I. und XVII. A. K. den anderen Teilen den Rückzug verlegten.

Ich beschloß, am 29. vormittags nach Hohenstein zu fahren, um dort die sich zusammendrängenden Truppen zu entwirren. Die Operationen gegen die Armee Rennenkampf waren einzuleiten, sei es, daß er vormarschierte oder stehenbliebe.

Es sollte noch ein Zwischenfall eintreten, bevor wir endlich des Sieges sicher waren.

Am 29. früh erhielten wir eine Fliegermeldung, daß ein feindliches Armeekorps auf Neidenburg von Süden her im Anmarsch sei und sich dieser Stadt nähere. Es richtete sich also gegen den Rücken des I. A. K.,

das mit der Front nach Norden gegen zurückweichende Russen kämpfte. Fast gleichzeitig wurden wir aus Neidenburg angerufen. Es wurde uns mitgeteilt, daß feindliche Schrapnells einschlügen. Dann riß das Gespräch ab. Alle irgendwie verfügbaren Kräfte wurden in Richtung Neidenburg in Marsch gesetzt, um das I. A. K. in dem zu erwartenden Kampf zu unterstützen. General v. François hatte sich jedoch in seiner Tatkraft selbst geholfen, und der Feind war zurückhaltender, als es ihm die Lage erlaubte.

Nachdem die Befehle gegeben waren, fuhr ich nach Hohenstein. Ich kam zunächst über das Schlachtfeld. Es machte einen tiefen Eindruck auf mich. Östlich Hohenstein schoben sich die eigenen Kolonnen und russische Gefangenenmassen zusammen. Es war keine Kleinigkeit, hier Ordnung zu schaffen. Das I. R. K. und XX. A. K. wurden längs der Straße Allenstein—Hohenstein untergebracht. Das Armee-Oberkommando bekam so wenigstens zwei Korps wieder allmählich fest in die Hand.

Die Schlacht neigte sich ihrem Ende zu. Die 3. Res. Div. war tief durch den Feind durchgestoßen und nach Muschaken, östlich Neidenburg, gekommen. Die später hierher durch wirres Waldgelände zurückflutenden Russen versuchten noch an mehreren Stellen den deutschen Ring zu durchbrechen. Es kam besonders noch in Muschaken am 30. zu sehr ernsten, heftigen Kämpfen, aber an der Entscheidung war nichts mehr zu ändern.

General Samsonow erschoß sich. Er wurde unweit Willenberg unerkannt beerdigt. Durch ein Medaillon, das dem gefallenen Heerführer bei seiner Bestattung als Erkennungszeichen abgenommen war, konnte seine Gemahlin, die in Kriegsgefangenenangelegenheiten in Deutschland war, das Grab feststellen.

Die gefangenen russischen Kommandierenden Generale kamen nach Osterode und meldeten sich beim General v. Hindenburg.

Die Gefangenen- und Beutezahlen sind bekannt.

Auch die blutigen feindlichen Verluste waren schwer. Die weitverbreitete Erzählung, daß die Russen zu Tausenden in Sümpfe getrieben und dort umgekommen seien, ist Mythe. Weit und breit war kein Sumpf zu finden.

Eine der glänzendsten Schlachten der Weltgeschichte war geschlagen. Truppen hatten die Tat vollbracht, die seit Wochen, zum Teil unglücklich, gefochten hatten. Das war nur unseren Heereseinrichtungen im Frieden zu danken. Die Schlacht ist für Führer und Truppen, für Offizier und Mann, für das ganze Vaterland ein Ruhmesblatt.

Deutschland und Österreich-Ungarn jubelten — die Welt schwieg.

Die Schlacht wurde auf meinen Vorschlag die Schlacht von Tannenberg genannt, als Erinnerung an jenen Kampf, in dem der Deutsche Ritterorden den vereinigten litauischen und polnischen Armeen unterlag. Wird der Deutsche es jetzt wie damals zulassen, daß Litauer und namentlich

der Pole aus unserer Ohnmacht Nutzen ziehen und uns vergewaltigen? Soll Jahrhunderte alte deutsche Kultur verloren gehen?

Ich konnte mich des gewaltigen Sieges nicht aus vollem Herzen freuen; die Nervenbelastung durch Rennenkampfs Armee war zu schwer gewesen. Wir waren aber stolz auf die Schlacht. Durchbruch und Umfassung, kühner Siegeswille und einsichtige Beschränkung hatten diesen Sieg zuwege gebracht. Trotz unserer Unterlegenheit im Osten war es gelungen, auf dem Schlachtfelde den feindlichen annähernd gleichstarke Kräfte zu vereinigen. Ich dachte an General Graf v. Schlieffen und dankte diesem Lehrmeister.

In der protestantischen Kirche zu Allenstein sagten der General v. Hindenburg und ich Gott dem Allmächtigen tiefbewegt Dank.

Mir blieb kein Augenblick Zeit, mich zu entspannen. Ich mußte die Gruppierung der Armee für den weiteren Feldzug vorbereiten. Es war eine ungemein schwere Aufgabe, die eine Schlacht zu Ende zu schlagen und die nächste vorzubereiten. Dazwischen war unendlich vieles zu ordnen. Der Abtransport der Gefangenen drängte. Bei der Ungewißheit der Lage war ihre große Zahl an und für sich eine Last.

Ich erhielt das Eiserne Kreuz II. Klasse und legte es mit Stolz an. Wenn ich an Lüttich und Tannenberg denke, dann erfüllt auch jetzt noch mein Herz berechtigte Genugtuung. Die Bewertung des Eisernen Kreuzes II. Klasse hat in der Länge des Krieges nachgelassen; dies ist eine schwer bedauerliche, wenn auch natürliche Erscheinung. Jeder, der es sich ehrlich verdient hat, sollte es mit Stolz tragen.

IV.

Im Westen hatte der Siegeszug der deutschen Waffen angehalten. Die Oberste Heeresleitung glaubte deshalb die 8. Armee durch drei Armeekorps aus dem Westen verstärken zu können. Das diese Verstärkung ankündigende Telegramm traf zu Beginn der Schlacht von Tannenberg ein. Ich wurde später gefragt, ob ein Korps zurückbehalten werden könne. Ich hatte überhaupt nicht um Verstärkung gebeten und war einverstanden. Es kamen nur zwei Armeekorps, das Garde-Reservekorps und das XI. A. K., sowie die 8. Kav. Div. Der Entschluß, sich im Westen zu schwächen, war verfrüht. Wir konnten das im Osten leider nicht übersehen. Die Berichte aus dem Westen lauteten sehr günstig. Von besonderer Bedeutung wurde es noch, daß die für den Osten bestimmten Verstärkungen aus dem die Entscheidung suchenden rechten Flügel und nicht aus dem linken entnommen wurden, der jetzt, nachdem die Schlacht in Lothringen geschlagen war, zu stark war. Hier wurde ein Armeekorps, das als drittes für die Abgabe nach dem Osten bestimmt war, belassen.

In Galizien war die Lage schon jetzt ungünstig geworden. Die Masse des russischen Heeres hatte sich gegen die österreichisch-ungarischen Armeen geworfen und sie Ende August östlich Lemberg geschlagen. Die k. u. k. Armee war zu Kriegsbeginn kein vollwertiges Kampfinstrument. Hätten wir wirklich Angriffsgedanken vor dem Kriege gehabt, so hätten wir darauf dringen müssen, daß Österreich-Ungarn seine Wehrmacht verbesserte. Auch sein Eisenbahnnetz, das vollständig unzureichend war, wäre auszubauen gewesen. Es bleibt aber trotzdem ein schwerer Fehler, daß wir das unterlassen haben. Der Dreibund war nur ein politisches Bündnis. Dasjenige zwischen Frankreich und Rußland trug einen ausgesprochen militärischen Charakter. Hieraus ergab sich ein großer Vorsprung unserer Feinde.

Auch unsere Abmachungen mit Österreich-Ungarn für einen gemeinsamen Krieg waren nur dürftige. General Graf v. Schlieffen fürchtete einen Vertrauensbruch, wie ein solcher auch tatsächlich vorgekommen war. Ein gemeinsamer Operationsplan hat nur in sehr rohen Formen bestanden. Der Aufmarsch des österreichisch-ungarischen Heeres jenseits des San war nur gerechtfertigt, wenn es sich allein dem russischen Heere überlegen fühlte, wie es von vielen österreichisch-ungarischen Offizieren auch angenommen wurde, oder wenn wir gleichzeitig mit starken Kräften über den Narew gehen konnten. Hierzu waren wir nicht in der Lage, da die letzte Heeresvorlage die vom Generalstabe erhofften drei Armeekorps nicht gebracht hatte. Jetzt war außerdem der Ausfall Italiens an der Westfront zu decken.

Nach unseren älteren militärischen Abmachungen mit Italien sollten drei italienische Armeekorps mit zwei Kavallerie-Divisionen im Elsaß aufmarschieren, während die Masse des Heeres, abzüglich des Küstenschutzes, an der französischen Grenze Oberitaliens versammelt wurde. Die Flotte sollte gleichzeitig dahin trachten, die Verbindung Frankreichs mit seinem Kolonialreich in Nordafrika zu unterbrechen. Eine Zeitlang wurde mit diesen Verabredungen gerechnet. Dann fielen sie weg. Auf ausdrücklichen Wunsch des Chefs des italienischen Generalstabes, Generals Pollio, wurden die Maßnahmen wieder bearbeitet.

Im Sommer 1914, kurze Zeit vor dem Kriege, starb General Pollio. Frankreich brauchte nicht einen Mann an seiner Südostgrenze stehen zu lassen. Es konnte alles gegen uns einsetzen, da es genau wußte, daß Italien nicht auf unserer Seite in den Krieg eintreten würde. Unser früherer Verbündeter hat uns dadurch ganz ungemein geschadet. Der Ernst seiner Lage England gegenüber war nicht zu verkennen. Die Gegnerschaft gegen Österreich-Ungarn bestand. Diese Verhältnisse waren alt und hatten Italien doch nicht gehindert, mit Österreich-Ungarn und uns das Bündnis zu schließen. Es hatte viele Vorteile von ihm gehabt. Wir durften zum mindesten erwarten, daß Italien sich uns verpflichtet fühlte. Ein gesunder

nationaler Egoismus ist verständlich, er hat in jedem Volke zu leben. Es gibt aber ethische Gesetze, die nicht verletzt werden dürfen. Dies hat Italien getan. Es muß sich gefallen lassen, daß wir sein Verhalten während der vier Kriegsjahre abfällig beurteilen.

Die schwierige Lage der österreichisch-ungarischen Armee Ende August einer sehr starken russischen Überlegenheit gegenüber war nicht zu verkennen. Der Chef des k. u. k. Generalstabes, General v. Conrad, forderte von seinem Standpunkt mit Recht unseren Vormarsch über den Narew. Bei der im Vergleich mit Rennenkampfs Kräften immer noch schwachen 8. Armee war dies nicht ausführbar. Ein Vormarsch in der Richtung Mlawa—Pultusk konnte jederzeit durch einen Vormarsch Rennenkampfs gegen die Linie Allenstein—Elbing zum Stehen gebracht werden. Es blieb nichts anderes übrig, als zunächst mit der russischen Njemen-Armee abzurechnen.

Rennenkampf hatte wohl unter dem Eindruck der Schlacht von Tannenberg seine Vortruppen einige Kilometer zurückgenommen, er schien aber doch zwischen Pregel und Mauer-See stehen bleiben zu wollen. Die 8. Armee mußte eine zweite Schlacht schlagen und dazu alle Kräfte zusammenfassen.

In Ausführung dieser Absicht wurden die Verstärkungen aus dem Westen bei Allenstein—Elbing ausgeladen und die bisherige 8. Armee in der Linie Willenberg—Allenstein zum Vormarsch bereitgestellt.

Bei Soldau blieben zum Grenzschutz nur schwache Kräfte; sie sollten in Richtung Mlawa nach Polen hinein vorrücken.

Nach beendetem Aufmarsch wollten wir Rennenkampfs breite Front zwischen dem Pregel und dem Mauer-See angreifen und seinen linken Flügel über Lötzen und weiter südlich umfassen. Unserem äußersten Südflügel fiel dabei die Sicherung der Armee gegen Augustow und Ossowjetz zu, wo feindliche Truppenausladungen erwartet wurden. Die zur Zeit vereinigte 8. Armee sollte dadurch in drei Gruppen zwischen Pregel und Mauer-See, östlich Lötzen und in Richtung Lyck kämpfen.

Anfang September standen vormarschbereit:

Kriegsbesatzungen der Weichselfestungen bei Soldau,

Ldw. Div. v. der Goltz bei Neidenburg,

3. Res. Div und I. A. K. bei Willenberg, Ortelsburg, 1. Kav. Brig. westlich Johannisburg,

XVII. A. K. Passenheim,

XX., XI. A. K. und I. R. K. in und zu beiden Seiten von Allenstein,

Garde-R. K. schloß gegen die untere Passarge von Elbing her auf,

8. Kav. Div. war in Richtung Lötzen im Vormarsch,

1. Kav. Div. ohne 1. Kav. Brig. stand noch vor der Front der Njemen-Armee, sie sollte ebenfalls über Lötzen vorgehen,
Hauptreserve Königsberg hielt die Deime-Linie besetzt,
auch die Hauptreserve Posen, Ldw. Div. Graf v. Bredow, sollte herangezogen werden, sie kam aber für die Schlacht nicht mehr rechtzeitig.

Die Kolonnen und Trains des I. R. K. und XVII. A. K., die ursprünglich im Abmarsch hinter die Passarge waren, hatten sehr schwierige Bewegungen ausführen müssen. Sie waren aber doch schließlich ohne allzu große Reibungen in ihren richtigen Aufmarschbezirk gekommen.

Russische Kavallerie, vor der die 1. Kav. Div. ausweichen mußte, war vorübergehend weit nach Westen bis an die Passarge Wormditt abwärts vorgedrungen, hatte aber irgendwelchen militärischen Schaden nicht angerichtet. So hatte sie die große Bahn Elbing—Königsberg unbegreiflicherweise nicht zerstört.

Von großer Bedeutung war es natürlich für uns, daß wir die Bahnen und vor allem die, die wir bei unserem Rückmarsch von Gumbinnen unterbrochen hatten, bald wieder in Betrieb bekamen. Besonders wichtig war der Bahnhof Korschen. Gründliche Zerstörungsarbeit hatte dort ausgeführt werden sollen. 48 Stunden nach seiner Wiederbesetzung war er wieder benutzbar. Hier erwies es sich als günstig, daß die Zerstörungen nicht so gründlich vollzogen waren, wie ich erwartet hatte. Die Truppe besaß noch keine genügenden Erfahrungen. Besondere technische Anweisungen sind nötig. Ich habe für die Zukunft daraus gelernt.

V.

Der Vormarsch gegen die Armee Rennenkampf begann am 4. September. Wir legten uns am 7. mit dem Garde-R. K., I. R. K., XI. und XX. A. K. vor der feindlichen Stellung in der Linie Wehlau—Gerdauen—Nordenburg—Angerburg, zwischen Pregel und dem Mauer-See fest und griffen sie in den folgenden Tagen planmäßig an. Die Kämpfe, namentlich beim XX. A. K., verliefen nicht günstig. Der Russe machte dort einen kraftvollen Gegenstoß. Die feindlichen Stellungen waren stark und geschickt ausgebaut. Wir wären mit den Kampfmitteln und der Munition, über die wir verfügten, nie ihrer Herr geworden, wenn nicht die beabsichtigte Umfassung über Lötzen und die befestigte Seensperre wirksam geworden wäre.

Auch östlich Lötzen, das sich inzwischen gegen feindliche Angriffe tapfer gewehrt hatte, sah es zunächst nicht gut aus. Das XVII. A. K. sowie die 1. und 8. Kav. Div., die durch die Feste vorgegangen waren, kamen in dem Seengelände nordöstlich davon am 8. und 9. September nur langsam vor-

wärts. Sie hatten bei Kruglauken und Possessern schwer zu kämpfen. Das I. A. K., das über Nikolaiken und Johannisburg angesetzt war, mußte östlich der Seenlinie in sehr scharf nördlicher Richtung vorgezogen werden. Es machte am 9. abends dem XVII. A. K. Luft. Die 3. Res. Div., der auch noch die Ldw. Div. v. der Goltz nachgezogen war, blieb im Vormarsch Richtung Bialla—Lyck. Sie stießen bereits am 8. September bei Bialla auf stark überlegenen Feind.

Auch diese Operation war von unerhörter Kühnheit. Die Njemen-Armee war mit ihren 24 Infanterie-Divisionen der 8. Armee mit ihren 15 bis 16 schon an und für sich stark überlegen. Die russischen Divisionen zählten zudem 16, die unsrigen damals noch 12 Bataillone. Zu den russischen Streitkräften kamen noch vier bis sechs Divisionen, die um Ossowjetz und Augustow in Versammlung waren. Jeden Augenblick und an jeder beliebigen Stelle konnten diese Kräfte zu einem Schlage mit gewaltiger Überlegenheit gegen uns zusammengezogen werden. Namentlich war unser rechter Flügel östlich der Seen gefährdet. Er konnte erdrückt werden. Wir haben keinen Augenblick gezaudert, auch in dieser Lage die Schlacht zu wagen. Unsere überlegene Ausbildung war für uns. Tannenberg hatte uns ein großes Übergewicht gebracht.

Das Oberkommando hätte den rechten Flügel gern stärker gesehen; dazu war eine Division des XX. A. K. zu unserer Verfügung westlich der Seen bereitgehalten. Aber sie mußte dem Generalkommando wieder zurückgegeben werden. Die Ausdehnung der vier Armeekorps, die die feindliche Front angriffen, war mit etwa 50 km doch sehr groß. Es kam hinzu, daß das Generalkommando des Garde-R. K. einen russischen Vorstoß gegen sich befürchtete und sich daher enger zusammenzog. Der Nordflügel mußte am Pregel festhalten, sonst konnte die 8. Armee dort umgangen werden. Der Umfassungsflügel durfte nicht stärker ausfallen, als er ursprünglich bemessen war. Wir hatten abzuwarten, wie gut oder schlecht unser Angriff durchdringen würde. Die Waffen mußten eben auch hier entscheiden. Wir mußten nur alles tun, um den erstrebten Erfolg zu sichern.

Am 10. September früh kam die entscheidende Nachricht, daß der Feind in der Nacht vor dem I. R. K. nördlich Gerdauen — wohl infolge der fortschreitenden Kämpfe des I. und XVII. A. K. am 9. abends seine Stellung geräumt habe. Das Korps sei in sie eingedrungen und beabsichtige, weiterzumarschieren. Man kann sich die Freude im Hauptquartier denken. Ein großer Erfolg war wiederum errungen, aber noch keine Entscheidung. Die russische Armee war noch keineswegs geschlagen. Nordöstlich Lötzen hatten wir nur örtliche Erfolge. Es kam darauf an, mit aller Energie frontal zu folgen und in den zurückweichenden Feind hineinzu-

stoßen, während der Umfassungsflügel östlich der Romintenschen Heide gegen die Straße Wirballen—Kowno vorging. Wir wollten hiermit den Russen, soweit möglich, gegen den Njemen drängen. Es war aber zugleich in Rechnung zu stellen, daß Rennenkampf auch jetzt noch im Verein mit den weiter südlich eintreffenden Verstärkungen imstande war, nach beliebigen Richtungen hin einen kräftigen Angriff zu führen. Unsere Linien waren überall sehr dünn, aber die beiden nördlichen Gruppen, die bisher durch den Mauer-See getrennt waren, hatten sich wieder vereinigt. Die Lage blieb weiterhin ungemein gespannt.

Die Truppen traten an neue Aufgaben heran. Sie hatten auf vielen Marschstraßen mit enger Verbindung untereinander dem Feind rastlos zu folgen und ihn, wo er standhielt, anzufassen. Dabei war aber doch die Einwirkung der Nachbarkolonnen für die örtliche Umfassung abzuwarten, um die Verluste zu vermindern. Das XVII. und namentlich das auf dem äußersten rechten Flügel befindliche I. A. K. und die 1. und 8. Kav. Div. hatten immer wieder auszuholen. Die Marschrichtungen für die einzelnen Teile waren, vom linken Flügel begonnen, etwa folgende:

Hauptreserve Königsberg Königsberg—Tilsit,
Garde-R. K. . . . . . . Groß-Audowöhnen,
I. R. K. . . . . Insterburg—Pillkallen,
XI. A. K. . . . . . . nördlich Darkehmen vorbei, Gumbinnen—Stallupönen,
XX. A. K. . . . . . . Darkehmen, halbwegs Wirballen—Wyschtyter-See,
XVII. A. K. . . . . . hart nördlich der Romintenschen Heide auf Wyschtynjetz,
I. A. K. . . . . hart südöstlich der Romintenschen Heide auf Marjampol,
8. u. 1. Kav. Div. . . . dem I. A. K. voraus gegen die Straße Wirballen—Kowno.

Die Bewegungen verliefen nicht ganz so, wie ich gehofft hatte. Freund und Feind waren schwer auseinanderzuhalten. Die eigenen Kolonnen beschossen sich zuweilen. Die Truppen griffen zu scharf frontal an und warteten das Eingreifen der Nachbarkolonnen nicht ab. Das schwerste Hemmnis aber war, daß das XI. A. K. am 11. September sich von starker Überlegenheit angegriffen wähnte. Der Fall war denkbar, wir mußten ihm Rechnung tragen. Die Front bedurfte bei den gegenseitigen Stärkeverhältnissen der unmittelbaren taktischen Unterstützung der umfassenden Korps. Wir mußten uns deshalb entschließen, das XVII. und I. A. K. schärfer nach Norden zu führen, als ursprünglich beabsichtigt war. Die Ansicht des XI. A. K. stellte sich nach Stunden als unrichtig heraus.

Der Befehl an den Umfassungsflügel war aber schon gegeben. Später wurden die Korps wieder zurückgelenkt, jedoch war mindestens ein halber Tag verloren gegangen.

Die Leistungen der 8. Armee waren hervorragend. Der ganze Vormarsch, der in vier Tagen weit über 100 km gewann, war ein glänzender Siegeszug dieser durch lange Kämpfe und Anstrengungen aller Art hart mitgenommenen Truppen. Das galt besonders von den alten Verbänden der 8. Armee; das Garde-R. K. und XI. A. K. hatten im Westen bei Namur tapfer gekämpft, aber doch bisher leichtere Tage gehabt.

Das Ergebnis der Schlacht war nicht so in die Augen springend wie bei Tannenberg. Es fehlte die Einwirkung gegen den feindlichen Rücken; sie war nicht möglich. Der Feind blieb nicht stehen, sondern zog ab; so kam es nur zu einem frontalen und flankierenden Nachdrängen. Während wir bei Tannenberg über 90 000 Gefangene gemacht hatten, zählten wir jetzt 45 000. Aber was unter den gegebenen Verhältnissen erreicht werden konnte, wurde erzielt.

Tatsächlich scheint Rennenkampf an einen ernstlichen Widerstand überhaupt nicht gedacht zu haben. Er hat jedenfalls sehr frühzeitig seinen Rückmarsch begonnen und ist nachts marschiert. Unsere Flieger hatten wohl begangene Kolonnenwege erkannt, aber die Meldungen hatten zu unbestimmt gelautet. Der Russe verstand, Rückzüge anzuordnen und Massen durch das Gelände außerhalb der Straßen zu bewegen.

Unsere rastlosen Bewegungen, verbunden mit der Umfassung, trieben die zurückgehende russische Armee so scharf vor uns her, daß sie in aufgelöstem Zustande über den Njemen kam. Sie brauchte für die nächsten Wochen nicht mehr als vollwertiges Kampfwerkzeug angesehen zu werden, sofern ihr der Russe nicht neue Truppen zuführte.

Die Schlacht an den Masurischen Seen hat nicht die Anerkennung gefunden, die sie verdient. Es war ein groß angelegter und planmäßig durchgeführter Entscheidungskampf gegen eine außerordentliche Überlegenheit; er war mit schweren Gefahren verbunden, der Feind sich aber seiner Stärke nicht bewußt: Er nahm nicht einmal den Endkampf an, sondern entzog sich ihm durch übereilten Rückzug, der unter unserem Druck den Charakter der Flucht annahm.

Abseits von dem großen Schlachtfelde hatten die 3. Res. Div. unter ihrem energischen Führer General v. Morgen und die Ldw. Div. v. der Goltz am 8. September bei Bialla sehr erfolgreich gegen starke feindliche Überlegenheiten gekämpft und die eintreffenden Verstärkungen geschlagen. Sie hatten damit eine schwere Gefahr für die weiter nördlich kämpfende Armee beseitigt. Gegen Ossowjetz blieb General v. der Goltz stehen. General v. Morgen nahm in heftigen Kämpfen Augustow und Suwalki. Die

Absicht des Großfürsten Nikolai, Rennenkampf von dorther zu entlasten, war gescheitert.

Am 13. September hatte die Schlacht im wesentlichen ihr Ende erreicht.

Es standen an diesem Tage etwa:

Festungsbesatzungen unter General v. Mühlmann bei Mlawa,
Ldw. Div. v. der Goltz vor Ossowjetz,
3. Res. Div. bei Augustow—Suwalki,
1. und 8. Kav. Div. }
I. A. K. } weit voraus gegen Marjampol,
XVII. A. K. }
XX. A. K. } vorwärts der Linie Wyschtynjetz—Wirballen,
XI. A. K. nördlich Wirballen,
I. R. K. Wladislawow,
Garde-R. K. schon zurückgezogen nordöstlich Wehlau,
Hauptreserve Königsberg: Tilsit.

In der Mitte des Schlachtfeldes hatten sich hiernach verschiedene Armeekorps einander sehr genähert. Sie fanden teilweise keinen Raum mehr und standen als erste für weitere Operationen zur Verfügung. Schon bei Beginn des Vormarsches gegen Rennenkampf konnte kein Zweifel darüber bestehen, daß er keinesfalls über den Njemen geführt würde. Ich verfolgte den Gedanken, nach Abrechnung mit Rennenkampf unter Deckung der Ostgrenze Ostpreußens mit den verfügbaren Kräften über die Südgrenze gegen den Narew vorzugehen, um zu einem mehr unmittelbaren Zusammenwirken mit der k. u. k. Armee im Sinne des Generals v. Conrad zu kommen. Über die inzwischen eingetretenen schweren Niederlagen der k. u. k. Armee war ich damals noch nicht unterrichtet. In jener Gedankenverbindung waren schon Anordnungen ergangen, sie kamen aber nicht mehr zur Ausführung.

VI.

Während des ganzen Siegeszuges der 8. Armee aus der Gegend von Allenstein bis in das feindliche Gebiet hinein war das Armee-Oberkommando den Truppen dichtauf gefolgt. Ich habe stets darauf gehalten, daß wir in engster Berührung mit den Führern und Truppen blieben. Auch die Befehlserteilung und der Meldedienst machten dies unabweislich notwendig: die technischen Nachrichtenmittel waren noch unvollkommen. Die Fernsprechmöglichkeit in der Provinz Ostpreußen war recht dürftig. Die Beamten hatten zum Teil ihre Stellen verlassen. Die Funkenstationen leisteten gute Dienste, aber nur die Kavallerie und das Armee-Oberkommando besaßen solche. Ich mußte deshalb meine Zuflucht vor allem zu

dem Kraftwagen nehmen und Offiziere des Stabes entsenden. Die Herren des freiwilligen Automobilkorps haben als Fahrer ganz Hervorragendes geleistet. Sie führten Fahrten aus, die an die verwegensten Patrouillenritte erinnern. Die wenigen Flieger brauchte ich dringend zur Aufklärung, zum Überbringen der Meldungen konnte ich sie nicht benutzen. Trotz der Spärlichkeit der Nachrichtenmittel gelang es doch, stets orientiert zu sein und die Befehle des Armee-Oberkommandos rechtzeitig durchzubringen. Ich sprach auch viel selbst am Fernsprecher, spornte an, wo es zweckmäßig schien, und griff ein, wo es für das Gelingen des Ganzen unerläßlich war. Dieser persönliche Verkehr mit den Chefs war nützlich, er bot Gelegenheit, unmittelbar zu hören und einzuwirken.

Wir hatten eine Reihe neuer Quartiere. In Nordenburg kamen wir das erstemal in einen Ort, der längere Zeit im Besitz der Russen gewesen war. Die Verschmutzung dort war unglaublich. Der Markt lag voll von Unrat. Die Stuben waren widerlich verunreinigt.

In Insterburg wohnten wir im Dessauer Hof, in dem gleichen Quartier, das Rennenkampf vorher verlassen hatte. Auch der Großfürst Nikolai Nikolajewitsch soll erst sehr spät aus der Stadt abgefahren sein.

Wir hatten Gelegenheit, die russischen Stellungen eingehender zu besichtigen. Uns alle überkam tiefes Dankgefühl, daß wir sie nicht hatten zu stürmen brauchen. Es hätte uns viel Blut gekostet.

Viele russische Truppen sind im August und September in Ostpreußen musterhaft vorgegangen. Weinkeller und Vorräte wurden bewacht. Rennenkampf hielt strenge Zucht in Insterburg. Der Krieg brachte aber doch unendliche Härten und große Schrecken. Die Kosaken waren grausam und roh, sie brannten und plünderten. Es wurden viele Bewohner getötet und Ausschreitungen am Weibe begangen, die Bevölkerung zum Teil verschleppt. Das war größtenteils widersinnig. Man fragte sich vergeblich nach der Begründung. Den Russen wurde von der Bevölkerung nicht der geringste Widerstand entgegengesetzt. Sie war fügsam und hat sich, wie es auch unseren Ansichten entsprach, nicht an dem Kampf beteiligt. Hier trifft den Russen die Verantwortung für seine Untaten.

Die russische Armee hatte auf Ostpreußen schwer gelastet. Jetzt war es das stolze Gefühl, deutsches Land vom Feinde befreit zu haben. Der Jubel und die Dankbarkeit der Bevölkerung waren groß. Das Land ist nicht errettet worden, damit es unter fremdes Joch kommt. Vor solcher Schmach bewahre uns der Himmel.

In Insterburg waren wir am 14. September, im Vollgefühl des Sieges und großer Leistungen. Um so überraschender traf mich meine Versetzung als Chef der unter dem General v. Schubert in Breslau zu bildenden Südarmee.

VII.

Im Westen hatte der deutsche Vormarsch mit einem Rückschlag geendet. Der rechte Flügel des deutschen Westheeres war zu schwach und holte nicht weit genug aus, das Wegziehen des Garde-R. K. und des XI. A. K. hatte sich verhängnisvoll fühlbar gemacht. Der Flügel war im Gegenteil durch Korps aus Lothringen und dem Elsaß zu verstärken. So wollten es auch die Studien des Generals Grafen v. Schlieffen. Es war mithin auch seinen Anschauungen entgegen gewesen, daß die dort aufmarschierenden deutschen Truppen so weit gegen die Linie Lunéville—Epinal vorgeführt wurden und sich dort festliefen. So wäre es für das ganze Heer gekommen, wenn wir nicht durch Belgien vormarschierten, sondern den rechten Flügel südlich Longwy gehalten hätten. Während wir an den französischen Sperrfestungen in der Linie Verdun—Belfort verbluteten, wäre unser rechter Flügel aus Belgien heraus von den vereinigten belgisch-französisch-englischen Armeen angegriffen und geschlagen worden. Wir hätten gleichzeitig damit unser niederrheinisches Industriegebiet verloren. Unsere Niederlage wäre besiegelt gewesen.

Der Rückzug von der Marne war befohlen, ob begründet oder nicht, habe ich nie feststellen können.

Der Krieg mußte jetzt lange andauern, vom Vaterlande Ungeheures gefordert werden. Es war die Stunde, wo in Deutschland auch tatsächlich alles auf den Krieg einzustellen war und eine großzügige Aufklärungsarbeit zu beginnen hatte. Ich war überrascht über die Stimmung, die ich Ende Oktober 1914 in Berlin antraf. Von dem ungeheuren Ernst unserer Lage war nichts zu merken.

Es war ein schweres und verhängnisvolles Ereignis, daß Deutschland bei der zahlenmäßigen Unterlegenheit des Zweibundes und umstellt von Feinden den ihm aufgezwungenen Krieg nicht in kühn geführtem Schlage gewann und den an Zahl überlegenen, aber weniger gut ausgebildeten Feind schlug. Jetzt war damit zu rechnen, daß die Heere im Laufe des Kriegs in ihrer Ausbildung gleichmäßiger wurden, auch wenn zu hoffen war, daß ein gewisses Übergewicht des deutschen in seiner gefestigten Tradition noch lange anhalten würde. Der starke Ausfall an aktiven Offizieren konnte bedenklich stimmen. Jedenfalls hatte alles zu geschehen, um uns unsere Überlegenheit in der Ausbildung zu sichern, damit die des Feindes an Menschen weniger empfindlich würde.

Wir mußten namentlich darauf gefaßt sein, daß England die Zeit benutzen werde, um seine Wehrkraft zu verstärken und sich neben seiner Flotte auch noch eine starke Armee zu schaffen. Menschen waren dazu da. Demgegenüber durften wir nichts versäumen, um den Krieg doch noch zu ge-

winnen. Deutschland mußte ein bewaffnetes Heerlager werden. Das war auch mein Neujahrswunsch, den ich zum 1. Januar 1915 an eine Zeitung sandte. Die Oberste Heeresleitung hatte im Herbst 1914 und Winter 1914/15 18 bis 20 Divisionen aufgestellt. Wir schufen aus Landwehr- und Landsturmformationen neue Divisionen. Wir begannen damit, die Bataillonszahl der Division von 12 auf 9 herabzusetzen und aus den so gewonnenen Bataillonen unter Zuteilung von Artillerie und Sonderwaffen weitere Divisionen aufzustellen. Wir taten viel, aber doch nach vielen Richtungen hin nicht genug.

Die 8. Armee wäre jetzt durchaus in der Lage gewesen, Korps nach dem Westen abzugeben. Ich weiß nicht, ob der Gedanke bei der Obersten Heeresleitung erörtert worden ist oder ob die Lage der k. u. k. Armee ihn gar nicht hat aufkommen lassen. Diese war, wie ich jetzt leider sah, vollständig geschlagen und ging unter außerordentlichen Verlusten über den San zurück. Der Russe folgte. Ein russischer Einfall in Mähren, dann auch in Oberschlesien, wurde möglich. Der k. u. k. Armee mußte geholfen werden, wenn sie nicht vernichtet werden sollte. Ein Vorgehen der 8. Armee über den Narew, so wie es Anfang September gedacht war, wäre ein Luftstoß geworden. Die Unterstützungen mußten unmittelbar kommen und konnten nicht stark genug sein. Den Westen vermochten wir nicht zu verstärken.

In dem Befehl, den ich am 14. abends in Insterburg bekam, war ausgeführt, daß zwei Armeekorps der 8. Armee die Südarmee in Oberschlesien zu bilden hätten. Das sah nur nach Abwehr und wie eine Schutzmaßnahme aus. Es genügte jedenfalls nicht, um die Lage in Galizien auch nur einigermaßen wiederherzustellen. Wir durften nicht nur abwehren, wir mußten handeln. Ich schlug in einem Ferngespräch deshalb der Obersten Heeresleitung und auch noch General v. Moltke persönlich sofort vor, die Masse der 8. Armee unter dem inzwischen dazu ernannten Generaloberst v. Hindenburg nach Oberschlesien und Posen zu senden. Nur schwache Teile dürften zum Schutze Ostpreußens selbst auf die Gefahr hin zurückgelassen werden, daß Rußland mit frischen Kräften von neuem in das arme Land einfiel. Allerdings hoffte ich, daß das noch recht lange Wege hätte. Schon während der Operationen war für alle Fälle der verstärkte und erweiterte Ausbau von Lötzen und der Seen-Stellung angeordnet. Wir drangen darauf, daß nicht nur ein Plan entworfen, sondern tatkräftig mit den entsprechenden Arbeiten begonnen wurde. Auch die Angerapp-Linie sollte befestigt werden. Diese Maßnahmen trugen der veränderten Kriegslage Rechnung und haben sich später bezahlt gemacht.

General v. Moltke stellte mir die Prüfung meines Vorschlages in Aussicht und machte mir kurz Mitteilung über den Umschwung der Lage im

Westen. Bis dahin hatten wir nur gerüchtweise davon gehört. General v. Moltke war über die Westlage tief bewegt. Es war mein letztes Dienstgespräch mit diesem menschlich so hervorragenden Mann. Er besaß einen scharfen militärischen Verstand und wußte große Kriegslagen ungemein klar zu behandeln. Er war aber keine durchgreifende Natur, mehr pazifizistisch als kriegerisch gesonnen; ich entsinne mich vieler seiner Gespräche. Seine Gesundheit war zu Beginn des Krieges durch zweimalige Karlsbader Kur innerhalb weniger Monate stark angegriffen.

In diesen Tagen begann der Kriegsminister General v. Falkenhayn die Operationen zu leiten.

Am 14. September abends nahm ich Abschied von Generaloberst v. Hindenburg und meinen Kameraden. Es war mir nicht leicht, nach zwei siegreichen Schlachten Oberbefehlshaber und Stab zu verlassen. General v. Hindenburg hatte meinen Vorschlägen stets zugestimmt und sie verantwortungsfreudig gutgeheißen. Es bildete sich ein schönes Vertrauensverhältnis zwischen uns beiden gleichdenkenden Männern heraus. Im Stabe bestand vollständige Übereinstimmung in allen militärischen Anschauungen.

Am 15. September früh verließ ich Insterburg, um im Kraftwagen über Graudenz und Thorn meinen Bestimmungsort Breslau zu erreichen. Über meinen neuen Wirkungskreis war ich mir vollständig im unklaren. Er erschien mir kleiner als mein bisheriger. Bald fand ich ein weites, wichtiges Arbeitsfeld.

Der Feldzug in Polen Herbst 1914.

(Karten III und IV.)

I.

Die Fahrt nach Breslau war nicht erfreulich. Ich kam durch Allenstein und aß dort in demselben Hotel zu Mittag, in dem ich gewohnt hatte. Das Friedensleben ging bereits seinen alten Gang. Nachmittags war ich in Graudenz, und weiter ging's bei Sturm und Regen über Bromberg nach Posen, wo ich in stockfinsterer Nacht ankam und übernachtete. Viele Beziehungen verbanden mich mit Provinz und Stadt Posen. Mein Vater, einer pommerschen Kaufmannsfamilie entstammend, war dort bis nach dem deutsch-französischen Kriege 1870/71 angesessen. Ich selbst hatte in Posen gestanden und freute mich, es wiederzusehen. In den Jahren 1902 bis 1904 war ich dort ältester Generalstabsoffizier des Generalkommandos V. A. K. Sowohl in dieser Stellung wie auch in der vorangegangenen als Generalstabsoffizier der 9. Div. in Glogau bot sich mir Gelegenheit, die schwierigen Verhältnisse der Provinz kennen zu lernen. Ein Manöver hatte mich in die Gegend von Jarotschin—Pleschen geführt. Das Polentum hat uns nicht gedankt, was wir ihm gegeben haben. Diejenigen haben recht, die das deutsche Vaterland immer wieder vor seinen Aspirationen gewarnt haben. Mit tiefem Schmerz sehe ich eine traurige Entwicklungszeit für meine Heimatprovinz kommen.

Am 16. September früh traf ich in Breslau ein. Bald darauf erreichte mich ein Telegramm, daß die Oberste Heeresleitung auf meinen Vorschlag vom 14. abends eingegangen sei. Generaloberst v. Hindenburg mit dem Hauptteile der 8. Armee sollte zur unmittelbaren Unterstützung der k. u. k. Armee nach Oberschlesien gefahren werden. Diese Teile bildeten die 9. Armee.

In Ostpreußen verblieben als 8. Armee: 1. Kav. Div., I. A. K., I. R. K., 3. Res. Div., Ldw. Div. v. der Goltz, einige Landwehr-Brigaden, Hauptreserve Königsberg sowie die Kriegsbesatzungen der Weichselfestungen mit Ausnahme der vornehmlich aus der Kriegsbesatzung Thorns zusammengestellten 35. Res. Div. Den Oberbefehl erhielt General v. Schubert.

Die 9. Armee wurde aus der 8. Kav. Div., dem XI., XVII., XX. A. K., Garde-R. K., der 35. Res. Div. und der Ldw. Div. Graf v. Bredow gebildet. Ihr Aufmarsch war zu bestimmen. Landsturm, der in lockerer Aufstellung

im Grenzschutz zwischen Kattowitz und Thorn auf polnischem Boden stand, konnte ihn decken.

Das Armee-Oberkommando selbst wollte die Armee am liebsten etwa zwischen Beuthen und Pleschen versammeln. Die Oberste Heeresleitung hielt es in Rücksicht auf die k. u. k. Armee indes für erforderlich, den Aufmarsch schärfer nach Südosten zu verschieben, um die deutsche Verstärkung für Österreich-Ungarn und die k. u. k. Armee augenfälliger werden zu lassen. Der rechte Flügel der 9. Armee, XI. A. K., kam so nach Krakau, der linke wurde entsprechend nach Süden gezogen. Der nahe Anschluß an die k. u. k. Armee mußte naturgemäß die Operationsfreiheit der 9. Armee beengen. Besondere Nachteile sind aber hieraus nicht entstanden.

Am 17. September traf Generaloberst v. Hindenburg mit einem Teil des Stabes in Breslau ein. Wir waren nunmehr wiederum an wichtiger Stelle zur kriegerischen Zusammenarbeit berufen.

Ich selbst fuhr schon am 18. nach Neu-Sandec, dem Hauptquartier der k. u. k. Armee. Die Fahrt dorthin bei trübem, regnerischen Wetter brachte mir Neues. Oberschlesien mit seiner hohen Kultur war mir bisher fremd gewesen. In Galizien lernte ich wohl das verwahrloseste Land Europas kennen und bekam einen Begriff von der polnischen Wirtschaft. Besonders rückständig war der polnische Jude, noch rückständiger als sein Glaubens- und Stammesgenosse in Polen. Es ist das nicht allein Schuld dieses Volkes, sondern auch die seiner Regierenden.

In Neu-Sandec meldete ich mich beim Erzherzog Friedrich, einem Mann mit warmem, deutschen Herzen und echt soldatischen Empfindungen. Ich denke in Verehrung an ihn zurück. Der geistige Leiter der Operationen der k. u. k. Armee war General v. Conrad, ein kluger, geistig besonders elastischer und bedeutender General. Er war ein Feldherr mit seltenem Gedankenreichtum und gab der k. u. k. Armee stets neuen Impuls. Das wird sein ewiges Verdienst bleiben. Die k. u. k. Armee war aber nicht kraftvoll genug, seine kühnen Entwürfe in jedem einzelnen Fall auszuführen. Für die Armee war im Frieden zu wenig geschehen. Sie wurde ausgesprochen vernachlässigt und hatte in ihrer Heimat nicht das Ansehen, das zu Taten verpflichtet, wie unsere Armee in Deutschland. Die Blüte des Frontoffizierkorps, das über dem völkischen Zwist die Armee zusammengehalten hatte, war bereits gefallen; was in der späteren Folge noch da war, ließ an vielen Stellen sehr zu wünschen übrig und bildete nicht mehr den Kitt der Armee. Auch der gute, tapfere Soldatenstamm war auf den Schlachtfeldern geblieben. Die k. u. k. Armee war ganz anders erzogen als die deutsche. General v. Conrad hatte unsere Friedensausbildung bisher nicht hoch bewertet. Jetzt bekannte er sich mir gegenüber offen zu ihren Grundsätzen. Namentlich, meinte er, könne

nicht genug Wert auf alles das gelegt werden, was die Mannszucht festige. Der k. u. k. Generalstab trieb zuviel Theorie und war dem Truppendienst fremd. Es wurde zuviel von oben her befohlen und jede Freude am selbständigen Handeln unterdrückt.

Gut ausgebildet war das Etappenwesen, aber es verschlang eine Unsumme von Offizieren.

Mein Verhältnis zu General v. Conrad ist immer zufriedenstellend geblieben; es wirkte besonders günstig, wenn wir uns zuweilen sahen. Manchmal habe ich den Eindruck gehabt, als würden von dem k. u. k. Verbindungsoffizier, der sich in meinem Stabe befand, nicht nur Tatsachen, sondern auch Klatsch gemeldet. Der Verbindungsoffizier einer verbündeten Macht hat eine besonders wichtige Aufgabe. Er kann leicht Schaden anrichten. Darum muß er eine durch und durch gefestigte Persönlichkeit sein.

Die vergangenen und bevorstehenden Operationen wurden besprochen. Die k. u. k. Armee hatte bei weiterem Rückzuge nicht nur den San, sondern auch die Wisloka überschritten, sie stand jetzt mit über 40 Divisionen zusammengedrängt zwischen den Karpathen und der Weichsel auf dem westlichen Wislokaufer. Mir war es unverständlich, wie die Armee dort Platz hatte. Die großen Gefangenenabgänge, von denen ich später hörte, gaben mir eine Erklärung. Die Armee war ungeheuer mitgenommen. Es war eine ganze Tat des Generals v. Conrad, daß er sich im Vertrauen auf Deutschlands Hilfe entschloß, Anfang Oktober von neuem die Offensive zu ergreifen, selbst wenn die k. u. k. Armee zunächst vor russischem Drucke noch weiter zurückgehen müsse.

Die 9. Armee deckte durch ihren Aufmarsch bereits den Nordflügel derselben gegen eine mögliche Umfassung; sie sollte zunächst die Höhe der k. u. k. Armee gewinnen und dann deren Vormarsch nördlich der Weichsel begleiten. Die verbündeten Armeen hatten den Russen anzugreifen, wo sie auf ihn stießen. Die 9. Armee mußte dabei scharf auf ihren freien linken Flügel und auf ihre offene linke Flanke achten.

Russischerseits standen in dem weiten, nach Westen geöffneten Weichselbogen bisher nur einige Kavallerie-Divisionen und Schützen-Brigaden. Diese konnten es nicht verhindern, daß der deutsche Grenzschutz sich auf polnischem Gebiet festgesetzt hatte und das Landwehrkorps Woyrsch quer durch Polen über Radom an die Weichsel marschiert war, um hier, nördlich der Sanmündung, überzugehen. Das Korps hatte der k. u. k. Armee noch vor ihrer Niederlage östlich des Stroms die Hand gereicht.

Die gewaltige Masse des russischen Heeres stand noch östlich, mit schwachen Teilen westlich des San, mit den in Ostpreußen geschlagenen Teilen am oberen Narew und Njemen. Die sibirischen Armeekorps waren noch nicht sämtlich an der russischen Westgrenze eingetroffen, sie lagen teil-

weise noch auf der Achse. Sie waren besonders gut und haben uns viel zu schaffen gemacht.

Es war eine bittere Enttäuschung gewesen, daß es unserer Diplomatie nicht gelungen war, Japan aus der Zahl unserer Feinde zu halten: Das war die Folge unserer unglücklichen Politik, die uns nach dem Frieden von Shimonoseki 1895 für Rußland die Kastanien aus dem Feuer holen ließ und die Besitzergreifung von Port Arthur seitens Japans verhinderte. Rußland hat es uns nie gedankt, bei Japan hat es uns unendlich geschadet. Es konnte mit Recht nicht verstehen, welches Interesse wir an seiner Schwächung hatten.

Das Ultimatum, das uns die japanische Regierung im August 1914 überreichte, soll sich wörtlich mit unserem Ultimatum 1895 gedeckt haben. Wir sprachen damals von der Zurückgabe Port Arthurs, Japan jetzt von der Kiautschous. Der Japaner versteht zu vergelten!

Für die Weiterführung der Operationen mußte erwartet werden, daß die russische Armee der k. u. k. Armee trotz aller Marschschwierigkeiten folgen würde. Für sie war der Raum südlich der Weichselstrecke Sandomir—Krakau erst recht viel zu schmal. An eine Offensive nach Ungarn hinein konnte sie noch nicht denken, sie lief Gefahr, nördlich der Karpathen geschlagen zu werden. Es war mit Sicherheit anzunehmen, daß der Russe auch unterhalb der Sanmündung vormarschieren würde. Mit wieviel und in welchem Umfange, mußte im wesentlichen davon abhängen, ob er von der neuen deutschen Kräfteverteilung Kenntnis erhielt und wie er seine Niederlage in Ostpreußen einschätzte.

Tatsächlich folgte der Russe über den San unter Einschließung von Przemysl nur schwach. Er führte seinen Truppen am Njemen zunächst vorübergehend Verstärkungen zu. Gleich darauf setzte er aber, sobald er über den deutschen Vormarsch klar sah, alles, auch die neu eintreffenden sibirischen Armeekorps, zu einem gewaltigen und groß angelegten Vormarsch über die Weichsel, von Warschau aufwärts bis zur Sanmündung, ein. Bei den Besprechungen in Neu-Sandec war die Lage noch in voller Entwicklung. Wir mußten uns auf das Nächstliegende: Vormarsch des Russen über den San und mit Teilen nördlich der oberen Weichsel einrichten. Um diesem gewachsen zu sein und in Rücksicht auf eine immerhin mögliche Flankierung von Warschau her, erschien es erwünscht, auch Teile der eng zusammengedrängten k. u. k. Armee, dabei unser Landwehrkorps, auf das nördliche Ufer der Weichsel hinüber zu nehmen. Die k. u. k. Armee südlich der Weichsel blieb noch stark genug, um allen an sie herantretenden Anforderungen zu entsprechen.

Unsere Kolonnen und Trains führten in der Mehrzahl für den polnischen Kriegsschauplatz zu schwere Wagen. Sie waren zudem nicht

zahlreich genug. Ich erbat daher von General v. Conrad die Gestellung von leichten Trainkolonnen, die wir in dem erforderlichen Umfange erhielten. Sie bestanden aus ganz leichten Fuhrwerken, mit leichten, bedürfnislosen Pferden bespannt, von bäuerlichen Kutschern geführt. Bald bürgerte sich der Name „Panje"kolonnen ein. Panjepferd und Panjewagen haben auch im Westen Bedeutung gewonnen. Der Name kam daher, daß sich die Kutscher gegenseitig mit „Panje", „Herr", anredeten und ebenso von unseren Soldaten gerufen wurden.

Die militärischen Verabredungen in Neu-Sandec waren zur vollen Zufriedenheit und in vollster Übereinstimmung erledigt. Ein gemeinsamer Oberbefehl wurde nicht eingerichtet. Generaloberst v. Hindenburg und ich zogen es vor, selbständig zu bleiben.

Bei den Verhandlungen über die Abgrenzung der voraussichtlichen Etappengebiete schien es zu Reibungen kommen zu sollen. Österreich-Ungarn hat seine Interessen stets in einem Maße wahrgenommen, das zu seinen militärischen Leistungen in keinem rechten Verhältnis stand. Es hat von seinem Standpunkt richtig gehandelt, bedauerlich war es nur, daß die Berliner Stellen dies immer zuließen. Sie befürchteten einen Sonderfrieden Österreich-Ungarns mit der Entente, den ich für eine physische Unmöglichkeit hielt. Im September 1914 wurde jedoch die Abgrenzung des Etappengebietes den deutschen Bedürfnissen gerecht, ohne daß eine Mißstimmung bei dem k. u. k. Oberkommando eintrat.

II.

Die 9. Armee war am 27. September operationsbereit. Armeehauptquartier war Beuthen. Es standen:

XI. A. K.	hart nordöstlich Krakau,
Garde-R. K. XX. A. K. XVII. A. K. 35. Res. Div.	zwischen Kattowitz und Kreuzburg,
8. Kav. Div. Ldw. Div. Graf v. Bredow	zwischen Kempen und Kalisch.

Die drei zuletzt genannten Divisionen wurden unter General v. Frommel zu einem Verband vereinigt. Die Landsturmformationen im Grenzschutz wurden durch Zusammenfassung in Brigaden und Zuteilung von Artillerie aus den Festungen zu einfachen Kampfaufgaben befähigt.

Östlich der Weichsel standen die nächsten stärkeren deutschen Truppen der 8. Armee bei Mlawa. Ldw. Div. v. der Goltz beschoß Ossowjetz. Die

übrigen Teile der 8. Armee waren bis an die Njemenstrecke Grodno—Kowno vorgedrungen, um den Anschein zu erwecken, als ob deutscherseits dort die Fortsetzung der Offensive beabsichtigt sei.

Am 29. September ging hier Rennenkampf, der nicht unerheblich verstärkt war, zum Angriff über und drängte in den folgenden Wochen die 8. Armee gegen und — bei Lyck — auch über die Grenze zurück.

Die 8. Armee war zwar dem Generaloberst v. Hindenburg unterstellt. Wir hatten aber soviel mit eigenen Angelegenheiten zu tun, die Verbindungen waren zudem so schlecht und wurden immer schlechter, daß wir keinen Einfluß auf die Operationen unserer alten Armee ausüben konnten. Dies war erst möglich, als im November die 9. Armee einen besonderen Oberbefehlshaber erhielt und Generaloberst v. Hindenburg von einer unmittelbaren Armeeführung entbunden war. Der bevorstehende Feldzug der 9. Armee wurde durch die Ereignisse bei der 8. in keiner Weise beeinflußt.

Auf unserem rechten Flügel hatte sich die Lage unserer Verbündeten erheblich gebessert. Der Russe war über die Wisloka nur noch zurückhaltend gefolgt. Die k. u. k. Armee konnte zu Atem kommen und in den ersten Oktobertagen den Vormarsch antreten. Die für das Vorgehen nördlich der oberen Weichsel bestimmte 1. Armee, General v. Dankl, und das Landwehrkorps standen südlich des Stroms zwischen dem Dunajek und Krakau bereit, sich dem Vormarsch der 9. Armee anzuschließen.

Dieses Korps muß besonders gedacht werden. Es bestand aus je einer Division posenscher und schlesischer Landwehr. Ihre Verwendung war ursprünglich mehr im Grenzschutz gedacht. Aber, wie es immer ist, Truppen, die irgendwo stehen, werden herangezogen, wenn es zum Kampfe kommt. So hatte auch das Landwehrkorps im August den Vormarsch nach Polen hinein und über die Weichsel angetreten. Hierfür waren viele Improvisationen bei den Divisionen nötig geworden. Nach dem Weichselübergang griff es in die schweren Kämpfe des k. u. k. Heeres südlich Lublin ein. Es mußte dann den Rückzug desselben durch die Tanewregion, ein wegeloses Sumpf- und Waldgebiet östlich des unteren San, mitmachen.

Das Landwehrkorps war bereits im August an die Befehle des Generaloberstеn v. Hindenburg gewiesen worden. Wir konnten nicht eingreifen und mußten dem Generalkommando die volle Freiheit seiner Entschließungen lassen. Das war für uns um so leichter, als wir den vortrefflichen Führer, General v. Woyrsch, und seinen verdienstvollen Chef, Oberst Heye, kannten.

Kurz vor meiner Abreise aus Insterburg war ein Kraftwagenführer mit Schriftstücken angekommen und hatte gemeldet, daß er die geretteten Akten des Landwehrkorps brächte. Das Korps wäre vernichtet. General

v. Woyrsch und sein Chef seien ermordet. Es vergingen viele Tage, ehe wir klar sehen konnten und erkannten, daß die Gerüchte unwahr seien.

Es war dem Korps gelungen, sich durchzuschlagen. Wir nahmen in Breslau sofort Verbindung mit ihm auf und sorgten, so gut es ging, für seine Ergänzung und Neuausstattung. Auf seine Bitte erhielt es auch schwere Artillerie. Wir konnten ihm nur ein Landwehr-Bataillon geben, das alte Feldhaubitzen hatte. Sie waren sehr schwer für die schlechten Wegeverhältnisse. Der Wert der schweren Artillerie wurde aber so hoch eingeschätzt, daß alle Schwierigkeiten überwunden wurden. Der Beweglichkeit der Artillerie wird oft eine zu große Berücksichtigung auf Kosten der Wirkung eingeräumt.

Die Taten des Landwehrkorps sind eine stolze Erinnerung für alle Beteiligten. Sie bilden zugleich einen vollgültigen Beweis für die Güte unserer Armee, für die Richtigkeit unserer Heereseinrichtungen sowie für den hervorragenden Wert der Ausbildung und Erziehung unserer Soldaten vor dem Kriege. Dies setzte uns in den Stand, im Osten mit Landwehr- und Landsturmformationen in immer steigendem Maße den Krieg zu führen.

III.

Der Vormarsch nördlich der Weichsel begann am 28. September.

Die k. u. k. 1. Armee schwenkte rechts gegen die untere Nida ein und ging gegen die Linie Sandomir—Opatow vor.

Die einzelnen Verbände der 9. Armee hatten folgende Vormarschrichtungen:

Landwehrkorps über Proschowitze—Pintschow—Opatow,
XI. A. K. über Jendrtschejew, Lagow ebendorthin,
Garde-R. K. über Chentziny, Kielce, Ostrowjetz,
XX. A. K. über Wloschtschowo, Bshin, Ilsha,
XVII. A. K. über Nowo Radomsk, Konssk—Radom,
35. Res. Div. über Petrikau auf Tomaschow,
8. Kav. Div., Ldw. Div. Graf v. Bredow in allgemeiner Richtung Bahnhof Koljuschki östlich Lodz.

Vom Feind waren keine neuen Nachrichten eingetroffen. Er leistete zunächst auch keinen Widerstand und zog sich vor unserem Vormarsch zurück.

Das Hauptquartier ging nach Wolbrom, dann nach Mjechow und Jendrtschejew. Wolbrom war nur eine Fabrik, die beiden Städte trugen die Merkzeichen der kleinen verschmutzten polnischen Städte. Wanzen waren an der Tagesordnung. In Mjechow waren wir sehr weit vorn. Kosakenpatrouillen streiften in der Nähe. General v. Woyrsch, der sich

beim Generaloberst v. Hindenburg meldete, mußte Umwege machen, um ihnen zu entgehen.

In Kielce hatten wir wieder ein ordentliches Quartier mit günstigen Geschäftszimmern; das erleichterte die Arbeit.

Die Anstrengungen, denen sich unsere Truppen beim Vormarsch unterziehen mußten, waren außerordentlich. Die Wege waren grundlos, das Wetter schlecht. Trotzdem mußten sehr große Märsche von 30 und mehr Kilometern gefordert werden, um den Feind noch beim Weichselübergang zu treffen oder ihn auf dem jenseitigen Ufer festzuhalten.

Es kristallisierte sich immer mehr der operative Gedanke heraus, daß die k. u. k. Armee südlich der Weichsel die Entscheidung zu suchen, Przemysl zu entsetzen und den San zu überschreiten habe, während die Teile nördlich der Weichsel mehr hinzuhalten hätten. Das war nur möglich, wenn man den Feind noch an der Weichsel traf. Stand er mit starken Kräften, wie er es jederzeit konnte, auf dem westlichen Weichselufer, dann waren wir zu schwach, um ihm erfolgreich zu widerstehen. Das Bild begann sich unausgesetzt seit den Abmachungen in Neu-Sandec zu vervollständigen. Es sollte sich im großen wie im kleinen verschieben. Darum gehört auch dieser Feldzug zu den abwechslungsreichsten, die je geführt worden sind. Er verdient in den Annalen der Kriegsgeschichte einen der ersten Plätze.

Das Oberkommando stand jeden Tag vor neuen schweren Entschlüssen. Die Unterführer kamen zu selbständigem Handeln. Es war ein kühnes Zugreifen in das Ungewisse hinein, ein energisches Kämpfen und ein vorsichtiges Weichen. Die schwachen Kräfte der Armee waren auf weite Entfernungen auseinandergezogen. Es herrschte aber doch nur ein klarer zielbewußter Wille.

Die Truppenbewegungen hingen im höchsten Maße von dem Nachschub ab. Die Verhältnisse hierfür waren bei dem unbeschreiblichen Zustand der Wege und dem schlechten Wetter denkbar ungünstig, selbst die große Chaussee von Krakau nach Warschau war knietief ausgefahren. Auf ihr ruhte eine fußhohe Schmutzdecke. Die für Wiederherstellung und Instandsetzung der Wege nötigen Arbeiten waren außerordentlich, die Kräfte nur gering. Von der Truppe und den Straßenbau-Kompagnien wurde unermüdlich gearbeitet und viel erreicht. Als wir in der zweiten Oktoberhälfte zurückgingen, war das Straßenbild ein ganz anderes geworden. Wir hatten eine Kulturarbeit geleistet.

Die Eisenbahnverhältnisse waren gleich schwierig. Die für uns in erster Linie in Betracht kommende Bahn über Kielce führte durch den Tunnel von Mjechow, er war zerstört. Baufirmen hatten schon vorher den Auftrag zur Wiederherstellung bekommen, die Arbeiten gingen verhältnismäßig schnell. Dieser Tunnel hat seine Geschichte. Diesmal war

er von den Russen unbenutzbar gemacht und im Oktober von uns wiederhergestellt. Im November wurde er von uns zerstört. Dann stellten ihn die Russen her und zerstörten ihn im Sommer 1915; darauf haben wir ihn endgültig instandgesetzt. Auch weitere umfangreiche Arbeiten, wie Umnagelung der breiten russischen Spur auf Normalspur und zahlreiche Brückenbauten mußten ausgeführt werden. Es wurde Vorzügliches geleistet. Die Bahn nach Kielce und später nach Radom wurde erheblich früher fertig, als ich es erwartet hatte. Auch der Ausbau der zweiten, allerdings normalspurigen Wien—Warschauer Bahn von Tschenstochau über Nowo Radomsk, Richtung Bahnhof Koljuschki, war in Angriff genommen und beschleunigt fertiggestellt. Ebenso gelang es, einige Querbahnen in Betrieb zu nehmen. Wir vermochten aber nicht, die Brücke bei Sieradz an der Bahn Kalisch—Lodz zu vollenden und damit den Anschluß der polnischen und deutschen Eisenbahnen in westlicher Richtung sicherzustellen.

Dank der unermüdlichen Arbeit einiger Herren meines Stabes, des Majors Drechsel, der Hauptleute v. Waldow und Sperr, kamen die rückwärtigen Verbindungen schnell in eine feste Form. Alle Schwierigkeiten wurden so rechtzeitig überwunden, daß die Operationen nicht litten.

Die Anforderungen an die technischen Nachrichtenmittel waren noch schwieriger als in Ostpreußen. Die Russen hatten die wenigen vorhandenen Stangenleitungen zerstört, die Stangen selbst umgelegt. Einige Feldleitungen konnten gebaut werden, wir mußten damit auskommen; wir waren noch nicht so verwöhnt wie später durch den Leitungsbau im Stellungskrieg. Personenkraftwagen und Meldereiter, diese in Relais, waren die sichersten Verbindungsmittel. Die wenigen Funkenstationen leisteten wieder gute Dienste. Auch hier ist es mir gelungen, stets klar zu sehen und die Befehle rechtzeitig durchzubringen.

Die Bevölkerung bereitete uns keine Schwierigkeiten. Sie war willig und widersetzte sich unseren Anordnungen nicht. Der wohl geäußerte Gedanke, sie gegen die Russen aufzubieten, erwies sich als unausführbar. Die sogenannte polnische Legion der k. u. k. Armee bestand meistens aus galizischen Polen, die in der k. u. k. Armee dienstpflichtig waren. Ich übersah dies in vollem Umfang erst später.

IV.

Am 4. Oktober begannen auch die Hauptkräfte des k. u. k. Heeres, die 2., 3. und 4. Armee, den Vormarsch, sie gingen am 5. über die Wisloka. Der Russe leistete keinen hartnäckigen Widerstand. Die k. u. k. Truppen erreichten bereits am 9. den San und drangen in Przemysl ein.

Die k. u. k. 1. Armee und der rechte Flügel der 9. Armee kämpften

am 4. Oktober bei Klimontow und Opatow gegen russische Schützen-Brigaden, die recht glimpflich davonkamen. Die k. u. k. 1. Armee legte jetzt den Schwerpunkt auf Sandomir, während der rechte Flügel der 9. Armee im Weitermarsch gegen die Weichsel oberhalb der Sanmündung blieb.

Das XX. A. K. erreichte die Gegend nordwestlich Kielce, das XVII. nach leichtem Gefecht Radom und schloß dorthin auf. Korps Frommel hatte Tomaschow—Bahnhof Koljuschki erreicht, die 8. Kav. Div. war etwa bei Rawa. Zwischen Kalisch und Thorn schob sich unser Grenzschutz langsam nach Polen hinein vor, im übrigen wurde er auf unseren rückwärtigen Verbindungen verwendet.

Inzwischen mehrten sich die Nachrichten, daß sibirische Armeekorps bei Warschau ausgeladen würden und starke Kräfte sich auf dem rechten Weichselufer von der Sanmündung nordwärts schöben. Wir gewannen den Eindruck, daß sich eine große feindliche Operation gegen die 9. Armee vorbereite. Ich wurde in meiner Ansicht über die eigene Operation bestärkt. Wir hatten die Weichsellinie zu gewinnen und zu halten, während die k. u. k. Armee am San die Hauptentscheidung brachte, indem sie den Russen angriff und schlug.

Im einzelnen ergab sich für uns zunächst das Erreichen der wahrscheinlichen Übergangsstellen zwischen der Sanmündung und Iwangorod und die Abschließung, günstigenfalls die Wegnahme des linksseitigen Brückenkopfes dieser Festung. Des weiteren lag uns die Beobachtung der Weichsel zwischen Iwangorod und Warschau ob. Endlich hatten wir einen Schlag gegen die südlich Warschau sich versammelnden sibirischen Armeekorps zu führen sowie im Anschluß daran die Festung abzuschließen, vielleicht zu nehmen. Die 9. Armee allein war für die Lösung aller dieser zahlreichen Aufgaben zu schwach. Die k. u. k. 1. Armee mußte hierzu mit verwendet und erheblich nordwärts geschoben werden.

Zunächst war die 9. Armee scharf nach Norden zu ziehen:

Das XVII. A. K. unter General v. Mackensen erhielt den Befehl, auf Warschau vorzugehen.

Gruppe Frommel wurde an seine Befehle gewiesen.

Das XX. A. K. sollte Iwangorod beobachten und jeden Weichselübergang nördlich der Festung verhindern.

Das Garde-R. K. erhielt die entsprechende Weisung gegenüber dem Weichsellauf südlich der Festung bis Nowo Alexandrija einschließlich.

Das Landwehrkorps hatte südlich hiervon die Weichsel zu verteidigen.

Das XI. A. K. trat in den Rahmen der k. u. k. 1. Armee, um ihr einen größeren Halt zu geben. Sie sollte die Weichsellinie südlich bis Annopol halten und hier selbst einen Übergang vornehmen, wenn weiter südlich der San überschritten wäre. General v. Conrad stellte zwei Kavallerie-Divi-

sionen zur Verfügung, von denen die 3. dem XX. A. K. für die Weichsel-Bewachung unterstellt, die 7. dem Korps Frommel zugewiesen wurde.

In Ausführung der Befehle kam es an verschiedenen Stellen zu erbitterten Kämpfen.

Das XVII. A. K. marschierte von Radom über Bjalobrshegi scharf links ab und traf bereits am 9. Oktober bei Grojetz und östlich auf die sich hier versammelnden sibirischen Truppen. Sie wurden nach heftigen Kämpfen auf Warschau zurückgeworfen. General v. Mackensen folgte dicht auf und zog General Frommel auf seinen linken Flügel heran. Schon am 12. stand er dicht südlich der Festung.

Bei einem toten oder verwundeten russischen Offizier wurde auf dem Schlachtfelde des 9. ein Befehl gefunden, der uns ungemein wichtige Anhaltspunkte gab.

Das XX. A. K. trat mit einer Brigade nördlich Iwangorod bei Kosjenitze gegen einen Feind in den Kampf, der hier mit schwachen Kräften übergegangen war. Es gelang nicht, ihn zurückzuwerfen.

Das Garde-R. K. griff den bei Nowo Alexandrija übergegangenen Feind an und warf ihn nach sehr erbitterten Kämpfen, in die auch das Landwehrkorps eingriff, auf das andere Weichselufer zurück.

Weiter südlich hatte der Russe die Weichsel noch nicht überschritten.

Unser Hauptquartier war Radom.

V.

Der bei Grojetz gefundene Befehl gab uns ein klares Bild über die feindlichen Absichten. Der Plan des Großfürsten war großzügig und für uns gefahrvoll. Weit über 30 russische Armeekorps, stark nach rechts zusammengeballt, sollten zwischen Warschau und der Sanmündung die Weichsel, andere Kräfte weiter südlich den San überschreiten. 14 Divisionen allein hatten die fünf der Gruppe Mackensen zu schlagen. Der Großfürst wollte die 9. Armee stark von Norden umfassen und sie wie auch die k. u. k. Armeen frontal angreifen, während er mit dem linken Flügel die Höhen östlich Przemysl hielt. Zu dieser Operation zog der Großfürst auch Teile aus Rennenkampfs Armee heran. Gelang der Plan, so war der Sieg Rußlands, auf den die Entente in ihren strategischen Erwägungen rechnete, sicher.

Noch hatte ich die Hoffnung nicht aufgegeben, daß die k. u. k. Armee die Russen östlich Przemysl schlagen und den San überschreiten würde. Allerdings bedurften die nördlich der Sanmündung stehenden Truppen einer wenn auch nicht in das Gewicht fallenden Verstärkung und einer weiteren scharfen Verdichtung nach Warschau und Iwangorod zu.

Gleichzeitig wurde der in das nordwestliche Polen eingerückte Landsturm des V., II., XVII. A. K. gegen die untere Bsura vorgeschoben.

Die rückwärtigen Verbindungen wurden einer besonderen Nachprüfung unterworfen, ein Rückzug konnte nur zu leicht nötig werden. Das Zerstören der Eisenbahnen wurde unter anderem durch Bereitstellen außerordentlicher Sprengstoffmengen vorbereitet.

Während General v. Mackensen sich seit dem 15. Oktober südlich Warschau starker feindlicher Angriffe zu erwehren hatte, versuchte der Russe weiter südlich immer wieder die Weichsel zu überschreiten. Es wurde nötig, die 37. Inf. Div. des XX. A. K. nach Kalwarija vorzuschieben. Sie verhinderte hier den Flußübergang, aber das feindliche Korps, das mit Teilen bereits das linke Ufer gewonnen hatte, kam mit einem blauen Auge davon. Die Division verblieb in jener Gegend. Sie wurde auch dem General v. Mackensen unterstellt.

Die 41. Inf. Div. und die k. u. k. 3. Kav. Tr. Div. standen an der Pilitzamündung bis südwärts an Kosjenitze heran.

Das Garde-R. K. hatte die Einschließung von Iwangorod übernommen. Es wollte den noch bei Kosjenitze auf dem linken Weichselufer stehenden Feind zurückwerfen. Es verfügte hierzu auch über eine Brigade des XI. A. K., die das Armee-Oberkommando zu seiner Verfügung herangezogen hatte.

Der Kampf bei Kosjenitze wird mir stets unvergeßlich bleiben. Tatsächlich wurden vier Brigaden in die enge Weichselschleife geführt, die bei dem strömenden Regen ein Sumpfbrei geworden war. Die vor Iwangorod stehende Brigade wurde durch einen starken russischen Ausfall geworfen. Ich mußte befürchten, daß der russische Angriff in die Flanke jener vier Brigaden stieß, die ohne Entwicklungsraum in ihrer Verteidigung aufs äußerste beschränkt waren. Ich habe in der Nacht kein Auge zugetan. Am nächsten Morgen stellte sich die Lage vor Iwangorod als nicht so gespannt heraus. Die Kämpfe bei Kosjenitze in dem Sumpfbrei dauerten an, da der Russe angriff. Alle beteiligten Truppen denken mit Schrecken an sie zurück.

Entsprechend dem Nordwärtsschieben des Garde-R. K. hatte das Landwehrkorps die Überwachung der Übergangsstelle bei Nowo Alexandrija übernommen.

Als der Kampf bei Kosjenitze noch in vollem Gange war, erhielt ich die Fliegermeldung, daß starke feindliche Kräfte auch südlich Iwangorod die Weichsel überschritten hätten. Unsere Lage mußte dadurch ungemein ernst werden. Irgendwelche Reserven standen dem Armee-Oberkommando nicht zur Verfügung, alles war verausgabt. Es war gut, daß die Meldung

sich als falsch erwies. Der Flieger hatte die Kampfstelle bei Kosjenitze als südlich Iwangorod liegend angesprochen.

Bei dem Landwehrkorps waren keine besonderen Ereignisse eingetreten. Ein Brückenschlag bei Kasimjersh südlich Nowo Alexandrija wurde verhindert. Weiter stromauf verhielt sich der Russe noch abwartend.

Die Absicht, die Weichsellinie zu gewinnen, war erreicht, aber Warschau und Iwangorod blieben in Feindeshand, und nördlich von Iwangorod bei Kosjenitze hatte der Feind eine, wenn auch schlechte Übergangsstelle gewonnen.

VI.

Der k. u. k. Armee südlich der Weichsel war es nicht gelungen, den San zu überschreiten und östlich von Przemysl Gelände zu gewinnen. General v. Conrad hoffte indessen, noch Erfolge zu erringen.

Je länger sich die Entscheidung südlich des San hinzog, desto dringender wurde die Verstärkung des linken Flügels der 9. Armee in seiner immer gespannter werdenden Lage. Sie stand in vollster Wechselwirkung mit den Ereignissen am San. Ging es hier vorwärts, so konnten Gefahren bei Warschau in den Kauf genommen, andernfalls mußten wir bei Warschau erdrückt werden.

Das Eintreffen von Verstärkungen konnte die Lage eine Zeitlang halten. Von der Obersten Heeresleitung war nichts zu bekommen. Sie hatte die neugebildeten Armeekorps gegen Ypern eingesetzt, das XXV. R. K. nach Ostpreußen geschickt, wo die Lage ernster geworden war.

Das Armee-Oberkommando dachte an ein Freimachen des Garde-R. K., des Landwehrkorps und des XI. A. K. aus der Weichselverteidigung durch k. u. k. Truppen und ihr Verschieben nach Norden oder, und dies wäre uns das Liebste gewesen, an eine Verstärkung des linken Flügels unmittelbar durch diese Verbände. Die an der Weichsel eingelebten deutschen Korps konnten dann dort verbleiben. Die Weichsellinie war damit wirklich gesichert. Jede Ablösung mußte zudem kostbare Zeit erfordern. Die Lage duldete keine Verzögerung.

General v. Conrad hielt ebenfalls eine Verstärkung der Kampffront nördlich der Pilitza für nötig, er sprach sich aber entschieden dagegen aus, daß dort k. u. k. Truppen mit Ausnahme der beiden Kavallerie-Divisionen verwendet würden. Wir wandten uns an die Oberste Heeresleitung, Seine Majestät der Kaiser an den Kaiser Franz Joseph, der wohlwollend antwortete. Das k. u. k. Oberkommando blieb aber bei seiner Ansicht. Die Ablösung der drei preußischen Korps wurde befohlen.

Vor Iwangorod sollte der Austausch durch Teile der 1. Armee auf Befehl des Generals v. Conrad derart erfolgen, daß die Übergangsstellen freigegeben wurden. Die k. u. k. Truppen sollten dann die nachfolgenden Russen in die Weichsel zurückwerfen. Wir rieten auch hiervon dringend ab, aber das Schicksal sollte seinen Weg gehen.

Die k. u. k. Infanterie-Truppen-Divisionen der 1. Armee, die das Landwehrkorps und Garde-R. K. an der Weichsel freimachen sollten, näherten sich langsam. Die Ablösung aller Teile konnte vor dem 20. nicht durchgeführt werden. Inzwischen hatte die Lage vor Warschau eine Gestaltung angenommen, die dringend einen Entschluß forderte. Die feindliche Umfassung rückte in immer greifbarere Nähe. Der feindliche Druck bei Nowo Georgiewsk und Warschau wurde immer stärker.

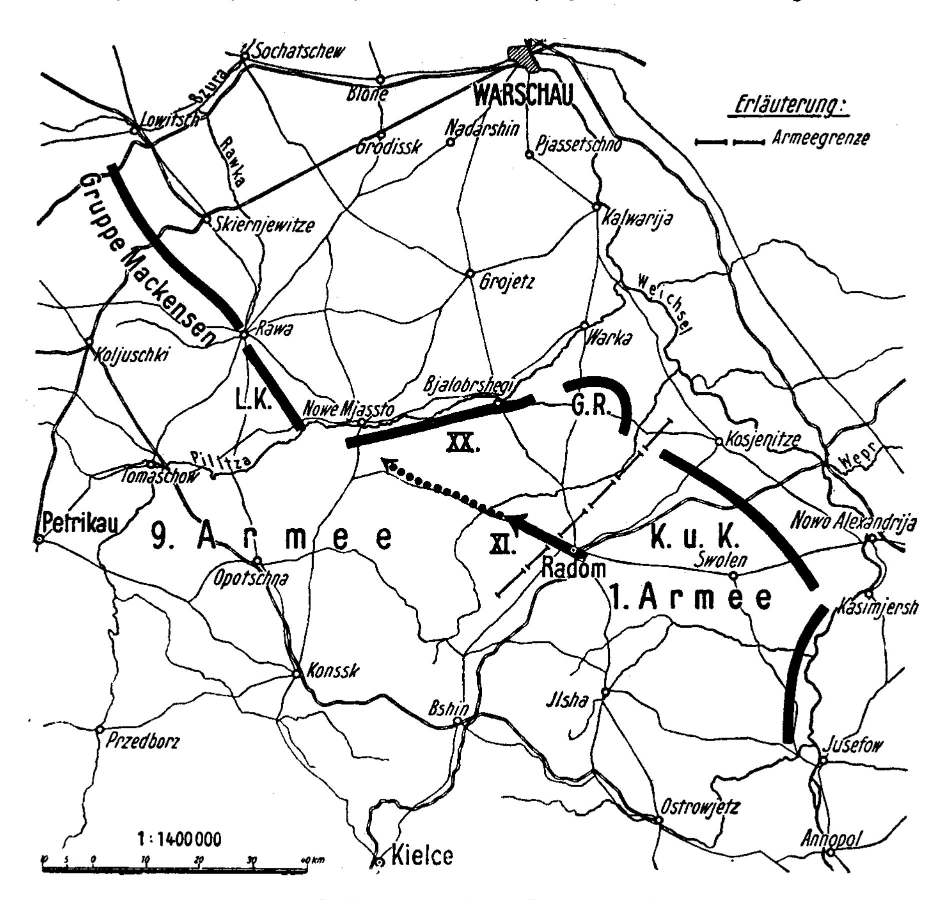
Es trat eine gewaltige Hochspannung ein. Die Schlacht anzunehmen, wäre zu gefahrvoll gewesen. Jetzt wurde es klar, daß die Stunde kommen würde, in der General v. Mackensen von Warschau zurückgenommen werden mußte. Das durfte nicht zu früh und nicht zu spät geschehen. Es war ein schwerer Entschluß. Was würde die Heimat sagen! Am 17. Oktober abends hielt ich den Zeitpunkt für gekommen, den Abmarsch zu befehlen. Ich bat den Generaloberst v. Hindenburg, nunmehr die Gruppe des Generals v. Mackensen von Warschau in westsüdwestlicher Richtung in die Linie Rawa—Skiernjewitze—Lowitsch zurückzunehmen. Wir konnten hoffen, daß es gelingen würde, das abgelöste Landwehrkorps noch rechtzeitig in eine Stellung zwischen Nowe Mjassto und Rawa nördlich der Pilitza zu bringen. Es entstand hier eine neue Front, gegen die der Russe anrennen konnte. Ihr linker Flügel war durch Landsturm und Kavallerie allerdings nur unvollkommen gedeckt, aber seine Zurücknahme blieb möglich. Biß der Russe fest an, so wurde es denkbar, ihm mit den inzwischen vereinigten oder zur Stelle befindlichen XX., XI. A. K. und Garde-R. K. über die Pilitza östlich Nowe Mjassto in die Flanke zu gehen und eine Schlachtentscheidung zu erstreben. Durch diese Operationen konnte Zeit gewonnen werden. Es mußte endlich klar werden, ob die k. u. k. Armee südlich des San erfolgreich wäre.

Dies wurde immer zweifelhafter. Der Russe ging sogar in der Nacht vom 17./18. Oktober seinerseits über den San und tat damit das, was die k. u. k. 4. Armee nicht fertig bekommen hatte.

General v. Mackensen marschierte in der Nacht vom 18./19. von Warschau ab. Die Bewegungen, schon seit langem vorbereitet, gingen in musterhafter Ordnung vor sich. Der Feind machte keine Beute und drängte erst allmählich scharf nach.

Am 25. und 26. Oktober wurden General v. Mackensen und das rechtzeitig eingetroffene Landwehrkorps, auch die 37. Inf. Div., nördlich Nowe

Mjassto in den neuen Stellungen ungemein heftig angegriffen. Der linke Flügel mußte in Richtung Lodz zurückschwenken, auch die 37. Inf. Div. auf das südliche Pilitzaufer zurückgenommen werden. Im übrigen blieben wir auch an den folgenden schweren Kampftagen Herren der Lage. Aber



Skizze 4. **Der Feldzug in Polen.** Lage Ende Oktober 1914 nach dem Rückzuge von Warschau.

zum Angriff über die Pilitza kam es nicht. Die Österreicher erlitten bei Iwangorod eine empfindliche Niederlage und gingen nach Radom zurück.

Es war so gekommen, wie unser Hauptquartier befürchtet hatte. Die k. u. k. 1. Armee, die seit dem 21. Oktober auf der Wacht vor Iwangorod stand, hatte zuviel Russen über die Weichsel gelassen; statt den Feind zurückzuwerfen, wurde sie geschlagen.

Wir taten auf dem linken Flügel der k. u. k. Armee mit dem Garde-R. K. unser Bestes, um das Unglück abzuwehren. Aber es war nichts

mehr zu ändern. Der Russe drang von Nowo Alexandrija und Iwangorod vor und überschritt auch an der Pilitzamündung die Weichsel.

Von dem Entschluß der k. u. k. 1. Armee, auf Radom auszuweichen, erhielt ich erst durch Zufall Kenntnis. In Rücksicht auf das Garde-R. K. erhob Oberstleutnant Hoffmann sofort Einspruch. Die k. u. k. 1. Armee blieb noch einige Stunden stehen, was auch ganz gut ging. Dem Garde-R. K. war geholfen, an den Angriff über die Pilitza in süd-nördlicher Richtung aber nicht zu denken, da seine rechte Flankensicherung eingedrückt war.

Zur Stützung des linken Flügels der Gruppe Mackensen wurde nun das XI. A. K. in die Gegend nordöstlich Lodz in großen Märschen verschoben.

Durch das Zurückgehen der k. u. k. Armee von Iwangorod nach Radom hatte sich die Lage vollständig geändert. Jetzt war ein starkes Nachdrücken des Feindes auf der ganzen Weichselfront zu erwarten. Wir mußten bezweifeln, daß die k. u. k. Truppen dem widerstehen würden. Auch südlich der Weichsel war ihre Lage immer kritischer geworden. Jede Hoffnung auf eine günstige Waffenentscheidung war endgültig geschwunden. Blieb die 9. Armee in dieser Gesamtlage stehen, so wurde sie mit der Zeit nur umgangen und geschlagen. Das Schicksal der k. u. k. Armee ergab sich damit von selbst. Die 9. Armee mußte, um wieder operieren zu können, zurückgenommen werden. Es war klar, daß sich diese Bewegung auf die k. u. k. Truppen übertragen würde. Die russischen Angriffe hätten sie indessen ohnehin zum Zurückgehen gezwungen.

Wenn österreich-ungarischerseits später gesagt wurde, ihre Armee wäre zurückgegangen, weil die 9. Armee zurückgenommen wurde, so ist das richtig und unrichtig. Es wird verschwiegen, daß der Grund für diese Zurücknahme der 9. Armee lediglich in dem Versagen der zu Beginn des Krieges so tapferen k. u. k. Armee zu finden ist, die die Nachwirkungen der Schlachten bei Lemberg nicht überwinden konnte.

VII.

Die Befehle für den Rückmarsch, dessen Wahrscheinlichkeit sozusagen in der Luft gelegen hatte, wurden am 27. ausgegeben. Es war eine ungemein kritische Lage. Die Operation im Oktober hatte Zeit gewonnen, sie war aber nicht geglückt. Es schien jetzt das eintreten zu sollen, was durch den Aufmarsch Ende September in Oberschlesien und den daran anschließenden Vormarsch zu verhindern gewesen war: der Einfall des stark überlegenen russischen Heeres in Posen, Schlesien und Mähren wurde wahrscheinlich.

Die allgemeinen Weisungen für den Rückzug waren den deutschen

Truppen schon bekannt. Ihnen war wiederholt aufgegeben worden, alles Entbehrliche weit zurückzuschieben. Im allgemeinen war dem entsprochen, nur in einzelnen Fällen war mehr vorn, als dort sein durfte. Unsere schweren Fahrzeuge auf den schlechten Wegen haben mir ernste Sorgen gemacht.

Die Bewegungen sollten möglichst in westlicher Richtung ausgeführt werden, um aus der Umfassung herauszukommen.

Im wesentlichen verlief unser „strategischer Rückzug", wie er von den Soldaten getauft wurde, planmäßig und in musterhafter Ordnung. Das Land wurde geschont. Der Rückzug wird für alle Zeiten ein Wahrzeichen sicherer und humaner Kriegführung sein.

Das Garde-R. K. auf dem rechten Flügel hatte es schwer, da die k. u. k. 1. Armee immer mehr an Widerstandskraft verlor und bei den frontalen feindlichen Angriffen nachgab.

Die k. u. k. Armeen gingen zu beiden Seiten der Weichsel bis in die Höhe von Krakau, mit Teilen in die Karpathen südwestlich Przemysl zurück.

Von der 9. Armee mußten ausweichen:

Garde-R. K., XX. A. K., Landwehrkorps über die Linie Kielce—Tomaschow auf halbwegs Krakau—Tschenstochau bis nördlich Tschenstochau;

XVII. A. K. und Korps Frommel über Petrikau—Lodz, im Anschluß an das Landwehrkorps auf Wjelun.
Stellungen waren bei Tschenstochau und Wjelun vorbereitet.

XI. A. K. ging in die Gegend südwestlich Sieradz.

Zwischen Prosna und Warthe vereinigten sich unter General v. Frommel, der jetzt sein Kommando über die 35. Res. Div. und Ldw. Div. Graf v. Bredow abgab, die 5. Kav. Div., die aus dem Westen herzukam, die 8. Kav. Div. und die 7. k. u. k. Kav. Tr. Div.

Die Landsturmformationen gingen gegen die Linie Kalisch—Wreschen—Thorn zurück.

Der Russe folgte mit aller Macht. Er griff auch in Ostpreußen und bei Mlawa mit großer Stärke an. Die Lage wurde sehr ernst. Wir suchten nach einer Gelegenheit, mit der Armee aus dem Rückzug in den Angriff überzugehen, aber die Nachbarschaft der k. u. k. Armee war für jede Operation ein zu unsicherer Faktor, jeder Stoß führte zudem frontal auf die feindliche Stärke. Ein Erfolg konnte nicht erzielt werden.

Es war ein neuer großer Entschluß zu fassen. Er konnte, wie mir immer klarer wurde, nur darin bestehen, starke Teile der Armee mit der Eisenbahn in die Gegend von Hohensalza und Thorn zu fahren und von dort längs der Weichsel, in Richtung Lodz—Lowitsch, gegen die Flanke des

russischen Vormarsches vorzugehen, um ihn zum Stehen zu bringen. Welche Kräfte für diese Operation verfügbar gemacht werden konnten, war eine zweite Frage.

Zunächst war es notwendig, dem Russen möglichst langen Aufenthalt zu bereiten und ihn von den deutschen Bahnen fernzuhalten. Die Eisenbahn- und Straßenzerstörungen waren in musterhafter Weise vorbereitet. Uns hatte die Erfahrung gelehrt, daß ein modernes Heer sich etwa 120 km von seinen Eisenbahnendpunkten entfernen kann. Traf dies zu und gelang es uns, die Eisenbahnen so zu zerstören, wie ich hoffte, so konnten wir damit rechnen, den russischen Massen noch vor unserer Grenze auch ohne Waffengewalt einen vorübergehenden Halt zu gebieten. Trotz aller Vorbereitungen war es nicht leicht, die Eisenbahnzerstörungen nun auch wirklich durchzusetzen, die Truppen wollten immer noch damit warten. Es half aber nichts, ich befahl und überwachte sie. Hauptmann Sperr unterstützte mich dabei ganz vortrefflich. Die Straßenbrücken wurden von den Truppen ohne weiteres zerstört. Gewaltige Arbeit wurde geleistet. Ich hatte die Genugtuung, daß der feindliche Vormarsch immer langsamer wurde und tatsächlich auf der oben erwähnten Entfernung zum Stehen kam, obschon wir große Landesvorräte zurückließen. Sie zu vernichten, hatte ich untersagt.

VIII.

Noch Ende Oktober hatte mich General v. Falkenhayn nach Berlin gerufen. General v. Conrad hatte ihm vorgeschlagen, starke Kräfte aus dem Westen nach dem Osten zu fahren. General v. Falkenhayn äußerte sich über den Angriff bei Ypern aussichtsvoll und wollte sich Weiteres vorbehalten. Ich konnte ihm bestimmte Aufschlüsse über die Absichten des Armee-Ober-Kommandos nicht geben. Es war noch alles in der Schwebe. In Berlin kam ich mir vor wie in einer anderen Welt. Der Unterschied zwischen der ungeheuren Anspannung, die ich seit Kriegsbeginn durchlebt hatte, und dem Treiben in Berlin war zu gewaltig. Es herrschte Vergnügungs- und Genußsucht. Der Ernst gegenüber unserer schwierigen Kriegslage fehlte. Ich gewann einen unangenehmen Eindruck und fühlte mich fremd. Als ich wieder nach Tschenstochau zurückkam und mich im Kameradenkreise befand, war ich zufrieden.

Am 3. November vormittags stand in mir fest, daß neues Handeln geboten sei. Ich bat den Generaloberst v. Hindenburg, dem früher erörterten Gedanken eines Aufmarsches bei Hohensalza zuzustimmen. Die Befehle wurden sofort gegeben und der Obersten Heeresleitung der Entschluß gemeldet.

Sie hatte der Entwicklung im Osten mit den allerschwersten Sorgen zugesehen.

Die Lage bei Mlawa und an der Ostgrenze Ostpreußens wurde mit jedem Tage ernster. Das neugebildete XXV. R. K., zur Verstärkung nach Ostpreußen geschickt, hatte sich heldenmütig geschlagen. Es stellte sich aber bald heraus, daß der Kampfwert der Neuformationen weit hinter dem der Truppen zurückblieb, die sich aus langgedienten Mannschaften zusammensetzten und mit frischen und tatkräftigen Offizieren ausgestattet waren. Diese neuen Armeekorps hatten einen wundervollen Menschenbestand in Reih und Glied, aber es waren noch keine Soldaten. Ihr Heldenmut und ihre Hingabe ersetzten die fehlende Ausbildung nicht. Auch die vielen inaktiven Offiziere, die bei ihnen wieder Verwendung fanden, taten ihr möglichstes, aber ihnen mangelte doch die Praxis. Ausnahmen gab es natürlich. Eine Armee läßt sich nicht in wenigen Wochen schaffen. Sie braucht hierzu langer Schulung und Tradition. Das zeigen auch die englischen Divisionen und die amerikanischen Truppen; auch sie haben ihre Unerschrockenheit mit schweren Opfern bezahlen müssen. Das XXV. R. K. hatte die Lage an der ostpreußischen Grenze nicht zu ändern vermocht. Jetzt stand zu erwarten, daß der Großfürst nicht nur mit seiner gewaltigen Überlegenheit aus dem Weichselbogen Deutschland und Österreich entscheidend treffen, sondern gleichzeitig das deutsche Land östlich der Weichsel angreifen würde, um auch hier die Entscheidung zu suchen und uns zum mindesten an Kräfteverschiebungen zu verhindern.

An der gesamten Ostgrenze des Königreichs Preußen mußten sich Kämpfe entwickeln, die in engstem Zusammenhang miteinander standen. Eine einheitliche und straffe Führung war Erfordernis. Schon bei meinem Zusammensein mit General v. Falkenhayn in Berlin war dies besprochen worden. Am 1. November hatte Seine Majestät den Generaloberst v. Hindenburg zum Oberbefehlshaber Ost unter gleichzeitiger Enthebung von der Stellung als Oberbefehlshaber der 9. Armee ernannt. Diese bekam auf unseren Vorschlag General v. Mackensen. Ich blieb Chef bei Generaloberst v. Hindenburg. Die Mehrzahl meiner Mitarbeiter trat zum neuen Stabe.

Der Befehlsbereich des Oberbefehlshabers Ost erstreckte sich nun in ausgesprochener Weise über die 8. und 9. Armee und die stellvertretenden Generalkommandos I., XX., XVII., II., V. und VI. Armeekorps in den Provinzen Ost- und Westpreußen, Pommern, Posen, Schlesien mit den dort befindlichen Ostfestungen.

Später trat das Korps Zastrow bei Soldau—Mlawa, das zunächst noch der 8. Armee unterstand, unmittelbar unter den Oberbefehlshaber Ost.

Die Befehlsgliederung war gut. Sie erhob den Oberbefehlshaber über die Einzelheiten einer Armeeführung. Trotzdem erforderten es die Verhält-

nisse, zuweilen in den Befehlsbereich der Armeen, durch Weisung an das Armee-Oberkommando, einzugreifen. Dies wurde mir nicht leicht. Ich habe es vielleicht im Anfang zu oft unterlassen, später hoffe ich den richtigen Weg gefunden zu haben.

Das Hauptquartier des Oberbefehlshabers Ost wurde nach Posen verlegt. Wir nahmen Quartier im Königlichen Schloß und sind dort bis Anfang Februar 1915 geblieben. Es war eine ungemein aufreibende und arbeitsreiche Zeit. Hier bildete sich das regelmäßige Leben heraus, das ich bis zu meiner Verabschiedung geführt habe.

IX.

Durchdrungen von der ungeheuren Größe der Verantwortung, wußten wir im Hauptquartier alle, um was es ging. In Posen fühlten wir klarer als in Polen den Pulsschlag der Heimat, fühlten ihre Sorge vor einem feindlichen Einfall mit seinen ungeheuren Folgen. Wir mußten die Unruhe noch durch militärische Maßnahmen vermehren. Der Ausgang der bevorstehenden Kämpfe war nicht gewiß. Die russische Überlegenheit war gewaltig, unsere Truppen waren stark mitgenommen, die Verbündeten wenig kampfkräftig.

Die wehrfähige Jugend der Grenzprovinzen wurde abgeschoben. Strategische Stellungen wurden erkundet und der Befehl für den Ausbau gegeben. Die Bergwerke in Polen wurden stellenweise schon unbrauchbar gemacht, Maßnahmen zur Zerstörung der deutschen Eisenbahnen und der Bergwerke des Grenzgebietes getroffen. Über die Vorbereitungen für die Zerstörung der oberschlesischen Bergwerke hat das Generalkommando des VI. A. K. auf meine Bitte eine Bergbaubehörde seiner Provinz gehört und sie um Vorschläge ersucht, deren Ausführung dann beschlossen wurde. Jetzt verbreitete sich der Schrecken in der Provinz. Ich mußte den Russen die Ausnutzung der Bergwerke auf lange Zeit hinaus verwehren, das gebot das militärische Interesse. Die Engländer haben in größter Rücksichtslosigkeit später die rumänischen Ölfelder zerstört; die Kohle ist für die Kriegführung von gleich entscheidender Bedeutung. Tatsächlich wurde es möglich, auf Grund eines Gutachtens einer höheren Behörde die vorbereitenden Maßnahmen einzuschränken.

Die Stimmung der polnischen Bevölkerung unserer Grenzprovinzen war nicht entgegenkommend, sie war sehr zurückhaltend und abwartend. Kein klarblickender Mann konnte es anders erwartet haben.

Bei unserer Unterlegenheit war es für die bevorstehende Entscheidung bedeutungsvoll, aus den preußischen Ost-Festungen und von den uns unterstehenden stellvertretenden Generalkommandos alle verwendungsfähigen

Truppen und das für den Feldkrieg brauchbare Kriegsgerät herauszuholen. Wir hatten schon im August 1914 damit begonnen und haben im Laufe der Zeit im Osten aus Landsturm, Landwehr und sonstigen Festungsformationen Divisionen in einer Zahl gebildet, wie sie dem General v. Moltke für die Schlacht von Königgrätz zur Verfügung stand. Diese Divisionen erhielten später Nummern wie die aktiven Divisionen, ihren Charakter änderten sie dadurch aber nicht. Es waren namentlich für Kampf und Marsch andere Anforderungen an sie zu stellen als an die Verbände aus jüngeren Jahrgängen. Oft war das im Drange der Not nicht möglich. Diese Truppen haben mehr geleistet, als billigerweise von ihnen erwartet werden konnte; in der Verteidigung der Heimat und damit von Hab und Gut, Weib und Kind gaben sie ihr Bestes hin.

Bei der 8. Armee an der Ostgrenze Preußens waren nach und nach einige Landwehr-Divisionen gebildet worden. Bei Soldau hatte sich aus den Kriegsbesatzungen der Weichselfestungen und aus Landsturm ein Grenzschutz, das zwei Divisionen starke Korps Zastrow, später XVII. R. K., formiert. Die Festung Thorn, deren erste Hauptreserve — die 35. Res.-Div. — bei Tschenstochau stand, stellte nach und nach eine neue Hauptreserve auf: Korps v. Dickhuth genannt. Es fand später Verwendung auf dem rechten Weichselufer, Richtung Plotzk. Zunächst bildete die Hauptreserve Thorns die Landsturm-Brigade v. Westernhagen, die gegen die Bshura vorgeschoben und bei dem Rückzug der 9. Armee auf Wloclawek zurückgegangen war.

Auch die Festung Posen hatte schon eine Hauptreserve hergegeben. General Graf v. Bredow hatte sie mit besonderer Auszeichnung beim Korps Frommel in dem Feldzuge in Polen geführt. Seine Landwehr hatte keine Feldküchen. Sie griff die Russen mit der Begründung an, sich solche zu holen — und bekam sie. Jetzt gaben Festung und Provinz Posen neue Kräfte her. Das Korps Posen, das um Kalisch zusammengestellt wurde, war eine sehr starke Division, die mit viel Sorgfalt ausgestattet war. Der Gouverneur von Posen, General v. Koch, und sein Chef, Oberst Marquard, gaben sich dabei besondere Mühe.

Das stellvertretende Generalkommando des VI. A. K. sollte im Grenzschutz östlich Kempen das Korps Breslau bilden. Es bedurfte längerer Zeit, bis dies ausgeführt und das Korps kampfkräftig wurde.

Major v. Bockelberg hat mich bei diesen Neuformationen hervorragend unterstützt.

X.

Je mehr ich mich in die uns bevorstehende neue Aufgabe hineindachte, je schärfer sich die Lage und die ungeheure Gefahr abzeichneten, desto

klarer wurde in mir der Entschluß, die in Tschenstochau beschlossene Operation, falls möglich, zu einem großen Vernichtungsschlage auszugestalten; der allein konnte uns endgültig retten. Es genügte nicht, den Feind nur zum Stehen zu bringen. Auch dieser Gedanke ist nicht plötzlich entstanden, er hat sich allmählich gebildet.

Was der Oberbefehlshaber Ost selbst hergeben konnte, wurde für den Angriff zwischen Wreschen und Thorn versammelt. General v. Conrad kam uns in seinem soldatischen Empfinden in weitestem Umfange entgegen.

Die 8. Armee wurde geschwächt, sie konnte nicht mehr die Aufgabe behalten, die Ostgrenze Ostpreußens zu decken. Sie fand in der neu ausgebauten Stellung zwischen Spirding-See und Mauer-See und in der befestigten Angerappstellung einen operativen Rückhalt. Die Armee gab nach und nach das stark mitgenommene XXV. R. K., von dessen Zustand wir erst später Kenntnis erhielten, und das I. R. K. mit der 1. und 36. Res. Div. ab. Die Truppen wurden nach Thorn, Richtung Wlozlawek, gefahren. Der Führer der 8. Armee, General Otto v. Below, mußte jetzt mit seinen Kräften gut haushalten, um die Stellungen, die er äußerstenfalls einnehmen sollte, behaupten zu können. Das aber mußte geschehen, auch wenn die Lösung der Aufgabe an Führer und Truppen ungewöhnliche Anforderungen stellte.

Korps Zastrow hatte bei Soldau standzuhalten; das Leben der 8. Armee und Ostpreußens Schicksal hingen davon ab.

Es wäre besonders bedeutungsvoll gewesen, hier mehr Kräfte einzusetzen. Ein starker Vormarsch von Mlawa gegen die Narewlinie Roshan—Pultusk mußte die Operation auf dem linken Weichselufer auf das wirkungsvollste unterstützen. Wir hatten uns zu bescheiden, der Erfolg des Flankenangriffs auf dem linken Ufer mußte sichergestellt sein. Sonst wurden die Kräfte zersplittert. Es war schon viel erreicht, wenn es gelang, das Korps Zastrow so zu stärken, daß es einen gewissen Druck nach Nordpolen hinein ausübte, um einen solchen Vormarsch wenigstens kurze Zeit vorzutäuschen. Starke russische Kräfte standen nördlich Nowo Georgiewsk. Für die Schlacht auf dem linken Weichselufer war es wichtig, sie hier festzuhalten.

Aus der Festung Thorn war Brigade Westernhagen, später ein Teil der neuen Hauptreserve zum Vormarsch auf dem rechten Weichselufer stromaufwärts verfügbar. Ihre Verwendung war in Richtung Plotzk gedacht, um im Verein mit Korps Zastrow täuschend zu wirken. Über Plotzk blieb ihr Heranziehen zur Schlacht auf das linke Weichselufer möglich.

Das Oberkommando der 9. Armee kam nach Hohensalza.

Die nach Thorn bestimmten Teile der 8. Armee — I. R. K. und XXV. R. K. — sollten ihm unterstellt werden.

Das XX. A. K. und die 3. Garde-Div. wurden von Oberschlesien her südlich Hohensalza, das XVII. A. K. bei Gnesen ausgeladen.

Das Kav. Korps v. Richthofen mit der 6. und 9. Kav. Div., das aus dem Westen kam, wurde ebendort versammelt.

Das XI. A. K. wurde durch Fußmarsch auf deutschem Gebiet über Ostrowo in die Gegend von Wreschen gezogen.

Das Kav. Korps Frommel schlug sich mit russischer Kavallerie zwischen Prosna und Warthe östlich Kalisch herum, dahinter vollendete Korps Posen seine Aufstellung.

Der später zum Korps Breslau tretende Landsturm füllte noch immer dürftig den Raum bis etwa an Wjelun heran aus. Von dort aus bis halbwegs Tschenstochau—Krakau stand General v. Woyrsch mit der 35. Res. Div., der Ldw. Div. Graf v. Bredow, dem Landwehrkorps und dem Garde-R. K. ohne 3. Garde-Div. Es hatte Anschluß an die k. u. k. 1. Armee, die bis zur Weichsel reichte; südlich des Flusses bis zu den Karpathen standen wieder eng zusammengedrängt die übrigen Teile der verbündeten Armee, im Gebirge stärkere Kräfte zum Schutze Ungarns.

Aus diesem Bilde ergibt sich, daß der eigentliche Stoß gegen die feindliche Flanke nur mit 5½ Armeekorps geführt werden konnte. Die feindliche Front von dem Eintritt der Warthe in deutsches Gebiet südwärts bis etwa Tschenstochau konnte nur mit ganz ungenügender Kraft angefaßt werden. General v. Woyrsch mußte mit der k. u. k. Armee gemeinsam handeln. Ob sich diese zu einem Angriff entschließen würde, blieb durchaus ungewiß. Die Stimmung daselbst hatte wieder einen Tiefstand erreicht. Auf die Frage, ob die k. u. k. 1. Armee dem immer noch zu erwartenden feindlichen Angriff standhalten würde, wurde geantwortet, 24 Stunden würde sie dazu sicher in der Lage sein. Der Angriff erfolgte nicht. Es war wiederum das Verdienst des Generals v. Conrad, daß er die Stimmung hob und den Offensivgedanken von neuem zur Geltung brachte, allerdings bedurfte er dazu deutscher Stützen.

Um den Flankenstoß wuchtiger und die Front stärker zu machen, hatten wir die Absicht gehabt, starke Teile der Armeeabteilung Woyrsch nach Norden zu ziehen. General v. Conrad bat dringend, davon Abstand zu nehmen. Es wurde deshalb nur die 3. Garde-Div. nach Hohensalza zur Stoßgruppe der 9. Armee herangeführt.

General v. Conrad schob mit der Eisenbahn aus den Karpathen General v. Boehm-Ermolli mit vier Infanterie- und zwei bis drei Kavallerie-Divisionen durch Oberschlesien in die Gegend nördlich Tschenstochau.

Um General v. Conrad entgegenzukommen, wurde General v. Woyrsch dem k. u. k. Oberkommando unterstellt.

Nach dem Eintreffen der k. u. k. Truppen konnte das sich bildende Korps Breslau etwas schärfer zusammengezogen werden. Zwar trat durch diese Maßnahmen von Mitte November ab eine gewisse Verstärkung der Front ein, aber sie blieb für einen großen Schlag zu schwach.

Später hieß es, die k. u. k. Armee hätte Oberschlesien verteidigt. Tatsächlich verteidigte sie auch nördlich Tschenstochau die eigene Heimat.

Es war natürlich, daß sich in dieser Lage die Blicke wieder auf den Westen richteten. Ich legte mir die Frage vor, ob noch Aussicht vorhanden wäre, bei Ypern einen Erfolg zu erringen, oder ob es besser sei, im Westen sich endgültig auf die Verteidigung zu beschränken und die beabsichtigten Operationen gegen Rußland so stark wie möglich zu führen. General v. Conrad hatte dies im November vorgeschlagen. Dieser Standpunkt schien mir der richtige zu sein, und ich bat die Oberste Heeresleitung um Verstärkung aus dem Westen. Es wurden uns außer den beiden Kavallerie-Divisionen Kräfte in Aussicht gestellt; sie kamen aber zu spät und auch zu vereinzelt. Der Flankenstoß konnte nur dann kriegsentscheidend werden, wenn er überraschend, d. h. schnell und versammelt, gepaart mit einem starken Frontalangriff, geführt wurde. Wir durften im Osten mit dem Beginn der Operation nicht warten, selbst wenn wir am 10. November über die Verstärkung wirklich klar gesehen hätten.

Die Truppen, die aus dem Westen kamen, hatten durch die Kämpfe so stark gelitten, daß sie ihren Stärken nach ebensowenig wie die Osttruppen voll kampffähig waren. Die gänzlich anderen Verhältnisse des polnischen Kriegsschauplatzes im Vergleich mit dem westlichen mußten zudem ihre Leistungen zunächst beeinträchtigen.

Ob bei der Kräfteabgabe aus dem Westen anders verfahren werden konnte, vermag ich im einzelnen nicht zu beurteilen. Eine Kritik kann von mir daher auch nicht ausgesprochen werden. Ich habe stets den Standpunkt vertreten, auch als Lehrer an der Kriegsakademie, daß jede nicht sachlich begründete Kritik auf den Kritiker zurückfällt.

Bald nach dem Kav. Korps v. Richthofen, das rechtzeitig für den Vormarsch zur Stelle war, traf das Kav. Korps v. Hollen, 2. und 4. Kav. Div., ein. Es wurde dem Korps Zastrow zugeführt.

Später, aber erst nach Beginn des Vormarsches, wurden überwiesen: das III. R. K., General v. Beseler, mit der 5. und 6. Res. Div., das XIII. A. K., General v. Fabeck, mit der 26. Inf. Div. und 25. Res. Div., das II. A. K., General v. Linsingen, mit der 3. und 4. Inf. Div. und das XXIV. R. K., General v. Gerok, mit der 47. und 48. Res. Div. Ihr Einsatz erfolgte nach den Bedürfnissen der Lage.

Die Mittel, die uns zu Beginn der Operation am 10. November zur Verfügung standen, waren unvollkommen. Trotzdem mußte versucht

werden, die russischen Kräfte im Weichselbogen nicht nur durch einen entscheidenden Schlag zum endgültigen Stehenbleiben und zum Verzicht auf die Fortsetzung des Vormarsches zu bringen, sondern sie vernichtend zu treffen. Dies gelang, wenn wir sie von Warschau abdrängten. Waren wir hierzu zu schwach, so mußten wir uns mit dem geringeren Ergebnis begnügen. Auch dies war ein gewaltiges.

XI.

Im November nahm die kriegerische Handlung den erwarteten Fortgang; das russische Heer schritt überall zur Ausführung der ihm vom Großfürsten zugewiesenen großen Aufgaben.

Die 8. Armee sah sich angegriffen. Sie machte nach Abgabe des I. R. K. und XXV. R. K. den Versuch, die Ostgrenze Ostpreußens gegenüber den überlegenen russischen Angriffen zu halten, doch war das auf die Dauer nicht möglich. Gegen Mitte November wurde sie in die Masurische Seen- und Angerappstellung zurückgenommen.

Das östliche Ostpreußen war damit wieder den Russen überlassen. Es hat viel gelitten. Obwohl dies vorauszusehen war, hatte die Schwächung der 8. Armee erfolgen müssen. Der Russe folgte der Armee scharf und griff auch die neuen Stellungen an. Dennoch wurde der Entschluß gefaßt, nunmehr auch die 1. Inf. Div. der 9. Armee für den Kampf westlich der Weichsel zuzuführen. Es wurde viel gewagt, um an der wichtigsten Stelle das Ziel zu erreichen.

Korps Zastrow wurde in seiner Stellung bei Mlawa—Prassnysch angegriffen und sah sich zum Rückzug in die Linie Soldau—Neidenburg gezwungen. In schweren Kämpfen kam der feindliche Angriff hier zum Stehen. Die ganze Lage im Lande östlich der Weichsel schien gefährdet, jedenfalls war Westpreußen auf das höchste bedroht, das Korps Zastrow aber tat seine Schuldigkeit. Wir durchlebten in Posen sorgenvolle Stunden. Das Eintreffen des Kav. Korps v. Hollen auf beiden Flügeln Mitte November verbesserte die Lage.

Landsturm-Brigade v. Westernhagen erreichte Plotzk, sie wurde später auf das linke Weichselufer gezogen.

Inzwischen war planmäßig der Aufmarsch der 9. Armee beendet. Die Eisenbahn hatte allen Anforderungen entsprochen. Schon am 10. November abends stand die Armee vormarschbereit:

XXV. und I. R. K. südlich Thorn, Marschrichtung Wloclawek—Lowitsch,

Kav. Korps v. Richthofen, XX. A. K. und 3. Garde-Div. südlich Hohensalza, Marschrichtung Kutno,

XVII. A. K. südöstlich Gnesen, Marschrichtung Lentschytza,
XI. A. K. östlich Wreschen, Marschrichtung Kolo—Dombe,
Kav.Korps Frommel zwischen Unjejow und Sieradz, Marschrichtung Lodz,
Korps Posen Kalisch—Sieradz, Marschrichtung Lask.

Von dem Landsturm des Korps Breslau war wenig zu erwarten, ebenso von den dort eintreffenden k. u. k. Kavallerie-Truppen-Divisionen. Andere Kräfte waren zur Zeit noch nicht zur Stelle. Weiter südlich war an einen Angriff noch nicht zu denken. Ein solcher des Generals v. Woyrsch allein, an den der Russe sich scharf herangeschoben hatte, kam nicht in Betracht.

Im Weichselbogen war Wloclawek von den Russen besetzt, im übrigen die Lage bis zur Warthe ziemlich unklar. Es stand hier die 1. russische Armee, die aber noch auf das rechte Weichselufer übergriff. Sie war 10 bis 14 Divisionen stark. Auf 8 bis 10 Divisionen war zwischen Weichsel und Warthe mit Bestimmtheit zu rechnen. Hart nördlich der Warthe drängte starke russische Kavallerie gegen die Grenze vor. Die Masse des russischen Heeres hatte in zusammenhängender Linie die Warthe nördlich Sieradz—Nowo Radomsk — Gegend nordöstlich Krakau erreicht. Andere Teile waren in Galizien am Dunajek eingetroffen und tief in die Karpathen hineingeschoben. In den gegnerischen Bewegungen war ein Stillstand eingetreten. Die Eisenbahnzerstörungen hatten die beabsichtigte Wirkung ausgeübt. Es lagen aber Anzeichen vor, daß jetzt mit der Wiederaufnahme des Vormarsches zu rechnen war.

Unverzüglich begann General v. Mackensen am 11. November die Operation; wir hatten dem nur beipflichten können. Schon in den ersten Tagen des Vormarsches kam es bei Wloclawek, Kutno, Dombe zu sehr heftigen und beiderseits sehr verlustreichen Kämpfen mit dem vollständig überraschten Russen. Er wurde überall geworfen.

Während die Hauptteile der 9. Armee auf Lodz—Bahnhof Koljuschki unaufhaltsam weiter vordrangen, deckte General v. Morgen mit dem I. R. K. in dem Gelände nördlich Lowitsch ihre Flanke. Er wurde sehr hart bedrängt. Zunächst wehrte er sich durch eigenes tatkräftiges Zugreifen, dann sich verteidigend, gegen die über Nowo Georgiewsk auf das linke Weichselufer anrückenden russischen Korps. Dank der Einwirkung bei Mlawa geschah dies nur langsam.

Die Mitte der 9. Armee, Kav. Korps v. Richthofen, die 3. Garde-Div. und das XXV. R. K., brach endgültig den sich ihr entgegenstellenden Widerstand. Sie überschritt die Linie Lowitsch—Lodz und drang über Brsheshiny weit nach Süden vor. Sie sah nur dorthin und nach Westen und strebte einen großen Erfolg an. Ein auch mir bekannter Befehl der 9. Armee, sich bei Skiernjewitze zu sichern, erreichte sie nicht; das Oberkommando war zu weit zurückgeblieben.

XX., XVII., XI. A. K., die sich sehr eng zusammengeschoben hatten, trafen am 17. nördlich Lodz auf starken Feind und rangen mit ihm. Kav. Korps Frommel und Korps Posen kamen auf dem östlichen Wartheufer nur langsam vorwärts.

Der Russe dachte nach einem aufgefangenen Funkspruch an den Rückzug von Lodz. Unsere Freude war groß. Der gewaltige Wille des Großfürsten hielt seine Korps aber, wie wir aus einem zweiten Funkspruch erfuhren, fest. Wir hatten eine schwere Enttäuschung erlitten.

Die russischen Truppen auf dem rechten Weichselufer erhielten mit Ausnahme von Teilen, die bei Mlawa blieben, Befehl, über die Weichsel zu gehen. Es war gut, daß dies auch weiterhin nur zögernd erfolgte, sonst wäre die Lage des Generals v. Morgen noch schwieriger geworden.

Die über Skiernjewitze auf Warschau geschlagen zurückflutenden Kräfte wurden hart westlich der Festung gesammelt, sie sollten von neuem vorgeführt werden.

Der rechte russische Flügel ballte sich um Lodz zusammen. Aus der nicht beschäftigten Front der 2. und 5. russischen Armee schoben sich Teile auf Koljuschki und auch westlich Lodz vorbei nach Norden. Diese trafen hier auf das überraschte XI. A. K. und bedrängten es schwer.

Das verstärkte XXV. R. K. war unter seinem bewährten Führer, dem General v. Schäffer-Boyadel, Chef Oberst v. Massow, bis zum 22. weit über Brsheshiny vorgestoßen. Teile des Kav. Korps v. Richthofen hatten sich Petrikau und Tomaschow genähert. Die Infanterie-Divisionen schwenkten südöstlich Lodz nach Westen ein; Großes wurde erhofft. Da veränderte sich die Lage.

Die Verbindung des XXV. R. K. mit dem XX. A. K. ging verloren. Der Feind bei Lodz wurde nicht geworfen. Er hatte im Gegenteil das XX. A. K. zurückgedrängt und sich zwischen die inneren Flügel der beiden Armeekorps geschoben. Von Skiernjewitze her drangen, durch nichts aufgehalten, die westlich Warschau wieder gesammelten Teile nach Brsheshiny vor. Das XXV. R. K. und die bei ihm befindlichen Teile waren abgeschnitten, von Süden her wurden sie von den auf Bahnhof Koljuschki anmarschierenden Teilen der 5. russischen Armee angegriffen.

Die Einzelheiten der sich nun bei der 3. Garde-Div., General Litzmann, dem XXV. R. K. und dem Kav. Korps v. Richthofen entspinnenden Kämpfe sind von Hauptmann v. Wulffen in einer Einzelschrift meisterhaft beschrieben. Ich kann mich daher auf sie beziehen. Aus den feindlichen Funksprüchen erfuhren wir, weitab vom Schlachtfelde in Posen, wie hoffnungsvoll der Russe die Lage ansah, wie er zu den entscheidenden Kämpfen ansetzte, wie er triumphierte, verschiedene deutsche Armeekorps gefangen zu nehmen. Schon stellte er Eisenbahnzüge zum Abtransport der Gefangenen

bereit. Was ich dabei empfand, kann ich nicht schildern. Was stand auf dem Spiel! Nicht nur die Gefangennahme so vieler tapferer Männer, verbunden mit dem Triumph des Feindes, sondern ein verlorener Feldzug! Die 9. Armee hätte nach dieser Niederlage zurückgenommen werden müssen. Wie wäre dann das Jahr 1914 ausgegangen?

Die Episode von Brsheshiny endete mit einer glänzenden Waffentat. Die eingeschlossenen deutschen Truppen brachen in der Nacht vom 24./25. November nach Norden durch. Sie brachten über 10 000 Gefangene und viele erbeutete Geschütze mit.

Die durchgebrochenen Teile wurden zwischen dem XX. A. K. und I. R. K. angehalten. Es bildete sich eine schärfer zusammenhängende Front, gegen die der Russe vergeblich heftig anrannte.

Das große operative Ziel, die Vernichtung der russischen Armee im Weichselbogen, war nicht erreicht. Wir hatten nicht die nötige Kraft dazu gehabt.

Inzwischen hatte General v. Conrad für den 17. November den Angriff der Armee Boehm-Ermolli, der Armeeabteilung Woyrsch und der südwärts bis Krakau stehenden k. u. k. Armeen befohlen. Die Kämpfe führten zu örtlichen Erfolgen. Sie erlahmten aber sehr bald. Ein strategisches Interesse boten sie nicht mehr.

Bis Ende November bedrängte der Russe nun seinerseits die 9. Armee sehr heftig und griff auch weiter südlich, überall ohne wesentlichen Erfolg, an.

Ende November, Anfang Dezember hatte ich nochmals Gelegenheit, den alten operativen Gedanken vorübergehend zu verfolgen, als die 1. Inf.-Div. der 8. Armee und endlich die Verstärkungen aus dem Westen eintrafen, allerdings war beim Einsetzen der Truppen auch die Abwehr feindlicher Angriffe, namentlich bei dem I. R. K., zu berücksichtigen.

Korps Zastrow gelang es, Zjechanow und Pzassnysch zu nehmen. Der Russe hatte hier Kräfte nach dem linken Weichselufer abgegeben. Die Kavallerie-Divisionen kamen aber nicht weiter vor, das Wetter war zu schwierig geworden. Auch der Winterbeschlag war noch nicht in Ordnung. Bald ging der Feind zum Gegenangriff über. Korps Zastrow mußte wiederum auf Mlawa ausweichen.

In dem Weichselbogen kam es von neuem zu überaus erbitterten Angriffskämpfen.

Das III. R. K. und XIII. A. K. wurden der 9. Armee unterstellt und auf deren äußerstem linken Flügel eingesetzt. In Rücksicht auf die ernste Lage beim I. R. K. geschah dies je nach dem Eintreffen. Zu einer einheitlichen Gefechtshandlung kam es hier nicht. Vielleicht hätte ich richtiger gehandelt, die Bildung einer besonderen Armeeabteilung anzuregen, die

dem Oberbefehlshaber Ost unmittelbar unterstand. Wir hätten damit schärferen Einfluß auf die Operationen bekommen.

Der linke Flügel der 9. Armee hatte jetzt solche Stärke erhalten, daß nichts mehr zu besorgen war, er konnte sich langsam durch die feindlichen Stellungen gegen die Bshura vorarbeiten; es war aber nur ein rein frontales Abringen, keine großzügige Umfassung mehr. Gleichzeitig vermochten wir auch in der Front bis herunter zur Armeeabteilung Woyrsch einschließlich anzugreifen. Das II. A. K. war östlich Sieradz, die 48. Res. Div. zur Verstärkung der Front bei dem Korps Breslau eingesetzt worden. Der Angriff des II. A. K. hatte Anfang Dezember vollen Erfolg, es drang scharf in Richtung Lodz vor. Leider hatte dieser Druck 14 Tage vorher gefehlt.

Der Russe räumte Lodz am 6. Dezember und ging hinter die Miashga zurück. Auch weiter südlich gewannen wir nun Gelände, da der Russe sich dort in der zweiten Novemberhälfte geschwächt hatte, um Lodz zu halten.

Am 15. Dezember wurde auf dem nördlichen Flügel Lowitsch genommen; in der Front waren weitere örtliche Fortschritte zu verzeichnen.

Südlich Krakau hatte sich Ende November die Lage verschärft. Das k. u. k. Armee-Oberkommando hatte dringend um eine deutsche Division zur Verstärkung seiner Front gebeten. Nur mit schwerem Herzen schickten wir die 47. Res. Div. dorthin. Rein theoretisch schien dies ein Fehler zu sein. Die Ereignisse gaben uns recht. Die Division kam gerade frühzeitig genug, um die Schlacht zu halten. General v. Conrad erstrebte hier eine Umfassung des russischen Südflügels aus den Karpathen heraus. Er hatte, um dies zu ermöglichen, seine Front stark verdünnt. In der krisenreichen Schlacht um Limanowa—Lapanow vom 3. bis 14. Dezember gelang es ihm, die Russen westlich des Dunajek zu schlagen; es war dies ein schöner Erfolg der österreichisch-ungarischen Waffen nach dem vielen Schweren, das die k. u. k. Armeen seit Feldzugsbeginn erlitten hatten.

Unter dem Druck unserer Fortschritte in Polen und Galizien fiel die russische Front hinter den Bshura—Rawka-Abschnitt, die obere Pilitza, die Nida und den Dunajek zurück.

Die Umfassung des Generals Boroevic aus den Karpathen heraus zwischen San und Dunajek stieß bald auf überlegenen Feind, der nicht zögerte, seinerseits zum Angriff überzugehen. Der österreichisch-ungarische Umfassungsflügel wurde in die Karpathen zurückgedrängt. Es begann sich hier eine Lage zu entwickeln, die für die Entschließungen im Jahre 1915 von weitestgehender Bedeutung sein sollte.

In dem Weichselbogen, namentlich bei der 9. Armee, fand noch eine Reihe örtlicher Kämpfe statt, die besser unterblieben wären. Wir kannten den Schützengrabenkrieg noch zu wenig. Es wurde zuviel „herum-

bataillert". Ich hätte gleich schärfer eingreifen sollen, wie ich es später tat. Die Gefahr lag nahe, daß die Verluste nicht mit dem Gewinn im Einklang ständen. Pflicht der Führung ist es, hierauf zu achten.

Auf dem nördlichen Weichselufer besetzte der Russe Plotzk und drang bis in die Höhe von Wloclawek vor. Die Höhen des rechten Weichselufers östlich der Stadt, von wo aus die Bahn beherrscht wurde, konnten wir halten. Es war hier aber eine lange Flanke der 9. Armee zwischen der Bshuramündung und Wloclawek entstanden. Sie bedurfte dauernder Aufmerksamkeit. Die Weichsel fror nicht zu. Eine Gefahr für die 9. Armee trat nicht ein.

An der Südgrenze unseres Landes östlich der Weichsel änderte sich nichts. Die 8. Armee hielt unter dauernden spannungsvollen Kämpfen im wesentlichen ihre Linien. Ein Einbruch der Russen in einen Teil der Masurischen Seensperre hatte nur eine örtliche Bedeutung.

An allen Fronten wurde an den Stellungen eifrig gearbeitet.

Während der Operationen machte uns die Inbetriebnahme der Eisenbahnen, die wir kurz vorher selbst so gründlich zerstört hatten, Sorge. Wir arbeiteten jetzt mit aller Macht an ihrer Wiederherstellung, aber es dauerte geraume Zeit, bis der Bahnverkehr wirklich regelmäßig wurde. Die Truppe, die überaus angestrengt war, hatte daher noch viel zu leiden. Besonders bedauerlich war es, daß wir nicht vermochten, ihr die Weihnachtspakete rechtzeitig zuzuführen. Es war dies eine erhebliche Aufgabe für die Bahn; damals flossen die Liebesgaben noch reichlich. Auch Beurlaubungen konnten nicht in dem erwünschten Umfange eintreten.

Besondere Zeit nahmen die Anordnungen für die Verwaltung des besetzten Polens in Anspruch; sie sind jetzt ohne jedes Interesse. Das Land hatte sich nicht zu beklagen, auch wenn wir die wertvollen Kriegsrohstoffe, wie es unsere Lage verlangte, zurückführten.

Mit Österreich-Ungarn wurde über die Neuabgrenzung der beiderseitigen Etappengebiete verhandelt. Die von mir im September unter anderen Voraussetzungen getroffenen Vereinbarungen bedurften naturgemäß der Änderung. Leider mischten sich jetzt die Oberste Heeresleitung und Berlin, wohl auf Anregung Österreich-Ungarns, in die Verhandlungen ein. Das kam der Sache nicht zugute, da die betreffenden Stellen die Vorgänge nicht kannten. Auch das ist jetzt gegenstandslos. Mein Dienst gebot mir, mich mit einer Reihe militärpolitischer Fragen zu befassen, die mir mehr Verdruß als innere Befriedigung brachten.

Auf die stolze Genugtuung, die wir über die Gestaltung der Kriegslage an der Ostfront empfanden, fiel ein Schatten. Die k. u. k. Armee hatte in Serbien unglücklich gekämpft. Sie war Ende November weit in das Land eingedrungen. Belgrad war am 2. Dezember genommen. In Öster-

reich-Ungarn herrschte Freude. Doch schon in den Tagen der Einnahme von Lodz und der Schlacht von Limanowa gingen die k. u. k. Truppen geschlagen aus Serbien zurück. Sie waren kein vollkräftiges Kampfinstrument mehr. Sie hatten ihre Gegner zu Anfang unterschätzt, nun verfielen sie in das Gegenteil, sie überschätzten sie und empfanden Schrecken allein vor der Zahl. Jenen Aberglauben, verbunden mit einem gewissen Schwächegefühl gegenüber diesen Feinden, hat die ursprünglich tapfere Armee nicht mehr überwunden.

Im Schloß zu Posen entwickelte sich beim Stab ein harmonisches Leben, wir waren zusammengeschweißt durch gemeinsam getragene Sorgen, wie durch gemeinsam erworbenen Ruhm. Es bildete sich die Gewohnheit heraus, daß wir nach dem Abendessen noch eine Zeitlang zusammenblieben. Wir saßen dann um einen runden Tisch, auf dem eine Fächerpalme stand, ein Geschenk Ihrer Majestät, unserer Kaiserin, einer wahrhaft deutschen Frau, deren ich stets in tiefster Verehrung gedenke.

Für mich war die kurze Stunde eine Zeit der Ruhe in der fast erdrückenden Arbeit dieser vier Kriegsmonate.

Ein gewaltiger Kampf war zu Ende. Neues war im Werden! Deutschland und Österreich-Ungarn waren von der Russengefahr gerettet. Alle Pläne des Großfürsten waren gescheitert. Sein Angriff auf die Ostgrenze Preußens, der Vormarsch auf dem westlichen Weichselufer und damit alle Hoffnungen der Entente auf eine siegreiche Beendigung des Krieges im Jahre 1914 waren zusammengebrochen. Die Preisgabe der östlichen Teile Ostpreußens und eines großen Teils von Galizien, so hart sie war, fällt demgegenüber nicht ins Gewicht.

Auch der zweite Teil des Feldzuges in Polen war eine Tat. Die Kriegsgeschichte kennt nur wenig Ähnliches.

Unsere Truppen, die seit Anfang August dauernd im Kampf oder in Bewegung waren, hatten sich über alles Lob erhaben gezeigt. Sie hatten auch jetzt wieder eine beinahe doppelte Überlegenheit besiegt. Nur mit solchen Führern und Soldaten war es uns möglich gewesen, kühne Absichten auch gegen Übermacht in die Tat umzusetzen.

Ehre und ewiges Gedenken der deutschen Armee des Jahres 1914!

Die Winterschlacht in Masuren Februar/März 1915.

(Karte V.)

I.

Der Feldzug des Jahres 1914 hatte eine Entscheidung nicht gebracht. Wie sie 1915 anzustreben sei, konnte ich nicht übersehen. Um die Jahreswende waren vier neue Armeekorps gebildet, die im Februar kampffähig sein sollten. Die Erfahrungen mit den Neuformationen des Herbstes 1914 hatten Berücksichtigung gefunden. Die Korps waren kampfkräftiger als jene Formationen, indem jede Kompagnie einen Stamm kriegserfahrener und besonders tüchtiger Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften erhalten hatte. Auch die höheren Stellen waren recht gut besetzt. Ich wünschte selbstverständlich den Einsatz der vier Armeekorps im Osten, um auf Rußland weiter einzuhämmern und seine Widerstandskraft so weit zu schwächen, als es unsere Stärke möglich machte. Wir planten in Ostpreußen einen neuen Schlag. Ein solcher würde auch in den Karpathen bei besserem Friedensausbau der ungarischen Eisenbahnen strategisch gut gewesen sein.

Schon um die Jahreswende befürchtete das k. u. k. Oberkommando den Fall Przemysls für das Frühjahr, es besorgte aber auch einen Einfall starker feindlicher Kräfte nach Ungarn hinein. Hier hatte der Russe inzwischen seinen Angriff gegen die Armee des Generals Boroevic fortgesetzt und den Karpathenkamm gewonnen. General v. Conrad wollte jetzt selbst zu einem großzügigen Gegenangriff schreiten und damit gleichzeitig Przemysl entsetzen.

Mir schien eine Stützung der k. u. k. Armee in den Karpathen wegen ihrer inneren Zustände geboten; dies um so mehr, wenn die russische Armee nicht an anderer Stelle energisch angefaßt werden konnte. Ob sich das in Ostpreußen ermöglichen ließ, blieb noch fraglich; es war noch nicht bekannt, ob wir über jene vier Korps das Verfügungsrecht erhalten würden. Ich mußte deshalb für die Entsendung deutscher Kräfte nach Ungarn durch Abgaben aus dem Befehlsbereich des Oberbefehlshabers Ost eintreten. Die 9. Armee in Polen stand sehr eng. Die Stellungen waren im Entstehen. Der Westkrieg hatte gelehrt, daß in der Verteidigung im

Stellungskrieg die Frontbreiten erheblich größer sein durften, als man bisher angenommen hatte. Aus der 9. Armee konnte eine Reihe von Divisionen zu anderer Verwendung herausgezogen werden. Die Fortsetzung des Frontal-Angriffs hier oder südlich der Pilitza, die von einer Stelle angeregt wurde, verwarf ich. Für die ungarische Front wurden das Generalkommando des II. A. K., die 1. Inf. Div., 48. Res. Div., außerdem eine verstärkte Brigade zu drei Regimentern, aus denen später eine Garde-Division gebildet wurde, und die 5. Kav. Div. freigemacht. Gleichzeitig wurden auch noch weitere Reserven zur Verfügung des Oberbefehlshabers Ost herausgezogen. Konnte mit Zuhilfenahme der in Aussicht gestellten Verstärkungen die von General v. Conrad beabsichtigte Offensive geführt werden, so war das besser als reine Abwehr.

General v. Conrad seinerseits beschloß, die Truppen an der serbischen Grenze nach Möglichkeit zu schwächen und alles Verfügbare nach den Karpathen zu fahren. Er beabsichtigte, mit den Hauptkräften zwischen Uschoker- und Dukla-Paß den Hauptstoß auf Przemysl zu führen. Östlich hiervon sollten die deutschen Truppen, verstärkt durch k. u. k. Formationen, als deutsche Südarmee unter General v. Linsingen, einem besonders umsichtigen und tatkräftigen Führer, dem Vorgehen der Hauptkraft auf Przemysl als rechte Flankenstaffel folgen.

Die deutsche Südarmee war zu schwach, als daß man mit ihr eine Umfassung einleiten konnte. Diese hätte weit nach der Bukowina ausgreifen müssen. Solchen Gedanken entsprach auch das Eisenbahnnetz nicht.

Während der Besprechungen über die Operationen wurde ich durch ein Telegramm der Obersten Heeresleitung überrascht, daß ich Generalstabschef der Südarmee geworden sei.

Der Generalfeldmarschall v. Hindenburg wollte sich nicht von mir trennen. Er bat in einem ausführlichen Schreiben Seine Majestät, mich bei seiner Person und in meiner bisherigen Stellung zu belassen.

Ich nahm indessen, wie seinerzeit in Insterburg, Abschied vom Stabe und trat meine neue Stellung an, war jedoch sicher, bald wieder zurückzukommen.

Auf der Fahrt in die Karpathen hatte ich eine Besprechung mit den Generalen v. Conrad und v. Falkenhayn in Breslau, bei der die näheren Einzelheiten des Aufmarsches und der Operationen festgestellt wurden. Eine besondere Behandlung fand die Ausstattung der Truppen. General v. Conrad hielt eine Gebirgsausrüstung nicht für nötig. Als ich später in das Aufmarschgebiet kam, stellte sich aber deren Notwendigkeit mit zwingender Gewalt heraus. Mit Eifer ging ich an ihre Beschaffung.

Wir wurden in Ungarn wie auch später bei der Befreiung Siebenbürgens von der Bevölkerung sehr warm aufgenommen. Als wir aber

unsere Schuldigkeit getan hatten, war das Gefühl der Dankbarkeit sehr bald geschwunden. Alles mögliche geschah, was unseren Truppen das Leben unbehaglich machte. Die Magyaren sind ein kraftvolles Herrenvolk, ihnen fehlte aber das Verständnis für die gemeinsamen Interessen Österreich-Ungarns und die berechtigten Wünsche und Bedürfnisse der in Ungarn so zahlreich lebenden Nationalitäten. Ungarn war der stärkere Teil der Doppelmonarchie und mißbrauchte diese Stellung zu einer unglücklichen auswärtigen Politik des Gesamtstaats gegenüber Serbien und Rumänien. Leider ließen wir dies zu.

Das Hauptquartier des Oberkommandos der Südarmee war Munkacs. General v. Linsingen und ich bereisten von dort das Aufmarschgebiet und nahmen die Verbindungen mit den benachbarten Kommandobehörden und den k. u. k. Truppen auf, die bereits im Gebirge standen und zur Südarmee treten sollten.

Für die Truppe war ungenügend gesorgt, für den Stellungsausbau ebensowenig geschehen wie für die Unterkunft. Es blieb vieles nachzuholen.

Bei einem Gange in die Waldberge trat ich an einen Posten heran. Er machte mir in fremder, ich weiß nicht mehr welcher Sprache eine Meldung. Sie wurde auch von den mich begleitenden k. u. k. Offizieren nicht verstanden. So bekam ich einen Begriff von den Schwierigkeiten, mit denen diese Armee zu rechnen hatte. Sie wurden noch dadurch erhöht, daß die Nationalitäten in den Regimentern sehr stark vermischt wurden, um sie zuverlässiger zu machen. Tschechische und rumänische Regimenter waren zum Feinde übergegangen. Diese Volksstämme wurden nun auf viele Regimenter verteilt. Die Maßnahme hat nicht geholfen. Sie hat den inneren Wert der tapferen ungarischen und der besonders tüchtigen deutschen Regimenter sehr wesentlich herabgesetzt. Sie hat zudem die sprachlichen Schwierigkeiten ganz außerordentlich erhöht.

Auch hier, wie seinerzeit bei meiner Fahrt im September 1914 nach Neu-Sandec, gewann ich den Eindruck völliger Rückständigkeit bei allen den Volksstämmen, die nicht zu den herrschenden gehören. So führte mich auch eine Fahrt in die Huzulendörfer. Die Behausungen dieses unglücklichen Stammes werde ich in ihrer Dürftigkeit stets in Erinnerung behalten. Wie anders lagen dank weiser Maßnahmen seiner Fürsten die Dinge in Deutschland, und wie hoch standen Kultur und Fortschritt bei uns im Vergleich zu Österreich-Ungarn. Als ich jene Huzulenhütten sah, da wurde mir klar, daß dieses Volk nicht wissen könne, wofür es sich schlüge. Österreich-Ungarn hatte unendlich viel versäumt; als verbündete Macht hätten wir das zu verhindern wissen müssen. Hätten die Doppelmonarchie und die k. u. k. Armee nur halbwegs das geleistet, was mit Fug und Recht Deutschland von ihnen erwarten konnte, so wären deutsche Truppen wenig-

stens nicht in solchem Maße zur Stützung der österreichisch-ungarischen Fronten gebraucht worden; wir hätten auf die Dauer mehr Kräfte für den Westen verfügbar gehabt. Allerdings beklagt sich auch Österreich-Ungarn, daß wir im Herbst 1914 in Frankreich nicht gesiegt hätten, und daß es allein der russischen Überlegenheit preisgegeben gewesen sei. Es war für uns jedenfalls ein Verhängnis, daß wir mit absterbenden Staaten wie Österreich-Ungarn und der Türkei verbündet waren. Ein Jude in Radom sagte zu einem meiner Herren, er könne nicht verstehen, daß ein so lebenswarmer und kräftiger Körper wie Deutschland mit einem Leichnam zusammenginge. Er hat recht gehabt, aber lebenskräftige Kampfgenossen sollte Deutschland nicht gewinnen. Wir unterließen es auch, den absterbenden Verbündeten wenigstens vorübergehend neue Lebenskraft zu geben. Ich habe die Verhältnisse Österreich-Ungarns erst im Laufe des Krieges kennengelernt, vorher hatte ich dazu keine Gelegenheit. Einen solchen Tiefstand zu sehen, überraschte mich. Unsere verantwortlichen Stellen hatten wohl erkannt, daß die Doppelmonarchie zum kranken Mann in Europa geworden war, nur haben sie nicht die richtige Folgerung daraus gezogen. Wir hätten ihr Treue halten und sie führen sollen, statt uns ihr zu verschreiben und ihrer überlegenen, aber einseitigen Politik zu folgen.

Mein Aufenthalt in Munkacs dauerte nicht lange. Ende Januar war ich bereits wieder in Posen in meiner alten Stelle. Ich hatte eine anregende Zeit hinter mir und Wesentliches nicht versäumt.

II.

Bei dem Oberbefehlshaber Ost war inzwischen die Weisung der Obersten Heeresleitung eingetroffen, daß drei neue Korps und das XXI. A. K. für den Osten in der ersten Februarhälfte zur Verfügung stünden. Die Oberste Heeresleitung hatte den Austausch des XXI. A. K. gegen ein neues in Rücksicht auf dessen elsaß-lothringischen Ersatz für notwendig gehalten. Die Unzuverlässigkeit eines Teils der reichsländischen Soldaten an der Westfront steigerte sich mit der Länge des Krieges. Sie kamen deshalb meistens nach dem Osten. Dadurch wurden auch die vielen treuen Elsaß-Lothringer getroffen. Es war nicht möglich, für jeden einzelnen das Richtige zu finden. Im Jahre 1918 wurden für die Offensive in Frankreich alle jüngeren Leute der Ostarmee entnommen und dem Westen zugeführt, dabei auch die entsprechenden elsaß-lothringischen Jahrgänge, über die die Truppen stellenweise sehr geklagt haben. Im Osten haben sich die Elsaß-Lothringer tadellos, das XXI. A. K. hervorragend geschlagen.

Es war mit der Obersten Heeresleitung verabredet worden, die vier Armeekorps zu einem Schlage gegen die der 8. Armee gegenüberstehenden

feindlichen Kräfte sofort nach erfolgter Ausladung einzusetzen. Die Erfahrungen von Tannenberg und der Schlacht an den Masurischen Seen hatten gezeigt, daß nur dann ein großer und schneller Schlachterfolg zu erringen sei, wenn der Feind von zwei Seiten gefaßt wurde. Hier bot sich die Möglichkeit, mit einer starken Gruppe von drei Armeekorps, die zwischen dem Njemen und der Straße Insterburg—Gumbinnen zu versammeln war, in der Stoßrichtung Tilsit—Wladislawow—Kalwarija zu umfassen, eine andere, XXXX. R. K., zu dem noch die 2. Inf. Div. und die 4. Kav. Div. traten, zwischen Spirding-See und Grenze über Bialla auf Raigrod und weiterhin auf Augustow und südlich vorzuführen. Gleichzeitig war der Feind frontal durch Angriff zu fesseln.

Auf beiden Flügeln war der Gegner schwach. Wir durften hoffen, stark Gelände zu gewinnen, bevor sich die feindlichen Hauptkräfte aus der angegriffenen Front loslösen konnten. Beide Stoßgruppen sollten den Feind umklammern; je früher dies geschah, desto besser war es.

War die Vernichtung des Gegners gelungen, so konnte in Frage kommen, unter dauernder Sicherung gegen Kowno—Grodno über die Linie Ossowjetz—Grodno anzugreifen und den Bobr-Übergang bei Ossowjetz von rückwärts zu öffnen. Voraussetzung war, daß die lange Flanke Wloclawek—Mlawa—Johannisburg—Ossowjetz feststand.

Günstiger mußte es sein, wenn gleichzeitig mit dem Schlage an der Ostgrenze Ostpreußens aus der Linie Wloclawek—Johannisburg Gelände gegen den Narew gewonnen und Ossowjetz angegriffen wurde. Dies strebte ich an. Wir waren in diesem Falle den Russen gegenüber überall in der Vorhand. Ob wir späterhin zu einer Operation in den Rücken der westlich der Weichsel stehenden russischen Hauptkräfte kamen, mußte dahingestellt bleiben.

Der Führer soll sich mit solchen Gedankengängen beschäftigen. Er darf nicht von der Hand in den Mund leben, sonst leiden die Kriegführung und die Truppe. Die eiserne Wirklichkeit sorgt dafür, daß die Absichten nicht weiter zur Tat werden, als die Kraft der Truppe im Überwinden des feindlichen Widerstandes reicht.

Die Maßnahmen, die ich in diesen Gedankenverbindungen vertrat, durchschlugen wirkungsvoll die bekanntgewordenen feindlichen Absichten. Die Entente wollte 1915 noch durch Rußland den Krieg gewinnen. Während der Großfürst mit ganzer Kraft in den Karpathen anzugreifen beabsichtigte, sollten nach seinem sogenannten „gigantischen Plan“ starke russische Kräfte zwischen dem Njemen und der Chaussee Gumbinnen—Insterburg gegen den nur schwachen nördlichen Flügel der 8. Armee eingesetzt werden, ihn eindrücken, die Armee umfassen und gegen die Weichsel werfen. Andere Truppen, namentlich starke Kavalleriemassen, hatten zwischen Mlawa und der Weichsel unsere dort stehenden schwachen Truppen zu schlagen und in

Westpreußen einzufallen. Die preußischen Landstriche östlich der Weichsel sollten erobert, die dort befindlichen deutschen Truppen vernichtet werden. In der Tat machte sich im Januar ein Verstärken des Feindes gegenüber dem linken Flügel der 8. Armee fühlbar. Das Vordrücken der Russen östlich der Weichsel gegen die Linie Wloclawek—Mlawa im Dezember 1914 hat vielleicht schon dieser Absicht gedient. Die Nachwehen der einen Operation waren hier wie in den Karpathen die Einleitung einer neuen. Die Ausführung des „gigantischen Planes" war erst im Entstehen. Die Augen des Russen waren aber bereits auf das Land östlich der Weichsel gerichtet. Er hatte schon Anfang Januar Truppen aus der Front westlich der Weichsel für Verwendung im Norden herausgezogen. Kamen wir mit unseren Absichten den seinigen zuvor, dann mußten wir mit starken Gegenangriffen sowohl über den Njemen wie über den Narew rechnen. Die Gegenangriffe kamen. Die Wucht und die Beharrlichkeit, mit denen sie geführt wurden, haben uns schwer zu schaffen gemacht. Der Großfürst war ein ganzer Soldat und Feldherr.

Den Schutz der Schlachtenhandlung gegen Kowno, Olita einerseits, Ossowjetz, Lomsha andererseits sollten im wesentlichen die Teile der 8. Armee übernehmen, die durch Verschmälerung der Front frei würden. Sie ergab sich aus der umfassenden Bewegung der beiden Flügel in der allgemeinen Richtung Grodno.

Zur Verstärkung der Südfront kam bereits Anfang Februar während des Aufmarsches der vier Korps von der 9. Armee her das XX. A. K. in die Gegend südöstlich Ortelsburg. Es war bereit, auch auf Lomsha und Myschinjetz vorgezogen zu werden. Später folgten das I. R. K. und die 6. Kav. Div. nach Willenberg, die 3. Inf. Div. nach Neidenburg und die 1. Garde-Res. Div. der Armeeabteilung Woyrsch in die Gegend von Soldau. Der Aufmarsch dieser Teile konnte etwa bis zum 20. Februar beendet sein. Sie waren absichtlich spät gefahren. Wir befürchteten, daß so umfassende Bewegungen aus dem besetzten Polen heraus nicht geheim bleiben und den Schlag in Ostpreußen verraten könnten. Ich legte auf die Geheimhaltung zur Sicherstellung des Erfolges entscheidenden Wert. Später sind noch mehr Divisionen aus der Front westlich der Weichsel gezogen worden. Dies wurde möglich, als sich auch der Feind dort schwächte. Das Verschieben der Kräfte bildete ein vollständiges Wechselspiel, das viel Aufmerksamkeit erforderte.

Jetzt mußte man allerdings nachträglich die Frage aufwerfen: war es richtig gewesen, deutsche Truppen in die Karpathen zu schicken? Zweifellos haben sie bei dem Winterfeldzug östlich der Weichsel gefehlt. Eigentlich gehörten sie dorthin, so wie die k. u. k. Armee aber nun einmal war, in die Karpathen. Sie gebrauchte die Stütze. Mir wäre es indes erheblich

schwerer geworden, die Abgabe zu befürworten, wenn ich damals schon klar gesehen hätte, daß wir die vier Armeekorps bekommen würden.

Ich kann auch nicht beurteilen, ob die Oberste Heeresleitung nicht jetzt schon in der Lage gewesen wäre, weitere Kräfte im Westen für den Osten freizumachen, wie sie es im April tat. Jeder Zuwachs wäre uns natürlich willkommen gewesen. Der große Entschluß, alles gegen Rußland einzusetzen, wurde erst später gefaßt.

III.

In dem polnischen Weichselbogen hatten inzwischen örtliche Kämpfe ihren Fortgang genommen. Wie weit dadurch die Aufmerksamkeit der Russen gefesselt wurde, war zweifelhaft. Im allgemeinen darf man sich von solchen Ablenkungen nicht viel versprechen, solange die feindlichen Truppen zuverlässig sind und halten. Erst wenn infolge von ungünstigen Erscheinungen die Führung sich unsicher fühlt, dann erlangen sie Bedeutung. Werden Demonstrationen zu taktischen Kampfhandlungen, die größere örtliche Erfolge zeitigen können, dann liegt die Sache schon anders.

Um die Russen an die Fortsetzung des Angriffs glauben zu machen, sollte Ende Januar die 9. Armee in der Gegend von Bolimow mit Kraft angreifen. Die Oberste Heeresleitung stellte uns hierfür 18 000 Schuß, und zwar Gasmunition, zur Verfügung. Es ist charakteristisch für die Auffassung jener Tage, daß diese Munitionsmenge als etwas ganz Besonderes angesehen wurde. Im Osten haben wir nie Munitionsmangel gehabt, wir hatten stets so viel, wie bei den schlechten Wegen der Nachschub im Bewegungskrieg leisten konnte, und im Stellungskrieg wurden damals noch keine großen Bestände niedergelegt. Im Westen aber lagen die Verhältnisse anders; da mangelte es an Munition empfindlich. Alle kriegführenden Nationen hatten ebensowenig die Wirkung des stark zusammengefaßten Artilleriefeuers wie den Munitionsverbrauch richtig eingeschätzt.

Als Chef der Aufmarschabteilung im Frieden habe ich dauernd auf die Notwendigkeit hingewiesen, die Friedensmunitionsbestände so zu erhöhen und zu bemessen, daß sie bis zum Einsetzen der Mobilmachungslieferungen reichten. Ich bin nicht auch nur annähernd in dem gebotenen Umfange durchgedrungen. Ein Munitionsmangel wäre auch eingetreten, wenn man meine Anträge ausgeführt hätte; der Verbrauch war zu gewaltig. Wir hätten die Krise aber eher überwunden und wären vielleicht mit der Munitionsanfertigung in die Vorhand gekommen, statt schließlich immer in der Hinterhand zu bleiben. Oberstleutnant Bauer hatte schon im Herbst 1914 verdienstvoll eingegriffen.

Der Angriff der 9. Armee bei Bolimow fand am 31. Januar statt.

Für eine Gaswirkung war es zu kalt; das wußte man damals noch nicht. Auch sonst war nicht alles so, wie man es wünschen konnte. Wir machten ein paar tausend Mann zu Gefangenen, im übrigen war der taktische Erfolg gering. Der Eindruck aber, den der Angriff auf den Russen gemacht hat, war groß. Es war damit strategisch das Erhoffte erreicht.

Der Aufmarsch der vier für den Angriff zugewiesenen Korps begann Anfang Februar und verlief glatt. Er war am 6. Februar beendet. Wir verlegten das Hauptquartier nach Insterburg. Das Scheiden aus Posen war nicht leicht. Wir hatten dort eine große Zeit erlebt, aber auch Insterburg weckte in uns gute Erinnerungen aus dem September 1914.

Für die Operationen war dem Oberbefehlshaber Ost noch das A. O. K. 10, General v. Eichhorn, Chef Oberst Hell, zur Verfügung gestellt; für das A. O. K. 8 allein waren es zu viel Verbände geworden. Diese neue Einteilung war mir sehr recht, denn es operiert sich leichter mit zwei als nur mit einem Armee-Oberkommando; aus dem Feldzug in Polen hatte ich gelernt. Die 10. Armee war nördlich der 8., die Trennungslinie zwischen beiden lief etwa durch Darkehmen. Die Umfassungsgruppe der 10. Armee, von links nach rechts: XXI. A. K., XXXIX., XXXVIII. R. K., stand zwischen Ragnit und den großen Waldungen nordöstlich Insterburg, gedeckt durch die 1. Kav. Div. und die 5. Garde-Inf. Brig., daneben an der großen Insterburger Chaussee die Hauptreserve, jetzt Landwehr-Division Königsberg. Es folgten dann bis zum Spirding-See verteilt die 3. Res. Div., 3 Landwehr-Divisionen, stark mit Landsturm durchsetzt, und die 5. Inf.-Brig. Von der Stoßgruppe der 8. Armee unter General Litzmann waren die 2. Inf. Div. westlich Johannisburg, das XXXX. R. K. südlich derselben bis zur Grenze, die 4. Kav. Div. dahinter aufmarschiert. Längs der Grenze standen Landsturmformationen. Hinter dem rechten Flügel der 8. Armee bei Ortelsburg beendete das XX. A. K. seine Ausladung. Es kam von der 9. Armee und sollte hinter der Stoßgruppe des Generals Litzmann auf Lomsha vorgezogen werden und über Myschinjetz gegen den Narew vorfühlen. Das Herausziehen der übrigen Truppen und deren Abtransport in Richtung Mlawa war im Gange. General v. Gallwitz sollte den Befehl zwischen Weichsel und Orshitz übernehmen und nach vollendeter Versammlung gleichfalls in südlicher Richtung vordrücken. Es war abzuwarten, wie weit die nach Nordpolen hineinstoßenden deutschen Truppen kommen würden. Offensives Handeln war hier die beste Mitwirkung bei dem Angriff der 10. und 8. Armee und der beste Schachzug gegen feindliche Gegenangriffe.

Die Winterschlacht begann am 7. Februar. General Litzmann trat an diesem Tage an. Die übrigen Teile der 8. Armee und die 10. Armee hatten erst am 8. Februar vorzumarschieren und anzugreifen. Die Opera-

tion konnte nur in ihren Grundzügen durch Befehl festgelegt werden. Die Armee-Oberkommandos behielten den weitesten Spielraum. Die gleichen taktischen Anschauungen bei allen Stellen sicherten den Erfolg. Auch während der Schlacht hatte der Oberbefehlshaber Ost nur wenige Anordnungen für diese selbst zu treffen. Ich hatte an die Fortführung der Operation und den Flankenschutz zu denken.

Es war ein schwerer Entschluß, die Armee so, wie beabsichtigt, antreten zu lassen. Der Winter war kalt. Seit dem 4. oder 5. Februar herrschte ein selten starker Schneesturm, der Straßen und Eisenbahnen verwehte und ein Vorgehen außerhalb der Wege ganz ungemein erschwerte. Mannshohe Schneewehen wechselten oft mit kahlen Stellen, die mit Glatteis bedeckt waren. Es blieb bei den ursprünglichen Anordnungen. Die Russen hatten mit größeren Schwierigkeiten zu rechnen. Sie bekamen den Troß in der Marschrichtung voraus.

Unsere Truppen waren für einen Winterfeldzug ausgestattet. Die Fahrzeuge hatten Schlittenkufen. Diese erwiesen sich aber später als unpraktisch. Auf den nur stellenweise mit Schnee bedeckten Wegen waren sie nicht zu gebrauchen.

Was von Mann und Pferd in den folgenden Tagen geleistet wurde, ist unbeschreiblich und eine Ruhmestat für alle Zeiten. Mühsam arbeiteten sich die Anfänge der Marschkolonnen durch die Verwehungen. Fahrzeuge blieben stecken, die Kolonnen stockten, sie wurden immer länger. Die Infanterie schob sich an Fahrzeugen und Geschützen vorbei und suchte nach vorn wieder Anschluß zu gewinnen. Geschütze und Munitionswagen wurden mit 10 bis 12 Pferden bespannt. So bedeckten allmählich die Marschstraßen lang hingezogene Heeressäulen mit vorwärtsstrebenden Infanteristen, dazwischen nur wenig Geschütze mit noch weniger Munition. Für die Nacht oder im Kampfe schlossen die Kolonnen wieder etwas auf. Nach wenigen Tagen schlug das Wetter um, die Wege wurden grundlos, auf dem noch gefrorenen Boden außerhalb der Wege stand das Wasser an tiefen Stellen und auf den Sümpfen. Es war ein Glück, daß wir durch die weite Umfassung in den feindlichen Trainkolonnen Nahrungsmittel erbeuteten, sonst hätte die ganze Bewegung wegen Verpflegungsmangel eingestellt werden müssen.

Für die Generalkommandos und die niedere Führung entstanden ganz außerordentliche Schwierigkeiten. Es dauerte bei Zusammenstößen mit dem Feinde lange, ehe gefechtsfähige Verbände zur Stelle waren. Befehle waren nicht durchzubringen, Leitungen zerrissen im Sturm, Meldungen kamen nicht an. Und trotzdem wurde das Höchste geleistet.

Die Schlacht verlief wie die meisten Schlachten nicht ohne Reibungen, die das strategische Ergebnis beeinträchtigten.

Die Truppen des Generals Litzmann kamen am 7. gut vorwärts. Sie gelangten bis an Johannisburg heran und überschritten weiter südlich die Pissa. Am 8. nahmen sie Johannisburg und drangen in den folgenden Tagen unter Sicherung gegen Ossowjetz auf Raigrod vor, wo sie starken Widerstand fanden. Von Ossowjetz her traf sie ein feindlicher Vorstoß, den sie abschüttelten. Gleichzeitig näherte sich die Mitte der 8. Armee, dem auf der ganzen Front weichenden Feind dicht folgend, Lyck.

Führer und Truppen gaben ihr Bestes her, um schnell vorwärtszukommen. Für die große strategische Kombination ging es zu langsam. Lyck, vom III. sibirischen Korps hervorragend verteidigt, fiel erst am 14. früh. Das Korps entkam der Vernichtung und wich über Augustow hinter das Sumpfgelände des oberen Bobr zurück.

Nach dem Fall von Lyck ging es schnell vorwärts; schon in der Nacht vom 16./17. war General Litzmann nach erneutem heftigen Kampf in Augustow. Ich hatte mich in diesen Tagen bemüht, den rechten Flügel der 8. Armee von Raigrod scharf nach Osten über Taino südlich Augustow auf Schtabin—Krasnybor gegen den Bobr zu schieben, um dem III. sibirischen Armeekorps immer wieder in die Flanke zu kommen. Die Wegeverhältnisse haben der 8. Armee dies nicht als ausführbar erscheinen lassen.

Zum Schutz der Armeen gegen Ossowjetz—Lomsha wurden sehr frühzeitig, noch während die Kolonnen auf Augustow eilten, die 3. Res. Div., die 5. Inf. Brig. und 11. Ldw. Div. nach und nach aus dem Angriff herausgezogen und dorthin vorgeschoben. Ossowjetz sollte gesperrt und angegriffen werden. Die Ansammlung starker Kräfte bei Lomsha war zur Gewißheit geworden. Die dorthin entsandten Teile des XX. A. K. genügten nicht mehr.

Inzwischen war die umfassende Wirkung der 10. Armee zur vollen Auswirkung gekommen. Nach außerordentlichen Marschleistungen und Überwindung unsäglicher Anstrengungen erreichte ihre Mitte schon in der Nacht vom 10. zum 11. in der Stoßrichtung Tilsit—Kalwarija die Straße Insterburg—Kowno bei Wirballen, und als Lyck am 14. fiel, waren die Marschkolonnen schon hart nördlich des großen Augustower Forstes bei Suwalki—Seiny eingetroffen.

Die zurückflutende russische Armee wurde entscheidend in der Flanke gefaßt und nach Süden abgedrängt. Sie war anscheinend auch diesmal überrascht, genau wie zu Beginn des Vormarsches aus Oberschlesien und von Hohensalza her. Unser Nachrichtenwesen hatte hier in Verbreitung falscher Gerüchte und in der Abwehr sehr gut gearbeitet. Den Russen und der Entente war es nicht gelungen, Kenntnis von diesen Bewegungen zu erhalten. Es ist auch überaus schwer, genaue Angaben über den Feind, zumal rechtzeitig, zu bekommen, andernfalls wäre das Kriegführen mit

Unterlegenheiten keine so ungemein schwierige Aufgabe. Bei Tannenberg waren wir vom Glück begünstigt gewesen.

Teile der russischen Kräfte, die auf Kowno ausgewichen waren und dauernd in der Flanke standen, hatten durch Angriffe vergeblich versucht, den Vormarsch zu verzögern. Sie wurden durch den Flankenschutz der 10. Armee auf Kowno—Olita zurückgeworfen.

Am 14. abends schien es, als ob es möglich werden würde, die Umfassung des Feindes noch hart östlich Augustow durchzuführen. General v. Eichhorn setzte seinen linken Flügel dorthin an. Die Vorhut des XXI. A. K. stieß am 15. und 16. auf der Chaussee Seiny—Augustow in den Forst hinein weit vor, sie wurde aber hier von den von West nach Ost zurückströmenden russischen Kolonnen überrannt und zum Teil gefangen. Die 10. Armee schob nun kurz entschlossen bis zum 18. Februar am Nordrande des Forstes entlang Teile in die Gegend nordwestlich Grodno. Hier standen sie mit der Front nach Westen, mit dem Rücken dicht gegen die Werke der Festung. Sie verlegten in dieser kühnen Aufstellung dem Feinde den Rückzug. Andere deutsche Truppen drangen vom Norden in den Wald ein und erreichten nach der Einnahme von Augustow kämpfend auf der Chaussee nach Grodno Lipsk sowie den Bobr abwärts Krasnybor. Bei Lipsk wurde der Ring geschlossen.

Die Lage der Truppen vor Grodno war ungemein schwierig. Aus der Festung heraus, wohin der Russe Verstärkungen gefahren hatte, entwickelten sich namentlich am 20. und 21. sehr heftige Angriffe. Aus dem Augustower Forst stieß der dorthin zurückgeflutete Russe immer wieder hervor. Unter schweren Verlusten hielten die deutschen Truppen stand. Es war eine glänzende Tat des XXI. A. K., und der Führer, General Fritz v. Below, der spätere bewährte Armee-Oberbefehlshaber im Westen, konnte stolz auf seine Entschlußkraft und auf seine Truppen sein. Das Oberkommando der 10. Armee durfte an diesem Ruhm mit innerer Befriedigung teilnehmen. In den nächsten Tagen ergaben sich die in dem Augustower Forst umherwogenden und sich verzweifelt wehrenden Russenmassen; die Schlacht war beendet.

IV.

Das taktische Ergebnis der Winterschlacht in Masuren war bedeutend: 110 000 Gefangene und viele hundert Geschütze. Die russische 10. Armee war vernichtet, das russische Heer wiederum empfindlich geschwächt.

In dem Grundgedanken der Operation war der Angriff auf Ossowjetz unter Einsatz schwersten Flachfeuers eingeleitet. Von den Teilen der Angriffsarmeen, die noch während der Kämpfe in dem Forst den oberen Bobr südlich Augustow erreicht hatten, sollten das XXXVIII. und XXXX. R. K.,

die 2. Inf. Div. und die 4. Kav. Div. den Fluß überschreiten. Sie waren aber vorher teilweise in jene gewaltigen Waldkämpfe verwickelt worden, die dem Untergang der 10. russischen Armee voraufgingen. In sich steigernder Erwartung hatte ich deren Ende entgegengesehen. Der Teil der 8. Armee, der hier Verwendung fand — die Gruppe Litzmann —, trat zur 10. Armee. Die 8. Armee behielt die Aufgabe, jenen Angriff auf Ossowjetz von Grajewo her durchzuführen und den Schutz Ostpreußens gegen die russischen Angriffe von hier bis zum Orshitz zu übernehmen.

Der Übergang über das Sumpfgebiet des oberen Bobr gelang nicht, trotz hartnäckiger Versuche unserer Truppen. Wir brauchten Frost, aber starker Regen ging noch immer nieder. Der Aufenthalt in dem Wald- und Sumpfgebiet war schwer erträglich. Der obere Bobr konnte außerhalb der bestehenden Wegeverbindungen nicht überschritten werden. Die Brücken waren zerstört. Das bei Lyck entkommene III. sibirische Armeekorps leistete tapfere Gegenwehr, und der verzweifelte Widerstand der Russen im Augustower Walde hatte ihnen Zeit gegeben, die Verteidigungen des Abschnittes Grodno—Ossowjetz zu verstärken. Unsere Truppen wurden durch die Ungunst der Witterung und die Anstrengung der Operation stark mitgenommen. Sie meldeten, der Russe stände südlich des Kanals in betonierten Stellungen. Das erschien wohl möglich, wenn wir auch recht skeptisch waren. Später, im Jahre 1916, hat sich Oberstleutnant Hoffmann die russische Stellung angesehen; er sah keine Betonbauten. Je müder die angreifende Truppe, desto stärker erscheint ihr die anzugreifende Stellung, sie sieht beim Feinde Stärken, die nicht da sind. Dieser Vorgang ist menschlich. Auf die Entschließungen übte er keinen Einfluß aus. Die Kraft der jungen Truppe war erschöpft. Das bedingte neue Maßnahmen.

Auch der Angriff auf Ossowjetz hatte inzwischen keine Fortschritte gemacht. Frontal war es auch trotz unserer gewaltigen Artillerie nicht zu nehmen, da die beherrschenden Höhen des südlichen Bobrufers von ihr überhaupt nicht erreicht wurden.

Ich durfte mich unter diesen Umständen dem Gedanken nicht verschließen, daß dem großen Siege die strategische Auswertung versagt blieb. Sehr schwere Erwägungen traten an das Oberkommando heran.

Zunächst wurde die Einstellung des Angriffs am Bobr und auf Ossowjetz befohlen.

Die 10. Armee konnte in der Aufstellung, in der sie sich befand, nicht bleiben. Sehr starke Kräfte für den Flankenschutz nach Osten, gegen Olita—Kowno, waren nötig, sie standen aber nicht zur Verfügung. Die rückwärtigen Verbindungen und die Lebensbedingungen der Armee hatten sich bei den Unbilden der Witterung zu schwierig gestaltet. Sie konnten nicht lange ertragen werden. Die von den Russen gebaute vollspurige

Bahn von Marggrabowa über Ratschki nach Suwalki vermochte diesem Zustande nicht entscheidend abzuhelfen. Die Straßen und Wege waren zu schlecht, die Witterung zu ungünstig und das Pferdematerial zu stark angestrengt. Lastwagen kamen kaum auf den Chausseen mit ihren dünnen und ausgefahrenen Steindecken vorwärts. Sie standen auch nur in geringer Zahl zur Verfügung. Die Armee mußte in Verhältnisse kommen, in denen sie leben und sich wieder erholen konnte. Ein Zurückschwenken der 10. Armee ergab sich hieraus mit zwingender Notwendigkeit.

Schon zu Beginn der Operationen war der Ausbau einer rückwärtigen Stellung hart östlich Augustow—Suwalki bis hinauf an den Njemen angeordnet. Er wurde sofort durch Armierungstruppen in Angriff genommen, sobald wir das Gelände erobert hatten. Diese Stellung — wenn auch erst in ihren Anfängen — bot jetzt einen gewissen Rückhalt. Die 10. Armee erhielt Befehl, mit ihrem rechten Flügel in die vorbereitete Linie zurückzuschwenken. Ob sie ihren linken ebensoweit oder nur bis zur Linie Kalwarija—Pilwischki zurücknehmen würde, wo jetzt schon ihr Flankenschutz stand, blieb der 10. Armee überlassen, ebenso die nähere Ausführung der Rückwärtsschwenkung. Es war zu übersehen, daß der Feind scharf nachdrängen würde.

Gleichzeitig hatte die 10. Armee den Befehl erhalten, Kräfte frei zu machen, die weiter westlich dringend gebraucht wurden. Die großen russischen Gegenangriffe gegen unsere lange Flanke an der Südgrenze West- und Ostpreußens hatten begonnen. Endlich beschäftigte uns der Russe auch nördlich des Njemen. Rings um das deutsche Land östlich der Weichsel tobte der Kampf.

In dem polnischen Weichselbogen war Ruhe.

Die Offensive der k. u. k. Armee zum Entsatz von Przemysl hatte keinen Erfolg gehabt. Der Russe war sehr bald zu Gegenangriffen übergegangen. Das Schicksal Przemysls sollte sich erfüllen. Wir standen an der ganzen Ostfront im Zeichen schwerer russischer Angriffe.

V.

Nachdem der Augustower Wald aufgeräumt und die Verwundeten zurückgeschafft waren, nahm General v. Eichhorn Anfang März seinen rechten Flügel gleich in die befohlene Stellung, den linken nördlich des Augustower Waldes etwa bis Seiny und südlich Kalwarija zurück. Er wollte die nachfolgenden Russen von neuem angreifen und durch Umfassung ihres rechten Flügels schlagen.

Der Gedanke war gut und entsprach der Entschlußfreudigkeit des Armee-Oberkommandos. In den Tagen vom 9. bis 11. März wurden

Erfolge erzielt. Die neugebildete 10. russische Armee erlitt eine Niederlage. Das Ruhebedürfnis der Truppen und die Ungunst der Witterung waren aber so groß, daß sich das Armee-Oberkommando, da es auch noch weitere Truppen an die 8. Armee und die Armeeabteilung Gallwitz abzugeben hatte, zögernd entschließen mußte, weitere Angriffsgedanken endgültig aufzugeben und in den Stellungskrieg zu fallen. Es beließ seinen linken Flügel bei Kalwarija—Marjampol—Pilwischki. Der Russe prallte Mitte März gegen die Stellungen, aber allmählich trat Ruhe ein.

Die Angriffe der Russen an der Südfront waren immer hartnäckiger, die Kämpfe immer erbitterter geworden. Während des Weitermarsches des Generals Litzmann von Johannisburg über Bialla an den ersten Tagen der Winterschlacht war vom XX. A. K. die 41. Inf. Div. mit Landsturm auf der Straße Johannisburg—Kolno auf Lomsha vorgeschoben, um es von Norden abzuschließen. Die 37. Inf. Div. drückte über Myschinjetz vor. Die 41. Inf. Div. traf vorwärts der Festungswerke von Lomsha auf den Feind, ihre Kräfte reichten gerade aus, um den Raum zwischen der Pissa und der Straße Schtschutschin—Stawiski—Lomsha abzusperren. Erst allmählich trafen die 3. Res. Div. und 5. Inf. Brig. ein. Sie sollten den weiten Raum von Stawiski bis zum Bobr decken, während die 11. Ldw. Div. mit dem Angriff auf Ossowjetz begann. Der Anmarsch der 3. Res. Div. und 5. Inf. Brig. traf mit einem Angriff der russischen Garde und des V. A. K. aus Lomsha heraus zusammen. Vom 21. Februar ab entwickelten sich nördlich der Sperrfeste schwere Kämpfe. Die deutschen Truppen schlugen sich heldenmütig. Die Krise war ernst. Eines Morgens meldete mir der Chef der 8. Armee, die 3. Res. Div. wäre durchbrochen. Schließlich hielt sie indessen doch stand, da der Russe erlahmte. Lange blieb die Lage dort und damit auch für die Belagerungstruppen vor Ossowjetz gespannt. Erst nach dem Eintreffen der 1. Ldw. Div. vor Lomsha Anfang März war unsere Front so dicht besetzt, daß ich jede Gefahr östlich der Pissa als beseitigt ansehen konnte. Die Standhaftigkeit der Truppen und namentlich der 3. Res. Div. hatte einen glänzenden Abwehrerfolg errungen. Die Gruppe übernahm General v. Scholtz. Sein Befehlsbereich wurde später bis an die Schkwa ausgedehnt. General v. Scholtz hatte bereits in der Schlacht bei Tannenberg und in Polen mit besonderer Auszeichnung geführt. Er war in seinem Dienstgrade erheblich älter als der Oberbefehlshaber der 8. Armee, General Otto v. Below, doch willig unterstellte sich der General dem jüngeren Kameraden.

Zwischen Pissa und Orshitz hatte General v. Staabs mit seiner 37. Inf. Div. und dort stehendem Landsturm gegen den Narew Gelände gewonnen. Der Russe verstärkte sich hier bald sehr erheblich. Unablässig griff er aus Nowogrod und namentlich mit dem IV. sibirischen Armeekorps von Ostrolenka her an. Die Kämpfe wurden immer erbitterter.

Es mußten immer mehr Truppen, die die Winterschlacht geschlagen hatten, hier eingesetzt werden. Nach und nach kamen die 2. Inf. Div., die 75. Res.-Div., die 10. Ldw. Div. und die 4. Kav. Div. von der 10. Armee. Sie genügten aber auf die Dauer nicht; auch die 76. Res. Div. von der 10. Armee wurde dorthin geschoben, nachdem sie schon eine Zeitlang westlich des Orshitz beim General v. Gallwitz eingesetzt war. Entsprechend dem Charakter des Geländes mit seinen weiten ebenen Sumpfflächen und den dazwischenliegenden mit Waldstücken und dürftigen Kiefern bedeckten Engen löften sich die Kämpfe hier in viele Einzelhandlungen auf. Sie stellten besonders an die niedere Führung schwere Aufgaben. Der Mann kämpfte gegen den Mann. Und wenn auch die örtlichen Krisen kein Ende nehmen wollten, so blieben wir doch beim Abschluß der Kämpfe, die sich in den April hineinzogen, vorwärts der Grenze stehen.

Auch westlich des Orshitz war nach Mitte Februar die Kampfhandlung in vollem Gange. General v. Gallwitz, ein unternehmender und gedankenreicher Soldat, ein Mann mit vielseitigen Interessen auf allen Gebieten des Lebens, war einer der besten Führer unseres Heeres. Er verstärkte die dünne Front westlich Mlawa und drückte hier Mitte Februar die Weichsel aufwärts bis über Plotzk vor. Wir kamen dem Russen auch hier in seinen Plänen zuvor und stießen in seine Versammlung hinein. Inzwischen waren auch auf dem linken Flügel der Armeeabteilung Gallwitz um Neidenburg—Willenberg die deutschen Verstärkungen zur Stelle. Die Lage erschien so, daß durch frisches Zugreifen in Richtung Prassnysch die vor dem XVII. R. K. stehenden feindlichen Truppen geworfen werden konnten. Ein Vordringen der Armeeabteilung Gallwitz gegen den Narew war dann möglich. Dies schien damals noch strategisch bedeutungsvoll. Der Angriff gegen Ossowjetz und den oberen Bobr war noch nicht eingestellt. Jeder Teilerfolg des Generals v. Gallwitz verbesserte die Gesamtlage und die Aussichten für weitere Kämpfe. Wir befanden uns in hoher Spannung.

General v. Gallwitz griff am 22. Februar mit Teilen des XVII. R. K., dem I. R. K. und der 3. Inf. Div. in Richtung Prassnysch an. General v. Morgen nahm die überaus stark befestigte Stadt am 24. in frischem, energischem Zugreifen. Alles stand sehr günstig, als erkannt wurde, daß starke russische Kräfte zwischen der Straße Zjechanow—Mlawa und dem Orshitz im Anmarsch waren und General v. Morgen bereits überflügelten. Fliegeraufklärungen waren in jenen Tagen nicht möglich gewesen; wir waren auch überaus schwach mit Fliegerformationen ausgestattet. Unsere Kavalleriepatrouillen konnten nicht durchkommen, schließlich standen sich überall Infanteriepostierungen gegenüber. Vor dem Angriff sibirischer Korps mußte Prassnysch am 27. Februar unter recht erheblichen eigenen Verlusten aufgegeben werden, General v. Morgen ging

gegen die Grenzlinie Janow—Chorshele zurück. Der Russe drängte weniger gegen Norden als auf Mlawa überaus scharf vor.

Örtliche Führer faßten die Besetzung der im Ausbau befindlichen Grenzstellung südlich Neidenburg—Willenberg ins Auge. Ich hielt das I. R. K. weiter südlich fest. Es kam nun auch hier zu erbitterten Kämpfen.

Der Russe griff bis zum 7. März zwischen Mlawa und Chorshele unaufhaltsam unter den schwersten Verlusten vergeblich an.

Es wurde um diese Zeit an der ganzen ost- und westpreußischen Ost- und Südfront gekämpft. Die 10. Armee war zurückgeschwenkt und setzte gerade den Gegenangriff nördlich des Augustower Waldes an. Bei Lomsha war die Krise im Abflauen, zwischen Pissa und Mlawa noch keineswegs behoben. Jeder Tag brachte mir eine Unsumme von taktischen und anderen Entscheidungen. Die Bitten der Führer an der Südfront um Unterstützung ließen nicht nach, die 10. Armee hielt noch eigene, allerdings nur örtliche Erfolge für möglich und gab deshalb nur ungern Truppen fort.

Bei General v. Gallwitz und dem rechten Flügel der 8. Armee waren inzwischen die weiteren Verstärkungen von der 10. Armee her eingetroffen. Wir waren jetzt kräftig genug, um zu beiden Seiten des Orshitz einen Gegenangriff gegen den durch die schweren Verluste der letzten Tage geschwächten Feind zu führen.

Unser Stoß drang vom 8. bis 12. März vorwärts und kam nördlich Prassnysch zum Stehen. Der Russe antwortete mit heftigen Gegenangriffen. Am 18. März belehrte er unsere Truppen bei Jednoroshetz, daß der Sumpf kein sicherer Schutz gegen den Feind sei. Unsere Soldaten verbanden mit dem Begriff Sumpf den Begriff des Versinkens, der Russe als Naturkind wußte es besser. Die Sümpfe in jenen Kampfgebieten froren nur zum Teil zu, zum Teil lagen sie in geringer Höhe auf einer undurchlässigen Schicht und blieben durchwatbar.

Westlich des Orshitz flaute der Kampf Ende März ab. Es wurde hier möglich, die 76. Res. Div. herauszuziehen und sie noch östlich des Flusses einzusetzen. Auch die 6. Kav. Div. konnte westlich des Orshitz freigemacht werden, sie wurde nördlich des Pregel nötig gebraucht.

Die Armeeabteilung Gallwitz hatte Großes geleistet, und auch dieser Führer konnte mit Recht stolz auf seine Truppen sein. Sie hatten sich einer außerordentlichen Überlegenheit erwehrt und sie sogar zurückgedrängt.

Von Ende März und Anfang April ab fanden die Truppen der ganzen Südfront endlich die ersehnte Ruhe.

Die Kämpfe von Lomsha bis Mlawa sind weniger bekannt geworden. Im Osten dachte Deutschland nur an große Schlachtenerfolge. Diese waren nicht mehr in so augenfälliger Weise zu erringen. Der große Gegenzug des Großfürsten gegen die Winterschlacht, der Angriff über den Narew

gegen unsere nur schwach besetzte Flanke und zugleich ein Teil des Kriegsplans der Entente für das Jahr 1915 waren vereitelt; die Truppen und jeder einzelne Mann hatten sich der früheren Großtaten würdig geschlagen, die alten und neuen Formationen im Kampf miteinander gewetteifert. In den alten Formationen lag mehr nachhaltige Kraft. Landwehr und Landsturm hatten Vollwertiges geleistet. Die Führung war auf der Höhe ihrer Aufgaben, der vergangene Winterfeldzug eine stolze militärische Leistung.

VI.

Fernab von den großen Entscheidungen spielten sich seit Mitte Februar auch nördlich des Pregel Kämpfe ab. Sie wurden beiderseits nur mit Landsturm- und Landwehrtruppen geführt und waren ohne strategische Bedeutung, aber sie beschäftigten uns doch und erheischten viel Aufmerksamkeit.

Anfang Februar stand der Russe noch auf preußischem Gebiet nordöstlich Tilsit, und der Wunsch war gerechtfertigt, auch dieses Stückchen deutscher Erde der feindlichen Gewalt zu entreißen. Der Gouverneur von Königsberg, General v. Pappritz, mit dem zur Stelle befindlichen Landsturm, verstärkt durch etwas Artillerie, erhielt diese Aufgabe. Tauroggen wurde am 18. Februar besetzt.

An den Namen Tauroggen knüpfen sich weltgeschichtliche Erinnerungen, und es ist ein Unglück für die beiden sich jetzt bekämpfenden Staaten gewesen, daß sie jenen Weg verlassen haben, an dessen Rande als ein Wahrzeichen deutscher und russischer Freundschaft Tauroggen stand.

Die Ruhe, die darauf wieder in dem Gebiete nördlich des Pregel eintrat, wurde am 17. März unsanft durch den Einfall russischer Reserve-, Reichswehr- und Grenzwachformationen bei Memel und Tauroggen unterbrochen. Er traf uns überraschend, während wir überall noch voll beschäftigt waren.

Wohl waren Gerüchte gekommen, daß feindliche Kräfte sich auf russischem Gebiet, Memel gegenüber, sammelten. Doch Gerüchte waren schon oft entstanden. Bisher hatten sie sich nicht bewahrheitet. Es fehlte auch jetzt jede innere Wahrscheinlichkeit für russische Unternehmungen in jener Gegend.

Russische Haufen drangen auf Memel vor, das der Landsturm aufgab. Wir erfuhren davon durch ein Telefonfräulein, das uns anrief und noch Meldungen erstattete, als die Russen bereits im Postamt waren.

Ich habe mich bemüht, dem jungen Mädchen, Fräulein Erica Röstel, das Eiserne Kreuz II. Klasse zu verschaffen. Es war nicht möglich. Sie erhielt später eine goldene Uhr vom Staate.

Gleichzeitig nahm der Russe Tauroggen und drängte scharf in Richtung Tilsit vor. Die Kämpfe an den übrigen Fronten hatten die Reserven verbraucht. Jetzt mußte das stellvertretende Generalkommando des II. A. K. aus Stettin ein Ersatzbataillon schicken; ein Zeichen, wie sehr wir uns verausgabt hatten, und wie stark die Kämpfe seit Anfang Februar an unserer Kraft zehrten. Am 21. März war Memel wieder befreit, und am 22. wurden noch 3000 Verschleppte dem Gegner abgenommen. Die Russen hatten unglaublich gehaust. Tauroggen fiel am 29. März. Die 6. Kav. Div. wurde in jenes Gebiet verlegt und sicherte von nun ab die Grenze auf litauischem Boden.

Ostpreußen war von neuem befreit und ist von weiteren feindlichen Einfällen verschont geblieben. Mit seinem Wiederaufbau konnte begonnen werden.

Das Hauptquartier befand sich seit Mitte Februar in Lötzen. Für mich waren es bis Anfang April schwere Tage gewesen. Die Hoffnungen, die ich auf eine unmittelbare strategische Ausnutzung der Winterschlacht gehegt hatte, mußte ich beiseite legen. Taktisch war sie geglückt, das erfüllte mich mit Genugtuung. Ich war befriedigt, daß die großen Angriffe des Großfürsten zusammengebrochen waren und wir überall auf feindlichem Gebiete standen. Der Entscheidung gegen Rußland, und auf die kam es mir in meinem innersten Denken und Fühlen zunächst an, hatten wir uns aber doch nur um einen Schritt genähert. Der große russische Kräfteverbrauch gegen Ost- und Westpreußen sollte später die Operationen in Galizien fördern. Die Verluste der Russen waren zudem im Vergleich zu den unsrigen außerordentlich hoch. Selbst Rußlands großer Menschenreichtum konnte solchen Ausfall nicht ohne weiteres auf die Dauer decken.

Die einzelnen taktischen Lagen hatten meine volle seelische Spannkraft gefordert. Es läßt sich nicht alles auf dem Papier niederschreiben, das stolze Hoffen, das Zagen des Herzens, die Enttäuschung, das Durchringen zum Entschluß, Mißmut über dies und jenes. Es lassen sich nicht die Reibungen schildern, die in vielen Fällen zu überwinden waren, auch nicht das wiedergeben, was ich für die Truppen empfand, die bei ungünstigster Witterung die Anstrengungen eines Winterfeldzuges zu ertragen hatten.

Später erlebte ich in Lötzen bessere Tage.

Unser Quartier und die Geschäftszimmer waren eng, ich habe mich aber in ihnen wohlgefühlt. Gern denke ich an jene Zeit in dem freundlichen ostpreußischen Städtchen zurück.

Noch während der Kämpfe war der Ausbau rückwärtiger Stellungen eine unserer vornehmlichsten Aufgaben. An der ganzen Ostgrenze Preußens entstand ein Stacheldrahtzaun als erster Bestandteil des

weiteren Stellungsausbaues. Zahlreiche Armierungsbataillone aus nur notdürftig ausgebildeten, nicht feldverwendungs-, aber arbeitsfähigen Männern wurden auf meine Forderung hin aufgestellt. Sie haben vielfach im feindlichen Feuer arbeiten müssen und dies mit Hingebung getan. Das Wort „Schipper" ist eine Ehrenbezeichnung. Später wurden die Armierungsbataillone dem Osten genommen, sie kamen an die Westfront.

Auf Weisung der Obersten Heeresleitung wurde im Westen die Umwandlung der Divisionen zu 4 zu Divisionen zu 3 Regimentern, d. h. von 12 auf 9 Bataillone, durchgeführt. Auch wir taten das gleiche. Es wurden dadurch mehr strategische Einheiten geschaffen. Das Operieren wurde leichter, das war gewiß von großem Vorteil. Die Division von 9 Bataillonen ist aber taktisch zu schwach, der ganze Apparat des Stabes und der Verwaltungsbehörden zu groß. Ich wäre nach dem Kriege unbedingt für die starke Division eingetreten.

Was jetzt aus unserer schönen und stolzen Armee wird, die an der Seite militärisch nicht vollwertiger Bundesgenossen diese vier Jahre über Wasser gehalten, selbst der Welt getrotzt und fast die ganze Heimat vor den Schrecken des Krieges bewahrt hat, muß abgewartet werden. Soll eine solche Armee ganz verschwinden? Wird der Deutsche noch einmal Selbstmord begehen? Ich glaube dies nie und nimmermehr. Die 70 bis 80 Millionen Deutsche werden sich zusammenfinden und auf sich selbst besinnen. In Erinnerung an die überwältigenden militärischen Großtaten dieses Krieges werden sie nicht vergessen, was eine festgefügte Armee wert ist.

Der Sommerfeldzug gegen Rußland 1915.

(Karte VI.)

I.

Der im Januar von General v. Conrad beschlossene Angriff hatte keinen Erfolg gehabt. Im ersten Anlauf war auf dem ganzen Karpathenkamm Gelände gewonnen, dann aber Stillstand eingetreten. Der Russe schritt zu seinem Gegenangriff und setzte der k. u. k. Armee hart zu, nur die tapfere deutsche Südarmee unter General v. Linsingen arbeitete sich immer weiter vor. Ohne diese deutschen Truppen wäre die Lage nicht gehalten worden. Die Schwierigkeiten des Kriegsschauplatzes im Winter waren gewaltige. Sie erlegten der Truppe, die Wunderdinge leistete, ungeheure Anstrengungen auf. Der Abgang durch Frostschäden war groß.

Przemysl wurde nicht entsetzt, es fiel am 19. März.

Während die Angriffe gegen das deutsche Land östlich der Weichsel Anfang April abflauten, setzte der Großfürst seine Angriffe gegen die k. u. k. Armee mit dem ausgesprochenen Ziel fort, über die Karpathen nach Ungarn hinabzusteigen und damit Österreich-Ungarn zu Boden zu werfen.

Bei dem Oberkommando in Teschen wurde im April die militärische Lage der Doppelmonarchie als ungemein bedenklich angesehen. Italiens Haltung war immer zweifelhafter geworden. Es hatte alle weitgehenden Angebote Österreich-Ungarns, die auch ich beim General v. Conrad befürwortet hatte, abgelehnt und war ganz in die Netze der Entente geraten. Diese brauchte trotz ihrer Überlegenheit neue Hilfskräfte, um unser Herr zu werden. Mit dem Eintritt Italiens in den Kampf auf seiten unserer Feinde mußte immer bestimmter gerechnet werden. Österreich-Ungarn sah sich genötigt, seine Truppen an der italienischen Grenze erheblich zu verstärken; auch die serbische Armee schien wiederum mehr Beachtung zu fordern. Ein russischer Angriff mußte die k. u. k. Armee um so empfindlicher treffen, je mehr sie sich zugunsten anderer Fronten in Ungarn und Galizien zu schwächen genötigt war. Die Stimmung in Teschen sank immer mehr. Der k. u. k. Verbindungsoffizier schilderte uns auf Befehl des Generals v. Conrad hin die Lage als hochernst. Nach meiner Kenntnis des österreichisch-ungarischen Heeres traf dies zu. Wir gaben die ernsten Äußerungen und unsere Auffassungen an die Oberste Heeresleitung weiter.

Mitte April wurde die Lage in den Karpathen noch gespannter. Die

Armee des Generals Boroevic wurde über den Kamm zurückgeworfen, während weiter östlich die deutsche Südarmee standhielt. Es war jetzt der Augenblick gekommen, wo durchaus geholfen werden mußte. Wir setzten die bei der 9. Armee bereitstehende 25. Res. Div. mit der Eisenbahn in Bewegung. Sie kam noch gerade rechtzeitig, um das schlimmste Unheil zu verhüten.

Der Obersten Heeresleitung meldeten wir unsere Maßnahme. Sie schloß sich unserer Auffassung an. Sie bildete das Beskiden-Korps unter dem General v. der Marwitz, der bisher das XXXVIII. R. K. bei uns geführt hatte. Der Oberbefehlshaber Ost gab außerdem noch die 4. und eine neugebildete Division zur Verstärkung der Karpathenfront ab. Die Lage dort blieb aber ernst. Gleichzeitig mußten wir Verstärkungen an die serbische Front senden. Sie unterstützten später den General v. Linsingen bei seinem Angriff im Mai.

Die deutsche Oberste Heeresleitung faßte nunmehr den Entschluß, die Entscheidung gegen Rußland zu suchen. Der Plan war großzügig, der Gedanke, sich im Westen trotz der dort herrschenden Spannung zu schwächen, zeugte von großer Verantwortungsfreudigkeit.

Seit den Kämpfen im November um Ypern hatte sich auf der ganzen Westfront der Schützengrabenkrieg entwickelt. Das Einstellen des Vormarsches in Frankreich, das Zurückbiegen des rechten Flügels im September und die geringen Ergebnisse der Kämpfe in Flandern hatten auf die Armeen des Westens einen starken Stimmungsdruck ausgeübt, der durch den Munitionsmangel noch verstärkt wurde. Ein Angriff des III. A. K. unter seinem verdienstvollen und bedeutenden Kommandierenden General v. Lochow bei Soissons im Januar hatte ungemein belebend gewirkt und ein gleich darauf folgender Angriff der Sachsen bei Craonne schöne Erfolge gezeitigt. In schwerem Ringen war es endlich gelungen, einen großangelegten Durchbruchsversuch der Franzosen in der Champagne im Februar und März zum Scheitern zu bringen.

Auf seiten der Entente ruhte die Hoffnung auch weiterhin vorläufig allein auf Rußland. In England befanden sich die Kitchener-Armeen noch in Aufstellung; sie waren eine große Schöpfung eines bedeutenden Organisators. Von den 32 Divisionen konnten die ersten 12 vom Mai ab fertig sein. Der Kriegsbetrieb der Industrie der Entente erweiterte sich. Auch die Vereinigten Staaten traten als ihre Lieferanten auf. Wenn es uns auch zunächst durch wirtschaftliche Maßnahmen gelang, die Kriegsmaterialausfuhr aus Amerika zu erschweren, so konnte dies doch nicht von Dauer sein. In unserem schweren Kampf konnten wir diese Handlungsweise der Vereinigten Staaten nur als einseitige Begünstigung unserer Feinde auffassen; ihr Verhalten mußte tiefe Bitterkeit bei uns erzeugen.

Es stand zu erwarten, daß dem deutschen Angriff gegen Rußland feindliche Entlastungsangriffe an der Westfront folgen würden. Die spannungsvollen und krisenreichen Kämpfe bei La Bassée und Arras im Mai zeigen, was die Oberste Heeresleitung auf sich nahm, als sie den Entscheidungskampf im Osten wagte.

General v. Mackensen erhielt mit der neu zu bildenden 11. Armee, die im wesentlichen aus Truppen aus dem Westen bestand, die Weisung, Anfang Mai in Westgalizien in die Flanke der in den Karpathen mit großer Todesverachtung angreifenden Russen zu stoßen und sie zu schlagen. Er war ein großzügiger, vornehmer Mann und glänzender Soldat, dessen Taten in der Geschichte aller Zeiten fortleben werden. Sein Chef des Generalstabes wurde Oberst v. Seeckt, der bisherige Chef des Generals v. Lochow, durch seine Geistesschärfe und klare Gemessenheit eine der am stärksten hervortretenden Erscheinungen des Krieges.

Die 9. Armee übernahm Generalfeldmarschall Prinz Leopold von Bayern, der diese höchste militärische Würde mit Recht trug. Er unterstellte sich bereitwillig dem dienstlich erheblich jüngeren Generalfeldmarschall v. Hindenburg.

Der Oberbefehlshaber Ost erhielt den Auftrag, an seiner Front zu demonstrieren, um feindliche Kräfte zu binden.

II.

Die 9. Armee hatte eine ruhige Zeit hinter sich. Anfang März glaubte sie, nördlich der Pilitza einen Erfolg erringen zu können, und griff unter vielen Reibungen örtlich an; sie war aber bald genötigt, davon Abstand zu nehmen.

In Ausführung der Weisung der Obersten Heeresleitung sollte sie jetzt bei Skiernjewitze angreifen. Wir hatten Gas erhalten und erwarteten durch dessen Verwendung einen großen taktischen Erfolg, da der Gasschutz der Russen noch nicht durchgebildet war. Auch bei der 10. Armee östlich Suwalki konnten wir uns von einem Angriff örtliche Vorteile versprechen. Er wurde demgemäß befohlen.

Der Gasangriff der 9. Armee, der am 2. Mai stattfand, glückte nicht. Der Wind war günstig, aber die Anweisung der Truppe war nicht richtig. Das Gas strich wie beabsichtigt ab, die Truppe aber wähnte, der Feind dürfe sich nicht mehr rühren. Als er nun doch stellenweise schoß und auch die eigene Artillerie anscheinend nicht ordentlich in Wirkung trat, griff die Infanterie nicht an. Sie nahm an, das Gas habe nicht gewirkt. Die 9. Armee hatte mit Gas Unglück. Als sie später, nicht mehr im Rahmen dieser großen Lage, den Gasangriff an gleicher Stelle wieder-

holte, schlug der Wind um. Wir hatten schmerzlichen Abgang an Gaskranken. Das Gas war bei der Truppe nicht beliebt. Der Einbau dauerte zu lange, und das Warten auf den Wind mit gefüllten Gasbehältern im Schützengraben widerstrebte Offizieren und Mannschaften.

Der Angriff der 10. Armee bei Suwalki hatte taktischen Erfolg.

Ob diese Angriffe der großen Operation wirklich genützt haben, weiß ich nicht, da sie aber taktisch richtig waren, so erschienen sie gerechtfertigt. Wirksamer mußte eine Unterstützung der Operation des Generals v. Mackensen werden, wenn wir selbst zur freien Bewegung gegen den Feind kamen. Das war auf den Fronten der 9. Armee, der Armeeabteilung Gallwitz der 8. und 10. Armee unmöglich und nur nördlich des Njemen nach Litauen und Kurland hinein ausführbar. Wir hatten Ende März, Anfang April die 3. und bayer. Kav. Div. aus dem Westen bekommen und bei Gumbinnen ausgeladen, da der linke Flügel der 10. Armee immer noch recht schwach war. Diese beiden Divisionen und die schon nördlich des Pregel stehende 6. Kav. Div. sollten Ende April nach Litauen und Kurland hineinreiten, gestützt auf die 6., 36. und 78. Res. Div. Die Kavallerie-Divisionen waren sehr sorgfältig für diese Operation ausgestattet. Die Führung übernahm hier General v. Lauenstein.

Am 27. April begann unser Zug nach Litauen und Kurland.

General v. Lauenstein trat aus dem von dem Oberbefehlshaber Ost festgelegten Aufmarsch heraus in drei Kolonnen den Vormarsch auf Schaulen an:

mit der rechten — bayer. und 3. Kav. Div. und 36. Res. Div. — über Jurborg,

mit der mittleren — 78. Res. Div. — auf der großen Chaussee von Tauroggen,

mit der linken — 6. Kav. Div. und 6. Res. Div. — aus der Gegend von Memel.

Schon am 27. abends stand die 3. Kav. Div. dicht südöstlich der Straße Tauroggen—Kjelmy, unweit Skaudvile, während die bayer. Kav. Div. auf Rossieny geritten war. Die 6. Kav. Div. mußte hart östlich der Grenze kämpfen und kam am 27. nicht allzu weit vor.

Der Gegner, dessen Hauptkräfte seit Ende März unverändert nordöstlich Tauroggen standen, wich auf Kjelmy aus und entkam, da die 3. Kav. Div. nicht zugriff. Am 28. April standen die bayer. und 3. Kav.-Div. bei Kjelmy und östlich, die 6. bei Worny. 75 km waren in zwei Tagen zurückgelegt. Am 29. näherten sich die Kavallerie-Divisionen Schaulen und Kurschany. Am 30. wurde Schaulen besetzt, das die Russen in Brand gesteckt hatten. Die 6. und die 3. Kav. Div. setzten die Bewegung in Richtung Mitau fort, vor dem die 6. Kav. Div. am 3. Mai eintraf. Sie konnte den

feindlichen Widerstand hier nicht mehr brechen und blieb zunächst süd-westlich Mitau stehen. Sie wich später längs der Eisenbahnstrecke Mitau—Moscheiki hinter die Windau aus. Die 3. Kav. Div. wurde bald angehalten und der bayer. Kav. Div. nachgezogen. Beide stießen nunmehr gemeinsam von Schaulen in südöstlicher Richtung über Beissagola auf Keidany vor. Hier aber verdichtete sich der feindliche Widerstand. Sie gingen nun langsam vor dem vordrückenden Gegner hinter die Dubissa in Richtung Kjelmy zurück.

Auch die Infanterie-Divisionen hatten außerordentliche Marschleistungen aufzuweisen. Die 36. Res. Div. wurde zur Sicherung gegen Kowno an die untere Dubissa vorgeschoben, während die 78. und 6. Res. Div. bei Schaulen vereinigt wurden.

Der Zweck des kühnen Unternehmens war erreicht. Zusehends verstärkte sich der Russe.

Es kam für die Folge an der Dubissa von der Mündung bis Kjelmy hin, um Schaulen und nordwestwärts bei ausgedehnten Fronten zu einer Reihe spannungsreicher und für Führung und Truppen aufreibender Kämpfe, die sich über die Monate Mai und Juni hinzogen. Sie wurden unserseits in großer Unterlegenheit verteidigungs- und angriffsweise geführt, veranlaßten uns aber allmählich, um das Gewonnene zu halten und den Feind weiter zu fesseln, noch die 8. Kav. Div. der 9. Armee, die 1. Res.-Div. und 2. Kav. Div. der Armeeabteilung Gallwitz und die schwache Division Beckmann der 10. Armee nördlich des Njemen einzusetzen. Die Truppen verstärkten sich damit derartig, daß sie unter einem Armee-Oberkommando mit seinen zahlreichen Verwaltungsbehörden zusammengefaßt werden mußten; ein Generalkommando genügte nicht mehr. General Otto v. Below wurde Oberbefehlshaber, die Armee erhielt den Namen „Njemen-Armee".

An seiner Stelle erhielt General v. Scholtz den Befehl über die 8. Armee.

Die Dubissa-Linie behaupteten wir in harten Kämpfen. Schaulen konnte auf die Dauer nicht gehalten und nur ein Teil der sehr reichen und für uns so überaus wichtigen Ledervorräte zurückgeschafft werden.

Wir mußten die Stadt schon im Mai dem Feinde wieder überlassen und blieben hart südlich von ihr. An der Windau von Kurschany abwärts bis in Höhe von Hasenpot stand unsere Kavallerie, sie wurde zuweilen vom Gegner durchbrochen, hielt aber doch schließlich die Flußlinie.

Die 3. Kav. Brig. hatte am 7. Mai abends Libau genommen. Wir wußten wohl, daß die russischen Truppen dort nur höchst geringen Wert hatten, aber nicht, wie der Zustand der Werke war. Als Kriegshafen war Libau schon vor dem Kriege aufgegeben. Die weiten militärischen Hafenanlagen zeigten die Großzügigkeit des zaristischen Rußlands auf allen Gebieten, auf denen es sich um Machtentfaltung handelte. Die Stadt ent-

hielt wichtige industrielle Anlagen, darunter eine der größten Stacheldrahtfabriken Rußlands. Oberstleutnant Hoffmann schlug einen Handstreich vor. Ich ging darauf ein. Viel Truppen hatten wir nicht. Die 3. Kav. Brig. unter Oberst v. der Schulenburg, zwei bis drei Bataillone und einige Batterien der bereits dort befindlichen Reserve-Divisionen sollten sich der Stadt von Osten nähern, während ein Landsturm-Bataillon längs der Küste von Süden her anrückte und Torpedoboote von See her angriffen. Die Festung wurde nicht ernstlich verteidigt. Die Werke wurden von der Besatzung gesprengt, Küstengeschütze stellten sich als Attrappen heraus. Die schwache Besatzung von 1500 Mann ergab sich, als unsere Truppen von Süden und Osten her eindrangen. Die Einnahme von Libau war keine Waffentat, von der später die Weltgeschichte reden wird, sie war aber ein glückliches Unternehmen, an das alle Beteiligten sich gern erinnern. Daß es ohne Verluste ausgeführt wurde, war besonders wertvoll; das entsprach meinem Bemühen, Erfolge mit geringen Einbußen zu erreichen. Die Truppe kann stolz sein, wenn sie hohe Verluste ertragen kann und dadurch siegt. Der Führer hat anders zu denken.

III.

General v. Mackensen hatte in den Morgenstunden des 2. Mai die russische Front am mittleren Dunajek in einem wohlvorbereiteten und von den Truppen glänzend ausgeführten Angriff durchbrochen. In den nächsten Tagen wurde die zweite und dritte russische Stellung genommen. Darauf ging der Russe aus Ungarn über den Karpathenkamm nach Norden zurück. Ungarn war befreit und die k. u. k. Armee nunmehr entscheidend entlastet. Es war Zeit, denn Italien trat in diesen Tagen in den Krieg. Seine Armee zählte über 600 000 Mann ohne die vielen Formationen zweiter Linie, die nicht unmittelbar für den Kampf in Betracht kamen. Es bildete einen ungeheuren Kräftezuwachs für die Entente. Im September war die Gesamtstärke der italienischen Fronttruppen schon auf 900 000 Mann gestiegen.

General v. Mackensen drang unaufhaltsam gegen den San auf Jaroslau vor und erstürmte den Brückenkopf am 15. Mai. Die k. u. k. Nachbararmeen hingen sich zu beiden Seiten den vorwärtsdrängenden deutschen Truppen an, auch die deutsche Südarmee griff an und gewann nordwärts über Stryj hinaus Gelände. Przemysl wurde Anfang Juni den Russen wieder entrissen.

Nördlich der oberen Weichsel gab der Russe die Nida auf, um gegen die Weichsel zurückzuweichen. General v. Woyrsch konnte sich Mitte Mai unter Festhaltung seines linken Flügels bis Kielce vorschieben.

Die russischen Armeen zwischen den Karpathen und der Pilitza hatten somit ihre Stellung aufgeben müssen und dabei viel verloren. Die Verbündeten konnten im wesentlichen aber nur frontal folgen, so sehr sie sich auch bemühten, zu örtlichen Flankierungen zu kommen und namentlich die russische Karpathen-Armee in ihrer westlichen Flanke zu fassen. Ein Umklammerungsversuch auf dem rechten Flügel der k. u. k. Armee in der Bukowina scheiterte. Es fehlte ihm an Kraft. Er endete hier schließlich in einem Zurückgehen vor feindlichem Druck.

Die ungünstigen rückwärtigen Verbindungen geboten dem Vormarsch am San zunächst einen Halt. Die Schwierigkeiten waren Anfang Juni behoben. Der Angriff wurde nunmehr fortgesetzt. Immer lasteten die Hauptkampfaufgaben auf deutschen Truppen. Am 22. Juni wurde Lemberg wiedererobert, bald darauf Rawa Ruska erstürmt und der Russe zum weiteren Rückzug gegen den Bug gezwungen. Er ging nunmehr auch weichselabwärts weiter in Richtung Lublin—Iwangorod zurück.

Wir hatten in Lötzen naturgemäß in höchster Spannung den Ereignissen in Galizien zugesehen und uns dauernd ein Bild gemacht, wie wir die Operationen gegen Rußland weiterhin tatkräftig unterstützen könnten. Unsere Kräfte waren zunächst verausgabt. Der Russe schwächte sich indes vor unserer Front, insbesondere vor der 9. Armee. Auch von der Südgrenze West- und Ostpreußens zog er Truppen für Galizien ab. Aus der Front vor der 10. Armee hatte er bei unserem Einfall in Litauen Truppen dorthin geschoben. Er war also vor uns überall dünner geworden. Auch wir hatten bereits viel herausgezogen und nach und nach für die Operationen im Südosten abgegeben. Allmählich konnten wir noch weitergehen. Bei der ungeheuer langen Front war das Herausnehmen der Truppen jedoch schließlich begrenzt. Die Stellungen mußten zum mindesten so besetzt werden, daß die Ablösung des einzelnen Mannes ermöglicht blieb. Erst als uns die Oberste Heeresleitung im Juni einige neugebildete Landsturm-Regimenter zuwies, konnten wir daran denken, Divisionen für eigene Angriffshandlungen bereitzustellen.

Das frontale Zurückdrängen der Russen in Galizien, so empfindlich es für sie war, brachte keine Kriegsentscheidung. Sie wichen kämpfend so weit aus, als wir in Rücksicht auf unsere Verbindungen vordringen konnten. Sie schlugen sich noch nicht auf ihrem eigenen Grund und Boden und konnten bis dahin noch weite Strecken aufgeben. Es kam hinzu, daß bei diesen frontalen Kämpfen unsere Verluste nicht unerheblich waren. Es mußte geprüft werden, ob nicht andere Operationen bessere Aussichten böten. Wir konnten vielleicht 9 bis 10 Divisionen bei der Armeeabteilung Gallwitz, die mittlerweile zur 12. Armee ausgestaltet war, zum Stoß gegen den unteren Narew vereinigen, aber wir versprachen uns davon

nicht viel. Es war mit Sicherheit anzunehmen, daß der Russe günstigstenfalls Widerstand leisten, dann aber ebenso ausweichen würde wie in Galizien.

In der Theorie vorteilhafter erschien wieder die Operation, an die wir nach der Winterschlacht gedacht hatten: Vordringen über die Linie Ossowjetz—Grodno, vielleicht auch noch über Lomsha. Ein solcher Vormarsch hätte eine entscheidende Wirkung haben können. Er führte auf räumlich kürzestem Wege in den Rücken des aus Ostgalizien zwischen Weichsel und Bug zurückweichenden russischen Heeres. Wir erkundeten die Sumpfniederung zu beiden Seiten von Ossowjetz für einen Übergang, aber das Ergebnis war, wie vorauszusehen, ein ungünstiges. Die Bodenverhältnisse schlossen dort einen Übergang aus. Wir mußten mit ernstem Widerstand in der taktisch schon an und für sich sehr starken und vermutlich auch stark besetzten Linie Ossowjetz—Grodno rechnen. Daß wir hier diesen Widerstand und die sonstigen Schwierigkeiten überwinden würden, war nicht zu erwarten. Ich habe tief bedauert, daß ich einen solchen Angriff auch auf eine Anfrage der Obersten Heeresleitung hin nicht befürworten konnte.

Jede Operation weiter nördlich entfernte sich räumlich von der entscheidenden Stelle südöstlich Grodno. Dieser Nachteil mußte dann durch Schnelligkeit ausgeglichen werden, zumal wenn der feindliche Rückmarsch rascher als bisher vor sich ging. Die feindliche Flanke mußte in diesem Fall immer mehr und mehr in Richtung Wilna—Minsk getroffen werden. Ein großer deutscher Vormarsch zwischen Grodo—Kowno allein war nicht wirkungsvoll genug, wir liefen in einen Sack. Günstiger erschien es, zunächst Kowno von der 10. Armee von Westen her, bei gleichzeitiger Umfassung von Norden durch die Njemen-Armee, zu nehmen. War diese Festung, der Eckpfeiler der russischen Njemen-Verteidigung, gefallen, so war der Weg auf Wilna und in den Rücken der Hauptkräfte des russischen Heeres geöffnet. Es mußte daraufhin einen gewaltigen Sprung nach rückwärts ausführen. Konnten die Njemen- und 10. Armee auch nur geringe Verstärkungen rechtzeitig erhalten und mit Kolonnen und Trains reichhaltig ausgestattet werden, so war zu hoffen, diesen Sprung derart von Norden über Wilna in der Flanke zu fassen, daß der Sommerfeldzug 1915 mit einer entscheidenden Einbuße des russischen Heeres endigen würde. Das war um so eher zu erreichen, je schärfer die Operationen aus Ostgalizien in den Raum östlich des Bug gelegt wurden.

In Ausführung dieses Gedankens wurde die Njemen-Armee durch die 41. Inf. Div., 76. Res. Div. und 4. Kav. Div. der 8. Armee verstärkt.

Der Angriff auf Kowno war dadurch einfacher geworden, daß Mitte Mai nach einem gescheiterten Vorstoß der Russen aus den Waldungen westlich Kowno auf Schaki unsere Linien in diesen Wäldern auf Entfernungen vorgeschoben waren, die das Instellungbringen unserer schwersten Artillerie

gestatteten. Dieser russische Vorstoß war überraschend gekommen und gewann zuerst gegen die Grenze erheblich Boden. Es war nicht zu übersehen, ob er einen größeren Angriff gegen den nur schwachen Nordflügel der 10. Armee einleiten sollte. Das Oberkommando dieser Armee zog schnell Teile verschiedener Divisionen bei Wilkowischki unter dem General Beckmann zusammen, der den Feind sehr bald zurückschlug. Wir fühlten eine gewisse Erleichterung, als die Lage sich dort wieder entspannte. General Beckmann zog später über den Njemen, wo er der Armee gleichen Namens unterstellt wurde.

Die Vorarbeiten für die Operationen über Kowno sollten beginnen, als Seine Majestät den Generalfeldmarschall und mich für den 1. Juli nach Posen beschied. Der Kaiser bestimmte hier auf Vorschlag des Chefs des Generalstabes nach Anhörung des Vortrages des Generalfeldmarschalls die Fortführung der Offensive in Polen, insonderheit daß die 12. Armee den vor ihr befindlichen Feind zu durchbrechen und gegen den Narew vorzudringen habe, während die 9. Armee und General v. Woyrsch gegen die Weichsel vorgehen sollten. Die verbündeten Armeen würden im übrigen den Vormarsch zwischen Bug und Weichsel fortsetzen.

Die Oberste Heeresleitung glaubte durch diese Operationen einen Teil der noch im Weichselbogen stehenden russischen Armee vernichtend zu treffen. Ich mußte meine Gedanken zurückstellen und hoffte, daß die von mir gewünschte Operation durchgeführt würde, wenn General v. Gallwitz den Narew erreicht hatte und auch zum frontalen Nachdrängen gekommen war. Es schien selbst dann für ihre Ausführung noch Zeit zu sein. Das Vorbringen unserer Linien in Litauen und Kurland durch die dort schon befindlichen Truppen konnte die Operation günstig einleiten. Allerdings mußten wir darauf verzichten, andere Kräfte, die schon für Kurland in Aussicht genommen waren, dorthin zu verschieben und Kowno zu nehmen.

IV.

Den Weisungen der Obersten Heeresleitung entsprechend, wurde nun der Narewübergang in umfassendster Weise vorbereitet und nicht nur die 12., sondern auch der rechte Flügel der 8. Armee hierzu derart bereitgestellt, daß die 12. Armee zwischen Weichsel und Schkwa mit dem Schwerpunkt auf Pultusk—Roshan vorzudringen, die 8. Armee zwischen Schkwa- und Pissamündung den Fluß zu erreichen habe.

General v. Gallwitz beschloß, den ersten Angriff zu beiden Seiten von Prassnysch zu legen. Ihm standen zum Stoß zur Verfügung:

I. A. K. mit der 2. und 37. Inf. Div.,

XIII. A. K. mit der 3. und 26. Inf. Div. und 4. Garde-Div.,

XVII. A. K. mit der 35. und 36. Inf. Div. und 1. Garde-Ref. Div.,
XI. A. K. mit der 38. Inf. Div. und Div. v. Wernitz,
XVII. R. K. mit Div. v. Breugel, 14. Ldw. Div. und Korps Dickhuth.

General v. Scholtz griff mit der 75. Ref. Div. und der 10. Ldw. Div. an.

Zur Vorbereitung des Angriffs hatten wir eine bis dahin für östliche Verhältnisse starke Artillerie, namentlich bei der 12. Armee, zusammengezogen.

Der Angriff begann bei beiden Armeen am 13. Juli. Dank den sehr sorgsamen Anordnungen der Armee-Oberkommandos und dem vortrefflichen Angriffsgeist der Truppen hatte er vollen Erfolg.

Die Divisionen des Generals v. Gallwitz gewannen im feindlichen Stellungssystem weit nach vorn Gelände und drangen unaufhaltsam vor. Am 15. wurde eine starke hintere Stellung in heftigem Kampf erstürmt und schon am 17. der Narew erreicht, während der rechte Flügel hart nordwestlich Nowo Georgiewsk eingetroffen war. Der Generalfeldmarschall und ich wohnten der Schlacht am 13. und 14. bei der 12. Armee bei; wir gewannen den günstigsten Eindruck von Führung und Truppe. Die 12. Armee hatte ähnlich wie die 11. Armee in Westgalizien im ersten Anlauf weit Gelände gewonnen. Wie seinerzeit am San, so trat hier am Narew eine Pause in den Bewegungen ein. Pultusk und Roshan wurden am 23. Juli, Ostrolenka erst am 4. August erstürmt und damit der Narewübergang auf breiter Front erzwungen. Andere Teile wandten sich gegen Serotzk und Segershe, um nach Wegnahme der dortigen Werke Nowo Georgiewsk von Nordosten einzuschließen.

Neben der 12. hatte auch die 8. Armee nach heftigen Kämpfen den Narew zwischen Schkwa und Pissa erreicht, aber nur mit schwachen Kräften auf dem Südufer des Narew in der Nähe der Schkwamündung Fuß gefaßt.

Der Russe leistete überall hartnäckigsten Widerstand und hatte die schwersten Verluste.

In dem polnischen Weichselbogen waren auch die 9. Armee und die Armeeabteilung des Generals v. Woyrsch angetreten. Letzterer hatte die Russen an der Ilshanka und bei Radom geschlagen, am 19. Juli Radom besetzt und die Russen zum Rückzug hinter die Weichsel veranlaßt. Daraufhin ging der Russe am 21. auch nördlich der Pilitza hinter die Weichsel und in eine Außenstellung von Warschau zurück. Jetzt trat auch die nur noch schwache 9. Armee an und schritt zum Angriff auf diese Stellung. Sie sollte auch Nowo Georgiewsk von Süden her abschließen.

Zwischen oberem Bug und Weichsel gewannen die verbündeten Armeen in steten frontalen Angriffen weiter Gelände nach Norden.

Weitab von dem großen Kampffelde in Polen hatte die Njemen-

Armee Mitte Juli ebenfalls den Angriff begonnen und war weit in östlicher Richtung vorgedrungen.

Ich vertrat nunmehr die Ansicht, daß es Zeit sei, die von mir gewünschte Operation am unteren Njemen auf Kowno und von da in den Rücken der Russen mit starken Kräften auszuführen. Die Truppen konnten der Armeeabteilung Woyrsch, der 9., 12. und 8. Armee entnommen werden. Schon war es spät geworden, die Wegnahme von Kowno erforderte Zeit, und der russische Rückzug in Galizien war bereits weit gediehen. Es erschien aber noch möglich, Großes, jedenfalls Größeres zu erreichen als bei der im Gange befindlichen Operation. Diese konnte nicht anders enden als mit einem rein frontalen westöstlichen Zurückdrängen des Feindes.

Die Oberste Heeresleitung behielt ihren bisherigen Standpunkt bei. Es blieb bei einer Operation über Weichsel und Narew. Wir durften die dabei beteiligten Armeen nicht zugunsten der 10. und Njemen-Armee schwächen. Der 12. und 8. Armee wurde durch die Oberste Heeresleitung je eine neue Division aus dem Westen zugeführt. Ob die Oberste Heeresleitung aus Gründen, die der allgemeinen Kriegslage entsprangen, sich nicht mehr in eine so weite Operation einlassen wollte, wie sie von uns vorgeschlagen wurde, vermag ich nicht zu übersehen.

Die 9., 12. und 8. Armee blieben in ihrer von der Obersten Heeresleitung festgelegten Stärke in der früheren Vormarschrichtung. Die Wegnahme von Nowo Georgiewsk wurde eingeleitet. Zugleich beschlossen wir Kowno anzugreifen und die Njemen-Armee in ihrem Angriffe zu belassen; beides so gut es ging.

V.

Die Bewegungen der verbündeten Armeen in Polen östlich der Weichsel führten, wie ich erwartet hatte, zu einem frontalen Nachdringen mit ununterbrochenen Kämpfen. Auch hier wurden immer wieder vergeblich Versuche gemacht, zu einer Umfassung der Russen zu kommen. Die russische Armee wurde zwar in Bewegung erhalten, aber sie entkam. Sie machte häufig mit starken Kräften erbitterte Gegenangriffe und fand in den vielen versumpften Fluß- und Bachabschnitten immer wieder Gelegenheit sich zu ordnen und erfolgreich längeren Widerstand zu leisten. Die Anstrengungen unserer Truppen waren allein durch die ununterbrochene Bewegung während vieler Wochen auf schlechten Wegen und bei meistens ungünstiger Witterung außerordentlich groß. Bekleidung und Schuhzeug rissen ab. Die Verpflegung wurde schwierig, Unterkunft gab es kaum, da der Russe systematisch Verpflegungsmittel und Ortschaften zerstörte oder verbrannte. Er trieb das Vieh mit sich fort, um es dann an der Landstraße verenden zu lassen. Die mitgeschleppte Bevölkerung wurde

in die Sümpfe neben der Straße gejagt, wenn sie die Wege sperrte. Viele Szenen der russischen Kriegführung prägten sich dem Gedächtnis ein.

Die Nachschubverhältnisse wurden von Tag zu Tag ungünstiger, namentlich bei der 12. Armee, die sich von ihren Eisenbahnendpunkten immer weiter entfernte. Die rückwärtigen Verbindungen besserten sich nach der Wegnahme von Lomsha—Ossowjetz für die 8. Armee. Eine Versorgung von der Seite her wurde möglich, aber trotzdem blieb sie schwierig. Was wir an Fahrzeugen hatten, wurde vornehmlich zur Munitionsnachfuhr benutzt. Unsere erschöpfte Infanterie brauchte, wenn sie angreifen sollte, um so mehr artilleristische Unterstützung, je weiter sie nach Osten kam. Mit zunehmender Entfernung wuchs die Schwierigkeit, Munition vorzubringen. So verlangsamten sich die Kampfhandlungen und ermatteten. Ein hoher russischer Offizier sagte mir später nach dem Friedensschlusse mit Rußland, er habe nicht verstanden, daß wir nicht schärfer gedrängt hätten, die russische Armee würde sich aufgelöst haben. Führung und Truppen haben alles getan, um dies Ziel zu erreichen, aber wenn in voller Mannszucht bei bestem Willen und höchster Energie des einzelnen Mannes die Kräfte nachlassen, hilft auch der Führerwille nichts.

Wir bauten eine Eisenbahnverbindung von Willenberg über Chorshele nach Ostrolenka und stellten auch die anderen Bahnen verhältnismäßig schnell her, aber die Landetappenverbindungen wurden immer länger; sie überschritten jene 120 km, die wir als Höchstbegrenzung angesehen hatten, bei weitem. Besser hatte es die Entente bei ihren großen Angriffen im Sommer 1918. Sie hatte zahlreiche Eisenbahnverbindungen direkt hinter ihrer Front und konnte ihr ungeheures Kriegsmaterial immer wieder nach vorn schaffen und ihre Infanterie damit wirksam unterstützen. Dieser konnte durch Kraftwagenkolonnen die Möglichkeit gegeben werden, sich in guter Unterkunft und bei guter Verpflegung zu erholen und mit frischen Kräften immer wieder von neuem in den Kampf zu treten.

In Ausführung der von der Obersten Heeresleitung gegebenen Weisungen nahmen die Bewegungen ihren Fortgang. Cholm und Lublin fielen noch Ende Juli in unsere Hand. Weiter östlich drängten wir nicht scharf vor. Der Russe fand so Zeit, aus dem umfaßten Bogen heraus Truppen nach Süden abfließen zu lassen und hier eine neue Front zu bilden.

General v. Woyrsch nahm den westlichen Brückenkopf von Iwangorod, überschritt nördlich davon im Angesicht des Feindes am 28. Juli die Weichsel und wurde hier scharf angegriffen. Ich hatte diesen Übergang als sehr schwierig angesehen, taktisch war er geglückt, die große strategische Lage aber nicht geändert.

Gegenüber der 9. Armee ging der Russe aus der Außenstellung von Warschau und aus Warschau selbst Anfang August zurück.

Die 9. Armee besetzte am 5. August die Hauptstadt Polens. Die Armee schied aus unserem Befehlsbereiche aus und trat unmittelbar unter die Oberste Heeresleitung. Generalfeldmarschall Prinz Leopold von Bayern erhielt zugleich den Befehl über die Armeeabteilung Woyrsch. Die Oberste Heeresleitung hatte sicher ihre guten Gründe zu dieser neuen Befehlsgliederung. Für mich erwuchs hieraus keine Vereinfachung, um so mehr, als uns die Etappe der 9. Armee unterstellt blieb. Auch für den weiteren Vormarsch mußte ich sehr viele Verabredungen mit dieser Armee unmittelbar treffen. Die Bewegungen der 9. und 12. Armee berührten sich sehr nahe. Die Oberste Heeresleitung war viel zu sehr beschäftigt, als daß ich sie mit allen den sich hieraus ergebenden Einzelheiten behelligen durfte.

Die Einnahme von Warschau erfüllte uns mit besonderer Genugtuung. Hatten wir doch im Herbste 1914 schwer darum gerungen. Durch jene Feldzüge war die Grundlage zu den jetzigen Erfolgen gelegt, für die die Besetzung Warschaus das äußere Wahrzeichen bildete.

In den folgenden Tagen ging die Heeresgruppe Generalfeldmarschall Prinz Leopold von Bayern zwischen Iwangorod und Warschau auf breiter Front mit allen ihren Teilen über die Weichsel. Noch einmal versuchte die Oberste Heeresleitung zu einer Umfassung zu kommen, indem diese Heeresgruppe auf Brest-Litowsk angesetzt wurde, während starke russische Kräfte noch nördlich Lublin standen. Aber es war vergeblich. Der Russe wich aus. Während der Generalfeldmarschall v. Mackensen Brest-Litowsk zustrebte, wurde die Heeresgruppe Prinz Leopold gegen den Bug unterhalb der Festung vorgeführt.

Nach dem Narewübergang der 12. Armee in den letzten Julitagen waren die Augen des Generals v. Gallwitz scharf nach Süden gegen den Bug gerichtet. Noch hoffte er zu einer Umfassung des damals bei Warschau stehenden Feindes zu kommen. Er legte dementsprechend seinen Schwerpunkt scharf auf seinen rechten Flügel nach Wyschkow zu gegen den Bug. Wie ich befürchtet und das auch General v. Gallwitz vorgestellt hatte, erfüllten sich die Hoffnungen nicht. Etwa vom 10. ab erhielt die 12. Armee die ausgesprochene Marschrichtung nach Osten, mit ihrem rechten Flügel bugaufwärts. Sie trat so in enge Beziehung zur 8. Armee, die nach dem Fall von Ostrolenka am 5. August mehr Gelände auf dem südlichen Narewufer gewonnen hatte und nun mit dem Schwerpunkte auf Lomsha vorging.

Inzwischen waren Serotzk und Segershe, auch Dombe gefallen, die Einschließung von Nowo Georgiewsk auf allen Seiten beendet. General v. Beseler war vom Generalfeldmarschall mit der Einnahme der Festung betraut worden. Die von der 9. und 12. Armee vor Nowo Georgiewsk eingesetzten Truppen wurden ihm unterstellt. Auch erhielt er eine größere Zahl schwerster österreichisch-ungarischer Steilfeuergeschütze.

Die Weisungen für die Wegnahme von Nowo Georgiewsk, die einheitliche Leitung der 8. und 10. Armee, der Angriff auf Kowno, die Verhältnisse in Litauen und Kurland stellten weiterhin hohe Anforderungen an meinen Stab und mich. Auch wenn wir die Operationen während des Sommerfeldzuges 1915 nicht in der Selbständigkeit leiteten wie die bisherigen Feldzüge, sondern in ihren Grundzügen den Weisungen der Obersten Heeresleitung folgten, so blieb mir doch eine außerordentliche Arbeitsfülle und die Notwendigkeit, neben einer erheblichen Zahl kleiner auch große Entschließungen herbei- und durchzuführen. Es kamen Meinungsverschiedenheiten mit dem General v. Falkenhayn hinzu, wie sie bei selbständigen Charakteren nur zu natürlich sind, die mir aber die besondere Verpflichtung auferlegten, von den meinigen abweichende Gedanken der Obersten Heeresleitung wenn möglich mit noch größerer Sorgfalt zur Tat umzusetzen, als übereinstimmende oder eigene.

VI.

Die Wegnahme von Nowo Georgiewsk berührte die Fortsetzung der Operation nicht unmittelbar. Sie war eine Handlung für sich im Rücken der nach Osten vordrängenden Armeen. General v. Beseler, der Bezwinger Antwerpens, und sein überaus tatkräftiger Chef, Oberst v. Sauberzweig, bürgten dafür, daß jeder Gedanke an eine sogenannte Belagerung mit allen ihren Umständlichkeiten abgewiesen wurde. Schon eine Einschließung hätte Nowo Georgiewsk zu Fall gebracht. Die 80 000 Mann Kriegsbesatzung der Festung konnten sich nicht lange behaupten. Es ist erstaunlich, daß der Großfürst es hierauf ankommen ließ, während später Brest-Litowsk und Grodno aufgegeben wurden. Er mußte sich sagen, daß die Festung nicht zu halten und der Zustand der Werke wirklich nicht ausreichend war, schwerem Steilfeuer zu widerstehen.

General v. Beseler beschloß, den Angriff gegen die Nordostforts durchzuführen; die Eisenbahn Mlawa—Zjechanow—Nasjelsk, die frühzeitig hergestellt war, wies in diese Richtung. Es kam vor allem darauf an, für den Anmarsch der mit der Bahn heranzufahrenden Artillerie und für deren Munitionsversorgung kurze Landwege zu haben, um zeitraubende Bauten von Feld- und Förderbahnen zu vermeiden. Die Stärke der Front spielte keine Rolle, zahlreiche schwere Munition glich alles zugunsten des Angriffs aus. Die Artillerie wurde sofort vorgeführt, als die Bahn bis Nasjelsk fertig war.

Am 9. August war die Einschließung beendet, das Instellungbringen der Artillerie und deren Munitionierung begann bald darauf. Mitte August konnten die Batterien das Feuer eröffnen. Ihre Wirkung schien nicht genügend. Stimmen, die nachher klüger sind als vorher, ließen sich

nun vernehmen, daß es mit dem abgekürzten Angriffsverfahren nichts wäre; was in dem einen Fall richtig sei, sei in dem anderen falsch. Dies Schwanken wurde schnell überwunden. Die Nordostwerke wurden unter nachhaltiges Feuer genommen und erstürmt. Dann erfolgte der Angriff auf der ganzen Front nördlich der Weichsel. Unsere Truppen, die im wesentlichen nur aus Landsturm und Landwehr bestanden, faßten fest zu; Nowo Georgiewsk fiel am 19. August.

Seine Majestät der Kaiser besichtigte gleich darauf die Festung und dankte den Truppen. Der Generalfeldmarschall und ich waren dazu befohlen. Ich konnte mich von der verheerenden Wirkung der schweren Artillerie ebenso überzeugen, wie von der schlechten Bauart der Werke.

Die freigewordenen Truppen wurden jetzt mit Zustimmung der Obersten Heeresleitung der 10. Armee zugeführt, die dadurch die gebotene Verstärkung leider sehr spät erhielt. Die schwersten Batterien sollten gegen Grodno eingesetzt werden. Kowno war inzwischen bereits gefallen.

Das russische Generalgouvernement Polen war Ende August ganz in den Händen der Verbündeten. Deutschland und Österreich-Ungarn teilten sich, wie bisher schon, in die Verwaltung. Die Grenze westlich der Weichsel war die Pilitza, östlich ging sie etwa am unteren Wjepsch. Es entstand das deutsche Generalgouvernement Warschau, das General v. Beseler erhielt, und das k. u. k. Militär-Gouvernement Lublin. Die Teilung ist den gemeinsamen Interessen der Verbündeten schädlich gewesen: viele dringend erforderliche Maßnahmen sind an ihr gescheitert.

Der Oberbefehlshaber Ost hatte seit dem Herbste 1914 die Verwaltung des besetzten Polens geführt. Er trat sie jetzt an General v. Beseler ab und bekam dafür im Nordosten überreichlich mit Verwaltungssorgen zu tun.

Nowo Georgiewsk wird vielleicht die letzte Gürtelfestung gewesen sein, die nach einer Einschließung genommen wurde. Nicht, daß ich an Abrüstung glaube. Über diesen Wahn wird die Welt recht bald belehrt werden. Die Menschheit kommt, man mag dies bedauern, nie dahin. Aber die Zeit der Gürtelfestung ist vorüber. Sie kann der modernen Artillerie und deren ungeheuren Munitionsmengen Gleichwertiges nicht entgegenstellen und muß erliegen. Landesbefestigungen werden nötig bleiben, sie werden aber mehr den Charakter lang ausgedehnter Grenzstellungen tragen.

VII.

Als am 10. August die 12. Armee die Marschrichtung mit dem rechten Flügel bugaufwärts erhielt, hing sie gegen die 8. Armee nach Westen zurück, die zu beiden Seiten des Narew im Vorgehen gegen Lomsha war.

Ich versuchte beim Weitermarsch diese Staffelung beizubehalten, um die gegenseitigen Flankierungsmöglichkeiten auszunutzen. Aber allmählich kamen beide Armeen mit den inneren Flügeln an der Bahn Ostrolenka—Lapy in gleiche Höhe. Südlich des Bug bewegte sich die Heeresgruppe Generalfeldmarschall Prinz Leopold entsprechend vor.

Der Oberbefehlshaber Ost hatte für den Vormarsch taktische Einzelheiten zu regeln, die für den großen Krieg ohne Bedeutung waren. Oberstleutnant Hoffmann und ich sprachen viel mit den Armeen. Die beiden Armeechefs, Oberst Marquard und Major Graf Schwerin, waren vortreffliche Soldaten, die ihre Oberbefehlshaber wirkungsvoll unterstützten.

Lomsha wurde am 9. August von Südwesten her genommen. Wir hatten längere Zeit ein Fliegerbombengeschwader zu unserer Verfügung in Ostpreußen. Die Sperrfeste, in der ein feindliches Generalkommando oder Armee-Oberkommando Quartier hatte, wurde oft beworfen, glänzende Wirkung wurde gemeldet; als ich jetzt den Schaden nachprüfen ließ, war er nicht feststellbar. Im Interesse der Truppen war ich froh: sie fanden Unterkunft daselbst. Erst später wurden unsere Bomben wirksamer, die Flieger gewannen auch mehr Interesse am Bombenabwurf.

Bei der weiteren Fortführung des Vormarsches machte es sich fühlbar, daß die Heeresgruppen Mackensen und Prinz Leopold nach Norden drückten, dadurch wurden auch die 12. und 8. Armee nach links verschoben. Am 18. August traf Generalfeldmarschall v. Mackensen vor Brest-Litowsk ein, die Heeresgruppe Generalfeldmarschall Prinz Leopold von Bayern näherte sich der Bjalowieser Heide und die 12. Armee Bjalystok, dem früheren Sitz der vortrefflichen preußischen Verwaltung in Neuostpreußen am Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts; die 8. Armee schob sich in dem engen Raum zwischen Bjalystok und dem Narew in nordöstlicher Richtung auf Grodno vor, um Ossowjetz von Süden zu bezwingen. Es wurde am 22. August besetzt. Wir hatten es von Osten und Norden her nehmen wollen und von Süden her bekommen. Das ist der Krieg. Beide Armeen blieben auch weiterhin in den letzten Augusttagen über die Linie Bjalystok—Ossowjetz hinaus in mehr nordöstlicher Richtung im Vormarsch, die 12. Armee nach der Gegend nördlich Wolkowysk, die 8. auf Grodno. Beide Armeen kamen damit immer mehr aus dem taktischen Zusammenhange mit den beiden südlichen Heeresgruppen, die nach der Besetzung von Brest-Litowsk am 25./26. August auf Pinsk und Baranowitschi weiter marschierten. Sie traten nach und nach in die Operationen ein, die weiter nördlich in Vorbereitung waren.

Anfang September erreichten die 8. und 12. Armee die Gegend von Grodno und südöstlich, etwa 14 Tage später sollten sie nach Lida nördlich des Njemen gelangen. Sie brauchten hierzu seit Beginn der Offensive etwa

acht Wochen. Die 12. Armee mußte dabei weit nach Süden ausholen. Wieviel günstiger wäre es gewesen, wenn an Stelle dieser Bewegung sich der Angriff über Lomsha—Grodno ermöglicht hätte. Das konnte nicht sein. Aber auch eine Operation nördlich Grodno vorbei, mit der Wegnahme von Kowno verbunden, hätte erheblich schneller und wirkungsvoller diese Gegend erreicht und mehr bewirkt, wenn sie mit voller Kraft selbst erst in der ersten Augusthälfte geführt worden wäre.

Vorübergehend schien es, als ob die Oberste Heeresleitung in dieser Lage den Vormarsch nach Osten einstellen wollte. Sie führte starke Teile der Armee des Generalfeldmarschalls v. Mackensen, später auch der 12. und 8. Armee, nach dem Westen und Südungarn. Sie ließ aber den einmal durch die inzwischen erfolgte Wegnahme von Kowno und unser Vordringen in Litauen und Kurland begonnenen Operationen freien Lauf.

VIII.

Die Erstürmung von Kowno war eine unerschrockene Tat. Um sie zu ermöglichen, mußte die 10. Armee in der Mitte und auf dem rechten Flügel ihrer so überaus weiten Stellung noch immer mehr und mehr verdünnt werden; nur so konnten wir westlich Kowno Angriffstruppen von einer gewissen Stärke zusammenziehen. Der Oberbefehlshaber Ost und General v. Eichhorn nahmen diese Spannung an den übrigen Teilen ihrer Front auf sich. Der General hatte sich bei mir schon dauernd beklagt, daß die 10. Armee zu lange untätig wäre, und ging nun mit Freude an die neue Aufgabe heran. Er und sein Chef, Oberst Hell, waren Männer von hoher Verantwortungsfreudigkeit und Kühnheit. General v. Eichhorn war ein Offizier mit blendenden geistigen Eigenschaften und ein Erzieher seiner Truppen in vorbildlichem Sinne.

Das verstärkte XXXX. A. K. unter General Litzmann sollte den Angriff durchführen.

Der General war ein Feuerkopf mit großer Einwirkung auf den Soldaten. Seinen Kriegsruhm begründete er bei dem Durchbruch von Brsheshiny am 22. bis 25. November 1914. Er hatte einst gegen das Gardeoffizierkorps geschrieben, aber bei diesem Durchbruch doch erkannt, welche Kraft von diesem Offizierkorps ausging. Ich selbst bin mit Stolz Linien-Infanterist gewesen und habe in dem Leibgrenadier-Regiment Nr. 8 ein Regiment kennen gelernt, in dessen Offizierkorps eine besondere Tradition wie in den Garde-Offizierkorps sich forterbte. Solche Traditionen sind berechtigt, dürfen aber nicht zur Bevorzugung und Überhebung führen; dann fangen sie an, verstimmend zu wirken und sind zu verwerfen.

Erschwerend für den Angriff auf Kowno war der Mangel an schwerstem

Steilfeuer. Das, was die Oberste Heeresleitung Ende Juli zuwies, mußte vor Nowo Georgiewsk eingesetzt werden. Wir behielten im wesentlichen nur einige Batterien übrig, die auf Schienen in Stellung gebracht werden konnten und nur geringe Schußweiten hatten. Wir ließen uns indes durch keine Schwierigkeiten abhalten und bauten die Bahnen. Daß der Angriff nur zwischen der Eisenbahn Wirballen—Kowno und dem Njemen geführt werden konnte, ergab sich aus der ganzen Lage. Der rechte Flügel des Angriffs war dauernd ganz außerordentlich bedroht und um so mehr, je weiter wir Gelände gewannen. Der Russe konnte ihn jeden Augenblick artilleristisch sehr wirksam flankieren. Der linke Flügel wurde nördlich des Njemen durch eine Landsturm-Brigade gedeckt, die in Verfolg der Offensive der Njemen-Armee über die Dubissa bis an die Nordwestwerke von Kowno vorgeschoben wurde.

Anfang August waren die Eisenbahnen fertig. Nun fehlte es an Munition für die schweren Feldhaubitzen. Ich gab meine Reserven aus; der Feldmunitionschef-Ost, Oberstleutnant Rostock, hatte immer etwas vorrätig. So war endlich am 8. August alles mit Not und Mühe zusammengebracht, und der Angriff konnte beginnen. Mit geringeren Mitteln ist noch keine Festung angegriffen worden, aber die Truppe, die es tun sollte, war von dem frischen Geist ihrer Führer beseelt.

In dieser Zeit stand der Russe, wie ich rückschauend erwähne, noch nahe der Weichsel gegenüber Warschau.

Am 6. August wurde bereits die Infanterie in dem Angriffsstreifen weiter nach vorn geschoben, um bessere artilleristische Beobachtung zu bekommen. Am 8. begann der Artilleriekampf. Eine Reihe starker Stellungen mußte in den nächsten Tagen gestürmt werden. Die Kraft der Angriffstruppen schien zu erlahmen. General Litzmann arbeitete sich trotzdem bis zum 15. an die Fortlinie heran. Zum Glück erwies sich der Russe gegen das Feuer der schwersten Artillerie wenig widerstandsfähig. Dadurch gelang es dem frischen Zugreifen einer Kompagnie, der sich die anderen Truppen anschlossen, am 16. in die westliche Fortlinie einzubrechen. Am 17. setzte General Litzmann über den Njemen und nahm die Stadt und die Ostforts. Die Beute war geringer als bei der Einnahme von Nowo Georgiewsk. Es war kein Angriff auf eine eingeschlossene Festung, ihr Rücken blieb offen. Über die Ostfront stand sie in Verbindung mit ihrem Heere. Warum dieses nicht geholfen hat, ob der schnelle Fall der Werke ihm überraschend kam, ist mir nicht bekannt geworden.

Sämtliche Brücken, auch die so wichtige Eisenbahnbrücke, und der Tunnel auf dem östlichen Ufer waren zerstört, dieser zum Glück nicht nachhaltig. Er wurde bald wieder hergestellt. Wir konnten darauf einen gewissen Verkehr östlich des Njemen in Richtung Wilna eröffnen, noch bevor

die Eisenbahnbrücke fertig war. Ihre Wiederinbetriebnahme war eine Lebensfrage für die Armee bei dem erhofften Fortschreiten der Operation.

Die Stadt Kowno selbst war bis auf die Fabrikanlagen erhalten. Diese waren niedergebrannt, die Bevölkerung geflohen. Ich sah hier, in welch schwierige Lage die Truppen kamen, wenn sie sich ohne Mitwirkung der Bewohner unterbringen mußten.

General v. Eichhorn schob unverzüglich nach der Einnahme Kownos General Litzmann mit seinen Angriffstruppen an der Eisenbahn nach Wilna vor und zog die zunächststehenden Truppen über den eroberten Njemenübergang nach. Gleichzeitig setzte er die übrigen Teile der 10. Armee, das XXI. A. K., General v. Hutier, mit dem Hauptdruck auf Olita und schwächere Truppen durch den Augustower Wald auf Grodno an; sie handelten in engster Fühlung mit der bereits beinahe in gleicher Höhe dorthin vorgehenden 8. Armee.

General v Eichhorn beabsichtigte, den Njemenübergang auf der ganzen Linie zu erzwingen, um so im Rahmen der von uns gedachten Operation zu wirken. Die Maßnahmen entsprachen durchaus unseren Ansichten. Blieb auf der einen Seite und namentlich da, wo die Armeen zusammenstießen, viel anzuordnen übrig, so wurde nach der anderen Richtung hin durch selbständige Entschließungen der Armeen der ganze Geschäftsgang erleichtert. Es war nur ihre Aufgabe, rechtzeitig mitzuteilen, wie sie die Lage auffaßten und was sie wollten. Die Armeegrenzen sind immer besondere Reibungspunkte. Im Osten, namentlich im Stellungskriege, trat es nicht so in Erscheinung wie später im Westen. Die Abschnittsgrenzen wurden dort bisweilen zu hohen Zäunen, an denen man nur entlang, aber über die man nicht hinüber sah. Es war eine wichtige Aufgabe der höheren Führung, hier auszugleichen und die Abschnittsgrenzen nicht zu taktisch schwachen Punkten werden zu lassen.

Das Vorrücken der Mitte und des rechten Flügels der 10. Armee fand unter heftigen Kämpfen statt. Unter dem Druck der Ereignisse bei Kowno räumte der Russe nach gründlicher Zerstörung der Eisenbahnen und der Njemenbrücken zunächst das linke Ufer dieses Stromes und wich bald darauf auch weiter auf Orany aus. Das XXI. A. K. nahm bereits am 26. August Olita. Ende August hatte die 10. Armee den Njemen überschritten und war in langsamem Vorgehen gegen die Bahn Grodno—Wilna. Noch bevor sie die Bahn erreichte, stieß sie auf sehr heftigen Widerstand, der zunächst nicht zu brechen war. Der Russe fing an, aus dem östlichen Polen Kräfte nach Norden zu verschieben.

Die taktische Einwirkung des Vorgehens der 10. Armee über den Njemen in Richtung Grodno war wegen des ungeheuren Waldgebietes im Nordosten dieser Festung gering. Der Russe war aber doch empfindlich

geworden. Er gab Grodno vor dem Angriff des rechten Flügels der 10. Armee und namentlich der 8. Armee überraschend schnell auf. General v. Scholtz nahm mit der 75. Res. Div. schon am 1. September die Südwestwerke der Stadt, am 2. nach heftigen Straßenkämpfen diese selbst. Unweit östlich Grodno an der Kotra und dem nördlichen Zufluß aus dem Osjery-See traf auch er auf starken feindlichen Widerstand.

Die Belagerungsartillerie war unnötig geworden. Sie wurde nun der Obersten Heeresleitung zur Verfügung gestellt.

General v. Gallwitz erreichte kämpfend den Swislotsch. Heeresgruppe Prinz Leopold von Bayern hatte den Bjalowieser Forst durchschritten, der übrigens kein ungangbares Sumpfgebiet, sondern von Wegen gut durchschnitten ist. Weiter südlich befanden sich die Truppen noch im Vorrücken auf Pinsk.

IX.

Die Kämpfe der Njemen-Armee in den Monaten Juli und August hatten bisher nur insofern in unmittelbarem Zusammenhang mit den großen Operationen gestanden, als sie feindliche Kräfte auf sich zogen. Ein taktisches Zusammenwirken der 10. und Njemen-Armee auf ihren inneren Flügeln am Njemen war naturgemäß vorhanden. Mit dem Beginn des Angriffs auf Kowno wurde dies Zusammenarbeiten immer enger und führte bei der Einnahme der Festung zum Kampf auf dem gleichen Schlachtfelde, um sich dann wieder zu lockern. Nunmehr sollte der operative Zusammenhang scharf in den Vordergrund treten.

General Otto v. Below führte den Krieg auf einem abgesonderten Kriegsschauplatz und war daher in seinen Maßnahmen selbständiger als die anderen Armee-Oberbefehlshaber, die in engerem Rahmen fochten. Wir konnten uns mit allgemeinen Weisungen für die Kampfführung begnügen.

Die Njemen-Armee hatte bis Mitte Juli die Linie der Dubissa bis südwestlich Schaulen, die Wenta und Windau bis in Höhe von Hasenpot und hinüber bis zur Küste gehalten. Für den Beginn der Operationen wurde General v. Below befohlen, den bei Schaulen stehenden starken Feind umfassend anzugreifen und, unter Sicherung seines linken Flügels gegen Riga, nördlich des Njemen nach Osten Gelände zu gewinnen. Die Operation lag in besonders guten Händen. General v. Below, der schon im Frieden für einen besonders tüchtigen Offizier und einen selbständigen Charakter galt, hatte während der Schlacht von Tannenberg mit klarer Umsicht geführt und sich in der Schlacht an den masurischen Seen durch seine zweckmäßigen Anordnungen ausgezeichnet. Generalfeldmarschall v. Hindenburg schätzte seinen männlichen und geraden Charakter ganz besonders hoch ein und schlug ihn auch im November Seiner Majestät als

Oberbefehlshaber der 8. Armee vor, obschon er im Dienstalter zu den jüngsten Kommandierenden Generalen gehörte. General v. Below hat das von seinem Obersten Kriegsherrn in ihn gesetzte Vertrauen voll gerechtfertigt. Sein Chef, General v. Böckmann, war lange im Generalstab gewesen, er hatte im Kriege sich als Truppenführer bewährt und das Zeug zu einem guten Armeechef. Beide Männer arbeiteten in voller Harmonie zusammen. Wir durften im Hauptquartier in Lötzen überzeugt sein, daß aus den Operationen nördlich des Njemen das herausgeholt würde, was mit den dorthin geführten Kräften erzielt werden konnte.

Die rückwärtigen Verbindungen der Njemen-Armee waren schwierig. Die Vollbahnen hörten bei Laugszargen, nordöstlich Tilsit und bei Memel, auf. Der zwar schiffbare Njemen kam als Nachschubstraße nur für den rechten Armeeflügel in Betracht, war aber so wenig reguliert, daß auf seine Ausnutzung kein Verlaß war. Der Versuch, Truppen auf Njemenkähnen seinerzeit zu einer dringend notwendig gewordenen Verstärkung des rechten Flügels den Strom hinaufzuschleppen, endete mit einem Mißerfolg. Die Schleppzüge liefen auf russischem Gebiet auf Sandbänke.

Libau konnte als Versorgungshafen nur mit großer Vorsicht benutzt werden. Die russische Flotte und englische Unterseeboote beherrschten damals noch den östlichen Teil der Ostsee. Immerhin hatten wir mit vorgefundenem Material auf der von Libau nach Osten führenden Eisenbahn einen schwachen Betrieb eingerichtet. Schon früh hatten wir den Bau einer Feldbahn Laugszargen—Tauroggen—Kjelmy begonnen; bei dem Mangel an Arbeitskräften schritt er aber nur langsam vorwärts. Als die Gedanken zu einer großen Operation sich verdichteten, mußte an einen umfassenderen Ausbau des Eisenbahnnetzes gedacht werden. Die kürzeste Verbindung der russischen Eisenbahnen führte von Memel nach Prekuln östlich Libau. Der Bau dieser Strecke wurde begonnen, aber später wieder zurückgestellt, als der Oberbefehlshaber Ost Eisenbahnarbeitskräfte für den Bau der Eisenbahn Willenberg—Ostrolenka abgeben mußte. Anfang Juli wurde die Bahn nach Prekuln fertig. Sie war von unendlichem Wert, obschon ihr Betrieb noch viel zu wünschen übrig ließ. Die Bahn Libau—Moscheiki wurde nun umgenagelt. Später kamen wir auch über Koschedary östlich Kowno an das litauische Eisenbahnnetz heran. Endlich begannen wir den Bau der Vollbahn Tauroggen—Radsiwilischki (südöstlich Schaulen). Die hölzerne Dubissabrücke dieser Bahn sollte ein Kunstwerk werden.

Um Mitte Juli war die Gruppierung bei der Njemen-Armee nach Eintreffen der schon im Juni gesandten Verstärkungen beendet. Das Oberkommando empfand es schwer, daß es wegen des Angriffs gegen den Narew nicht alle Truppen erhielt, auf die es gehofft hatte. Trotzdem hielt es an dem Grundgedanken der Operation fest. Die Dubissa bis Kjelmy

hinauf ließ es nur ganz schwach besetzt. Zwischen Kjelmy und Schaulen wurde das I. R. K. als Stoßgruppe zusammengezogen. Es folgte dann Windau abwärts wiederum eine nur dünne Besetzung, der sich eine starke Gruppe nördlich der Eisenbahn nach Libau anschloß. Hier standen 2 bis 3 Infanterie- und ebensoviel Kavallerie-Divisionen.

Am 14. Juli, als im nördlichen Polen Prassnysch gerade gefallen war und weiter südlich der Russe noch westlich der Weichsel und südlich Lublin—Cholm stand, überschritt General v. Below die Windau in der Absicht, die bei Schaulen stehenden starken russischen Kräfte durch Vorgehen in Richtung Mitau von Norden zu umfassen und von Südosten durch das I. R. K. stark zu drängen, die schwache Mitte sollte sich zurückhalten. Der rechte Flügel der Armee an der Dubissa hatte vorläufig abzuwarten und erst beim Fortschreiten der Operation anzutreten.

Der Russe hatte anscheinend keinen Angriff erwartet und auch dessen Ausdehnung nach Norden nicht erkannt. Er stieß in Richtung Okmjany gegen die in der Mitte vorgehende 6. Res. Div. vor und zwang sie zum Ausweichen nach Westen. Er war aber in seiner rechten Flanke derart bedroht, daß er seinen Erfolg nicht ausnutzen konnte.

Die Infanterie-Divisionen des linken Flügels schlugen bereits am 17. den Russen bei Autz, ließen sich dann aber durch die Ereignisse bei der 6. Res. Div. nach Süden ziehen; die Umfassung verlor dadurch an Wirkung. In ununterbrochenen Kämpfen, die sich bis zum 23. Juli ausdehnten und unter dem Namen der „Schlacht bei Schaulen" zusammengefaßt sind, wurde die 5. russische Armee über Schaulen hinaus auf Ponjewjesh zurückgeworfen. Sie vermochte mit Teilen zu entkommen, da es der in ihren Rücken gelangten deutschen Kavallerie an Feuerkraft fehlte. Ponjewjesh wurde von uns bereits am 29. Juli besetzt. Auf dem linken Flügel streifte die Kavallerie bis an den Rigaischen Meerbusen und schloß sich dem Vorgehen der Infanterie auf Mitau an, das am 1. August genommen wurde. Weiter südlich war die Dubissa überschritten und bis zum 29. Juli die Linie Kowno—Ponjewjesh erreicht.

Die rückwärtigen Verbindungen waren jetzt wieder zu festigen und die Truppen mit Munition auszustatten. Die Kolonnen waren in großer Zahl bei der 12. und 8. Armee eingesetzt und fehlten daher bei der Njemen-Armee. Ihr weiteres Vorrücken ging jetzt langsamer vor sich. Am Tage der Einnahme von Kowno stand sie an der Swjenta und Jara. Hier kam es zu einem langen Halt, während der linke Flügel sich weiter gegen die Düna vorschob. Südlich Riga behielt der Russe einen großen Brückenkopf, der für uns lange ein Gefahrsmoment bleiben sollte, dagegen wurde in den ersten Septembertagen die Düna zwischen Üxküll und Friedrichstadt erreicht und der hier stehende Feind auf das jenseitige Ufer geworfen.

Der Russe hatte sich inzwischen verstärkt. Die schwachen Kräfte der Njemen-Armee waren auf sehr weite Räume verteilt, so daß sie aus eigener Kraft zunächst nicht mehr weiter vorwärts konnte. Sie stand in Fühlung mit dem linken Flügel der 10. Armee, als dieser nach der Einnahme von Kowno halbwegs Wilna wieder auf starken Feind stieß.

Eine Unternehmung der Flotte im Rigaischen Meerbusen am 8. August hatte auf die Operationen zu Lande keinen Einfluß.

Das schnelle Vorgehen der Njemen-Armee zeigt, daß bei größerer Stärke und besserer Ausstattung der Armee, namentlich mit Kolonnen, noch mehr zu erreichen war.

X.

In der zweiten Augusthälfte hatte der Gedanke an die Weiterführung der Operation östlich des Njemen festere Gestalt angenommen. Die Flanke des aus Polen zurückweichenden Heeres konnte, wenn überhaupt, nur noch in der allgemeinen Stoßrichtung Kowno—Wilna—Minsk getroffen werden. Dieser Stoß war von der 10. Armee zu führen, während die 8. und 12. Armee und die südlichen Heeresgruppen dicht am Feinde blieben.

Die Operationen der 10. Armee bedurften im Norden des Flankenschutzes gegen die Bahnlinie Riga—Dünaburg, in die mehrere Schienenwege von Nordosten und Osten her einmünden, sowie gegen die Strecken Polotzk—Molodetschno und Orscha—Borissow—Minsk. Die Njemen-Armee mußte ihr Vorgehen mit dem Schwerpunkt auf Dünaburg fortsetzen, während gegen die beiden letztgenannten Bahnen starke Reitergeschwader vorgingen.

Der Russe, der vor der 10. und Njemen-Armee in zusammenhängender, aber nordöstlich Kowno nur dünn besetzter Front stand, mußte demnach durchbrochen, d. h. über Wilna und nach Dünaburg zurückgeworfen werden, während die Kavallerie-Divisionen auf Polotzk—Minsk vorgingen.

Es blieb die Frage, ob bei dem sehr weit nach Osten fortgeschrittenen Rückzug der Russen die Operation jetzt noch gewinnbringend sein konnte. Es war kein Zweifel, daß jeder Tag, um den sie hinausgeschoben wurde, sie weniger aussichtsreich machte. Ich erwog, ob wir uns nicht mit einem Stoß über Olita—Orany auf Lida begnügen sollten. Ich verwarf dies, weil alle ähnlichen Versuche, zu einer Flankierung zu kommen, in dem vergangenen Sommerfeldzuge zu keinem Erfolge geführt hatten. Somit blieb ich in meinen Gedanken bei der großen Operation, weil sie noch einen größeren Erfolg haben konnte. Wir waren auch hier gezwungen, in das Ungewisse zu handeln. Es war klar, daß die 10. Armee der Verstärkung bedurfte. Es wurden ihr die Einschließungstruppen von Nowo Georgiewsk zugeführt.

Die 8. und 12. Armee hatten sich im Laufe der Operationen so zu-

sammengeschoben, daß es möglich geworden war, außer den für den Westen bestimmten Abgaben noch andere Divisionen heranzuziehen. Sie wurden nach Kowno gefahren und von hier auf dem linken Flügel der 10. oder auf dem rechten der 8. Armee eingesetzt.

Inzwischen war die 10. Armee von Wilna her sehr stark angegriffen worden. Der Feind hatte Kräfte aus Polen nach Norden gezogen. In dem Wunsche, zu flankieren, hatten sich die 10. Armee wie ihr Gegner nach Norden in Richtung Wilkomir verstärkt. Der Kampf wurde auf dem nördlichen Wilijaufer mit besonderer Heftigkeit geführt.

Es kamen wieder ungemein spannungsvolle Tage. Gern hätte ich den Operationsbeginn beschleunigt, aber die Bahn Wirballen—Kowno konnte nun einmal nicht mehr leisten, als bei ihrem noch unfertigen Zustand möglich war. Alles kostete eine unendliche Zeit, die Wege waren zudem schlecht und die Truppen nicht mehr frisch.

Am 9. September begann endlich der Vormarsch. Die Njemen-Armee kam gegen Dünaburg—Jakobstadt gut vorwärts. Ihr rechter Flügel setzte sich etwa bei Uzjany auf die Straße Kowno—Dünaburg und warf den Feind über Nowo Alexandrowsk sehr bald zurück. In beiden Brückenköpfen hielt der Gegner stand. Es kam hier zu langen, erbitterten Kämpfen.

Der linke Flügel der 10. Armee, der südlich Wilkomir stand, gewann an den ersten beiden Tagen gegen die Wilija Wilna aufwärts gut Gelände. Weiterhin gelang es jedoch nur nach und nach, den Russen über diesen Fluß zurückzudrücken.

Zwischen den inneren Flügeln beider Armeen, von Dünaburg bis an die Wilija, hatten die Kavallerie-Divisionen freiere Bahn. Sie mußten sich zunächst unter steten Kämpfen durch das Seengelände zwischen Wilkomir und Swenzjany durcharbeiten. Am 13. war dieser Ort genommen. Von hier aus wandten sich die Divisionen auf Smorgon, Molodetschno und gegen die Bahn Molodetschno—Polozk, halbwegs beider Orte. Kavallerie-Divisionen der 8. Armee konnten jetzt nachgeschoben werden. Schon am 14. war die Bahn Wilna—Molodetschno—Polozk bei Smorgon, Wileika und östlich Glubokoje erreicht und der rechte russische Flügel an der Wilija nordöstlich Wilna stark gefährdet. Auch die Bahn Orscha—Minsk wurde in Gegend Borissow unterbrochen. Die Kavallerie-Divisionen fanden hier, wie schon so oft im Osten, ein neues Feld ihrer Betätigung. Der frische Reitergeist der deutschen Kavallerie hat sich allerorts glänzend bewährt.

Die 10. Armee bemühte sich immer wieder, Truppen aus ihrer Front nach dem linken Flügel zu schieben. Sie holte dabei Wilija aufwärts auf Smorgon und hart südlich des Wischnjew-Sees auf Wileika aus. Die Bewegungen waren schwierig auszuführen und kosteten Zeit. Sie verursachten ganz außerordentliche Anstrengungen für die Truppen, denn die Wege und

das Wetter waren schlecht und wirkten hemmend. Die Infanterie-Divisionen konnten nicht schnell genug die Kavallerie-Divisionen in ihren weit vorgeschobenen Stellungen ersetzen. Bei ihrer geringen Feuerkraft vermochten sie Smorgon nicht dauernd zu halten. Dieses wurde von Wilna aus am 19. nach tapferster Gegenwehr der 1. Kav. Div. wieder entrissen.

Der Russe hatte die ihm drohende Gefahr erkannt und führte in die Gegend östlich Dünaburg mit der Bahn Verstärkungen heran, die sehr bald südlich Dünaburg auftraten. Die Bahn über Polotzk nach Molodetschno wurde nicht benutzt. Dagegen vermochte er von Lida und Slonim her eine große Rückwärtsschwenkung mit Infanterie-Divisionen in Richtung Molodetschno, mit Kavallerie-Divisionen in Richtung Dokschitzy auszuführen. Der große russische frontale Rückzug aus Polen nach Westrußland hinein war leider schon so weit gediehen, daß die aus ihm nach Norden einschwenkenden Truppen die Wilija noch rechtzeitig erreichten. Die deutsche Umfassung kam hier zum Stehen. Ihre Kraft reichte nicht aus, den feindlichen Widerstand zu überwinden. Der Russe ging nun seinerseits über die Wilija nördlich Molodetschno zum Gegenstoß über, vermochte aber ebenfalls nicht vorwärts zu kommen. Inzwischen war der deutsche Angriff auch in der Front langsam vorgeschritten. Diesem Drucke gegenüber vermochte der Russe Wilna nicht zu halten und wich nun auf der ganzen Front kämpfend langsam zurück. Die deutsche Armee hatte noch die Kraft in der Front, die Gegend hart westlich Smorgon, die westliche Beresina und die Gegend von Baranowitschi und Pinsk zu erreichen.

Während des langsamen Vordrückens von Wilna auf Smorgon war mir klar geworden, daß die Operation abgebrochen werden müsse. Eine Fortsetzung des Angriffs war ausgeschlossen. Gegenüber der feindlichen Kavallerie die sich von allen Seiten immer kräftiger gegen unseren Durchbruch herandrängte, war der linke Flügel der 10. Armee in seiner weit vorgeschobenen Stellung auf die Dauer nicht zu halten. Wir mußten uns für den Winter einrichten und fanden einen günstigen Rückhalt in der Linie des Wischnjew-, Narotsch- und Dryswjaty-Sees.

Während neu eintreffende Teile bei der Njemen-Armee am Dryswjaty-See eingesetzt wurden, schwenkte der Nordflügel der 10. Armee in die angegebene Linie zurück. Die 10. Armee wollte, wie seinerzeit bei der gleichen Bewegung vor Grodno, den nachdrängenden Feind aufhalten, sie verzögerte sich aber reichlich lange dabei und wurde zum Schluß östlich des Narotsch-Sees noch unsanft angefaßt.

Gegen unsere neue Front brandete die russische Flut an, dann glättete sich allmählich die See. Die k. u. k. Armee hatte inzwischen den Versuch gemacht, nordöstlich Lutzk mittels Durchbruchs zur Umfassung zu kommen. Ein Gegenstoß hatte sie zurückgeworfen. Bei Dünaburg hielten die Kämpfe

noch lange an. Die Njemen-Armee hoffte immer noch, den Brückenkopf zu nehmen. Der Nachschub an Munition war aber zu ungünstig, als daß angegriffen werden konnte. Die Kämpfe wurden daher auf meinen Wunsch eingestellt.

Die Front kam bis in die Karpathen hinein zur Ruhe.

Der Sommerfeldzug gegen Rußland war beendet. Der Russe war geschlagen und frontal zurückgedrängt worden. Die Operation über Kowno hatte keinen größeren Erfolg davongetragen, da sie zeitlich zu spät gekommen war. Hierin liegt der Hauptgrund. Der Gegner hatte die ihm drohende Umfassung an der Wilija zu verhindern vermocht. Hätte er einige Tagemärsche weiter westlich gestanden, so wäre er hierzu nicht in der Lage gewesen.

Wir haben im Osten und Westen während des ganzen Krieges keinen großen strategischen Durchbruch in allen seinen Folgen zu Ende führen können. Der zwischen Wilna und Dünaburg ist der weitest vorgeschrittene. Er zeigt, wie der strategische Durchbruch erst durch darauffolgende taktische Umfassung seine ganze Auswertung erlangt. Der bulgarischen Armee blieb es im September 1918 vorbehalten, der Welt die schwerwiegenden Folgen einer solchen Operation zu zeigen. Sie waren aber nur bei dem vollständigen Versagen des bulgarischen Heeres möglich.

Die hohe Spannung der Septembertage hatte uns wiederum nur einen taktischen Erfolg gebracht. Außerordentlich kritische Lagen waren zu überwinden gewesen. Der Kampf der 1. Kav. Div. bei Smorgon auf der Rückzugslinie des Feindes war von tragischer Größe. Dicht vor dem Eintreffen der Infanterie mußte sie mit starken Verlusten weichen. Auch die Lage auf dem Südflügel der Njemen-Armee war dauernd bedenklich, das Zurückschwenken der 10. Armee in hohem Maße gefahrvoll. Das alles trat aber zurück vor der die Nerven spannenden Erwartung: kommt die Infanterie auf den schlechten Wegen schnell genug vorwärts, um die Umfassung, die von den Kavallerie-Divisionen so verständnisvoll eingeleitet war, zu einer endgültigen zu machen? Solche Spannung kann nur der ganz verstehen, der sie mitgemacht hat und der mit Herz und Verstand an ihr beteiligt ist.

In der Niederringung Rußlands hatten wir einen neuen, großen Schritt vorwärts getan. Der starkwillige Großfürst trat ab. Der Zar stellte sich an die Spitze des Heeres.

Allerorts hatten unsere Truppen und Führung ihre Schuldigkeit getan, und in dem deutschen Soldaten festigte sich mit Recht das Gefühl unbedingter Überlegenheit über den Russen. Die Zahl verlor ihren Schrecken.

Das Hauptquartier des Oberbefehlshabers Ost in Kowno Oktober 1915 bis Juli 1916.

Die Zeit der Ruhe.

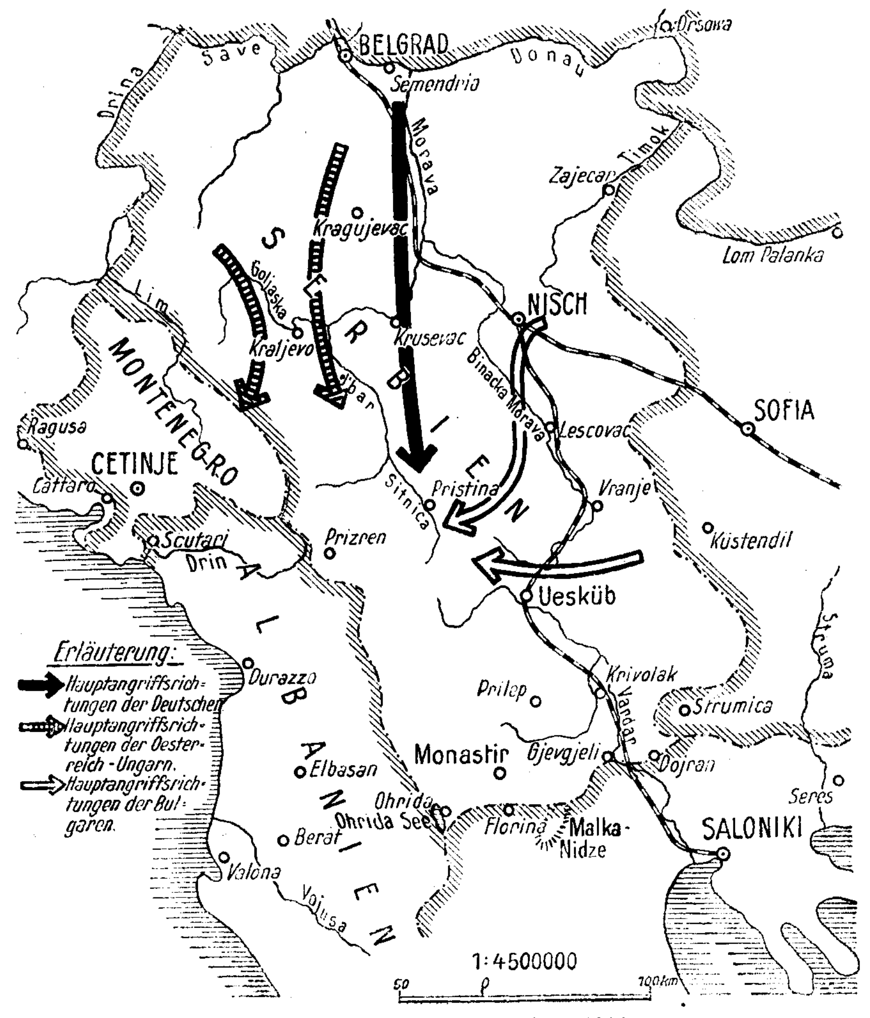
I.

Nach dem Abschluß der Kämpfe nördlich Arras im Mai herrschte an der Westfront den Sommer 1915 über im allgemeinen Ruhe. Ende September setzten die gewaltigen Angriffe der Entente bei Loos sowie in der Champagne ein. Die aus dem Osten abberufenen Truppen kamen gerade rechtzeitig genug an, um die so tapfer ausharrenden Verteidiger der Westfront zu unterstützen und einen großen gefährlichen Rückschlag abzuwenden.

Der Italiener hatte mehrmals und vergeblich angegriffen. Die k. u. k. Armee schlug sich gegenüber Italien gut; das war der Erbfeind, während gegen Rußland keinerlei nationale Instinkte sich regten.

Die deutsche Oberste Heeresleitung und das k. u. k. Armee-Oberkommando hatten den Entschluß gefaßt, Serbien niederzuwerfen. Bulgarien trat, in seinem natürlichen Gegensatz zu Serbien und gedrängt von Mazedoniern, offen auf unsere Seite; die Einnahme Warschaus hatte dort einen besonders starken Eindruck hervorgerufen. Bulgarien brachte uns mit seinen 12 starken Infanterie-Divisionen sofort einen Kräfteausgleich auf dem Balkan. Generalfeldmarschall v. Mackensen überschritt Anfang Oktober die Donau. Der serbische Feldzug führte uns bis Anfang Dezember nahe an die griechische Grenze. Die Rücksicht auf Griechenland, die Ermüdung der Truppen und der Zustand der rückwärtigen Verbindungen, vielleicht noch andere, mir unbekannte politische und militärische Gründe hinderten uns, die Operation auf Saloniki weiterzuführen, von wo aus die ersten Ententetruppen in den Kampf eingriffen. Die Einnahme von Saloniki würde uns eine große Entlastung auf der Balkanhalbinsel gebracht haben. Auf Grund meiner späteren Erfahrungen muß ich feststellen, daß wir durch eine solche Operation auch nicht einen Bulgaren für die Westfront gewonnen hätten. Wir würden voraussichtlich die Engländer, Franzosen und Serben, die später an der mazedonischen Front standen, in Frankreich gehabt haben. Diese Betrachtungen blieben auch weiterhin maßgebend. Der Angriff auf Saloniki blieb immer eine Nebenoperation und muß als solche bewertet werden.

K. u. k. Truppen drangen über Montenegro nach Albanien bis zur Vojusa vor, wo die Kämpfe bis Februar andauerten. Die Flankendeckung Österreich-Ungarns war von der Donau weit nach Albanien hinein



Skizze 5. **Feldzug in Serbien 1915.**

und an die griechische Grenze vorgeschoben. Hier hielten vornehmlich bulgarische Truppen nicht nur für ihr eigenes Land, sondern auch für Österreich-Ungarn und für uns Wacht.

Die deutschen Truppen wurden größtenteils nach und nach an die Donau zurückgeführt. Auch Österreich-Ungarn bekam Kräfte frei. Die serbische Armee war empfindlich geschlagen, Reste entkamen in Richtung

Valona und wurden durch die starke Hand Frankreichs und Englands auf Korfu wieder ein Kampffaktor, den der bulgarische Soldat fürchtete. Sie wurden später nach Saloniki überführt und haben dort vollwertig gekämpft.

Die Entente sah sich gezwungen, auf anderen Kriegsschauplätzen Abgaben für Mazedonien freizumachen. Sie verzichtete auch auf die Fortführung des Gallipoli-Unternehmens, das ihr dank der Tätigkeit deutscher Männer und der Mittelmeer-Division viel gekostet hatte. Das Expeditionskorps war jetzt zu stark gefährdet. Die Verbindung mit der Türkei war durch den Sieg über Serbien und das Bündnis mit Bulgarien hergestellt. Wir waren nun nicht mehr auf das Durchschmuggeln unseres Kriegsgerätes durch Rumänien angewiesen. Die Türkei konnte unmittelbar unterstützt werden. Am 16. Januar wurde die Eisenbahnverbindung nach Konstantinopel eröffnet. Am 8./9. Januar hatten die Ententetruppen die Gallipoli-Halbinsel verlassen.

Die Sperrung der Meerengen war gesichert. Beherrschten die feindlichen Flotten durch den Besitz der Engen zugleich auch das Schwarze Meer, so konnte Rußland mit dem ihm so nötigen Kriegsmaterial versehen werden. Die Kämpfe im Osten hätten dann einen weit schwereren Charakter angenommen. Die Entente wäre in der Lage gewesen, die reichen Getreidevorräte Südrußlands sowie Rumäniens auszunutzen und sich dieses Königreich noch früher, als es geschehen sollte, willfährig zu machen. Die Verbindungen Rußlands mit der Außenwelt für Kriegsmaterialtransporte gingen damals über die transsibirische Bahn, über die Murmanküste, wohin die Eisenbahnlinie von Petersburg im Bau, aber noch lange nicht fertig war, und im Sommer über das Weiße Meer. Der Verkehr über Finnland mit Schweden war wichtig, doch gestattete dieses die Durchfuhr von Kriegsmaterial nicht. Es hatte die richtige Auffassung über die Pflichten eines neutralen Staats. Diese Darlegung zeigt die Bedeutung der Meerengen und damit der Türkei für die Ostfront und unsere Gesamtlage in schärfster Beleuchtung.

In den asiatischen türkischen Gebieten war das Kriegführen schwer. Die Türkei war lediglich auf Landverbindungen angewiesen. Ein moderner Krieg braucht aber Eisenbahn- oder Schiffsverbindungen. Die Eisenbahn nach der Kaukasusgrenze war zwischen Angora und Siwas erst im Entstehen. Die Bagdadbahn, unterbrochen noch durch die Gebirgszüge des Taurus und Amanus, hatte den Tigris noch lange nicht erreicht. Tunnels waren im Bau. Die Eisenbahn nach Syrien schloß sich bei Aleppo, also jenseits der trennenden Gebirgskämme, an die Bagdadbahn an. Sie ging südlich Damaskus in die schmalspurige Hedschasbahn und in eine Kleinbahn über, die nach Palästina hineinführte und bei Berzeba südlich Jerusalem ihr Ende erreichte.

Die an und für sich schon unglückliche Eisenbahnlage wurde noch dadurch verschärft, daß die Betriebsverhältnisse, sowohl dem Personal wie auch dem Material nach, die denkbar schlechtesten waren. Die Bahnen hatten nur eine ganz geringe Nutzleistung, die den Bedürfnissen in keiner Weise entsprach.

Versuche, den Euphrat und Tigris auszunutzen, hatten ein gewisses Ergebnis. Das Gesamtbild wurde dadurch nicht verschoben.

Deutsche Lastkraftwagenkolonnen halfen die Schwierigkeiten mindern.

Wegen der rückwärtigen Verbindungen war das Kriegführen in Kleinasien, Syrien und Mesopotamien so lange zur Erfolglosigkeit verurteilt, als es uns nicht gelang, die Verkehrslage zu heben.

Die militärische Leistungsfähigkeit der Türkei in ihren Grenzprovinzen wurde noch dadurch eingeschränkt, daß die Kurden und Armenier an der kaukasischen Grenze, die Araberstämme in Mesopotamien und Syrien hinab bis Aden türkenfeindlich waren. Die Türken haben immer eine unglückliche Eingeborenenpolitik getrieben. Sie haben nur genommen, nie gegeben. Jetzt hatten sie mit jenen Stämmen als Widersachern zu rechnen. Durch ihre unentschuldbare Behandlung der Armenier beraubte sich die Türkei selbst der Arbeitskräfte, die sie unter anderem für den Bahnbau und die Bodenbestellung so dringend brauchte.

Die türkischen Versuche, Tripolis und Benghasi zum Heiligen Krieg aufzurufen, hatten nur beschränkte Erfolge. Unsere U-Boote brachten Waffen dorthin und hielten eine gewisse Verbindung zwischen jenen Gegenden und der Türkei aufrecht.

Eine Unternehmung gegen den Suezkanal im Januar/Februar 1915 war gescheitert. Sie hätte nur dann Erfolg haben können, wenn gleichzeitig die Senussi vom Westen her in Ägypten eingefallen wären und die Ägypter sich erhoben hätten. Das aber waren Utopien; die englische Herrschaft sitzt fest in den Gebieten, die in ihrer Gewalt sind.

An der Euphrat- und Tigrismündung schob sich England, auf das Meer gestützt, in Richtung Bagdad schrittweise vor. Es war dies türkischerseits gar nicht zu verhindern gewesen. Im Dezember 1915 wurde wieder um Kut-el-Amara, Bagdad abwärts, gekämpft, dem sich das englische Expeditionskorps vorher bereits bedenklich genähert hatte.

Die türkische Armee an der kaukasischen Grenze war im Winter 1914/15 geschlagen worden. Sie verhielt sich seitdem abwartend. Trotzdem hatte sie namentlich durch Flecktyphus und Frost dauernd sehr starken Abgang.

Die Ereignisse auf der Sinai-Halbinsel und in Mesopotamien berührten die Ostfront nicht unmittelbar. Das Suez-Unternehmen wurde mit großem Interesse und mit viel Hoffnung verfolgt. Die Schwierigkeit der rückwärtigen Verbindungen, so wie ich sie kurz schilderte,

waren mir damals noch nicht in vollem Umfange bekannt. Ich hielt namentlich die Zustände der Bagdadbahn für erheblich besser und vorgeschrittener, als sie es waren. Ob hier mehr hätte geschehen können, vermag ich nicht zu übersehen.

Die Kämpfe an der kaukasischen Front brachten uns Rußland gegenüber nicht die Entlastung, die ich seinerzeit erhofft hatte.

Durch die Besetzung der weiten Ostgebiete, durch die Öffnung der Balkan-Halbinsel und die Verbindung mit der Türkei hatte sich unsere kriegswirtschaftliche Lage erheblich gebessert, Rumänien war mit Lieferungen entgegenkommender geworden, da es seine Vorräte anderweitig nicht veräußern konnte. Das Jahr 1915 schloß mit einem Plus für uns ab. Für das kommende Jahr verstärkten wir uns, holten aber lange nicht alles Mögliche und Erforderliche aus der Heimat heraus.

Die Rüstungen unserer Feinde nahmen ihren Fortgang.

Die englischen Kitchener-Armeen festigten sich. Sie waren bereits größtenteils an der Westfront eingetroffen. Die englische Front hatte sich nach Süden zu verbreitert und Frankreich entlastet. Weitere Divisionen waren noch in England in Neuaufstellung. An Stelle der Werbung trat die Aushebung. Das englische Wehrgesetz wurde im Januar 1916 im Parlament angenommen. Auch England stellte sich damit als letzte europäische Macht auf den Boden der allgemeinen Wehrpflicht, die den Kriegsnotwendigkeiten und der sittlichen Forderung entspricht, daß jeder wehrhafte Mann dem Staate mit der Waffe dient. Auf Irland dehnte England das Gesetz nicht aus. Das ist bezeichnend.

Das französische Heer hatte seine alte Stärke behalten, das serbische wurde neu aufgestellt. Rußland griff unter dem Einfluß der Niederlagen tief in seinen bedeutenden Menschenreichtum hinein.

Die Umstellung der Friedensindustrie Frankreichs, Englands, Japans und Amerikas hatte entscheidende Fortschritte gemacht.

Gewaltige Kämpfe mußten im Jahre 1916 entbrennen.

In diesem großen Rahmen weltgeschichtlicher Ereignisse treten die Begebenheiten in dem Befehlsbereich des Oberbefehlshabers Ost in den Hintergrund, nachdem sie seit November 1914 einen wesentlichen Teil, oft den entscheidenden, des ganzen Krieges gebildet hatten. Wir hatten nun mehr stille Arbeit zu leisten.

II.

Die Verhältnisse, in denen sich die Ostarmeen bei Abschluß der großen Operation befanden, waren nach jeder Richtung hin unfertige, ebenso bedurften die Zustände des Landes, das wir im Laufe der Ereignisse besetzt hatten, der Regelung.

Um im Lande und den Armeen näher zu sein, gingen wir Ende Oktober nach Kowno.

Der Generalfeldmarschall, die Herren des Generalstabes und ich fanden Unterkunft in zwei Villen, die Herrn Tillmanns gehörten, einem Deutschen, dessen Familienname unter den Deutschen Rußlands einen guten Klang hatte. Er selbst war seit Beginn des Krieges in Deutschland. Der Generalfeldmarschall, Oberst Hoffmann und ich wohnten zusammen in der einen Villa. In ihr aß auch der engere Stab. Ich habe viele Stunden in diesem Hause verlebt, es steht fest in meinem Gedächtnis.

Die Geschäftszimmer des Generalstabes waren in dem Militärgouvernementsgebäude. Charakteristisch für die damalige russische Kultur waren die 50-Pfennig-Bilder des Zaren, der Zarin und des Großfürsten-Thronfolgers. Die Räume waren groß, für unsere Zwecke geeignet und in dem kommenden Winter gut heizbar.

Kowno ist der Typ einer russischen Stadt mit niedrigen, unansehnlichen Holzhäusern und verhältnismäßig breiten Straßen. Von den Höhen, die die Stadt eng umschließen, hat man einen interessanten Blick auf die Stadt und den Zusammenfluß des Njemen mit der Wilija. Jenseits des Njemen liegt der Turm eines alten deutschen Ordensschlosses als ein Zeichen deutscher Kulturarbeit im Osten und nicht weit von ihm ein Markstein französischer Weltherrscherpläne, jene Höhe, von der Napoleon 1812 den Übergang der großen Armee über den Strom beobachtete.

Gewaltige geschichtliche Eindrücke stürmten auf mich ein:

Ich beschloß, die Kulturarbeit, die die Deutschen während vieler Jahrhunderte in jenen Ländern getan hatten, in dem besetzten Gebiet aufzunehmen. Aus sich heraus schafft die buntgemischte Bevölkerung keine Kultur, auf sich allein angewiesen, verfällt sie dem Polentum.

Ich war stolz darauf, daß wir vor über hundert Jahren nach Zeiten echt deutscher Schwäche und bitterster Not fremdes Joch abgeschüttelt hatten. Jetzt stand dasselbe Deutschland, von Napoleon, weil morsch, zerschlagen, dann durch große Männer geeint, in diesem Weltkriege dem überlegenen Feinde siegreich gegenüber und hatte glänzende Erfolge davongetragen. Ich hoffte auf den Sieg. Anders konnte es nicht kommen. Das deutsche Volk hatte schon zu Schweres erlebt, um noch einmal sich so furchtbarem Geschick auszusetzen. Die Männer, die Deutschland führten, brauchten nur dessen Kräfte zu entfalten und das heilige Feuer zu schüren, das in aller Deutschen Herzen — so meinte ich damals — lebte.

Eine glückliche Zukunft gesicherter Wohlfahrt schien sich für das Vaterland aufzutun.

Durch die Umsiedlung von Lötzen nach Kowno wurde die Arbeit naturgemäß nicht einen Tag unterbrochen. Die erforderlichen Fernsprechleitun-

gen waren rechtzeitig in die Geschäftszimmer gelegt und die notwendigste Ausstattung mit Möbeln ergänzt. Es war gar nicht zu vermeiden, daß diese anderen Häusern entnommen wurden, die von der Bevölkerung verlassen waren. Das geschah zwar so ordnungsmäßig wie möglich, aber es kam doch vieles durcheinander. Das sind bedauerliche Zustände, die aber der Krieg mit unerbittlicher Gewalt mit sich bringt. Die kriegführende Macht oder den einzelnen Soldaten trifft dabei keine Schuld. Die Verhältnisse sind stärker als der Wille. Für den einzelnen Bewohner des fremden Landes ist es allerdings gleich, auf welche Weise er sein Hab und Gut verliert. Er versteht die Kriegsnotwendigkeiten nicht, und das Urteil über die barbarische Kriegführung des Feindes ist dann schnell fertig.

In Kowno fanden wir genügend Möbel vor; als wir aber später nach Brest-Litowsk gingen, standen wir vor leeren Baracken. Wir ließen daher unsere Möbel zum Teil aus Kowno kommen, andere erhielten wir aus anderen Orten. Der Krieg ist eben ein rauhes Handwerk.

In der Stadt besuchte ich häufiger den evangelischen Gottesdienst, den Pfarrer Wessel in der ehemaligen orthodoxen Kirche, einem machtvollen Bau russischer Zwangsherrschaft in jenen Landen, abhielt. Ich hörte dort auf fremder Erde zum ersten Male als Kirchenlied die schöne, alte Weise:

> Ich hab' mich ergeben
> mit Herz und mit Hand
> Dir Land voll Lieb' und Leben
> mein deutsches Vaterland.

Ich war tief ergriffen. Dies Lied sollte jetzt sonntäglich in allen Kirchen gesungen werden und fest in jedes deutschen Mannes Herz eingegraben sein.

III.

Die erste Arbeit galt der Festigung der Front und dem Streben, den Armeen das Leben erträglicher zu machen. Auf unserem rechten Flügel hatte die Heeresgruppe Prinz Leopold von Bayern den Abschnitt südlich des Njemen bis südlich von Pinsk. Diese Heeresgruppe sowie der Oberbefehlshaber Ost standen unter dem Befehl der deutschen Obersten Heeresleitung. Hieran schloß sich nach Süden die Front des k. u. k. Oberkommandos in Teschen mit der Heeresgruppe Linsingen auf dem linken Flügel, der rechte stand hart an der rumänischen Grenze.

Im Befehlsbereich des Oberbefehlshabers Ost hatten sich die 12. und 8. Armee derart zusammengeschoben, daß nur für eine Armee Raum blieb. Die 12. blieb bestehen, sie reichte vom Njemen bis über die Bahn Lida—Molodetschno hinaus. General v. Gallwitz hatte das Oberkommando ab-

gegeben und eine Armee gegen Serbien übernommen. Für ihn befehligte die 12. Armee General v. Fabeck, der aus dem Westen gekommen war.

Die 10. Armee schloß sich nach Norden bis an die Disna an. Nördlich von ihr wurde unter General v. Scholtz, der die 8. Armee befehligt hatte, die nach ihm benannte Armeegruppe gebildet. Ihr linker Flügel stand an der Düna etwa halbwegs Dünaburg—Jakobstadt.

Den nördlichen Teil der Front und die Küstenbewachung hatte General v. Below. Die Njemen-Armee, deren Name nicht mehr paßte, wurde 8. Armee. Solche Umbezeichnung ist nicht so einfach, wie es sich hier niederschreiben läßt. Es ist eine Reihe von Maßnahmen nötig, um Nachteile für die Gegenwart und Zukunft auszuschließen.

In dem Kriegshafen Libau richtete sich die Marine ein. Ihre Befehlsbefugnisse daselbst bedurften besonderer Regelung.

In dem so für die Front festgelegten Rahmen erfolgte die Gruppierung der unteren Verbände. Es war eine ganze Reihe weitgehender Verschiebungen nötig. Da, wo die Schwerpunkte der großen Angriffsbewegungen gewesen waren, standen die Truppen zu dicht, an anderen Stellen zu locker. Hier mußte ausgeglichen werden. Kavallerie-Divisionen waren durch Infanterie-Divisionen zu ersetzen. Es dauerte geraume Zeit, bis die Verschiebungen beendet waren und die Truppen wenigstens dorthin kamen, wo sie bis auf weiteres bleiben sollten. Von wirklicher Ruhe war aber vorläufig keine Rede. Die Stellungen mußten ausgebaut werden. Die einzelne Truppe hatte dabei weite Räume zu halten. Beides beanspruchte die Kraft der Soldaten. Die auszubauende Stellung wurde im allgemeinen da gewählt, wo der Angriff erstarrt war. Nicht zu haltende Punkte sollten aufgegeben werden. Führung und Truppe entschließen sich nur schwer dazu.

Zwischen Wischnjew und der Disna, wohin der linke Flügel der 10. Armee zurückgeschwenkt war, konnten die Stellungen besser ausgesucht werden.

Der Stellungs- und Unterkunftsbau sowie das ganze Leben an der Front litten unter der schlechten Eisenbahnlage. Der Russe hatte überall die Bahnen gründlich zerstört. Die Brücken über den Njemen und die anderen größeren Flüsse waren durchweg gesprengt, die Bahnhöfe verbrannt, die Wasserversorgungsanlagen vernichtet, die Telegraphenleitungen umgelegt. Der Bahnkörper war zum Teil aufgerissen, die Schwellen und Schienen waren entfernt. Die Militär-Eisenbahnbehörden mit ihren Bau- und Betriebstruppen, unterstützt von Telegraphentruppen für den überaus wichtigen Leitungsbau, hatten eine ganz ungeheure Arbeit zu leisten. Der Feldeisenbahnchef Ost, Oberst Kersten, wußte, wozu er da war.

Von größter Bedeutung wurde die Fertigstellung der Eisenbahnbrücke bei Kowno. Sie war Ende September benutzbar und ist lange Zeit der einzige Zubringer für die 10. und 12. Armee und den rechten Flügel der Armeegruppe Scholtz gewesen. Damals war ich zufrieden, als ich für die 12. Armee nach Lida mit zwei Zügen täglich rechnen konnte, aber es stellte sich nun als nicht einfach heraus, die Züge, die die Armee brauchte, wirklich hinzubekommen. Auf den heimatlichen Bahnen herrschte eine schwere Verkehrsnot. Die 12. Armee verlangte als besonders dringlich einen Haferzug und bekam einen solchen mit Selterwasserflaschen! Es ist das für den großen Krieg eine Kleinigkeit. Das Wohlbefinden von Mann und Pferd setzt sich aber nun einmal aus Kleinigkeiten zusammen, und damit gewinnen diese eine ganz unendliche und ausschlaggebende Bedeutung.

Das nördliche Bahnnetz hatte bei Prekuln Anschluß an die Bahn nach Memel. Die russischen Bahnen in Litauen und Kurland waren im Frieden von überraschend geringer Leistungsfähigkeit. Dies wäre anders gewesen, wenn Rußland die Häfen Windau und Libau für sein Wirtschaftsleben wirklich gebraucht hätte. Die Bahn Prekuln—Memel war in ihrem Betriebe auch noch rückständig. Es dauerte lange, bis auf der Bahn von Ponjewjesh nach Dünaburg überhaupt nur ein einigermaßen geregelter Verkehr von drei bis vier Zügen eingerichtet war.

Auf den großen Strecken Wilna—Smorgon und Wilna—Dünaburg waren die Verhältnisse nicht so schwierig, aber auch hier froren die provisorischen Wasserbehälter im Winter ein, und alle möglichen und unmöglichen Hindernisse waren zu überwinden.

Die Kleinbahn Ponjewjesh—Uzjany—Swentzjany war verhältnismäßig nur wenig zerstört, aber sie war gar nicht leistungsfähig.

Es wurde spät nach Weihnachten, bis der Betrieb auf allen Bahnen gesichert und einigermaßen regelmäßig war, so daß nun auch die ersehnten Urlauberzüge eingelegt werden konnten.

Jetzt trat noch eine besondere Krise ein. Nach scharfer Kälte ging das Eis auf dem Njemen und der Windau auf. Die Eismassen nahmen die Brücke über die Windau bei Moscheiki weg. Die eine Eisenbahnverbindung nach Deutschland war damit unterbrochen. Gegen die Eisenbahnbrücke bei Kowno türmten sich die Eisschollen und verrückten die Gleise, aber die Brücke hielt stand. Es waren wieder, wenn auch in ganz anderer Richtung, spannungsvolle Tage. Die Armeen wären in die schwierigste Lage gekommen, wenn diese Brücke ebenfalls vernichtet worden wäre.

Die anderen Njemen-Brücken wurden nach und nach fertig. Der Ausbau der Bahnen schritt fort. Der Betrieb lebte sich ein, und im Gebiet des Oberbefehlshabers Ost wurde die Eisenbahnlage gefestigt. Die großen

Neubauten: die Bahnen Tauroggen—Radsiwilischki und Schaulen—Mitau wurden im Mai und August 1916 beendet, die Bahn Swentzjany—Richtung Narotsch-See erst später.

Die erstgenannten beiden Bahnen haben das Land auch in kultureller Beziehung erschlossen. Es steht dadurch in unserer Schuld.

Im Anschluß an dieses Bahnnetz entstand hinter der Front ein Netz von Feld- und Förderbahnen für die unmittelbare Versorgung der Truppen.

Die Landstraßen und die Wege im Truppenbereich behielten ihre hohe Bedeutung. Die großen Chausseen von Grodno nach Lida, von Kowno nach Dünaburg und von Tauroggen nach Mitau kamen in vortrefflichen Zustand. An den übrigen Wegen geschah das, was möglich war. Zur Zeit der Schneeschmelze verwandelten sie sich teilweise in einen wüsten Brei, in dem fallende Pferde ertranken.

Mit dem Fortgang der Arbeiten an den Eisenbahnen und Wegen schritt der Stellungsausbau vor. Holz schnitt sich die Truppe, Stacheldraht verfertigten wir teilweise selbst. Besonders schwierig waren die Grundwasserverhältnisse für den Bau des ganzen Grabensystems. Die Geologen haben hier der Truppe gute Dienste geleistet.

Hinter der Front entstanden Werkstätten für Wiederherstellung alles möglichen Kriegsgeräts. Die zahlreichen erbeuteten russischen Maschinengewehre wurden in einer besonderen Fabrikanlage für deutsche Munition umgearbeitet.

Ich habe mich um diese Fragen naturgemäß nur in großen Zügen bekümmert und brauchte nur anregend und ausgleichend zu wirken.

Mir lagen besonders die Unterbringung und die Verpflegung von Mann und Pferd am Herzen.

Die Unterkunftsverhältnisse waren an und für sich nicht ungünstig. Der Krieg war über das Gelände, in dem wir zum Schluß standen, verhältnismäßig schnell hinweggegangen und hatte deshalb nicht zu vernichtend gewirkt. Auch hatte der Russe nicht alles verbrannt, wie weiter südlich in Polen. Es blieb aber doch, namentlich in der Nähe der Stellungen, für den Unterkunftsbau sehr viel zu tun übrig. Die Unterstände, die auch nur langsam fertig wurden, richtete die Truppe, soweit dies ging, wohnlich ein. Womit aber Offizier und Mann zufrieden sein mußten und auch zufrieden waren, das wissen nur diejenigen, die es draußen im Felde erlebt haben.

Baracken für Mann und Pferd mußten weiter rückwärts gebaut werden. Die Truppe erlangte darin eine große Gewandtheit. Der Kunstsinn entfaltete sich in einer gewissen Birken-Ornamentik.

Die Verpflegung des Mannes gestaltete sich im großen und ganzen vorschriftsmäßig. Bei einigen Truppen wurde sie manchmal knapp, be-

sonders in der Kartoffelversorgung. Die Futterlieferung für die Pferde war nicht genügend. Hafer fehlte, Rauhfutter war zu sperrig, um es in genügenden Mengen heranzubringen. Viele Pferde starben an Entkräftung. Wir gaben schließlich auch Holzmehl.

Besonderer Vorsorge bedurfte es, ein Verderben der mühsam herangeschafften Verpflegung auf den Bahnhöfen zu verhindern. Dort fehlten naturgemäß alle Schuppen und Zelte. Auch hierfür hatte ich zu sorgen. Überall war der Wille gut, aber die Schwierigkeiten häuften sich nach unten hin und machten manchen mutlos.

Bei der Bewältigung der Weihnachtssendungen war ähnliches zu überwinden.

Dem Gesundheitszustand von Mann und Pferd schenkte ich meine volle Aufmerksamkeit. Ich hatte mit den beiden insonderheit hierfür verantwortlichen Herren, Ober-Generalarzt v. Kern und Chefveterinär Grammlich, eingehende Besprechungen.

Die Verwundetenfürsorge während des Vormarsches war schwierig gewesen, jetzt waren die Bedingungen für sie etwas einfacher geworden. Es blieb aber noch ungemein vieles von den verantwortlichen Stellen zu erledigen. Die wenigen Sanitätsanstalten, die wir in dem besetzten Gebiet vorfanden, kamen kaum in Betracht. Ich drang darauf, daß so viele Verwundete wie möglich in die Heimat abgeschoben würden, aber ich mußte mich sehr lange gedulden. Leichtkranke und Leichtverwundete wurden später im besetzten Gebiet belassen, sie fanden hier neben Erholung auch leichte Arbeit. Von Heereskrankheiten blieben wir verschont, nur das Fleckfieber flackerte ab und zu ganz kurz auf. Für die Entlausung der Truppen wurde bei diesen selbst gesorgt, an den Grenzen zur Verhinderung von Verschleppungen nach der Heimat weitestgehende Fürsorge getroffen. Der ganze Sanitätsdienst war dank der schaffensfreudigen Energie des Ober-Generalarztes v. Kern und der Pflichttreue der Militärärzte in musterhafter Ordnung. Herr v. Kern ist Philosoph. Philosophen können demnach auch tatkräftig sein.

Die Pferde litten an Rotz und Räude. Des Rotzes wurden wir durch Blutuntersuchungen Herr, der Räude nicht. Sie hat uns sehr geschadet. Viele Mittel wurden ausprobiert, erst gegen Ende des Krieges wurde ein wirkungsvolles gefunden. Pferdelazarette entstanden in großer Anzahl. Die Veterinäroffiziere fanden reichliche Arbeit. Ihre Hingabe zeitigte wichtige Erfolge.

Die Pflege und Unterbringung der Pferde war nicht immer einwandfrei. Ich wandte mich oft an die Armee-Oberkommandos, daß den Pferden mehr Aufmerksamkeit und Liebe zu schenken seien.

Der Ersatz der Bekleidung, die Ausrüstung mit Winterbekleidung und

wollenen Sachen, die Lieferung von Stollenbeschlag stießen auf sehr starke Reibungen; ich mußte tatkräftig durchgreifen.

Mit Beurlaubungen wurde begonnen, sobald als es nur irgend möglich war. Sie hielten mit der Verbesserung der Eisenbahnlage dauernd Schritt.

Die Schnelligkeit der Brief- und Zeitungssendungen unterzog ich Nachprüfungen. Es lag mir daran, Soldat und Heimat einander so nahe wie möglich zu bringen. Ich konnte dazu verhelfen. Die Feldpost stand zu Beginn des Krieges vor einer unlösbaren Aufgabe. Ihr fehlten Kraftwagen. Sie hat unter dem Feldpostmeister Domizlaff sich sehr bald eingearbeitet und hohen Anforderungen entsprochen.

Hinter der Front und in den größeren Städten wurden Soldatenheime, zuweilen auch Offiziersheime eingerichtet. Mir konnte darin so leicht nicht genug geschehen. Die Soldatenheime entsprachen im Osten einem tiefen Bedürfnis. Das beweist ihr reger Besuch. Die Heimat hat mir wirksam geholfen, die Frauen, die in Soldatenheime hinausgingen, haben ein gutes Werk getan.

Ich hatte die Freude, daß Bekannte dem Generalfeldmarschall und mir die Ausstattung der Truppen mit Büchereiwagen durch Vermittlung des Pfarrers Hoppe anboten. Die Versorgung der Truppen mit geistiger Nahrung war uns eine liebe Aufgabe. Wir gingen daher freudig darauf ein. Pfarrer Hoppe behielt die Sache auch weiterhin in seiner Hand und förderte sie tatkräftig. An meinem Geburtstage 1917 überbrachte er mir zu gleichem Zweck eine größere Spende mit dem mir aus dem Herzen gesprochenen Wort: „Der Geist schafft Waffen und Sieg." Ich hoffe, daß die Büchereiwagen der Truppe gute Dienste geleistet haben. Natürlich konnten sie nicht das Lesebedürfnis der Truppe ganz befriedigen. Feldbuchhandlungen entstanden in großem Umfange. Sie waren der Firma Stilke übertragen, die auch mit anderen Firmen arbeiten sollte. Sie hat die Truppe gut bedient. Die Feldbuchhandlungen führten gleichzeitig Zeitungen aller Parteirichtungen.

Die Armeen schufen eigene Armeezeitungen; ich vermittelte ihnen einen guten Nachrichtendienst.

Die Veranstaltung von Konzerten, Theatern und Lichtbildaufführungen lag in den Händen der Armeen, wir förderten auch dies.

Nach den ungeheuren Anforderungen, die der Oberbefehlshaber Ost an die Truppe hatte stellen müssen, war es mir eine liebe Aufgabe, nun für sie nach Möglichkeit zu sorgen. Meine Mitarbeiter haben mich auch hierbei wirkungsvoll unterstützt.

Das dienstliche Leben der Truppe kam nicht zu kurz. Die Ausbildung wurde gefördert, so gut es ging, auch wenn Schulen nicht in dem Umfange errichtet wurden, wie es bereits im Westen der Fall war.

Die Njemen-Festungen Grodno und Kowno, auch Libau, wurden verstärkt. Die ehemalige Grenzstellung wurde unterhalten. Sie sollten als Rückhalt dienen. Zu weiteren Maßnahmen genügten die Arbeitskräfte nicht.

Die Aufgaben, die mir unmittelbar aus der Sorge für die Armeen erwuchsen, wurden sehr wesentlich durch Anforderungen von Heer und Heimat an das besetzte Gebiet sowie durch die Pflicht erweitert, für seine Bevölkerung zu sorgen. Ich machte mich gern an diese mir nach vielen Richtungen hin neuen Arbeiten und hatte den festen Entschluß, etwas Ganzes zu schaffen.

IV.

Das Land befand sich durch den Krieg in einem verwahrlosten Zustande, nur da, wo wir länger gestanden hatten, herrschte bereits Ordnung. Die Bevölkerung war dem weichenden Russen teils freiwillig vorausgezogen, teils von ihm mitgeführt. Sie hatte sich stellenweise in den großen Waldungen versteckt und kehrte nun wieder heim. Viele ländliche Besitzungen blieben jedoch verlassen. Die Felder waren noch nicht abgeerntet. Wie es mit der Bestellung werden würde, ließ sich nicht übersehen. Jede Obrigkeit fehlte. Die russischen Regierungsbeamten und die russischen Richter, der ganze russische Erobererstaat und fast die gesamte heimische Intelligenz hatten das Land verlassen. Eine Polizei oder Gendarmerie war nicht da, nur die Geistlichkeit besaß eine gewisse Autorität.

Das flache Land hatte zu leben; in den Städten, namentlich in Wilna, Kowno, Grodno, traten gleich zu Beginn der Besetzung ernste Verpflegungsschwierigkeiten auf, die sich steigern und auch auf die anderen Städte ausdehnen mußten. Holz für Heizzwecke war nicht genügend vorhanden.

Die Bevölkerung stand uns, bis auf die deutschen Teile, fremd gegenüber. Diese, insbesondere die Balten, hatten die deutschen Truppen gut aufgenommen. Der Lette, als Opportunist, verhielt sich abwartend. Der Litauer glaubte, nun schlüge für ihn die Befreiungsstunde; als die erhoffte bessere Zeit infolge der eisernen Notwendigkeit des Krieges nicht gleich eintrat, wandte er sich wieder ab und wurde mißtrauisch. Der Pole stand abseits in feindlicher Haltung, denn er befürchtete von uns mit Recht eine litauische Politik. Der Weißruthene kam nicht in Betracht, die Polen hatten ihm seine Nationalität genommen, ohne ihm irgend etwas dafür zu geben. Ich wollte mir im Herbst 1915 ein Bild über die Verteilung der Weißruthenen machen. Sie waren buchstäblich zunächst nicht aufzufinden. Später erst zeigte es sich, daß sie ein ganz verbreiteter, aber äußerlich polonisierter Stamm sind, der auf so niedriger Kulturstufe steht, daß ihm nur bei langer Einwirkung geholfen werden kann. Der Jude wußte noch nicht, welches Gesicht er zeigen

sollte, er machte uns aber keine Schwierigkeiten, wir konnten uns auch sprachlich mit ihm verständigen, während den Polen, Litauern und Letten gegenüber das fast nirgends der Fall war. Diese sprachlichen Schwierigkeiten fielen sehr erschwerend ins Gewicht und können nicht hoch genug eingeschätzt werden. Wir kannten auch infolge Mangels jeder einschlägigen deutschen Literatur im übrigen die Verhältnisse von Land und Leuten nur wenig und sahen uns einer neuen Welt gegenüber.

In einem Gebiet, so groß etwa wie Ost- und Westpreußen, Posen und Pommern zusammen, standen wir vor einer ganz gewaltigen Aufgabe: alles war neu aufzubauen und einzurichten. Zunächst waren im Rücken der Armee Ruhe und Ordnung zu gewährleisten und die Spionage auszuschließen. Das Land mußte aus dem Lande selbst ernährt und für die Lebensmittelversorgung der Armeen und der Heimat sowie für die sonstige Ausrüstung der Truppen und unsere Kriegswirtschaft nutzbar gemacht werden. Unsere wirtschaftliche Lage machte dies bei der feindlichen Blockade gebieterisch zur Pflicht.

Kulturaufgaben sollten, so rasch es ging, in Angriff genommen werden, zur Lösung irgendwelcher politischen Probleme war die Zeit noch nicht gekommen.

Die Etappeninspektionen, die an erster Stelle zur Verwaltung des besetzten Gebietes berufen sind, blieben auch hier damit betraut.

Die Etappenkommandanten behielten ihre militärischen Aufgaben, die Ruhe im Lande aufrecht zu erhalten. Zu diesem Zwecke verfügten sie über die Etappentruppen und wurden bei der Spionageabwehr durch Feldpolizei unterstützt.

Für die Landesverwaltung erhielten die Etappeninspektionen eine besondere Organisation, die einem Verwaltungschef unterstand, der, mit besonderen Befugnissen ausgestattet, eine hohe Verantwortung gegenüber seinem Etappeninspekteur trug.

In den Etappeninspektionen fanden die Etappenkommandanten und die Verwaltungsorgane ihre oberste Spitze. Es war aber nicht zu vermeiden, daß sich Reibungsflächen ergaben, und da, wo das der Fall ist, bleiben Reibungen bei uns Deutschen sicher auch nicht aus. So war es auch hier. Aber schließlich wurde das alles durch vortreffliche Etappeninspekteure überwunden. Die Generäle v. Harbou, Madlung und Frhr. v. Seckendorff haben sich als Landesverwalter bewährt.

In dem ganzen Gebiet des Oberbefehlshabers Ost mußte eine höhere Dienststelle alle Verwaltungs- und Bewirtschaftungsfragen zusammenfassen und ausgleichen. Für ein Generalgouvernement war kein Raum, ganz abgesehen davon, daß es eine unzweckmäßige Schöpfung ist; die Armeen mußten ein eigenes Etappengebiet haben. Der Generalquartiermeister

war im Westen beschäftigt; er konnte dem Gebiet des Oberbefehlshabers Ost nicht genügend Aufmerksamkeit schenken. Dieser mußte selbst die Sache in die Hand nehmen.

Den Etappeninspektionen blieben die Durchführung der von ihm getroffenen Maßnahmen und viele Sonderaufgaben übrig.

Bei dem Fehlen jedes heimischen Verwaltungsapparates und jeder Gerichtsbarkeit im Lande bekam die Verwaltung einen besonderen Charakter. Dieser befähigte sie auch, den Stürmen der Revolution im November 1918 standzuhalten.

V.

Ich will nur ein Bild der Verwaltung des Oberbefehlshabers Ost geben und tue dies gern, denn ebenso wie meinen Mitarbeitern auf rein militärischem Gebiet, schulde ich hier meinen Helfern Dank. Die Arbeit, die wir dort zusammen bis zu meinem Weggang Ende Juli 1916 geleistet haben, war eine große, schöne und deutscher Männer würdige Tat. Sie war der Armee und der Heimat sowie dem Lande und seinen Bewohnern selbst zu Nutz und Frommen.

Für die verantwortungsreiche Aufgabe bedurfte ich zahlreicher Mitarbeiter. Sie wurden nicht auf einmal berufen, sondern nach und nach herangezogen, je nachdem sich die Notwendigkeit herausstellte. Es entstand neben meinem militärischen Stabe allmählich unter dem Oberquartiermeister General v. Eisenhart-Rothe ein umfangreicher Verwaltungsstab; General v. Eisenhart-Rothe war auf vielen Gebieten des Wirtschaftslebens bewandert. Er hat mit hingebendem Eifer der Sache und mir gedient und anregend gewirkt. Später war er mir auch als Generalintendant eine besonders wertvolle Stütze. Ende Oktober kam es zunächst darauf an, die Verwaltung auf die neu besetzten Teile des Etappengebiets auszudehnen. Die westlich gelegenen Landstriche hatte sie schon früher erhalten. Ein Streifen längs der ganzen Front blieb Operationsgebiet und den Armee-Oberkommandos unmittelbar unterstellt.

In den verschiedenen Etappen hatte die Organisation verschiedene Wege eingeschlagen; hier mußte vereinheitlicht werden, sonst wurde der Apparat zu unübersichtlich, aber dies durfte nur mit vorsichtiger Hand durchgeführt werden. Die Sache mußte sonst Schaden leiden.

Bei der Größe der Aufgabe und der Ausdehnung des zu verwaltenden Gebiets war trotz möglichsten Sparens eine hohe Anzahl Männer für die Verwaltung nötig. Wenn ich sonst die Ansicht vertrete, daß es nicht auf die Menge, sondern auf den Wert des einzelnen ankommt, so hat dies doch seine Grenze. Ich konnte nicht unter eine gewisse Zahl heruntergehen, sie wäre übrigens bei keiner anderen Organisation geringer gewesen. Die

Arbeitsleistungen blieben für jeden einzelnen sehr hohe und erforderten die volle Manneskraft.

Ich legte Wert darauf, daß der militärische Charakter, wie es allein im Rahmen der Etappeninspektion möglich war, gewahrt und vornehmlich Angehörige des Soldatenstandes ausgewählt wurden, die nicht mehr frontverwendungsfähig waren. Ich nahm aber auch Nichtmilitärs. Es kam mir naturgemäß darauf an, fachtechnisch ausgebildete Persönlichkeiten zu bekommen, denn den Glauben, daß die Mehrzahl der Menschen befähigt ist, jedes Amt zu verwalten, kann ich nicht teilen. Wie schon allein eine gewisse Arbeitstechnik die Arbeit zum Nutzen des Ganzen erleichtert, habe ich oft gesehen. Für die reine Verwaltung mußte ich auch Herren ohne fachtechnische Vorbildung nehmen, hier konnten klarer Wille, allgemeines Wissen und gesunder Menschenverstand Fehlendes ersetzen. Für Landwirtschaft und Forsten, Gericht, Finanzen, Kirche und Schule waren Leute vom Fach unbedingt nötig. Bei der außerordentlichen Beanspruchung des Menschenbestandes durch Heer und Heimat war es namentlich im Anfang schwierig, die nötigen Männer zu erhalten; später, als die Verwaltung des Oberbefehlshabers Ost einen gewissen Ruf bekam, wurde es leichter. Über die sich Meldenden zogen wir bei den vorgesetzten Dienststellen der Heimat eingehende Nachfragen ein. In ähnlicher Weise besetzten die Verwaltungen oder Etappen-Inspektionen die niederen Stellungen. Ich wollte zuverlässige Menschen in dem fremden Land haben. Einheimische wurden nur in Kurland, aber auch hier mit Zurückhaltung angestellt.

Jeder machte sich gleich mir mit Eifer an seine schwere und mühevolle Arbeit. Wir wirkten in uns bis dahin vollständig unbekannten Verhältnissen, dazu in einem durch den Krieg zerrütteten Lande, in dem alle staatlichen und wirtschaftlichen Bande zerrissen waren. Wir sahen uns einer fremden Bevölkerung gegenüber, die aus verschiedenen sich gegenseitig befehdenden Stämmen zusammengesetzt war, uns sprachlich nicht verstand und größtenteils innerlich ablehnte. Der Geist treuer und selbstloser Pflichterfüllung, das Erbteil hundertjähriger preußischer Zucht und deutscher Tradition, beseelte alle.

Ich sah allmählich bei näherer Kenntnis des Landes, daß dies und jenes nicht durchzusetzen war, und mußte ändern. Gewiß ließ sich auch dann noch hier und dort etwas Besseres machen oder mehr erreichen, das ist selbstverständlich. Es war aber meine Aufgabe, in unbekannten Verhältnissen kurz und tatkräftig zu handeln. Auch in diesem Fall wog in den wirtschaftlichen Fragen ein Unterlassen schwerer als ein Fehlgriff, der immer noch berichtigt werden konnte. Erst nachdem eine Sache angefaßt war, konnte ich Klarheit gewinnen. In politischen Fragen wäre vorsichtiger zu verfahren gewesen; die aber verfolgte ich noch nicht.

VI.

Das von dem Oberbefehlshaber Ost zu verwaltende Land dehnte sich nach Süden auf Teile des Etappengebiets der Heeresgruppe Generalfeldmarschall Prinz Leopold aus. Sie waren früher Durchmarsch- und auch Etappengebiet der 12. Armee gewesen. Auch die Bjalowjeser Forst kam so unter die Verwaltung des Oberbefehlshabers Ost. Ihre Gliederung schloß sich allen Änderungen der Etappengebiete an, so entwickelte sie sich mit diesen. Es entstanden bis zur Jahreswende 1915/16 folgende Verwaltungsbezirke:

Kurland, Litauen, Suwalki, Wilna, Grodno, Bjalystok.

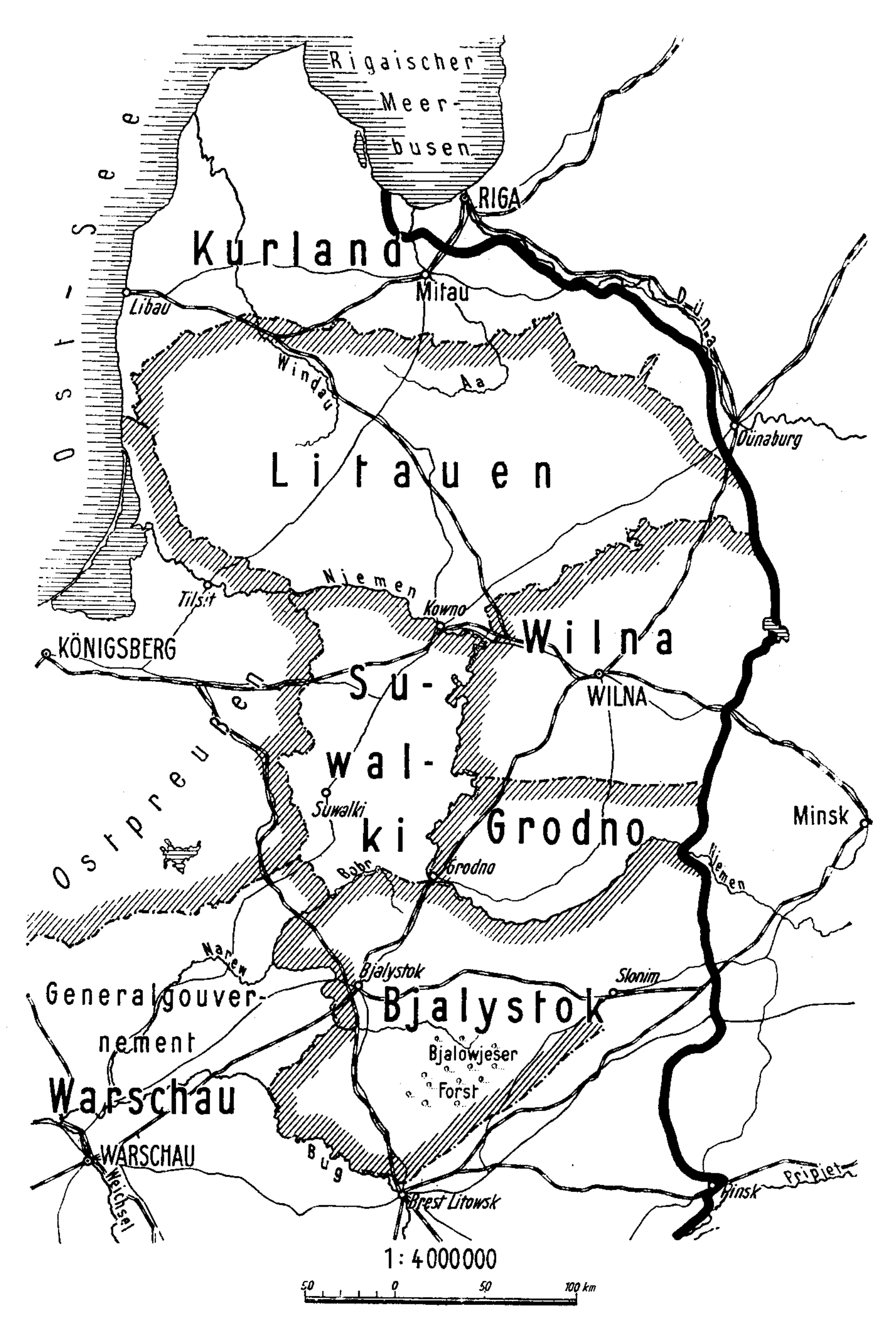
Später änderte sich die Einteilung: zunächst wurden Wilna und Suwalki als Verwaltung Wilna zusammengelegt; nach meinem Weggang im Juli 1916 erfolgte auf meinen Wunsch der Zusammenschluß der Bezirke Wilna und Litauen als Verwaltung Litauen. Grodno wurde zunächst mit Bjalystok vereinigt. Im Herbst 1917 wurde dieser so vergrößerte Bezirk mit Litauen zu einem Ganzen verschmolzen.

Die Verwaltungschefs von Kurland und Litauen haben die Öffentlichkeit beschäftigt.

In Kurland leitete Major v. Goßler die Verwaltung in sehr ruhiger und objektiver Art. Er war Mitglied des Reichstages, Rittergutsbesitzer und früher Landrat. Verstand er es auf der einen Seite, die Balten in ihrer Stimmung, die seit 1905 den Letten gegenüber sehr erbittert war, nachgiebiger zu machen, so wußte er auch mit diesen Fühlung zu gewinnen und sie zur positiven Mitarbeit zu bewegen. Noch heute spricht man in Kurland mit Dank und Anerkennung von seiner gerechten und vorausschauenden Verwaltung.

Oberstleutnant Fürst v. Isenburg in Litauen war impulsiver, vielleicht war er dies zuweilen zu sehr. Er war ein arbeitsfroher Mann, der seinen Familienbesitz hervorragend bewirtschaftete. Er hatte sich bereits bei der Verwaltung des besetzten Polens vorteilhaft betätigt und war mir dort aufgefallen. Der Oberstleutnant wurde später ein Opfer der Politik. So lange ich in Kowno war, spielte sie noch nicht in die Verwaltung hinein. Er hatte Gelegenheit, sich unbehindert auf den übrigen Gebieten zu betätigen und Fühlung mit der Bevölkerung sowie mit der Geistlichkeit seines damals noch kleinen Bezirks zu gewinnen.

Ich muß darauf verzichten, die anderen verdienten Verwaltungschefs namentlich aufzuführen. In dem Bezirk Bjalystok trat die Persönlichkeit des Etappeninspekteurs, des Generals Frhrn. v. Seckendorff, besonders scharf in die Erscheinung; er prägte der Verwaltung einen eigenen Charakter auf, das reibungslose Zusammenarbeiten zwischen dem Kreis-



Skizze 6. **Verwaltungsgebiet des Oberbefehlshabers Ost.**

hauptmann und dem Etappenkommandanten war ihm besser und eher gelungen als anderwärts.

Die Verwaltungschefs waren den Etappeninspekteuren und dem Oberbefehlshaber Ost für die Verwaltung des Landes nach jeder Richtung hin verantwortlich. Sie hatten unter sich eine Behörde, die meinem Wirtschaftsstabe entsprach.

Die Verwaltungsbezirke waren in Kreise geteilt, häufig von der Größe eines Etappengebiets im Westen. Bei dem Kreishauptmann lag der Schwerpunkt der Verwaltung in verwaltungstechnischer und wirtschaftlicher Beziehung. Auf die Justiz hatte er keinen Einfluß, sie stand im wesentlichen neben ihm. Den Kreishauptleuten gleich waren die Stadthauptleute der größeren Städte.

Unter den Kreishauptleuten betätigten sich Bürgermeister und Amtsvorstände für die kleineren Städte und das flache Land. Die Amtsvorstände verkehrten wiederum mit den Ortsvorständen. Für die landwirtschaftliche Ausnutzung des Landes waren den Kreishauptleuten besondere Wirtschaftsoffiziere angegliedert, denen die Überwachung der Bebauung des Landes, die Bewirtschaftung der Güter sowie die Sorge für Produktionssteigerung und die Verwertung der Ernte oblagen. Andere Organe dienten den Kreishauptleuten für das Aufbringen der Kriegsrohstoffe aller Art.

Die Einheitlichkeit der Verwaltung, wie ich sie eben skizzierte, wurde in den verschiedenen Bezirken erst nach und nach auf Grund einer am 7. Juni 1916 erlassenen Verwaltungsverordnung durchgeführt.

Die Kreishauptleute verfügten als Polizeiorgane über eine Gendarmerie. Sie war in den Verwaltungsbezirken zu besonderen Gendarmerieabteilungen, im Gebiet des Oberbefehlshabers Ost zu einem Gendarmeriekorps zusammengefaßt. Das Fehlen von heimischen Polizeiorganen daselbst habe ich besonders schmerzlich bedauert. Deutschland konnte Gendarmen nicht in der erforderlichen Zahl abgeben, ich mußte mir deshalb durch Abkommandierungen von älteren Mannschaften aus der Front helfen. Sie genossen besonderen Unterricht, um so für ihr Amt wenigstens einigermaßen vorgebildet zu werden. Gern hätten der ungemein sorgsame Gendarmerie-Oberst Rochus Schmidt und ich etwas Besseres geschaffen. Die ganze Einrichtung blieb ein Notbehelf. Vielleicht haben einzelne Gendarmen bedauerlicherweise zu der späteren Mißstimmung beigetragen. Wie sollten sie im fremden Lande einer unfreundlich gesinnten Bevölkerung gegenüber ohne genügende Sprachkenntnisse auftreten und irgend etwas durchsetzen? Ich will durch diese eine Frage nur die ganzen Schwierigkeiten vor Augen führen, mit denen die deutschen Männer im fremden Lande zu rechnen hatten. Unredlichkeiten und ehrloser Gewinn sind nie und nimmer zu entschuldigen. Viele Gendarmen haben ihre Treue im Kampf gegen die

zahlreichen Banden mit dem Tode bezahlt. Das soll ihnen unvergessen bleiben.

In die Landesverwaltung, der Kreiseinteilung sich anpassend, fügte sich die Justizverwaltung ein. Jeder Kreis bekam sein Kreisgericht für die heimische Bevölkerung; wir mußten es schaffen, da jedes Gericht fehlte. Eine Art höherer Gerichtsbarkeit entstand in den Bezirksgerichten, vielleicht waren sie unnötig. Als höchste Instanz diente das Obergericht in Kowno unter Leitung des Senatspräsidenten Kratzenberg, der als Chef der Justizabteilung auch die Justizverwaltungsgeschäfte zu bearbeiten hatte.

Die Tätigkeit der Etappengerichte wurde durch diese Landesjustizbehörden in keiner Weise beeinträchtigt. Beide Gerichtsbarkeiten arbeiteten gut mit- und nebeneinander.

Die Forstwirtschaft der verschiedenen Verwaltungsbezirke stand außerhalb der Kreiseinteilung. Je nach den Waldbeständen wurden Forstinspektionen geschaffen, deren bekannteste die Militär-Forstinspektion Bjalowjes geworden ist.

VII.

Der so eingerichteten Verwaltung war Leben zu geben, damit sie zu nutzbringender Arbeit befähigt wurde. Es sollte nicht bureaukratisch, sondern nach dem Bedürfnis gearbeitet werden. Gott sei Dank fehlte „der Vorgang", der Totengräber freier Entschlußkraft.

In dem ganzen Aufbau der Verwaltung haben mir die Hauptleute der Reserve v. Brockhusen und Frhr. v. Gayl fördernd zur Seite gestanden. Ersterer war vor dem Kriege Landrat, letzterer Direktor der Ostpreußischen Landgesellschaft zu Königsberg in Preußen. Es ist ein gutes Gebäude entstanden, das den ernsten Bedürfnissen vollkommen Rechnung trug.

Besondere Aufmerksamkeit schenkten wir den hygienischen Verhältnissen der Bevölkerung. Der Kampf gegen das Fleckfieber, das an vielen Stellen herrschte, wurde erfolgreich durchgeführt. Es kostete uns große Opfer an Ärzten.

Zur Beruhigung der Bevölkerung und zur materiellen Hebung des Landes wurde mit der Einlösung der von den Truppen während der Operationen ausgestellten Requisitionsscheine begonnen; es war eine überaus verwickelte und schwierige Maßnahme. Wir bezahlten von nun an alles bar. Ich wollte damit eine Hebung der Produktion erreichen, an der mir sehr viel lag, und dem Lande helfen.

Für uns kam es darauf an, die landwirtschaftlichen Erzeugnisse zu erfassen sowie für einen geregelten Betrieb der Landwirtschaft und die Ausnutzung des Grund und Bodens zu sorgen. Dies wurde

durch die geringe Einwohnerzahl des Landes — der Kreis Bauske zählte z. B. nur 4 Einwohner auf einen Quadratkilometer — erschwert. In dem Wunsche, der Heimat zu helfen, und auf ihr Drängen hin muteten wir uns in bezug auf das zu bestellende Areal zuviel zu. Wir zogen auch deutsche Gesellschaften heran, die in dem dünnbevölkerten Lande mit ihren Mitteln die Bestellung fördern sollten. Wir nahmen große Güter in eigene Bewirtschaftung, Motorpflüge und landwirtschaftliche Maschinen aller Art wurden geliefert, Saatgetreide wurde verausgabt. Truppenpferde halfen bei der Bestellung aus. Die Hauptsache aber war, durch richtige Preisbildung neben der Barzahlung auf die ländliche Bevölkerung anregend zu wirken.

Die Preise, die wir bewilligten, blieben unter denen im Generalgouvernement Warschau, waren aber durchaus genügend. Wir trugen den ungeheuren Ausgaben unserer Staatskasse Rechnung. Die Regierung des Prinzen Max erhöhte die Preise sofort; die Gründe hierfür übersehe ich nicht. Dank hat Reichskanzler Prinz Max hierfür jedenfalls nicht geerntet.

Die Erträgnisse des Bodens waren im allgemeinen gering und enttäuschten unsere Hoffnungen. Er ist nicht drainiert, die Bestellung kann erst spät beginnen. Die Sortenauswahl wurde nicht mit Sorgfalt durchgeführt. Künstliche Düngung kannte man nicht. Günstig waren nur die Ergebnisse der Klee- und Gras-Heuernte sowie der Raps- und Flachsgewinnung.

Der Antransport der Vorräte zur Bahn oder anderen Sammelstellen machte besondere Schwierigkeiten. Auf schlechten Wegen mit kleinen ein- und zweispännigen Wagen mußten die ländlichen Produkte oft tagelang zur Abgabe dorthin gefahren werden. Wir zahlten Anfuhrprämien, aber die Eigentümlichkeiten jenes Kriegsschauplatzes konnten nur gemildert, nicht ausgeschaltet werden. Vieles kam nicht zur Abgabe.

Die Einrichtung von Kartoffeltrockenanstalten wurde sofort vorbereitet und auch das Stroh- und Holzaufschließungs-Verfahren verfolgt.

Bei der starken Inanspruchnahme des heimischen Viehstapels war die Ausnützung der Bestände des besetzten Gebietes besonders wichtig. Natürlich hatten sie durch den Krieg stark gelitten. Es mußten Zählungen abgehalten werden. Die Arbeit war schwer. Die Rinder wurden in Kellern versteckt oder in die Waldungen getrieben, aber die Bestandsaufnahme gelang doch nach und nach, trotzdem jeder Kataster fehlte. So konnten wir allmählich in eine regelrechte Bewirtschaftung eintreten.

Dem Gemüse- und Obstbau wurde große Beachtung geschenkt; es entstanden Fabriken für Marmelade- und Konservenbereitung. Pilze wurden in großen Mengen gesammelt und getrocknet.

Der Fischfang in den zahlreichen großen Landseen wurde verpachtet, von Libau aus der Seefischfang organisiert.

Alles, was irgendwie für die Ernährung auszunutzen war, wurde gewonnen.

Die Notlage der städtischen Bevölkerung war groß, wir mußten sie im Winter 1915/16 durch Lieferungen aus den militärischen Proviantämtern mildern. Später besserten sich die Verhältnisse erheblich. Die Armee bekam ihr Teil, und auch der Heimat half ich. Ich entsinne mich, wie Herr v. Batocki mich im Juni oder Juli 1916 anrief, ich möchte Berlin helfen; ich war hierzu in der Lage.

Zur Unterstützung des Landes ließen wir die Tätigkeit von auswärtigen Unterstützungskomitees der im besetzten Gebiete vorhandenen Nationalitäten zu; ich forderte nur, daß sie nicht einseitig bei der Hilfsleistung an ihren Volksteil stehen blieben, sondern andere gleichfalls bedachten. Die jüdischen Komitees, die über die meisten Mittel verfügten und sie auch aus Amerika bezogen, haben großzügig und nutzbringend gewirkt. Ihre Tätigkeit erwarb sich Anerkennung und bewies den starken Zusammenhang dieses Volkes. Die erste jüdische Volksküche, die in Kowno entstand, trug meinen Namen. Der Feldrabbiner Rosenack hatte mich darum gebeten.

In allen landwirtschaftlichen und Ernährungsfragen unterstützten mich erfolgreich bewährte Kräfte: zuerst das bekannte Herrenhausmitglied Major Graf Yorck v. Wartenburg, Geh. Reg. Rat Rittmeister v. Rümker und später Hofkammerrat Major Heckel.

Die Aushebung der Pferde lag naturgemäß in militärischer Hand. Die Kreishauptleute waren dabei ähnlich beteiligt wie der preußische Landrat. Das Land mußte uns viele liefern, wollten wir die Heimat nicht noch schärfer beanspruchen. Das litauische Pferd ist klein, kräftig, bedürfnislos und zäh, daher ein sehr brauchbares Militärpferd.

Das Land mußte die dauernd starke Inanspruchnahme, namentlich die fortgesetzte Hergabe von Pferden und Vieh, schmerzlich empfinden. Die örtlichen Verwaltungsbehörden haben oft darauf hingewiesen, aber es blieb mir nichts anderes übrig, als die Lieferungen zu verlangen. Das von uns verwaltete Land wurde nicht mehr beansprucht als andere Gebiete. Auch die Heimat selbst litt unter solchen Maßnahmen. Ein großer Teil des später zutage getretenen Unwillens erklärt sich aus diesen notwendigen militärischen Anforderungen. Härten, die vorgekommen sein werden, mögen die Mißstimmung noch vermehrt haben, sie waren gewiß nicht gut. Der politisch-demagogischen Verhetzung blieb es vorbehalten, jene Unzufriedenheit immer mehr zu schüren.

Das Gebiet des Oberbefehlshabers Ost auf Kosten der Heimat aus falschen Humanitätsgefühlen zu schonen, war ein Unding. Bei der hohen

Bodenkultur Deutschlands mußte außerdem jede Beeinträchtigung der Bestellung in der Heimat auf die Produktion viel schädlicher wirken als verringerter Anbau im Gebiet des Oberbefehlshabers Ost.

Das Aufbringen der Rohstoffe war eine besonders wichtige Aufgabe. Auch hier fand Barzahlung statt. Der Jude als Zwischenhändler war dabei unentbehrlich. Wir führten viele Häute und Felle, Kupfer und Messing, Lumpen und Schrott (Alteisen) der heimischen Kriegswirtschaft zu und entlasteten sie auch durch Inbetriebnahme von Fabriken in Libau, Kowno und Bjalystok. Allmählich entstand die schließlich sehr umfangreiche Handelsabteilung, deren Leitung dem außerordentlich tüchtigen, klar blickenden Geh. Rat Major Eilsberger, später Ministerialdirektor im Reichsschatzamt, übertragen wurde.

Großer Wert wurde auf die Anfertigung von Stacheldraht gelegt. Hauptmann Markau, im Frieden bei der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft, im Kriege beim Feldtelegraphenchef Ost, hatte die Leitung dieser und anderer Fabriken tatkräftig in seine Hand genommen. So wurden alle Kräfte, jede nach ihrer Eigenart, ausgenutzt.

Von den Militär-Eisenbahnbehörden war unter anderem in Libau eine große Eisenbahnbetriebswerkstatt errichtet.

Bei dem Aufbringen der Rohstoffe begann sich auch der Handel in geringem Umfange zu heben. Die Personenverkehrsbeschränkungen, die wir in Rücksicht auf die militärische Sicherheit dem Lande auferlegen mußten, verhinderten eine freiere Entfaltung.

Die reichen Waldbestände regten besonders zur Ausnutzung an, jeder Raubbau aber war untersagt. Der Holzverbrauch für den Stellungsbau und für Eisenbahnschwellen war ganz außerordentlich groß. Ein Sägewerk nach dem anderen entstand, und während sich unsere Armeen allmählich selbst versorgten, konnten wir Holz nach dem Westen und nach Serbien liefern. Nutzholz ging nach Deutschland selbst, auch wurde Holz an die Bevölkerung zum Wiederaufbau der Wohnungen gegeben.

Der Feldflugchef schuf bei Alt-Autz in Kurland eine besonders gut eingerichtete Werkstatt für Hallen und Baracken.

Schwellen wurden in erheblichem Umfange gewonnen.

Das Bereithalten des nötigen Brennholzes zu Heizzwecken war eine umfassende Arbeit und für den Winter 1915/16 mit besonderen Schwierigkeiten verbunden, da uns allen jeder Maßstab für die nötigen Mengen fehlte.

Zelluloseholz für die Pulver- und Papierfabrikation wurde Deutschland in recht beträchtlichen Beständen zugeführt. Wir gaben den Handel mit diesem Holz in den besetzten Gebieten sehr bald frei. Die Heimat und wir sind gut dabei gefahren. Ich freute mich, die Papierlieferung an die Zeitungsverlage der Heimat erleichtern zu können.

Die Holzflößerei auf dem Njemen und den vielen anderen flößbaren Gewässern wurde von neuem aufgenommen und großzügig vom Forstrat Schütte organisiert.

Wir wandten uns auch der Harzgewinnung zu und richteten sie nach Vorschlägen des Oberförsters Kienitz in jenen Gegenden neu ein. Es ist ein langwieriges Geschäft, bietet aber doch schließlich leichten Verdienst. Die Harzgewinnung sollte später auch für Deutschland vorbildlich werden. Für die Harzverarbeitung wurde eine Fabrik in Kowno errichtet.

Auch chemische Holzprodukte aller Art gewannen wir in besonderen Anlagen.

Wir brannten endlich auch Holzkohlen.

Forstrat Kirchner und viele andere Forstleute haben sich dort durch ihre Umsicht wie Tatkraft ein Denkmal gesetzt. Das, was Forstrat Major Escherich als Wirtschaftsorganisator und Verwaltungsbeamter im Urwaldbezirk von Bjalowjes geschaffen hat, ist von vielen Besuchern aus Deutschland bewundert worden.

Die wirtschaftliche Ausnutzung des Landes war nach allen Richtungen hin sehr gründlich und, soweit möglich, mit der Schonung des Landes und seiner Bewohner verbunden.

Valutasorgen schlossen es aus, daß wir alles in deutschem Gelde bezahlten. Im Einvernehmen mit der Reichsbank und den zuständigen Stellen in Berlin schufen der Armee-Intendant Geheimrat Kessel und Hauptmann Königs ein besonderes Geld des Oberbefehlshabers Ost, das bald gern genommen wurde. Auch deutsche Banken zogen wir ins Land, um ihm neue wirtschaftliche Kraft zuzuführen.

Es war keine einfache Aufgabe, die ganze Verwaltung zu finanzieren. Geh. Ober-Finanzrat Hauptmann Tiesler, der sich durch besonders klaren Blick und große Schaffensfreudigkeit auszeichnete, unterzog sich dieser Aufgabe mit größtem Geschick. Er hatte einen genauen Etat der ganzen Verwaltung aufzustellen und gleichzeitig Einnahmequellen zu finden.

Der Personaletat wurde, wie ich schon erwähnte, so knapp wie möglich bemessen. Es tobte ein recht heftiger Kampf zwischen den einzelnen Abteilungen meiner Verwaltung um Stellen und Zulagen für die Untergebenen. Die Chefs der Etappenverwaltungen kamen dauernd mit neuen Wünschen. Ich mußte ausgleichend wirken und bekam einen gewissen Geschmack von den Leiden und Sorgen unserer staatlichen Finanzverwaltungen. Als wir glücklich den ersten Etat fertig hatten, ging er zum Kriegsministerium nach Berlin und zum Generalquartiermeister, er wurde begutachtet und nach schweren Kämpfen endlich genehmigt.

Unsere Einnahmen gründeten sich auf Zöllen, Monopolen, Steuern und staatlichen Betrieben.

Sämtliche Abgabensysteme mußten technisch auf der denkbar einfachsten Grundlage aufgebaut werden. Kompliziertere und damit gerechtere Systeme wären bei dem Mangel an geschultem Personal, dem Fehlen aller Unterlagen aus der Russenzeit und der Ungewohntheit der Bevölkerung, in ihnen sich zurechtzufinden, einfach undurchführbar gewesen. Der Schwerpunkt der Abgaben wurde in Anlehnung an die russischen Verhältnisse auf die Zölle, indirekten Steuern und Monopole gelegt.

Einfuhrzölle wurden gegen Abgabe einer Entschädigung an die preußische Finanzverwaltung von deren Beamten an der Grenze erhoben. Für das Heer bestimmte Privatsendungen wurden naturgemäß nicht besteuert. Es wurden demnach nur die wenigen Sendungen betroffen, die für den Gebrauch der Bevölkerung bestimmt waren. Die Einnahmen aus dieser Quelle flossen nur spärlich.

Einen mäßigen Ausfuhrzoll legten wir nur auf Zelluloseholz. Er brachte nicht viel.

Die Steuern waren ergiebiger. Hauptmann Tiesler richtete ein Zigaretten-Handelsmonopol ein, dessen Einrichtungen mir finanztechnisch nachahmenswert zu sein scheinen. Ein Branntwein-, Süßstoff-, Salz- und Zündholz-Handelsmonopol wurden auf einer annähernd gleichen Grundlage geschaffen.

An direkten Steuern mußten wir eine roh gestaffelte Kopfsteuer einführen, da uns jeder Anhalt für ein besseres System der Veranlagung zur Personalsteuer fehlte.

An Realsteuern wurden eine Grund- und Hausbesitzsteuer sowie eine Gewerbesteuer eingeführt.

Die Bevölkerung war im allgemeinen mit den Steuern zufrieden. Der Steuerdruck war auch nicht hart. Die Gesamtabgaben einschließlich der kommunalen Lasten betrugen auf den Kopf der Bevölkerung jährlich nur 19,50 M. gegen 32,75 M. in der Zeit vor dem Kriege. Nur an eine Hundesteuer konnte sie sich nicht gewöhnen. Die Hunde waren wegen der Tollwutgefahr zur Landplage geworden, und dieser mußte entgegengewirkt werden. Als die Hundesteuer nach jener Richtung hin ihre Schuldigkeit getan hatte, fiel sie weg.

Die Staatsbetriebe lieferten zunächst keine wesentlichen Überschüsse. Das ergab sich einmal aus den hohen Anlagekosten und der hohen Amortisation, andererseits aber auch daraus, daß bei der wirtschaftlichen Abschnürung Deutschlands leitender Gesichtspunkt nicht die Erzielung von Gewinnen, sondern möglichst großer Produktivität sein mußte.

Ich habe im vorstehenden nur die Grundlagen bezeichnet, weitere Einnahmequellen wurden nach und nach geschaffen. Das Ergebnis war ein günstiges. Die Einnahmen genügten, um das Land ohne Reichszuschüsse

zu verwalten. Eine großzügige, aber in den Einzelteilen doch ungemein feine Arbeit war geleistet worden.

VIII.

Die Gerichtsverfassung entsprach der Haager Landkriegsordnung. Diese verlangte, daß die Bewohner privatrechtlich nach ihren Landesgesetzen abzuurteilen sind. Es mußte daher erst festgestellt werden, welche Gesetze überhaupt galten. Das war bei den verworrenen russischen Verhältnissen, die auch auf diesem Gebiete vor dem Kriege geherrscht haben, nicht leicht. Nachdem die Gesetze gefunden waren, mußten sie ins Deutsche übersetzt werden, damit die deutschen Richter danach Recht sprechen konnten. Ich glaube, kein anderes Volk als das deutsche wird solche Umstände mit im Kriege genommenen Gebieten machen. Trotzdem hat es die feindliche Propaganda verstanden, uns als Hunnen in der ganzen Welt derart zu verschreien, daß wir nicht dagegen aufkommen können. Senatspräsident Kratzenberg hat in seiner ruhigen Klarheit Vortreffliches geschaffen. Der deutsche Richter hat hier in armen, verlausten litauischen Städtchen nach fremden Gesetzen mit gleicher Objektivität und gleichem Ernst Recht gesprochen wie in Berlin nach den eigenen Gesetzen. Wer macht uns dies nach?

Weitere Wohltaten sollten der Bevölkerung durch die Richtlinien für die Schule gegeben werden, die Major Altmann, Vortragender Rat im preußischen Kultusministerium, entworfen hat. Sie sind von hoher Warte geschrieben und ließen jedes Bekenntnis und jeden Stamm zu seinem Rechte kommen. Hier, wie überall, sollte alles ausgeschlossen werden, was als Nadelstichpolitik wirken konnte. Für die Schule fehlte es an Lehrern. Landsturmleute aus dem Lehrerstande halfen aus. Daß diese nur deutsch mit den sich freiwillig einfindenden Kindern sprachen, ist uns später verübelt worden. Die Lehrer kannten leider keine andere Sprache. Litauisch und polnisch sprechende Lehrkräfte standen nur in ganz geringer Zahl zur Verfügung. Auch der Schulbücherfrage wurde Aufmerksamkeit geschenkt; wie durch Lehrmittel ein nationales Empfinden großgezogen werden kann, das zeigten mir verschiedene polnische Lesebücher. Da waren Danzig, Gnesen, Posen, Wilna polnische Städte. Diese Tatsache machte auf mich einen gleich tiefen Eindruck wie die Folgerichtigkeit, mit der Frankreich seine Jugend in ähnlicher Weise in dem Revanche-Gedanken erzog. Polen und Franzosen haben damit ein starkes Nationalgefühl in sich wach gehalten, das ihnen jetzt zugute kommt. Wir haben eine solche Schulpolitik nicht getrieben und leiden darunter, daß unsere Jugend nicht zum starken nationalen Denken angehalten ist. Ein solches Empfinden ist notwendig, wenn ein Land Krisen überwinden will, wie wir sie seit

1914 und namentlich jetzt erleben. Diese Ansicht wird von allen denen verworfen werden, die an erste Stelle das Menschheitsideal setzen. Das ist von ihrem Standpunkt aus begreiflich. Die Gewalt der Tatsachen aber spricht so lange gegen sie, als nicht alle Staaten die gleichen Grundsätze befolgen. Wir hätten ein starkes Nationalgefühl jetzt bitter nötig!

Die Bekenntnisse wurden in ihrer Ausübung durch nichts beschränkt. Wir gingen in dem Entgegenkommen so weit, daß wir die Ausgabe von Weizenmehl an die Juden zur Matzen-Erbackung ermöglichten.

Die evangelische Geistlichkeit in Kurland stand ganz auf unserer Seite. Mit der litauischen katholischen Geistlichkeit kamen wir bald auf leidlichen Fuß. Dagegen war uns die polnisch-katholische feindlich gesinnt. In dieser Haltung der Geistlichkeit spiegelte sich in gewisser Weise auch die Stimmung der Bevölkerung gegen uns wider, nur daß die litauische Geistlichkeit uns im allgemeinen wohlgesinnter war als die litauische Demokratie in Wilna, die in ihren unklaren Bestrebungen sehr bald den Boden unter den Füßen verlor. Die polnische Geistlichkeit war die Trägerin der nationalen polnischen Propaganda. Selbst unter der russischen Knute hat sie in größter Folgerichtigkeit gehandelt. Mit den Litauern stand sie noch im Kampf, die Weißruthenen hatte sie bereits zu Boden geworfen. Daß die Russen das zugelassen haben, ist unverständlich. Die Weißruthenen erhielten mit russischer Genehmigung Gottes Wort nicht in eigener, sondern in polnischer Sprache! Wie in Ostgalizien die Ruthenen, so wurden hier deren Brüder mit Hilfe der Geistlichkeit unterdrückt.

Die Polen gingen auf dem Gebiete der Schule auch sehr bald handelnd vor, sie wollten ihre Universität in Wilna haben; ich lehnte es ab.

Während ich die Verwaltung führte, verhielten wir uns den verschiedenen Stämmen gegenüber im wesentlichen neutral. In der Gleichstellung der Litauer mit den Polen lag für diese nach ihrer Ansicht etwas Polenfeindliches. Ich wußte wohl, daß man sich mit nur neutraler Politik niemand zum Freunde macht.

Mit Absicht trieb ich keinerlei völkische Politik, da diese nur nach Klärung unseres Verhältnisses zu Polen durchgeführt werden konnte. Die Reichsregierung hatte sich aber noch nach keiner Richtung hin entschieden, so ergab sich meine Zurückhaltung mit logischer Folge. Auch mit Rücksicht auf die ganze Lage des Landes war das Hineinmengen politischer Fragen in die Verwaltung verfrüht. Ich konnte mich daher auch nicht entschließen, vom Reichskanzler irgendwelche politischen Weisungen zu erbitten, und machte ihm nur Mitteilungen von meinen Gedanken.

Jeder Volksstamm hatte seine Zeitung, die naturgemäß unter Zensur stand. Als deutsche nahm die „Kownoer Zeitung" die erste Stelle ein.

Ich hatte für die Presse und Zensur Hauptmann Bertkau als Berater.

Er verband mit großer Arbeitskraft und Beherrschung der Zeitungstechnik ein selbständiges und gereiftes politisches Urteil und ist mir so von großem Nutzen gewesen. Er arbeitete vorher im Ullstein-Verlage, während der Schriftleiter der „Kownoer Zeitung", Leutnant Osman, Mitarbeiter der „Deutschen Tageszeitung" war. In seinem warmen nationalen Empfinden entsprach er meinen Anforderungen.

Ich gab allen Zeitungen die klare Weisung, Vorgänge in Deutschland im Sinne der Reichsleitung zu besprechen.

Politische Betätigung der Bevölkerung konnte ich naturgemäß nicht zulassen. Sie wurde verboten; auch alle Versammlungen blieben untersagt.

Trotz der erforderlichen Verkehrsbeschränkungen ließ ich für die Bevölkerung den Briefverkehr in gewissem Umfange zu. Ich richtete mit Unterstützung des Reichspostamtes eine Landespost ein. Es galten Reichspostmarken, die durch einen besonderen Aufdruck für das Gebiet des Oberbefehlshabers Ost kenntlich gemacht waren.

Wir erleichterten schließlich auch den Verkehr der Litauer und Juden mit ihren Stammesverwandten in den Vereinigten Staaten.

Wir sahen mit Genugtuung, daß die Verhältnisse im Lande sich festigten und das Leben dort wieder in geregelte Bahnen kam. Der Ordnungssinn des Deutschen und sein Verständnis für Hygiene setzten sich durch. Der Landmann verdiente mehr als in russischer Zeit. Der Handel in den Städten stellte sich neu ein.

Die Bevölkerung wurde mit ruhiger Sicherheit geleitet. Gegen den Grußzwang, wie er von einer Armee eingeführt wurde, sprach ich mich aus. Sie wird jetzt erkennen, daß wir nach Recht und Billigkeit gehandelt haben.

IX.

Die wirtschaftlichen Anordnungen, die für das besetzte Gebiet getroffen waren, wurden im Operationsgebiet von den Truppen übernommen. Namentlich entstanden im Truppenbereich viele Sägewerke; hier war nicht nur der Bretterverbrauch stark, sondern auch der Bedarf an Holzwolle für die Lagerstätten von Offizier und Mann und als Streu für die Pferde hoch. Den Truppen machte in dem Einerlei des Stellungskrieges die Betätigung im Wirtschaftsleben viel Freude.

Ich hatte dasselbe Empfinden und war zufrieden, auch auf anderen Wegen als bisher dem Vaterlande helfen zu können. Eine ungemein anregende Arbeit war mir zugefallen, die mich stark in Anspruch nahm. Ich lernte prächtige Menschen kennen und habe mich auf vielen mir bis dahin fremden Gebieten betätigen dürfen. Es war mir eine große Genugtuung, daß die Herren der Militärverwaltung mir mit uneingeschränktem

Vertrauen entgegenkamen. Mein Wille durchdrang die Verwaltung und erhielt in ihr die Schaffensfreudigkeit. Wir hatten das Gefühl, auf fremder Erde für Deutschlands Zukunft zu arbeiten. Wir wollten namentlich in Kurland deutsches Siedlungsland gewinnen. Ich verbot den Verkauf von Grund und Boden, um hiermit die Grundlage für eine gesunde Boden- und Siedlungspolitik zu erhalten und dem Landwucher vorzubeugen. Ich dachte damals an ähnliche Bestimmungen, wie sie die Marine in Kiautschou mit großem Erfolg durchgeführt hatte.

Das, was die Verwaltung des Oberbefehlshabers Ost in jener kurzen Zeit bis Anfang August 1916, als ich das Land verließ, geschaffen hat, bleibt eine Kulturtat. Sie war frei von Schlagworten, dafür um so reicher an praktischer Arbeit.

Die schöne Gabe, die die Herren der Verwaltung mir später in Pleß überreichten, wird mir stets ein Erinnerungszeichen an eine Zeit sein, wo es mir mitten im Kriege vergönnt war, aufzubauen.

Die Arbeit ist nicht verloren gewesen, sie hat der Heimat, der Armee und dem Lande selbst jedenfalls während des Krieges genutzt, ob noch Samenkörner im Boden geblieben sind und später Früchte tragen werden, das ist eine Frage an unser hartes Schicksal, die nur die Zukunft beantworten kann.

Der Kampf und die Krise im Osten.

X.

Während bei dem Oberbefehlshaber Ost still für die Armee und das besetzte Gebiet gearbeitet wurde, nahmen die kriegerischen Ereignisse ihren Fortgang.

Unsere Erfolge gegen Serbien und Montenegro hatten die vierte Isonzoschlacht im November und Dezember 1915 gezeitigt und gegen Weihnachten desselben Jahres auf den Südteil der österreichisch-ungarischen Front einen russischen Angriff ausgelöst, der sich bis in den Januar 1916 hinzog. Beide endeten mit einem vollen Abwehrerfolge unserer Verbündeten.

Die beiden Obersten Heeresleitungen hatten nun ihre Entschließungen für den Feldzug 1916 zu treffen. Beide versuchten, durch einen Angriff zur Entscheidung zu kommen. Die deutsche Oberste Heeresleitung wollte bei Verdun, das k. u. k. Armee-Ober-Kommando in Italien von Tirol her angreifen.

Für die gesamte Ostfront ergaben sich hieraus Abgabe von Truppen und Abwehr sicher zu erwartender russischer Angriffe.

Verdun war als Angriffspunkt strategisch richtig gewählt. Die Festung war für uns stets ein außerordentlich empfindliches Ausfalltor und be-

drohte unsere rückwärtigen Verbindungen ungemein, wie es der Herbst 1918 in aller Schärfe zeigen sollte. Gelang es auch nur, die Werke des rechten Maasufers zu gewinnen, so wäre das ein voller Erfolg für uns gewesen. Unsere strategische Lage an der Westfront sowie die taktischen Daseinsbedingungen unserer Truppen im St. Mihielbogen würden sich erheblich gebessert haben. Der Angriff begann am 21. Februar und hatte namentlich in den ersten Tagen dank der glänzenden Eigenschaften unserer Truppen einen großen Erfolg; er wurde aber schmal geführt und lief sich recht bald fest. Anfang März stand die Welt noch unter dem vollen Eindruck eines deutschen Sieges vor Verdun.

Der Angriff der k. u. k. Armee aus Tirol nach Oberitalien hinein sollte erst Ende April/Anfang Mai stattfinden. Wegen der schlechten Eisenbahnlage in Tirol mußten die Vorbereitungen schon sehr früh beginnen.

Um den Stoß auf Verdun zu ermöglichen, mußte die deutsche Ostfront schwere Artillerie an den Westen abgeben. Im übrigen hatte die Oberste Heeresleitung die Divisionen aus Serbien wieder zurückgezogen. Das k. u. k. Armee-Ober-Kommando hatte dagegen die Ostfront zugunsten der italienischen Front erheblich geschwächt.

Beiden Angriffen sollte es gemeinsam werden, daß die ersten Erfolge wegen Mangel an Kraft nicht weiter ausgebaut werden konnten. Bei Verdun hätte vielleicht nicht allzuviel dazu gehört, um wenigstens einen gewissen uns günstigen Abschluß zu erreichen, da der Angriff doch nur taktisch beschränkt war.

Gegen Italien handelte es sich aber um eine große Operation, die von vornherein nach ihrer Anlage für einen wirklichen Erfolg sehr erheblich mehr Kräfte gebraucht hätte, als überhaupt vorhanden waren. Dieses Gefühl wird auch zu der sehr starken Schwächung der Ostfront geführt haben, die bei der bedeutenden russischen Überlegenheit zweifellos gefährlich war, wenn selbst ein entscheidender Erfolg in Italien errungen wurde. Es scheint, daß die glückliche Abwehr des russischen Winterangriffs Österreich-Ungarn sicher gemacht hatte.

Ob die beiden Obersten Heeresleitungen in der Lage gewesen wären, entweder andere Operationen oder einen gemeinsamen Angriff gegen Italien zu unternehmen, vermag ich nicht zu übersehen. Die Kriegsentscheidung war an der italienischen Front jedenfalls nicht zu erreichen. Sie lag im Westen, in Frankreich. Hier konnten wir stark genug nur auftreten, wenn vorher der Russe niedergeworfen war. Meine Gedanken wandten sich Rumänien zu. Es war das Zünglein an der Wage. Über seine Haltung mußte Klarheit gewonnen werden. Hätte es sich, wenn auch nur auf Druck hin, uns angeschlossen, so war die russische Armee in ihrer Flanke entscheidend umgangen. Es war hier Großes zu erreichen. Wandte sich

Rumänien auf unseren Druck hin der Entente zu, so wußten wir, woran wir waren. Wir konnten ohne Zeitverlust und mit unseren damals zur Stelle befindlichen Truppen handeln.

Auf den Balkan- und kleinasiatischen Kriegsschauplätzen war der Vierbund in der Abwehr. Nur südlich Bagdad bereitete Generalfeldmarschall v. der Goltz einen Schlag gegen die Engländer bei Kut el Amara vor.

Die Lage der Türkei hatte sich infolge Aufgabe des Gallipoli-Unternehmens seitens der Entente erheblich gebessert.

Was die Entente für 1916 beabsichtigte, bevor sich die französische Armee bei Verdun zusammenballen mußte, ist mir nicht bekannt. Es schien, daß sie sich selbst auf allen Fronten zu großen Angriffen rüstete, wie das in der Natur der Sache lag.

Der russische Vormarsch in Armenien, der im Frühjahr 1916 zur Einnahme von Trapezunt und Erzerum führte, ist nicht strategisch zu bewerten. Besondere Kräfte brauchte Rußland hierfür nicht bereitzustellen. Der Russe war den Türken gegenüber in starker Überlegenheit und günstiger Lage.

Bei den englischen Maßnahmen in Persien, Mesopotamien und auf der Sinaihalbinsel handelte es sich ebenfalls nicht um das Streben, die türkische Armee zu vernichten, sondern um örtliche Eroberungen für das britische Weltreich.

XI.

Der deutsche Schlag gegen Verdun löste im März den 5. Isonzo-Angriff des italienischen Heeres aus. Er fand demnach lange vor dem beabsichtigten Beginn der österreichisch-ungarischen Offensive statt und blieb wiederum erfolglos.

Auch die russische Armee trat auf den Plan.

Der in der zweiten Märzhälfte gegen die Front des Oberbefehlshabers Ost gerichtete russische Angriff ging weit über einen Entlastungsversuch hinaus. Es war ein Entscheidungskampf und als solcher von vornherein geplant. Die aufgefundenen Befehle sprechen von der Vertreibung des Feindes aus den Grenzen des Reiches.

Seit Anfang März liefen bei uns Nachrichten von einem beabsichtigten Angriff auf Wilna ein. Truppenansammlungen wurden östlich Smorgon erkannt. Die Richtung Smorgon—Wilna war wahrscheinlich. Auch von Dünaburg und Jakobstadt her kamen Nachrichten von einem bevorstehenden Angriff. Gegenmaßnahmen wurden getroffen. Es schien, daß der Beginn noch längere Zeit auf sich warten lassen würde. Ich entschloß mich daher, in Familienangelegenheiten und zur Vermählungsfeier des Rittmeisters Prinz Joachim von Preußen, der seit dem Herbst 1914 ein treues

Mitglied unseres Stabes war, auf zwei Tage nach Berlin zu fahren. Am 11. und 12. März war ich dort und erhielt Nachrichten, die den baldigen Beginn des Angriffs wahrscheinlich machten. Es war mir eine Beruhigung, als ich wieder in Kowno eingetroffen war.

Bereits am 16. begann der Russe sein Trommelfeuer, nicht bei Smorgon, wie wir erwartet hatten, sondern gegen die Enge zwischen Wischnjew- und Narotsch-See, zu beiden Seiten der Kleinbahn Swentzjany—Postawy und südwestlich Dünaburg. Der Artilleriekampf wurde in einer bis dahin im Osten unerhörten Stärke geführt und am 17. fortgesetzt. Am 18. begannen die Infanterieangriffe und hielten mit Unterbrechungen bis Ende März an.

Die Absicht der Russen war, unseren Nordflügel in Richtung Kowno abzuschnüren und ihn gleichzeitig durch Angriffe an anderer Stelle ins Wanken zu bringen. Im Nachstoß sollte er gegen die Küste nördlich des Njemen geworfen werden. Der Plan war großzügig.

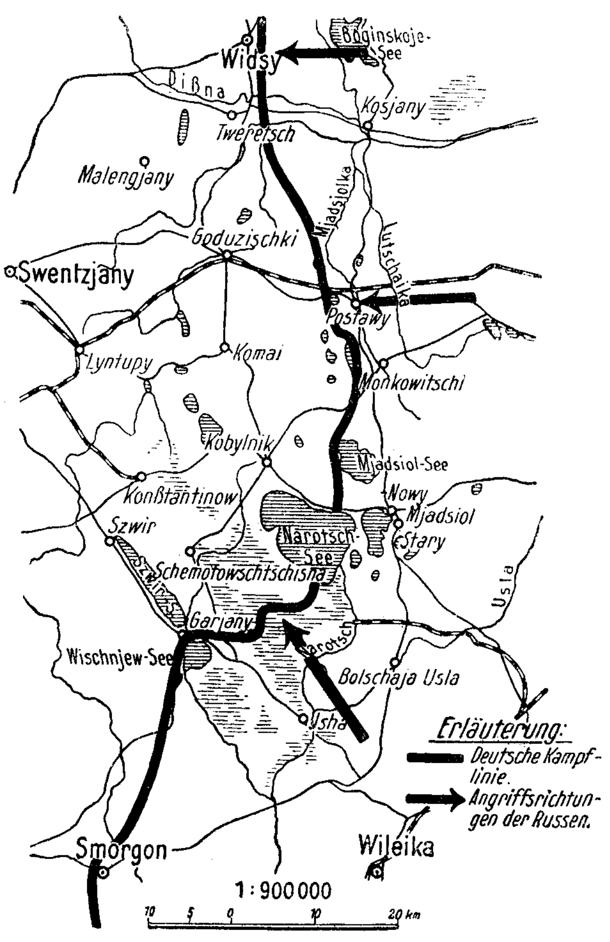
Das Abschnüren sollte dadurch eingeleitet werden, daß aus unserer Front durch die beiden Angriffe zwischen der Seenenge und von Postawy in Richtung Swentzjany ein Stück herausgeschnitten wurde. Das Frontstück war breit und gut gewählt. Unsere Reserven wären nicht zahlreich genug gewesen, um es wieder zu schließen. Sie kamen überdies bei den schlechten Eisenbahnverbindungen nach dem Narotsch-See — die Bahn dorthin war erst im Entstehen — nur schwer auf das Schlachtfeld. War das Loch geschlagen, so ergab sich das Weitere von selbst, der Weg in Richtung Kowno war frei.

Die Angriffe gegen die weiter nördlich gelegene Front wurden südlich des Dryswjaty-Sees bei Widsy und in der Hauptsache aus den Brückenköpfen von Dünaburg und Jakobstadt geführt.

In der Zeit vom 18. bis 21. März war die Lage der 10. Armee kritisch, die zahlenmäßige Überlegenheit des Russen gewaltig. Am 21. hatte er in der Seenenge einen für uns schmerzlichen Erfolg, auch westlich Postawy war sein Ansturm nur mit Mühe aufgefangen. Der Boden war aufgeweicht, in dem morastigen Gelände hatte sich das Tauwasser zu Teichen gesammelt, die Wege waren buchstäblich grundlos. In aller Eile von dem Oberkommando der 10. Armee und von uns herangeführte Verstärkungen kamen von der Bahn Wilna—Dünaburg her im Sumpfe watend nur langsam vorwärts. Eine ungeheure Spannung bemächtigte sich aller, wie es weiter gehen würde. Aber der Russe, dessen Angriff über noch ungünstigeres Gelände hinwegführte, als das in und rückwärts unserer Stellungen, war erschöpft. Als am 26. der russische Ansturm einen neuen Höhepunkt erreichte, hatten wir die Krise im wesentlichen überstanden.

Die Lage der Armeegruppe Scholtz und der 8. Armee war nicht

minder schwierig. Bei Widsy mußte die Leibhusaren-Brigade, in ihren Stellungen weit auseinandergezogen, sich feindlicher Massenanstürme erwehren. Sie tat es glänzend. Die feindlichen Angriffe weiter nördlich bei Dünaburg waren besonders hartnäckig. Divisionen aus den ältesten



Skizze 7. **Kämpfe am Narotsch-See März 1916.**

Jahrgängen schlugen sich mit derselben Hingebung wie neben ihnen ihre jüngeren Kameraden.

Bei Jakobstadt war die Front besonders dünn besetzt, die dort stehenden westpreußischen Regimenter aber taten ihre Schuldigkeit. Die feindlichen Vorstöße brachen zusammen.

Schon Ende März flaute der russische Angriff ab. Er war, wie da-

mals ohne Übertreibung gesagt wurde, in „Sumpf und Blut“ erstickt. Die Verluste der Russen waren außerordentliche gewesen. Die dünnen Linien unserer noch gut ausgebildeten und mit Offizieren hinreichend versehenen tapferen Truppen waren Herren über die Massentaktik des schlecht ausgebildeten russischen Heeres geblieben. Die Anstrengungen der beteiligten Truppen waren bei dem tief verschlammten Boden und dem naßkalten Wetter sehr schwer.

Die Front des Oberbefehlshabers Ost hatte ihre erste große Abwehrschlacht überstanden.

Für die höhere Führung verläuft diese nur scheinbar weniger spannend als die Angriffsschlacht; tatsächlich geht sie mehr auf die Nerven. Der höhere Führer muß sich damit begnügen, Reserven rechtzeitig zur Stelle zu schaffen; dazu müssen allerdings erst solche da sein. Das ist schwer zu erreichen, wenn ein Oberkommando gezwungen ist, dauernd aus der Hand in den Mund zu leben, wie wir es mußten. Es ist kein leichter Entschluß, Reserven zu verschieben, solange die feindliche Angriffsrichtung nicht einwandfrei erkannt ist, und doch muß es geschehen, sonst kommen sie zu spät. Auch ist es von der unteren Führung sehr viel verlangt, Reserven abzugeben, solange sie noch selbst an einen Angriff glaubt. In dem Vertrauensverhältnis, in dem Oberstleutnant Hoffmann und ich zu den entsprechenden Stellen der Armee-Oberkommandos standen, wurden diese ernsten Fragen ohne Reibungen zum Nutzen für die Armeen gelöst.

Anfang April trat Ruhe ein.

Am 28. April nahm die 10. Armee in einem vortrefflich vorbereiteten, mit großen artilleristischen Mitteln unterstützten Angriff den in der Märzschlacht verlorenen Geländeteil zwischen dem Wischnjew- und Narotsch-See zurück. Es war der erste Angriff im Osten, für den wir die im Westen üblich gewordenen Artilleriekampfmittel einsetzten. Der Erfolg war gut.

Wir rechneten mit Fortdauer des russischen Großangriffs auf unsere Front. Die Armeen wurden geordnet und Reserven ausgeschieden. Wir erhielten auf Anordnung der Obersten Heeresleitung aus der Front der k. u. k. Armee deutsche Divisionen. Im weiteren Laufe des Mai schienen neue Angriffe aus dem Rigaer Brückenkopf und auch in der Gegend von Smorgon bevorzustehen. Wir gruppierten uns entsprechend, dachten auch an einen Angriff unsrerseits. Bei den schwachen Kräften, über die wir verfügten, konnte dieser allerdings nur ein örtlicher, bei Riga, sein, der die Wegnahme des so unbequemen Brückenkopfes zum Ziele hatte.

Ende Mai besuchte uns Seine Majestät. Der Kaiser bereiste das ganze Gebiet des Oberbefehlshabers Ost. Der Generalfeldmarschall und ich begleiteten ihn. Wir kamen auch nach Mitau. Die deutschen Eindrücke,

die ich dort erhielt, werde ich nie vergessen. Alle Herren, die das erste Mal in das Baltikum fuhren, hatten das gleich starke Empfinden: Es ist ein Stück Heimaterde dort oben.

Anfang Juni bejubelten wir den Erfolg der deutschen Flotte in der Seeschlacht vor dem Skagerrak; auch eine der Großtaten dieses Krieges, die auf die Haltung der neutralen Staaten von Einfluß war. Leider wurde die Freude an dem Erfolge durch die Berichterstattung, die die Verluste zuerst niedriger, dann höher angab, gedämpft.

XII.

Ich hatte mit warmem Interesse die Taten unserer Marine verfolgt. In ihr waren im Frieden große Mittel festgelegt. Sie war jetzt neben dem Heere als vollwertiger Kampffaktor berufen, um den Sieg zu kämpfen und uns vor der Erdrosselung durch England zu schützen. Dessen Teilnahme an dem Kriege ließ erwarten, daß der Kampf nach geschichtlicher englischer Überlieferung gegen die gesamte Bevölkerung der Mittelmächte ohne Rücksicht auf das geltende Völkerrecht und die Gesetze der Menschlichkeit mit allen Mitteln geführt werden würde. Daß wir das offene Weltmeer mit unseren Kreuzern nicht halten konnten, war von vornherein klar. Die Mittelmeer-Division ging nach Konstantinopel. Unser Kreuzergeschwader in Ostasien und der Südsee war nach der Unternehmung der Japaner gegen Kiautschou, dessen Besatzung diesen verlorenen Posten tapfer verteidigte, ohne Stützpunkt. Es mußte in die heimatlichen Häfen zurückkehren. Die Schlachten bei Coronel am 1. November und bei den Falklandinseln am 3. Dezember 1914 bezeichnen des Kreuzergeschwaders Sieg, Not und Ende; sie erfüllen jedes deutsche Herz mit Stolz und tiefer Wehmut. Unsere Kreuzer und Hilfskreuzer haben die feindlichen Gewässer durch Minen verseucht und dann und wann noch das Weltmeer dem Feinde unsicher gemacht. Sie brachten deutschen Wagemut hoch zu Ehren, Entscheidendes vermochten sie nicht zu erringen. Trotzdem sind ihre Taten nicht vergebens gewesen. Auch an ihnen wird der Deutsche sich aufrichten.

Im Bosporus war die Mittelmeer-Division im wesentlichen zur Untätigkeit verurteilt, nachdem die Entente auf einen Angriff gegen Konstantinopel verzichtet hatte. Die feindliche Überlegenheit im Schwarzen und Mittelländischen Meer war stark. Die k. u. k. Marine hatte wenig Unternehmungslust. Sie machte nach der Kriegserklärung Italiens nur bedeutungslose Streifzüge an dessen Ostküste.

In der Ostsee standen sich die beiderseitigen Streitkräfte in Stärken gegenüber, die es ermöglichten, die deutsche Handelsschiffahrt aufrecht zu erhalten. Dies war wegen der Erzzufuhr aus Schweden für die Krieg-

führung von ausschlaggebender Bedeutung. Durch das Freihalten der Ostsee hat die Marine einem Teil ihrer Aufgaben entsprochen, zugleich dem Oberbefehlshaber Ost auch ermöglicht, einen Verkehr zwischen den deutschen Ostseehäfen und Libau einzurichten, was für die Versorgung unserer Truppen in Kurland von größter Wichtigkeit war. Die westliche Ostsee blieb Übungsplatz für unsere Marine.

Die Masse unserer Flotte stand in der Nordsee, gestützt auf die Elbmündung, Helgoland und Wilhelmshaven. Wir hätten mit ihr zu Beginn des Krieges in ausgesprochener Weise die Schlacht suchen müssen, wie dies auch der Großadmiral v. Tirpitz wollte, ohne allerdings mit diesem Streben durchzudringen. Nur so konnten wir die feindlichen Maßnahmen zerschlagen, über die wir uns kein klares Bild zu machen vermochten. Seit den englischen Flottenübungen 1910 und 1911 waren Anzeichen vorhanden, daß England an eine weite Blockade dachte. Sie stand nicht mit dem Völkerrecht in Einklang und konnte nur durchgeführt werden, wenn die Neutralen, besonders die Vereinigten Staaten, ihr willig zusahen.

England vermied die Schlacht. Auch die Briten hätten sie wagen müssen. Tradition, Stärke und Kriegslage forderten dies mit zwingender Gewalt. Hätte England die Schlacht gewonnen, so konnte es unsere Erzzufuhr aus Schweden entscheidend unterbinden, wir wären auch nie zu dem U-Bootkrieg in einem Umfang gekommen, der ihm gefährlich wurde. Großbritannien erhielt aber seine Flotte aus politischen Rücksichten. Es sah in einem Kampf mit der deutschen Flotte ein Risiko, das ihm seine Stellung in der Welt, unter den Verbündeten und im eigenen Reiche kosten konnte. Alle anderen Gründe, wie der Mangel an Docks an der Ostküste, um nach einer Schlacht schnell genug die Schäden wiederherzustellen, wirken nicht überzeugend. Daß England die Schlacht unterließ, ist kein Ruhmesblatt seiner doch sonst so stolzen Marine.

Das Seegefecht in der Deutschen Bucht am 28. August 1914, außerhalb Helgolands, hatte keine strategische Bedeutung. Der Wagemut riß unsere Kreuzer hin. Unsere Flotte blieb unternehmungslustiger als die feindliche. Wir beschossen mehrmals die seit Jahrhunderten unberührte englische Küste. Am 24. Januar 1915 hatte ein solcher Vorstoß zum Kampf bei der Doggerbank geführt.

Das Streben unserer Marine, die englische Flotte möglichst an unserer Küste zur Schlacht zu stellen, gewann klarere Gestalt, als Admiral Scheer die Hochseeflotte befehligte. Am 31. Mai 1916 gelang es ihm, die Schlacht herbeizuführen. Er scheute sie nicht, obschon er sich weitab von unseren Marinestützpunkten befand.

Bei der Zurückhaltung der feindlichen Flotte wurde eine Bedrohung unserer Marinefestungen unwahrscheinlich. Ihre Kriegsbesatzungen konnten

herausgezogen werden. Sie bildeten das Marinekorps, das nach der Einnahme Antwerpens an der flandrischen Küste Verwendung fand. Teile haben auch an der Landfront mutvoll gestritten.

Inzwischen hatte am 4. Februar 1915 — vorläufig gegen den Rat des Großadmirals v. Tirpitz, der den Zeitpunkt noch für verfrüht hielt, — der U-Bootkrieg gegen feindliche Handelsschiffe in einem Sperrgebiet um England begonnen. Die Zahl der U-Boote war sehr gering; ich übersehe nicht, welche Gründe hierfür maßgebend waren. Was die U-Boote allerdings leisteten, wurde erst im Kriege auf Grund der sich immer steigernden Erfolge ihrer Besatzungen und der sich hierauf aufbauenden Erfahrungen bekannt. Der am 4. Februar verkündete U-Bootkrieg kam nicht zur Entfaltung; das lag in seiner aus politischen Gründen gewählten einseitigen Führung allein gegen feindliche Handelsschiffe. Bald wurden ihm weitere Beschränkungen auferlegt, die ihn vollends lähmten. Nach dem Lusitaniafall schlief er gänzlich ein. Er sollte Ende November 1915 und im Februar 1916 zu kurzer Dauer aufleben. Die Vernichtung des Dampfers Sussex am 24. März 1916 hatte zur Folge, daß Deutschland am 4. Mai 1916 erklärte, den Handelskrieg nur noch nach dem Recht der Prisenordnung führen zu wollen. Damit war der U-Bootkrieg eingestellt.

Unsere Gegner haben sich in ihrer Sorge vor dem U-Bootkrieg nicht gescheut, ihn ein völkerrechtswidriges und unmenschliches Kriegsmittel zu nennen. Ein wunderbarer Ausspruch bei den dauernden Rechtsverletzungen der Entente. Neue Kriegsmittel schaffen neue völkerrechtliche Normen. Das haben auch die Vereinigten Staaten in ihrer Note an England vom 5. März 1915 anerkannt. Ebenso liegt ein englisches Urteil von maßgebender Bedeutung in einer Stellungnahme des Admirals Sir Percy Scott vor, die in den „Times" vom 16. Juli 1914 veröffentlicht ist. Er schreibt: „Eine solche Ankündigung — Blockade durch Minen und Unterseeboote — würde nach meiner Meinung völlig in der Ordnung sein, und wenn nach der Verhängung englische oder neutrale Fahrzeuge sie unbeachtet ließen und die Blockade zu brechen versuchten, so könnte man nicht sagen, daß sie den friedlichen Geschäften nachgingen, von denen Lord Sydenham spricht; würden sie bei dem Versuche versenkt, so könnte man das nicht als Rückfall in die Wildheit oder Piraterei in ihrer schwärzesten Form bezeichnen."

Es war unser gutes Kriegsrecht, für den U-Bootkrieg die Festsetzungen zu treffen, die wir für angemessen hielten, um unseren kriegerischen Zweck mit den Geboten der Menschlichkeit und der Rücksicht auf die Neutralen zu vereinigen. Wir haben den richtigen Weg gefunden, und keine Kritik kann hieran etwas ändern. Auch die Zukunft wird dies lehren.

Gleich zu Beginn des Krieges hatte England mit seinen völkerrechts-

widrigen Maßnahmen den Hungerkrieg gegen Deutschland und Österreich-Ungarn eröffnet. Die Würge- und Hungerblockade sollte den Körper schwächen und damit den Geist reif machen für das Gift der Propaganda. England verfolgte noch ein anderes Ziel: den Kampf gegen das Kind im Mutterleibe, um ein physisch minderwertiges Geschlecht in Deutschland entstehen zu lassen. Ein furchtbarer Kampf, wie er grauenhafter nicht gedacht werden kann. England handelte mit lückenloser Folgerichtigkeit, wie schon oft in seiner grausamen Geschichte. In schrittweisem Vorgehen und zielsicher unterdrückte die englische Regierung durch die orders in council vom 20. August und 29. Oktober 1914 sowie durch besondere wirtschaftliche und militärische Maßnahmen jede unmittelbare Zufuhr über See nach deutschen Häfen, jeden Einfuhrhandel über neutrale Länder und schließlich auch denjenigen mit den Erzeugnissen des neutralen Landes selbst. Der Trumpf war die Erklärung der Nordsee zum Kriegsgebiet am 2. November 1914. Dadurch wurden die nördlichen Zugänge zur Nordsee völlig abgesperrt und der neutrale Seehandel zur Fahrt durch den Kanal, dicht unter der englischen Küste und weiter auf einem einzigen Wege quer über die Nordsee gezwungen. Und doch hatte England zu Kriegsbeginn erklärt, daß es grundsätzlich die Festsetzungen der Londoner Deklaration als Norm seines Handelns anerkennen wolle; auch war seine Haltung in der Zeit vor dem Kriege eine ganz andere gewesen.

Durch die Kriegsgebietserklärung hatte es nunmehr offen zum Ausdruck gebracht, daß es sich durch die Regeln des Kreuzerkrieges nach Prisenordnung nicht mehr für gebunden hielt und jedes, also auch ein gewaltsames Vorgehen gegen die Schiffahrt im Kriegsgebiet für gerechtfertigt erachtete. Damit war Deutschland blockiert, ohne daß eine rechtsgültige Blockade bestand. Sie war allein schon deshalb im Sinne des Seekriegsrechts unwirksam, weil England den Verkehr in der Ostsee nicht verhindern konnte.

Die deutsche Sperrgebietserklärung vom 4. Februar 1915 war nichts anderes als eine dem englischen Vorgehen wesensgleiche Maßnahme. Sie gab England Anlaß zu einer weiteren Verschärfung des Wirtschaftskampfes gegen die Mittelmächte. Mit der sogenannten Blockadeorder vom 11. März 1915 bestimmte es, daß jedes von Deutschland kommende oder dorthin gehende Schiff beschlagnahmt würde. Alle nach Deutschland bestimmten und von dort ausgeführten Waren und ebenso alle Waren deutschen Eigentums oder solche deutschen Ursprungs, selbst wenn sie neutrales Eigentum waren, durften von nun an auch von neutralen Schiffen weggenommen werden. Dies war ebenfalls eine unerhörte Beugung des Rechts durch die Macht. England half sich damit, das Vorgehen als eine Repressalie gegen den im Februar 1915 eröffneten U-Bootkrieg zu bezeichnen.

Diese Stellungnahme wurde hinfällig, als Deutschland nach dem Sussex-Fall den U-Bootkrieg als solchen feierlich aufgab. England hätte jetzt nach Wegfall des Grundes zur Vergeltung auch seine sogenannte Blockade aufheben müssen, wenn es seinen eigenen Worten entsprechend handeln wollte. Es dachte aber gar nicht daran. Die Seesperre dauerte unverändert weiter.

Durch die order in council vom 7. Juni 1916 sagte sich England endgültig von der Londoner Erklärung los. Damit wurden formell auch diejenigen Bestimmungen beseitigt, an die man sich trotz der gegebenen Zusicherungen tatsächlich niemals gehalten hatte. Der Völkerrechtsbruch sollte rechtsgültig gemacht werden!

Die fortgesetzte Vergewaltigung des Völkerrechts durch England spürten auch wir im Osten, sie sollte schließlich der Entente zum Siege über Deutschland verhelfen, da die Vereinigten Staaten vor und nach ihrem Eintritt in den Krieg sie billigten und die Neutralen Europas unter dem Zwange Englands standen.

XIII.

Der deutsche Angriff auf Verdun hatte zu keinem durchschlagenden Ergebnis geführt. Er hatte im Mai den ausgesprochenen Charakter der ersten großen Zermürbungsschlacht angenommen, in der durch Masseneinsatz von Menschen und Kriegsmaterial immer wieder an gleicher Stelle um die Entscheidung gerungen wurde.

An den übrigen Teilen der Westfront war Ruhe.

Am 15. Mai hatte endlich der österreichisch-ungarische Angriff gegen Italien begonnen. Ihm waren zunächst schöne Erfolge beschieden. Er drang bis zur Linie Asiago—Arsiero durch. Schon Ende des Monats war aber zu erkennen, daß die Schwungkraft verloren ging.

An der mazedonischen und den türkischen Fronten herrschte Ruhe. Nur in Mesopotamien wurde gekämpft. Kut el Amara war Ende April genommen. Generalfeldmarschall v. der Goltz hat diesen Erfolg, den er vorbereitet hatte, nicht mehr erlebt. Er ist kurz vor dem Angriff an Fleckfieber verstorben.

Im Osten, gegenüber der k. u. k. Front, machten sich Anzeichen für örtliche Angriffe bemerkbar, während die Hauptmasse des russischen Heeres immer noch vor der deutschen Front stand, um hier anzugreifen.

Die Entente beabsichtigte einen gewaltigen Schlag gegen ihren gefährlichsten Gegner, das deutsche Heer. Im Westen sollte es zum Angriff an der Somme kommen. Im Osten hatte der Russe diesmal mit dem Hauptdruck über Baranowitschi, Smorgon und Riga anzugreifen. Die Anfang Juni bei Lutzk, Tarnopol und am Dnjestr an der österreichisch-

ungarischen Front beginnenden Kämpfe waren zunächst mehr demonstrativer Natur.

Es wurden gegen die Druckstellen der deutschen Front erheblich stärkere Kräfte bereitgestellt und eingesetzt als zu Anfang gegen Lutzk und die Bukowina. Erst die überraschend großen Erfolge über die österreichisch-ungarischen Truppen haben den Russen veranlaßt, auf die Durchführung des Großangriffs gegen die Front des Oberbefehlshabers Ost zu verzichten und den Schwerpunkt seines Handelns — unter Beibehalt der Angriffsrichtung Baranowitschi — gegen österreichisch-ungarische Truppen zu legen. Je widerstandsfähiger sich die deutsche Front erwies, desto mehr ließ der Russe von ihr ab, desto gewaltsamer warf er sich gegen seinen schwächeren Gegner, die k. u. k. Armee, zwischen dem Pripjet und den Karpathen.

Dieser Kampflage entsprechend mußte die Front des Oberbefehlshabers Ost immer mehr geschwächt werden, um die südwärts gelegenen Fronten zu verstärken. Es trat ein inniger Zusammenhang der taktischen Handlungen zwischen der Heeresgruppe Generalfeldmarschall Prinz Leopold von Bayern und der des Oberbefehlshabers Ost, aber auch zwischen der deutschen und der österreichisch-ungarischen Front ein. Die bisherige Befehlsgliederung trug wohl dem Zustande der Ruhe, nicht aber Lagen Rechnung, die sich aus russischen Angriffen entwickeln konnten. Hier war schnelles Handeln geboten. Ein Umweg über die beiderseitigen Heeresleitungen in Charleville oder Pleß und Teschen konnte mit Zeitverlusten verbunden sein, die nie gerechtfertigt sind. Schon bei der großen März-Offensive war diese Befehlsgliederung störend empfunden worden. Reibungen waren nur durch unser vortreffliches Zusammenarbeiten mit der Heeresgruppe Generalfeldmarschall Prinz Leopold von Bayern und der unter ihr stehenden Armeegruppe Woyrsch vermieden worden. Seit dieser Zeit war der Gedanke einer Vereinheitlichung des Oberbefehls an der Ostfront nicht mehr von der Tagesordnung geschwunden. Es kam zunächst die Unterstellung der letztgenannten Heeresgruppe unter den Oberbefehlshaber Ost in Frage. Da aber etwas Ganzes zu schaffen war, wie dies der Krieg immer verlangt, so mußte der Oberbefehlshaber Ost den Befehl über die gesamte Ostfront von dem Rigaischen Meerbusen bis zu den Karpathen erhalten. Es bedurfte bitterer Lehren, ehe dies erreicht wurde. Äußerlichkeiten, die mit der Sache nichts zu tun hatten, erschwerten die Lösung. Insonderheit war es für das k. u. k. Armee-Oberkommando aus sogenannten Prestigegründen ein nur schwer faßbarer Gedanke, seine taktische Befehlsgewalt über k. u. k. Truppen beschränkt zu sehen. Bei allen Regelungen der Befehlsbefugnisse hatte dieses Ober-Kommando den österreichisch-ungarischen Standpunkt, den Schein der militärischen Vorherrschaft Deutschlands nicht aufkommen zu lassen, eifersüchtig ge-

wahrt. Deutscherseits wurden allein die rein militärischen Erfordernisse immer scharf in den Vordergrund gestellt.

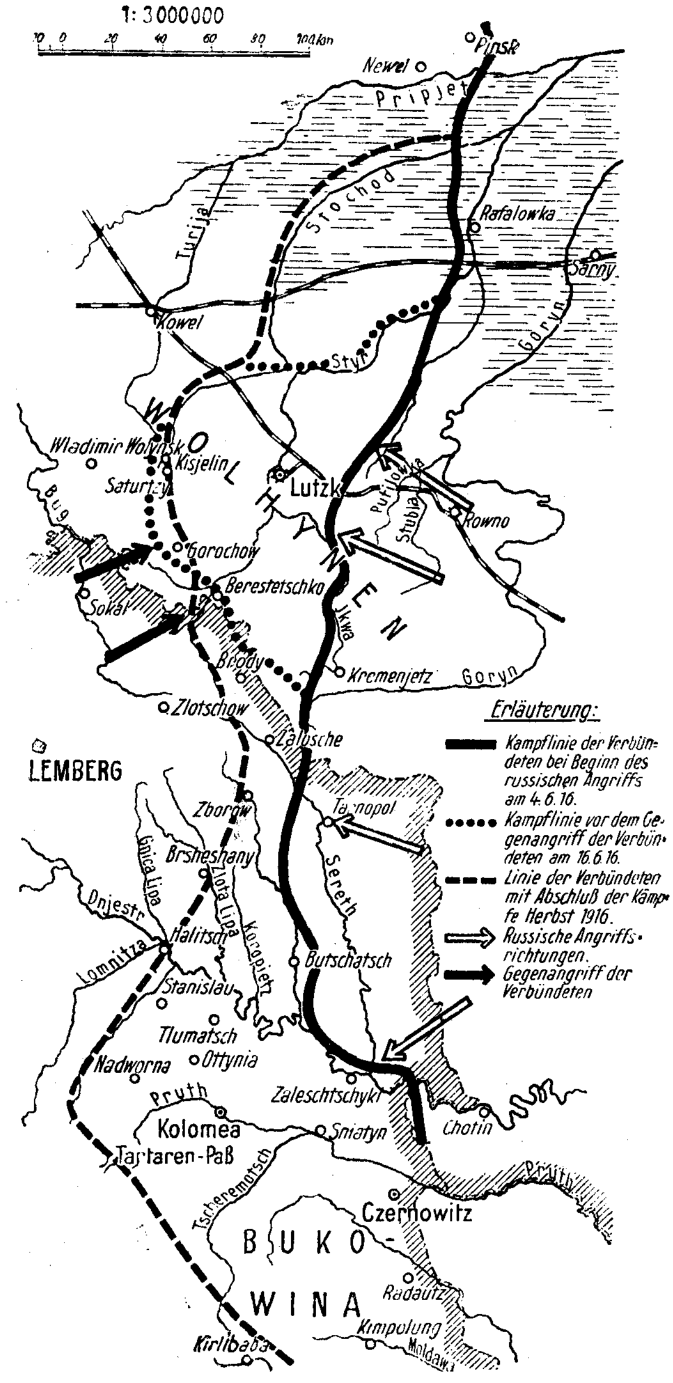
Am 4. Juni begann der russische Angriff gegen die österreichisch-ungarische Front östlich Lutzk, bei Tarnopol und hart nördlich des Dnjestr.

Die Angriffe wurden mit keiner ausschlaggebenden Überlegenheit geführt. Sie wurden in der Gegend von Tarnopol von der Armee des Generals Grafen v. Bothmer, der nach dem General v. Linsingen die deutsche Südarmee übernommen hatte, glatt abgeschlagen, dagegen führten sie an den beiden anderen Stellen zu einem vollen russischen Erfolg. In die österreichisch-ungarische Front brach der Russe an beiden Stellen tief ein. Was aber noch bedenklicher war, die k. u. k. Truppen hatten eine so geringe Widerstandsfähigkeit gezeigt, daß die Lage an der Ostfront mit einem Schlage ungemein ernst wurde. Obschon wir selbst mit einem Angriff rechneten, stellten wir sofort Divisionen zum Abmarsch nach Süden bereit. Die Heeresgruppe Generalfeldmarschall Prinz Leopold von Bayern verfuhr in gleicher Lage entsprechend. Die deutsche Oberste Heeresleitung beanspruchte beide Heeresgruppen sehr stark, sie zog auch vom Westen Divisionen heran. Die Sommeschlacht hatte damals noch nicht begonnen. Österreich-Ungarn stellte allmählich seine italienische Offensive ein und sandte gleichfalls Truppen nach seiner Ostfront.

Die italienische Armee ging darauf gegen Tirol zum Angriff über. Die Kriegslage hatte sich vollkommen geändert. Sie sollte sich bald darauf durch den Beginn der Sommeschlacht und später durch die Kriegserklärung Rumäniens noch schärfer zu unseren Ungunsten verschieben.

Die deutsche Oberste Heeresleitung scheint gehofft zu haben, den feindlichen Durchbruch bei Lutzk durch einen Gegenangriff ausgleichen zu können, ähnlich wie es uns später im November/Dezember 1917 bei Cambrai gelang, während der tiefe Einbruch am Dnjestr aufgefangen werden sollte.

Der russische Angriff bei Lutzk fraß sich bei dem Versagen der österreichisch-ungarischen Widerstandskraft schnell vorwärts und erreichte längs der Eisenbahn nach Kowel den Stochod. Die ersten deutschen Verstärkungen wurden mit in den Rückzug verwickelt. Am Stochod, zu beiden Seiten der Bahn, bildete sich allmählich eine neue deutsche Front. Sie stand in Fühlung mit den am Styr stehengebliebenen österreichisch-ungarischen Truppen. In westlicher Richtung war der Russe weniger scharf gefolgt, obschon hier ein großer Sieg winkte. Er hatte aber zu wenig Truppen zur Stelle, um die Lage auszunutzen. Die geschlagene k. u. k. 4. Armee konnte ihre Trümmer hart westlich des Stochod bei Saturzy—Kisjelin sammeln. Es war natürlich, daß der südlich Lutzk freigewordene österreichisch-ungarische Flügel scharf zurückschwenken mußte,



Skizze 8. Angriff der Russen 1916.

um nicht aufgerollt zu werden. Auch hier fehlte Brussilow die Kraft zu energischem Nachstoß.

Die weiter eintreffenden Verstärkungen kräftigten die Front zu beiden Seiten der Bahn Kowel—Lutzk, nahmen weiter südlich die 4. Armee auf und bildeten eine starke Angriffsgruppe etwa um Gorochow hinter dem nach Südwesten zurückgeschwenkten Flügel. Die gespannte Lage gestattete nicht, das Eintreffen aller Verstärkungen abzuwarten und einheitlich anzugreifen, auch wenn die Heeresgruppe Linsingen dies immer wieder anstrebte. Die vor allem von deutschen Truppen während der zweiten Junihälfte und in den ersten Julitagen ausgeführten Gegenangriffe hatten nur örtliche Erfolge.

Der russische Angriff am Dnjestr hatte die k. u. k. Divisionen des Generals v. Pflanzer-Baltin vom Nordosten her in Richtung Okna (östlich Zaleschtschyki)—Sniatyn durchbrochen und sehr bald südlich des Stromes erheblich Gelände gewonnen; Czernowitz fiel. Bis Ende Juni hatte der Russe die Linie Tlumatsch am Dnjestr—Kolomea—Kimpolung erreicht und war darüber hinaus im Vordringen gegen die Karpathenpässe.

Die österreichische Front südlich des Dnjestr, ursprünglich zwischen dem Strom und der rumänischen Grenze östlich Czernowitz nur schmal, hatte sich um ein Vielfaches verbreitert. Die langen neuen Linien waren jetzt daher nur ganz dünn besetzt.

Bei den außerordentlich schlechten Bahnverbindungen konnten Verstärkungen besonders schwer dorthin gebracht werden. Auch deutsche Truppen fuhren an den Dnjestr und in die Karpathen. Sie kamen vom Oberbefehlshaber Ost und aus dem Westen. Alles, was an frischen Divisionen daselbst eintraf, genügte kaum, die Front zu halten. Unter diesen Umständen waren Gegenangriffe nicht am Platze. Sie wurden allerdings von unseren Truppen versucht, mußten aber ohne Ergebnis bleiben. Die reine Abwehr wäre hier von vornherein richtiger gewesen. Der Russe kämpfte aber gleichfalls mit außerordentlichen Schwierigkeiten des Nachschubes und war nicht stark. Das half der k. u. k. Armee mehr als ihr eigener Widerstand. Dem völligen Versagen unserer Bundesgenossen südlich des Dnjestr zufolge mußte sich General Graf v. Bothmer entschließen, Anfang Juli seinen rechten Flügel von Butschatsch ab etwa bis zur Koropietzmündung zurückzunehmen. Im übrigen hatte die Armee, dank seiner hervorragenden Einwirkung auf die ihm unterstehenden k. u. k. Truppen, alle Angriffe der Russen abgeschlagen.

Während die russischen Stöße gegen die österreichisch-ungarische Armee noch die ersten Anfangserfolge zeitigten, und der größte Teil der Reserven des Oberbefehlshabers Ost und der Heeresgruppe Generalfeldmarschall Prinz Leopold von Bayern an die Front der Verbündeten abge-

gangen war, setzte am 13. Juni ein überaus starker russischer Angriff gegen die Armeeabteilung Woyrsch ein. Er brach vollständig zusammen. Es war ein ungemein schwerer Kampf. Die Heeresgruppe und General v. Woyrsch hatten ihre Reserven verausgaben müssen.

Wir rechneten zu jener Zeit immer noch mit Angriffen bei Smorgon oder, wie es jetzt wieder schien, auf den alten Schlachtfeldern vom März sowie bei Riga. Hier stand der Russe nach wie vor mit sehr starken Kräften.

Trotzdem schwächten wir uns aufs äußerste, um den Armeen weiter südlich zu helfen. Wir zogen für unsere lange Front Bataillone als Reserven zurück. Ich bildete solche auch aus den Rekrutendepots, obwohl ich mir klar war, daß dies nur ein Tropfen auf den heißen Stein sein würde, wenn der Russe einen wirklichen Erfolg irgendwo davontrug. Das Vertrauen in unsere Truppen, daß sie auch bei dünner Besetzung ihre Stellungen halten würden, war unbegrenzt. Unsere Spannung wuchs mit den fortschreitenden Ereignissen.

Zunächst hatte sich der Russe vor unserer Front noch nicht merklich geschwächt. Er mußte sich entschließen, ob er uns wirklich angreifen oder seine Erfolge im Süden ausnutzen und festhalten wollte. Daß wir und Österreich-Ungarn dorthin Verstärkungen senden würden, vermochte er sich ohne weiteres zu sagen. Er suchte die Schlachtentscheidung an der österreichisch-ungarischen Front, verfügte jedoch über so viele Reserven, daß er auch unsere Front heftig angreifen und uns zum mindesten davon abhalten konnte, noch weitere Kräfte nach Süden zu schicken.

Während die deutschen und die k. u. k. Truppen auf der Peripherie des Lutzker Bogens, am Dnjestr und in den Karpathen eintrafen und in der zweiten Junihälfte beinahe überall örtlich angriffen, führte der Russe seine Verstärkungen in die Durchbruchstellen hinein und brachte die deutschen Teilangriffe durch Gegenstöße zum Stehen.

Er zwang Mitte Juli nach erbitterten Kämpfen, bei denen die k. u. k. Truppen wieder nur geringe Widerstandsfähigkeit zeigten, die deutschen, im Lutzker Bogen ihre anfänglichen Erfolge aufzugeben. Er drang auch nach Südwesten, Styr aufwärts, weiter vor. General v. Boehm-Ermolli sah sich veranlaßt, seinen linken Flügel und seine Mitte auf die galizische Grenze zurückzunehmen. Im Lutzker Bogen war der russische Angriff aber aufgefangen.

Südlich des Dnjestr nach den Karpathen zu gewann der Russe noch weiter Gelände.

Während dieser Kämpfe an den beiden Hauptbrennpunkten erfolgten starke russische Angriffe an der Front des Oberbefehlshabers Ost zwischen Narotsch- und Wischnjew-See und bei Smorgon, bei der Heeresgruppe Generalfeldmarschall Prinz Leopold nordöstlich und südlich Baranowitschi,

bei der Heeresgruppe v. Linsingen gegen den Styrbogen. Auch bei Graf Bothmer wurde gekämpft.

Ein gewaltiges Ringen war Anfang Juli an dem größten Teil der Ostfront im Gange, während an der Somme England und Frankreich ihre ersten Erfolge erzielten.

Wir hielten den Angriff aus und schlugen ihn in mehrtägigen Kämpfen restlos ab. Bei den k. u. k. Truppen der Armeegruppe Woyrsch erfolgte ein Einbruch, wir gaben alle unsere mühsam zurückgehaltenen Reserven dorthin, um die Front zu stützen; sie behauptete sich. Vom 8. Juli an flauten hier die Kämpfe ab.

Der russische Angriff auf den Styrbogen nördlich Lutzk hatte vollen Erfolg. Die k. u. k. Truppen ließen sich an mehreren Stellen durchbrechen, deutsche Formationen, die helfen sollten, kamen auch hier in eine schwierige Lage, General v. Linsingen sah sich am 7. Juli gezwungen, seinen linken Flügel hinter den Stochod zu nehmen. Auch der rechte der Heeresgruppe Generalfeldmarschall Prinz Leopold von Bayern — der Teil der Armeegruppe Gronau südlich des Pripjet — mußte dorthin ausweichen.

Es war dies eine der größten Krisen der Ostfront. Die Hoffnung, daß die k. u. k. Truppen die unbefestigte Stochodlinie hielten, war nur gering.

Wir wagten es, uns noch weiter zu schwächen, auch Generalfeldmarschall Prinz Leopold von Bayern nahm das gleiche auf sich. Obschon die russischen Angriffe jeden Augenblick von neuem beginnen konnten, wurde weiter gestreckt, einzelne Regimenter wurden freigemacht, um den linken Flügel der Heeresgruppe Linsingen nordöstlich und östlich Kowel zu stützen. Wich dieser noch weiter zurück, so war nicht auszudenken, wohin wir kommen würden. Es waren ungemein ernste Tage, wir gaben alles weg und wußten wohl, daß uns keiner helfen konnte, wenn der Feind uns angriff. Und wirklich geschah dies! Mit außerordentlicher Kraft stürmte der Russe am 16. Juli hart westlich der Düna aus dem Rigaer Brückenkopf heraus an. Im ersten Anlauf gewann er Gelände. Es verging eine schwere Zeitspanne, bis die Krise auch hier dank der Tapferkeit der Truppen und der Sorgfalt bei der Führung der 8. Armee, die mit einzelnen Bataillonen und Batterien arbeiten mußte, beseitigt war.

Noch waren diese Kämpfe nicht abgeschlossen, als Ende Juli wiederum sichere Anzeichen für die Fortsetzung der Angriffe bei Baranowitschi und gegen den Stochod in seinem ganzen Laufe vorlagen. Mit banger Sorge sahen wir ihnen entgegen, die Truppen waren durch die steten Kämpfe erschöpft und mußten weite Fronten decken, die k. u. k. Truppen hatten jedes Zutrauen zur eigenen Kraft verloren und bedurften überall des deutschen Rückhalts.

Bis zum Stochod überblickten wir die Lage, weiter südlich waren wir

nicht so im Bilde. Wir wußten nur, daß jetzt auch Generaloberst v. Boehm-Ermolli bei Brody Angriffe erwartete, und daß der Russe seinen Angriff zwischen Dnjestr und den Karpathen mit aller Kraft fortsetzte und weiter in dem Gebirge nach dem Kamme zu Gelände gewann. General Graf Bothmer war wie ein Fels in der brandenden See weiterer feindlicher Angriffe im wesentlichen Herr geblieben.

Es war klar, der Russe holte von neuem zu einem gewaltigen Schlage aus, während wir weiter an der Somme stark bluteten und die k. u. k. Armee an der italienischen Front hart bedrängt wurde. Gewitterstimmung lag in der Luft, die Nerven arbeiteten aufs äußerste.

XIV.

In den schweren und spannungsvollen Tagen, die wir in Kowno seit Anfang Juni durchlebt hatten, standen wir mit der Obersten Heeresleitung in engster Verbindung. Wir hatten immer wieder auf die Notwendigkeit eines einheitlichen Oberbefehls an der Ostfront hingewiesen. Gewiß war es zur Not auch so gegangen, aber es hatte sich doch auch gezeigt, daß das Verschieben von Reserven reibungsloser sich gestalten mußte, wenn nur ein Wille an der Ostfront herrschte. Schon Ende Juni waren der Generalfeldmarschall und ich nach Pleß befohlen, um unsere Ansichten über die Lage im Osten klarzulegen. Sie konnte nur als sehr ernst bezeichnet werden. Wir kamen selbstverständlich auf die Schaffung eines einheitlichen Oberbefehls zurück und betonten dabei die Notwendigkeit einer noch schärferen Vermischung der k. u. k. mit den deutschen Verbänden. Auch die Front des Oberbefehlshabers Ost könne an ruhigen Stellen österreichisch-ungarische Truppen einsetzen. Den größten Wert legten wir darauf, daß die Ausbildung der k. u. k. Armee, vor allem der Infanterie, nach wirklich neuzeitlichen Grundsätzen erfolge.

Die Fahrt nach Pleß brachte für die Regelung des Oberbefehls keinen Erfolg. Die Widerstände waren noch zu groß. Dagegen faßte die Oberste Heeresleitung den Entschluß, durch Abgaben aus dem Westen und Osten für die österreichisch-ungarische Front drei Divisionen zu bilden. Sie sollten etwa Anfang August in Polen verwendungsbereit sein. Mit dem erbetenen Austausch von deutschen und k. u. k. Divisionen wurde begonnen. Wir erhielten eine abgekämpfte k. u. k. Infanterie-Truppen-Division, die bei der 10. Armee die 10. Landwehr-Division freimachte. Diese wurde sofort General v. Linsingen zugeführt. Eine zweite k. u. k. Division, die zugesagt war, konnte in der Notlage des Kampfes nicht mehr herausgezogen werden.

Die österreichisch-ungarische Armee hatte ihre Ersatzgestellung derartig geregelt, daß jedem Infanterie-Regiment, und zwar allen gleichzeitig, in

bestimmten Zwischenräumen ein sogenanntes Marschbataillon, aus Ersatzmannschaften bestehend, zugeführt wurde. Diese Bataillone gliederten sich oft als Kampfbataillone den Regimentern an. Regimenter, die keine Verluste hatten, zählten zuweilen fünf bis sechs statt drei Bataillone, während andere sehr niedrige Stände besaßen. Es war ein Ausgleich am Platz, der naturgemäß bei den vielen Nationalitäten der k. u. k. Armee ungemein schwer zu bewirken war. Etatsunterschiede der Truppen blieben auch weiterhin bestehen. Bedenklicher war es, daß die Ausbildung der Marschbataillone der Infanterie eine recht ungenügende war. Sie lieferten nur hohe Gefangenenzahlen. In der Ausbildung dieser Marschbataillone mußten wir einsetzen. Wir taten es auch. Dabei sind wir auf gute und brauchbare Soldaten gestoßen; der Offizier allerdings, über den die k. u. k. Armee damals noch verfügte, war weich und nicht in dem strengen Pflichtbewußtsein großgezogen, wie es bei uns deutschen Offizieren zu finden ist.

Am 27. Juli wurden wir nochmals nach Pleß befohlen. Die Nachricht über den Fall von Brody, die an diesem Tage eintraf, veranlaßte das k. u. k. Oberkommando, seinen bisherigen Standpunkt teilweise fallen zu lassen. Es willigte ein, daß der Generalfeldmarschall v. Hindenburg den Oberbefehl bis südlich Brody übernahm. Die Armeen der Generale Graf Bothmer und v. Pflanzer-Baltin bildeten bereits eine Heeresgruppe unter dem Erzherzog-Thronfolger mit General v. Seeckt als Chef. Wir verblieben unter dem Oberbefehl der deutschen Obersten Heeresleitung. Die Heeresgruppe Erzherzog Karl unterstand nach wie vor dem k. u. k. Armee-Ober-Kommando. Zu einem ganzen Entschluß hatte man sich noch nicht durchringen können. Immerhin bot die jetzige Gliederung so wesentliche Vorteile, daß ich sie als einen großen Fortschritt ansah.

Wir kehrten zunächst nach Kowno zurück. Ich nahm Abschied von der Stätte, wo ich eine glückliche Zeit friedlicher Arbeit und schließlich so kritische Stunden verlebt hatte. Viele treue Mitarbeiter ließ ich in der Verwaltung zurück. Der militärische Stab blieb so, wie er zusammengesetzt war.

Ich hatte vorgeschlagen, zunächst die Armee-Ober-Kommandos der bisherigen k. u. k. Front aufzusuchen, um ein eigenes Urteil über die Lage zu gewinnen. Bestimmungen über ein neues Quartier waren noch nicht getroffen. Ein Verbleiben in Kowno kam nicht in Betracht, es lag zu weit nördlich. Vorläufig wollten wir in unserem Eisenbahnzug wohnen.

General v. Eichhorn übernahm unter Beibehalt seines Oberkommandos über die 10. Armee den Heeresgruppenbefehl über die Armeegruppe Scholtz und die 8. Armee. Die 12. Armee trat unter den Befehl der Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern.

Der erweiterte Oberbefehl an der Ostfront August 1916.

Hierzu Textskizze Nr. 8 Seite 174.

I.

Am 3. oder 4. August waren wir in Kowel, dem Hauptquartier des Generals v. Linsingen. Sein Chef war Oberst Hell, der bisherige Chef der 10. Armee. Er hatte sein neues Amt im Juli übernommen und war für diese so ungemein schwierigen Verhältnisse der richtige Mann am richtigen Fleck.

Die Ostfront hatte wieder schwere Tage hinter sich. Der gewaltige russische Ansturm hatte sich inzwischen entladen. Das Ende der Kämpfe konnte gar nicht abgesehen werden. Die Truppen waren stark angegriffen. Eine Ablösungsmöglichkeit lag nur in ganz engem Rahmen vor. Es standen an der Ostfront zuviel Truppen mit sehr alten Jahrgängen, die wir nicht gern an den Hauptkampfstellen einsetzten.

Während die Kämpfe bei Riga abflauten, griff der Russe am 25. Juli abermals nördlich Baranowitschi, und zwar dort an, wo er k. u. k. Truppen vermutete und seinerzeit Erfolge errungen hatte; diese waren inzwischen durch einen deutschen Gegenangriff eingeschränkt worden. Die am 25. und 27. mit großer Wucht geführten russischen Angriffe waren ohne jedes Ergebnis geblieben.

Die Kämpfe bei der Heeresgruppe v. Linsingen hatten sich bis in die zweite Julihälfte hingezogen. Sie hörten nie völlig auf. Es lag schwer auf der Heeresgruppe. Die Front war nicht fest.

Am 28. Juli hatte der große russische Angriff längs des Stochod begonnen und mit unerhörter Heftigkeit bis zum 1. August abends angedauert. Der Russe hatte eine vielfache Überlegenheit zusammengefahren und sie ohne Rücksicht auf Verluste immer von neuem eingesetzt. An vielen Stellen hatte es sehr kritische Augenblicke gegeben. Deutsche Landwehrtruppen mußten den in österreichisch-ungarische Linien eingedrungenen Feind zurückwerfen; selbst deutsche Truppen verloren in ihren dünnen Linien Gelände, die Verluste waren schwer. Schließlich wurde doch unter Aufbietung aller Kraft die Front gehalten.

Der Kampf hatte sich auch nach Norden auf die Armeegruppe Gronau ausgedehnt, die sich mit ihren schwachen Kräften weit auseinandergezogen

in vorbildlicher Ruhe kraftvoll wehrte. Sie verausgabte ihre geringen Reserven mit äußerster Umsicht und hatte immer noch etwas übrig, um den äußersten linken Flügel des Generals v. Linsingen zu unterstützen.

Die Stimmung dieses Oberkommandos war naturgemäß sehr ernst, aber entschlossen fest. Es herrschte volle Klarheit darüber, daß der Russe trotz seiner ungeheuren Verluste die Angriffe bald und auf lange Zeit hinaus fortsetzen würde. Er hatte genug Menschen, aber er brauchte sie zu schonungslos; mit solcher Taktik erzielte er gegen unsere dünnen Linien keinen Erfolg. Das Oberkommando der Heeresgruppe hoffte Herr der Lage zu bleiben.

Ich sah in Kowel auch General v. Bernhardi, der die Front an und zwischen den von Kowel nach Lutzk und Sarny führenden Bahnen befehligte — ein leidenschaftlicher Soldat und durchglüht von der Liebe zum Vaterlande.

Am Abend waren wir in Wladimir-Wolynsk beim k. u. k. 4. Armee-Kommando, das General v. Linsingen unterstand. Die Armee war ganz von deutschen Truppen durchsetzt. Der Oberbefehlshaber, Generaloberst v. Tertszczanski, ein nervöser Herr, war auf das „österreichische Prestige" überaus bedacht und hat damit dem General v. Linsingen viele Schwierigkeiten bereitet. Wir aßen bei ihm. Marschbataillone bildeten für den Generalfeldmarschall von der Bahn bis zur Speiseanstalt Spalier. Die Soldaten machten einen guten und frischen Eindruck.

General v. Tertszczanski sprach sich damals auffallend freimütig über das Verhalten der k. u. k. Truppen während der letzten Kämpfe aus. Es war kein erfreuliches Bild, das wir gewannen.

Am nächsten Morgen waren wir in Lemberg, dem Hauptquartier des k. u. k. 2. Armee-Kommandos. Ich war überrascht von der Schönheit Lembergs und dessen deutschem Aussehen. Es stand damit ganz im Gegensatz zu Krakau, das durchaus den Charakter einer polnischen Stadt hat. Wir lernten in General v. Boehm-Ermolli und seinem Chef, General Bardolf, klar sehende und richtig urteilende Soldaten kennen, mit denen zusammenzuarbeiten allen deutschen Dienststellen immer eine Freude war. Sie gaben sich über die nur geringe Widerstandsfähigkeit ihrer Truppen keinerlei Täuschung hin; die Armee war nach russischen Angriffen Ende Juli hinter Brody und den oberen Sereth zurückgenommen worden. Beide Herren waren erfreut, als ihnen eine gemischte deutsche Abteilung für die nächsten Tage zugesagt werden konnte. Sie rechneten mit Sicherheit auf die Fortsetzung des feindlichen Angriffs. Wir verlebten im Kameradenkreise des Armee-Oberkommandos noch einige Stunden und schieden mit dem Gefühl, daß es selbst auf voller Höhe sei. An der Front aber war bei dem bevorstehenden russischen Angriff trotz der starken Stellung mit einer ernsten Krise zu rechnen, da es uns nicht möglich war, rechtzeitig Verstärkungen dorthin zu bringen.

In Lemberg sprach ich auch General v. Seeckt, der die Lage der Heeresgruppe Erzherzog Karl namentlich südlich des Dnjestr sehr ernst beurteilte. Der Russe hatte sich scharf an die Stellung westlich Tlumatsch—Ottynia herangeschoben und zum Teil den Karpathenkamm zwischen Tataren-Paß und der Grenze Rumäniens erstiegen. Wir waren mit dem Schicksal dieser Heeresgruppe auf Tod und Leben verbunden; die ernste Lage dort mußte naturgemäß auch uns schwere Sorge bereiten. Gab die Heeresgruppe südlich des Dnjestr noch weiter nach, so zog sie ihren linken Flügel und später auch den rechten der erweiterten Ostfront mit. Die Verhältnisse der Heeresgruppe mußten wir, auch wenn sie uns nicht unterstand, dauernd mit in Rechnung einstellen. Wir halfen ihr auch aus. Zur Zeit war auf Anordnung der Obersten Heeresleitung die 1. Inf. Div., die schon im Winter 1915 in den Karpathen gefochten hatte, dorthin aus dem Westen durch Ungarn im Anrollen. Ich hätte sie lieber nördlich des Gebirges gehabt. Die Wahrscheinlichkeit, daß der Russe sich zwischen unserer Front und der Moldau in die Karpathen zur Umfassung unseres äußersten rechten Flügels hineinschieben würde, war doch nur gering. Die rückwärtigen Verbindungen waren viel zu schlecht. Die Gefahr konnte nie groß werden. Es blieb möglich, ihr immer noch trotz der unglaublichen Bahnverhältnisse Ungarns rechtzeitig entgegenzutreten. Das k. u. k. Armee-Oberkommando in Teschen fürchtete aber einen russischen Einfall in Ungarn; die Hilferufe von dort waren stärker als militärische Gründe.

Auf der Rückfahrt nach Brest-Litowsk, wo wir uns mit unserem Zug zunächst aufhalten wollten, sprachen wir noch die Generale v. der Marwitz und Litzmann, die jetzt im Rahmen der Heeresgruppe Linsingen aus deutschen und k. u. k. Truppen gemischte Gruppen führten. Sie sahen ihre Lage, falls der Russe weiter angriff — und damit rechneten auch sie — für recht ernst an und begründeten dies mit Schilderungen aus den letzten Kämpfen. General v. der Marwitz war wie General Litzmann eine prächtige Soldatennatur und ein unerschrockener Führer, dem das Wohl und die Ausbildung der Truppe besonders am Herzen lag.

Überall hatten wir das gleiche Lied gehört: die Krise im Osten bestand noch in voller Schärfe.

Ich hatte mir die Aufgaben gestellt: Festigung der Front und Ausbildung der k. u. k. Armee. Wie weit ich hierin erfolgreich sein würde, blieb zweifelhaft.

II.

Unser Hauptquartier im Zuge auf dem Bahnhofe von Brest-Litowsk bot nichts Glänzendes. Wir waren ungemein dürftig untergebracht. Es fehlte für die Arbeit an Raum. Die großen Karten allein sind in

ihrer Größe anspruchsvoll, und dann gab es auch noch zu schreiben. Ich habe Oberstleutnant Hoffmann bewundert, wie er mit seinem sogenannten Salon auskam; noch weniger Raum hatten die anderen Herren, und dazu brannte die Sonne erbarmungslos auf die Dächer der Wagen und machte den Aufenthalt unerträglich. Ich beschloß deshalb, sobald als möglich den Zug zu verlassen, und schlug dem Generalfeldmarschall Brest-Litowsk selbst als Quartier vor. Die Herren des Stabes bekamen einen gelinden Schreck. Die vollständig ausgebrannte Stadt kam überhaupt nicht in Frage, die Zitadelle war ein kleines Gefängnis. Der Kommandant der Festung hatte dort seine Wohnung und seine Arbeitsräume eingerichtet, aber nicht die Arbeitskräfte gehabt, die Zitadelle auch nur einigermaßen aufzuräumen. Alles war verwildert und verwachsen, nichts war seit langem geschehen, die Brennessel gedieh jetzt zu gewaltiger Größe. Die Luft war feucht und dumpfig. Baracken waren erhalten, doch ohne jedes Möbelstück. Aber es nutzte nichts, ein Entschluß mußte gefaßt werden. Ich ordnete die Einrichtung des Hauptquartiers in der Zitadelle an. Natürlich dauerte es geraume Zeit, bis alles fertig war und wir aus dem Zuge erlöst wurden.

Ich bin gern in Brest gewesen und aus der Zitadelle nicht herausgekommen. Die selten schönen, hohen Weiden, die mit ihrem Geäst tief in die Gewässer herabhingen, die die Zitadelle durchströmen, und einige kurze Alleen gaben dem Ganzen einen freundlichen Charakter. Außerhalb der Festung war Einöde; die schmucklosen, aber so wichtigen Bahnanlagen und die verbrannte Stadt boten wenig Anziehungspunkte.

Ich ließ die Baracken von dem sie umgebenden Gestrüpp freilegen, daß die Luft an die Mauern herantreten und ihnen die dumpfe Feuchtigkeit nehmen konnte; auch Bäume wurden gefällt und Äste ausgeschlagen, um der Sonne und der Luft Zutritt zu geben. Ich hatte an dem Inordnungbringen Freude.

Zur Festigung der österreichisch-ungarischen Front gehörten deutsche Truppen. Die frühere Front des Oberbefehlshabers Ost war bereits derart ausgeplündert, daß ihr zunächst nicht viel zu entnehmen war. Der schwere Angriff südlich Riga war eben erst abgeschlagen. Seine Wiederholung blieb möglich. Wir machten noch wenige Kavallerie-Regimenter sowie eine gemischte Abteilung in Stärke von 3 Bataillonen und einigen Batterien unter General Melior frei. Diese hatten wir bereits der k. u. k. 2. Armee zugesagt. Sie wurde sofort dorthin gefahren. Unsere einzige Reserve für eine Front von etwa 1000 km bestand demnach nur in einer durch Artillerie und Maschinengewehre verstärkten Kavallerie-Brigade — kein beneidenswerter Zustand, wenn man täglich darauf gefaßt sein mußte, an weit entlegenen Stellen auszuhelfen. Es ist aber doch ein Zeichen dafür, was wir Deutschen geleistet haben.

Auch die Kavallerie-Brigade wurde für die k. u. k. 2. Armee bestimmt. Sie sollte sich der Abteilung Melior anschließen.

Die Oberste Heeresleitung verfügte im Osten noch über weitere Kräfte. Das türkische XV. A. K. war im Eintreffen. Enver hatte sich infolge der Notlage im Osten sofort entschlossen, ein Armeekorps aus der Gegend von Konstantinopel nach der Ostfront zu schicken. Die deutsche Oberste Heeresleitung wollte die Heeresgruppe Linsingen damit verstärken. Die Quartiermacher waren bereits Anfang August angekommen, als die Lage der Heeresgruppe Erzherzog Karl die Oberste Heeresleitung veranlaßte, das türkische Armeekorps, das nur mit wenigen Zügen eintreffen konnte, nach Ostgalizien abzudrehen. Die Türken haben sich im Rahmen der deutschen Südarmee gut geschlagen, obschon sie eine ihnen ganz neue Kampfweise zu lernen und zu führen hatten.

Die Auffüllung der drei Divisionen, die die Oberste Heeresleitung im Juli für den Osten angeordnet hatte, näherte sich ihrem Ende. Ich hätte gern sofort über sie verfügt. Die Oberste Heeresleitung ließ es nicht zu, sie hielt die Divisionen noch nicht für fertig. Wenige Tage darauf aber bekamen wir zwei überwiesen, die dritte wurde der Heeresgruppe Erzherzog Karl zugeteilt.

Der Russe hatte erkannt, daß er gegen die deutsche Front nichts ausrichten könne, und griff nördlich des Pripjet nicht mehr an. Er legte immer schärfer den Druck nach Wolhynien und Ostgalizien und führte neue Kräfte dorthin. Noch in der ersten Augusthälfte setzte er hier seine Angriffe fort.

Am 8. bis 10. August griff der Russe die Heeresgruppe Linsingen und den rechten Flügel der Heeresgruppe Gronau erneut in ihrer ganzen Ausdehnung an und wurde abgeschlagen. Wenn auch der Großangriff beendet war, so gingen doch, namentlich am Stochod östlich und nordöstlich Kowel, die Kämpfe in großer Erbitterung weiter. Es gelang dem Russen, an einigen Stellen auf dem westlichen Stochodufer Fuß zu fassen, keine entscheidende, aber bei der hohen Kräfteanspannung und dem starken Kräfteverbrauch der Heeresgruppe Linsingen doch schwerwiegende Tatsache. Sie veranlaßte uns, unsere Kavalleriereserve bei Kowel auszuladen.

Gleichzeitig mit dem Angriff auf Kowel erfolgten russische Angriffe gegen die k. u. k. 2. Armee und die Heeresgruppe Erzherzog Karl in Galizien. Der rechte Flügel der k. u. k. 2. Armee wurde bei Zalosche durchbrochen, die Abteilung Melior verhinderte das Schlimmste, aber die Front war so brüchig, daß wir sie auf Zborow zurücknahmen. Die zwei uns zur Verfügung gestellten neuen Divisionen wurden unter dem Generalkommando I. A. K. — General v. Eben — hier eingesetzt, sie genügten gerade, um die Gegend um Zborow in schweren, sich lang hinziehen-

den Kämpfen endgültig zu halten. Für die Verteidigung des Sereth-abschnitts waren sie zu spät gekommen.

Nach der Aufgabe desselben durch den rechten Flügel der 2. Armee mußte auch der linke der Armee Bothmer zurück. Diese hatte bisher weiter standgehalten. Südlich des Dnjestr hatte der Russe bei Tlumatsch die k. u. k. Truppen erneut angegriffen, geworfen sowie Stanislau und Nadworna genommen. Hier waren seine Angriffe von Erfolg gewesen, während in den Karpathen ihm deutsche Truppen unter General v. Conta — dabei die 1. Inf. Div. — den Sieg verwehrten.

Mir war es besonders bedeutungsvoll erschienen, in Rücksicht auf Rumänien Rückschläge in Ostgalizien auszuschließen. Die Zurücknahme der tapfer ausharrenden Armee des Generals Grafen v. Bothmer war aber bei den Ereignissen südlich des Dnjepr nicht mehr zu vermeiden. Sie zog sich im Anschluß an die k. u. k. 2. Armee bei Zborow—Brshehany hinter die Zlota-Lipa zurück und bog ihren rechten Flügel in Richtung Stanislau um. Mitte August trat so die Niederlage der k. u. k. Armee offenkundig in die Erscheinung. Die Haltung Rumäniens wurde immer zweifelhafter.

Von Mitte August an begann sich die erweiterte Front des Oberbefehlshabers Ost zu festigen. Die k. u. k. 2. Armee erhielt nun doch noch unsere Kavallerie-Reserve von Kowel her zum Einsatz bei Brody zugeführt. Sie war jetzt auch so mit deutschen Truppen durchsetzt, daß ihre Lage als gesichert angesehen werden konnte. Der Zahl nach wären die k. u. k. Truppen durchaus in der Lage gewesen, ohne deutsche Hilfe ihre Stellungen zu halten. Das konnten sie in ihrer Verfassung nicht. So mußten wir kommen. Wir halfen aus; das Blut aber, das deutsche Truppen im Rahmen der k. u. k. Armee vergossen, war nicht wieder zu ersetzen.

Die Heeresgruppe Linsingen bemühte sich, Ordnung in die Verbände zu bringen und sich Reserven zu bilden. Wir führten ihr noch die 1. Ldw.-Div. von Mitau zu, von wo auch der Russe stark abfuhr.

Der Stellungsausbau wurde gefördert, wir mußten dabei der k. u. k. 2. Armee erheblich mit Stacheldraht aushelfen; auch die rückwärtigen Verbindungen wurden organisiert. Es galt, alles das zu schaffen, was im vorigen Herbst weiter nördlich eingerichtet wurde, als die Armeen des Oberbefehlshabers Ost aus dem Angriffs- in den Stellungskrieg kamen. Die Verhältnisse für den Stellungsbau waren hier die gleichen Es mußte überall von vorn angefangen werden. Die Herrichtung eines Bahnnetzes im großen war natürlich leichter, da die Front nicht wie damals vorgegangen, sondern auf ihre Verbindungen zurückgedrückt war, und doch blieb an dem Ausbau der im k. u. k. Betrieb befindlichen Bahnen vieles nachzuholen; auch neue Linien mußten begonnen und ein Netz von Feld- und Förderbahnen dicht hinter der Armee gebaut werden.

Für die bei der k. u. k. 2. Armee befindlichen deutschen Truppen waren in Lemberg besondere Etappeneinrichtungen zu schaffen, ebenso in Ungarn für die Divisionen, die in den Karpathen kämpften.

Mit der Ausbildung der Marschformationen nach unseren Grundsätzen wurde begonnen; sie sollten von deutschen Generalen besichtigt werden. Oberst Prinz Oskar von Preußen, dem die Ausbildung der k. u. k. Marschformationen bei der deutschen Südarmee übertragen wurde, hat dabei mit großem Nutzen gewirkt. Deutsche Artillerie-Brigadekommandeure lehrten die k. u. k. Artillerie, die im übrigen schießtechnisch hoch stand, die Feuerleitung nach den Bedürfnissen des Großkampfes. Mit einem allerdings sehr beschränkten Offizieraustausch wurde begonnen. Es geschah alles, was nach Lage der Dinge möglich erschien, die k. u. k. Armee vor Rückschlägen zu bewahren, wie wir sie im Juni erlebt hatten.

Groß- und Kleinarbeit war in Menge zu leisten, die Stunden in der Zitadelle von Brest-Litowsk vergingen im Fluge.

Am 27. August erklärte Rumänien an Österreich-Ungarn den Krieg. Die Doppelmonarchie erntete damit den Lohn für die einseitige Politik Ungarns und wir die Frucht unseres tatenlosen Zusehens.

Am 28. um 1 Uhr mittags übermittelte der Chef des Militärkabinetts, General v. Lyncker, durch Fernsprecher dem Generalfeldmarschall v. Hindenburg und mir den Befehl Seiner Majestät des Kaisers, unverzüglich nach Pleß zu kommen.

Am selben Tage 4 Uhr nachmittags verließen wir Brest, um nicht wieder an die Ostfront zurückzukehren. Hinter uns lagen zwei Jahre großer, gemeinsamer Arbeit und gewaltiger Erfolge.

Als Erster Generalquartiermeister

vom 29. August 1916 bis 26. Oktober 1918.

Der Entente-Ansturm im Herbst 1916.

(Karten VII und VIII.)

I.

Bei unserer Ankunft in Pleß am 29. August früh gegen 10 Uhr empfing uns General v. Lyncker. Er teilte mit, daß der Generalfeldmarschall als Chef des Generalstabes des Feldheeres ausersehen sei; ich solle Zweiter Chef werden. Mir erschien die Bezeichnung „Erster Generalquartiermeister" zweckmäßiger. Meiner Ansicht nach durfte es nur einen Chef des Generalstabes geben, ich hatte mir indes ausdrücklich volle Mitverantwortung für alle zu fassenden Entschließungen und Maßnahmen zusichern lassen. Seine Majestät sagte beim Empfang, daß er auf Überwindung der Krise an der Front hoffe. In gleichem Sinne äußerte sich der Reichskanzler, der in diesen Tagen in Pleß anwesend war. Der Gedanke, zum Frieden zu kommen, wurde von ihm nicht erörtert. Der Ernst der Lage wird auch ihm dies nahegelegt haben. Der Ausführung stand der Wille des Feindes entgegen.

Meine Stellung war eine undankbare, dessen war ich mir voll bewußt; ich trat sie an mit dem heiligen Streben, nichts anderes zu tun und zu denken, als den Krieg zu einem siegreichen Ende zu führen. Hierzu allein waren der Generalfeldmarschall und ich berufen worden. Die Aufgabe war von ungeheurer Größe. Das schwere Gefühl der Verantwortung hat mich nicht einen Augenblick verlassen. Das Arbeitsgebiet war mir zum Teil vollständig neu und ungemein vielseitig, die Arbeitslast ganz ungewöhnlich. Schwereres war noch nie plötzlich einem Menschen durch das Schicksal auferlegt worden. Gesenkten Hauptes bat ich Gott den Allwissenden, mir Kraft für mein Amt zu verleihen.

Die Lage, in der der Generalfeldmarschall und ich in die Oberste Heeresleitung gerufen wurden, war aufs äußerste gespannt: Unser großer Verteidigungskrieg, den wir bisher mit dem besten Mittel der Kriegführung, dem Angriff, hatten führen können, war zu einem reinen Abwehrkrieg geworden.

Die Entente hatte alle ihre Kräfte zu einem gewaltigen und, wie sie meinte, letzten großen Schlage angesetzt, uns in die Verteidigung geworfen und nun auch noch Rumänien auf den Plan gerufen. Es war zu erwarten, daß sie ihre Angriffe an der Westfront, in Italien, Mazedonien und südlich des Pripjet steigerte, während die Rumänen, von Russen verstärkt, nach Siebenbürgen hinein in die offene rechte Flanke unserer Ostfront oder aus der Dobrudscha nach Bulgarien vorstießen. An irgendeiner Stelle sollten wir den Todesstoß erhalten. Auch auf den asiatischen Kriegsschauplätzen war mit erhöhter Regsamkeit des Feindes zu rechnen. Wir waren in einen Titanenkampf sondergleichen gekommen. Unwillkürlich spannten sich die Muskeln und Nerven, es galt, das Vaterland aus einer höchsten Gefahr zu retten, wie wir es bei Tannenberg und um Lodz in einfacheren, aber nicht weniger ernsten Lagen getan hatten. Wie sehr uns die Kriegserklärung Rumäniens auch wirtschaftlich traf, vermochte ich damals noch nicht voll zu übersehen. Die entscheidenden militärischen Entschließungen im September sind nicht unter diesem Drucke gefaßt worden.

In diesem entscheidenden Ringen durch Gewaltmaßregeln ungeheuerlichster Art von der Welt abgeschlossen, standen Deutschland und seine Verbündeten, auf sich angewiesen, den großen europäischen Militärmächten gegenüber, die über die Hilfsquellen der übrigen Welt verfügten. Nachdem der erste Schlag gegen Frankreich 1914 nicht geglückt war, hatte sich die Lage hingehalten. Es war das eingetreten, was Generalfeldmarschall v. Moltke vorahnend am 14. Mai 1890 ausgesprochen hatte:

„Wenn der Krieg, der schon mehr als zehn Jahre lang als ein Damoklesschwert über unseren Häuptern schwebt, wenn dieser Krieg zum Ausbruch kommt, so ist seine Dauer wie sein Ende nicht abzusehen. Es sind die größten Mächte Europas, welche, gerüstet wie nie zuvor, gegeneinander in den Kampf treten; keine derselben kann in einem oder in zwei Feldzügen so vollständig niedergeworfen werden, daß sie sich für überwunden erklärte, daß sie auf harte Bedingungen hin Frieden schließen müßte, daß sie sich nicht wieder aufrichten sollte, wenn auch erst nach Jahresfrist, um den Kampf zu erneuern. Es kann ein siebenjähriger, es kann ein dreißigjähriger Krieg werden....."

Die ungeheure Übermacht unserer Feinde an Massen und Kriegsgerät mußte mit der Länge des Krieges immer empfindlicher werden. Auf unserer Seite hatten die beiden ersten Kriegsjahre dem Heere einen großen Abgang gebracht; die Blüte unserer Wehrkraft lag unter dem grünen Rasen. Aber das Heer war noch kraftvoll und stark und hatte vermocht, nicht nur des eigenen Vaterlandes Grenzen, sondern auch die seiner Verbündeten auf dem europäischen Kriegsschauplatze vom Feinde freizuhalten oder wieder zu befreien.

Jetzt war nur an der Ostfront ein Rückschlag eingetreten, weil die k. u. k. Armee in ihrem Kampfwert immer mehr nachgelassen hatte. Wir hatten ihn aufgehalten. Es sollte uns dies auch noch fernerhin gelingen, aber es erforderte neue deutsche Kraft. Österreich-Ungarn zehrte weiter an deutschem Blut und zugleich an deutscher Kriegswirtschaft. Es verlangte besonders Kohle und Eisenbahnbetriebsmittel. Bei Bulgarien und der Türkei lagen die Verhältnisse ähnlich, wenn auch in der Beanspruchung von Truppen nicht so hervortretend — dafür mehr in bezug auf Geld und Kriegsgerät, auch Verkehrsmittel. Überall mußte der Deutsche aushelfen, wir taten es; in vielen Fällen ohne die nötige Gegenleistung zu erhalten.

Wir wurden gewiß mittelbar durch unsere Verbündeten entlastet. Ohne sie war der Krieg gar nicht zu denken. Sie taten auch ihr gewaltiges Teil, sahen es aber als ihr gutes Recht an, immer wieder mit neuen Forderungen an uns heranzutreten, obschon ihre Leistungen nicht an die unsrigen heranreichten. Je länger der Krieg dauerte, desto empfindlicher mußte diese Inanspruchnahme Deutschlands durch unsere Verbündeten für den Vierbund werden. Die ganze ungeheure Last dieses Krieges lag auf unseren Schultern.

Zahlenmäßig hatte sich der Feind seit Kriegsbeginn immer wieder verstärkt, Italien war hinzugekommen, alle Staaten hatten Neuformationen geschaffen und ihre Hilfsvölker umfassend aufgeboten; jetzt griff Rumänien mit 750 000 Mann gegen uns ein. Wir waren trotz des Hinzutretens Bulgariens und der Türkei zum Bündnis, trotz aller Neu- und Umorganisationen, die wir immer wieder vornahmen, demgegenüber in starker Unterlegenheit. Wir standen an der Front mit etwa 6 Millionen gegen 10 Millionen Feinde.

Die Ausstattung der Ententearmeen mit Kriegsmaterial war auf eine bisher unbekannte Höhe gebracht. Die Sommeschlacht bewies es täglich klarer, wie weit der Vorsprung des Feindes war. Wurden noch der Haß und der ungeheure Kriegswillen der Entente, die Hunger- oder Würgeblockade und die feindliche, uns so gefährliche Lügen- und Hetzpropaganda in die Rechnung eingestellt, dann ergab es sich, daß wir an einen Sieg nur denken konnten, wenn Deutschland und seine Verbündeten an Menschen und wirtschaftlicher Kraft hergaben, was sie hergeben konnten, und wenn jeder Mann, der ins Feld ging, aus der Heimat ungebrochenen Siegeswillen und die Überzeugung mitbrachte, daß das Heer um des Vaterlandes willen siegen müsse. Der Mann im Felde, der das Schwerste erlebt, was ein Mensch erleben kann, braucht in den Stunden der Not dringend diesen seelischen Kraftzuschuß aus der Heimat, um an der Front festzubleiben und auszuhalten.

In der Lage, die der Generalfeldmarschall und ich vorfanden, hielten wir es nach unseren ganzen Auffassungen über das Wesen des Krieges und

den Vernichtungswillen des Feindes für geboten, die physischen, wirtschaftlichen und sittlichen Kräfte des Vaterlandes zu höchster Entfaltung zu bringen. Die Oberste Heeresleitung stellte ihre Forderungen an die Reichsregierung nach Menschen, Kriegsmaterial und seelischer Kraft.

Bei den Verbündeten wirkten wir so gut es ging, in gleichem Sinne. Österreich-Ungarn hatte bereits seine Landsturmpflicht auf das 55., die Türkei die Dienstpflicht auf das 50. Lebensjahr heraufgesetzt und damit ihre Menschenkräfte, wenigstens auf dem Papier, bis aufs äußerste ausgenützt.

In dieser Lage mußte die Oberste Heeresleitung mehr denn je auch daran denken, Zuschuß an Kraft aus den besetzten Gebieten zu bekommen.

Das waren die entscheidenden Wechsel der Obersten Heeresleitung auf die Zukunft.

Der Chef des Admiralstabes trat für die Führung des U-Bootkrieges in uneingeschränkter Form ein, die auch neutrale Schiffe im Sperrgebiet traf. Das war die wirksamste Hilfe, die die Marine der schwer ringenden Armee geben konnte. Ob die feindlichen Seestreitkräfte sich noch einmal zur Schlacht stellen würden, war zweifelhaft; ein Versuch, sie herbeizuführen, blieb im August erfolglos. Feindliche Minensperren engten die Bewegungsfreiheit unserer Hochseeflotte immer mehr und mehr ein und erschwerten ihre Verwendung. Die Frage des uneingeschränkten U-Bootkrieges wurde auf Wunsch des Reichskanzlers bereits am 30. August besprochen. Dem Generalfeldmarschall und mir mußte daran gelegen sein, daß nicht Teile unserer Wehrkraft in der Marine während des Völkerringens einfach brach lagen. Das Freihalten der Ostsee und das Marinekorps in Flandern boten dem Heere nicht genügende Unterstützung durch sie, während die Kriegführung der Entente in ihren Marinen entscheidende Förderung fand. Nur mit tiefstem Bedauern konnten wir uns nicht für die uneingeschränkte Führung des U-Bootkrieges aussprechen, da er nach Urteil des Reichskanzlers den Krieg mit Holland und Dänemark möglicherweise zur Folge haben würde; wir hatten zum Schutz gegen beide Staaten nicht einen Mann zur Verfügung. Sie waren in der Lage, mit ihren zwar nicht kriegsgewohnten Armeen in Deutschland einzurücken und uns den Todesstoß zu geben. Wir wären besiegt worden, noch bevor die von der Marine in Aussicht gestellte Wirkung des uneingeschränkten U-Bootkrieges eingetreten wäre.

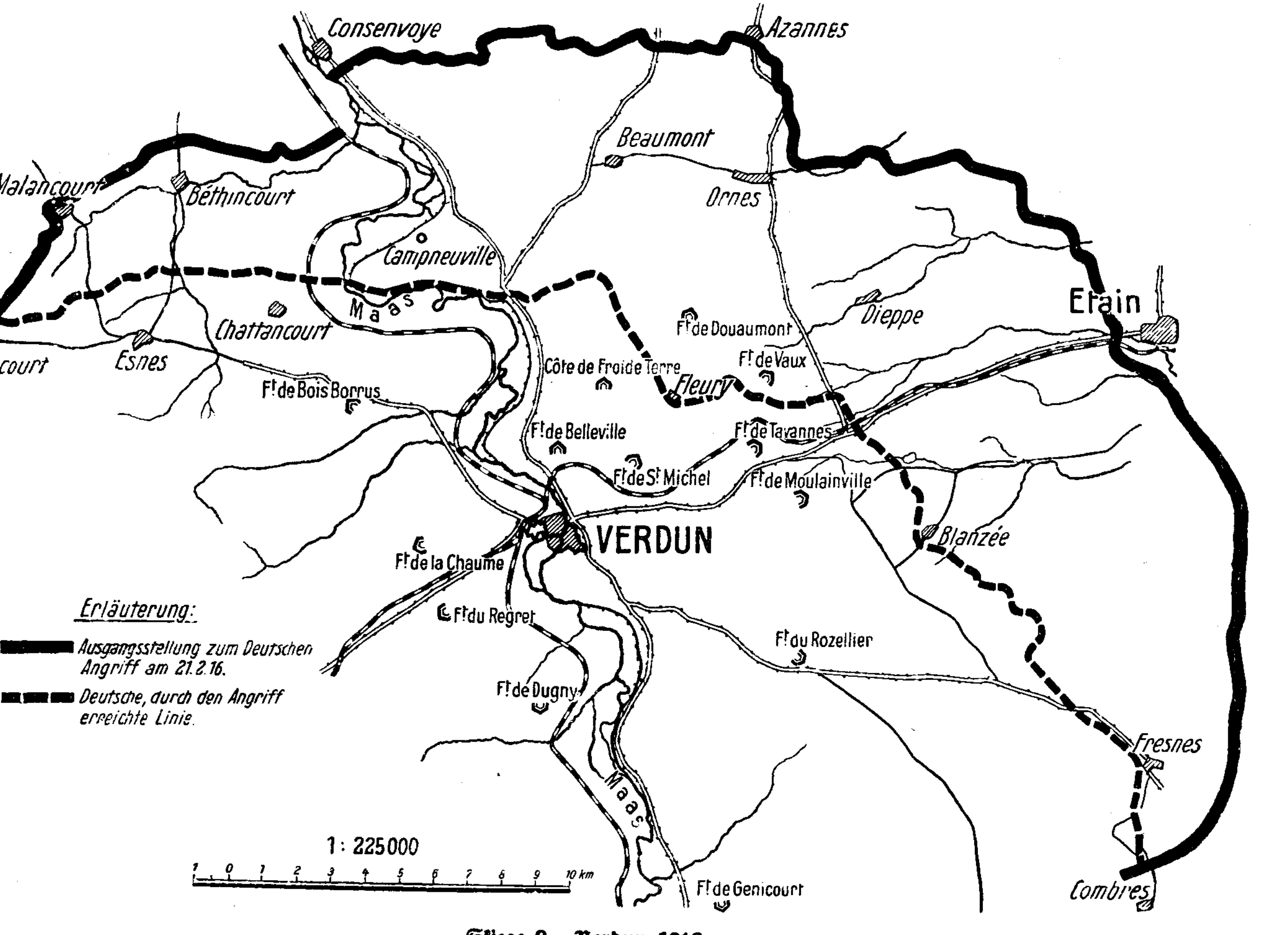
Die Besprechung gab aber Veranlassung, auch unsere Grenzverhältnisse gegen Dänemark und Holland zu überprüfen. Das in Hamburg befindliche Oberkommando Nord erhielt Befehl, Stellungen an der dänischen und holländischen Grenze auszubauen. Der Generalgouverneur in Brüssel wurde gebeten, den bereits in schwachen Anfängen vorhandenen Stellungsbau an der belgischen Nordgrenze zu fördern, soweit es mit seinen Arbeitskräften möglich war.

II.

An der Westfront war der Kampf bei Verdun im Niedergang; die Sommeschlacht hatte der Entente Anfang Juli den erhofften Durchbruch nicht gebracht. Die zweite Zermürbungsschlacht des Jahres 1916 wurde seit diesen Tagen beiderseits der Somme in unerhörter Erbitterung und sich drängender Kampffolge geschlagen.

Verdun hat uns sehr viel Blut gekostet. Die Lage unserer angreifenden Truppen war immer ungünstiger geworden. Sie kamen, je mehr sie Gelände gewannen, immer tiefer in das Trichterfeld hinein und verbrauchten ihre Kraft auch außerhalb der Kämpfe allein durch den Aufenthalt in jenem Gelände und durch die Schwierigkeit der eigenen Versorgung über weite, unwirtliche Strecken hinweg, während der Franzose Rückhalt in den nahen Anlagen der Festung fand. Jetzt schleppte sich der Angriff noch kraftverzehrend hin. Der Truppe, die so viel vor dieser Festung geleistet hatte, graute vor dem Trichtergelände. Die Führung war auch nur mit halber Seele dabei. Der deutsche Kronprinz hatte sich schon sehr frühzeitig für die Einstellung des Angriffs ausgesprochen.

Die Sommeschlacht war durch die Entente mit einer ungeheuren Überlegenheit auf der Erde und in der Luft begonnen worden. Die Oberste Heeresleitung war im Anfang überrascht. Sie fuhr nun schnell Kräfte heran, aber es war ihr nicht geglückt, die feindliche Überlegenheit an Artillerie, Munition und Fliegern auch nur einigermaßen auszugleichen. Die Entente hatte sich immer weiter in die deutschen Linien hineingearbeitet. Wir hatten viel Menschen und Gerät verloren. Damals wurden die vordersten Gräben noch dicht besetzt. Unterstände und Keller füllten sich beim feindlichen Artilleriefeuer. Der unter dem Schutze des Trommelfeuers angreifende Feind war schneller im Graben oder in den Dörfern, als die Besatzung aus ihren Unterschlupfen herauskriechen konnte. Eine häufige Folge war Gefangennahme unserer Leute. Der Verbrauch an physischer und seelischer Kraft war unermeßlich, die Divisionen konnten nur wenige Tage in Stellung bleiben. Sie mußten häufig abgelöst werden, um sich an ruhigen Fronten zu erholen. Sie in Reservestellung zu belassen, war unmöglich, dazu hatten wir nicht die Kräfte. Die Zahl noch einsetzbarer Divisionen wurde kleiner. Bei dem Mangel an Artillerie wurde diese bei der Ablösung der Divisionen zunächst zurückgehalten. Die Divisionen, die durch abgekämpfte freigemacht wurden, mußten nun ihrerseits in ihren bisherigen Stellungen ihre Batterien vorläufig stehen lassen und kamen ohne Artillerie hinter der Schlachtfront an. Ein wirres Vermischen der Verbände ergab sich als Folge. An der Westfront waren Neubildungen



Skizze 9. Verdun 1916.

von Divisionen im Gange. Man hatte darin so viel getan, wie eben möglich, aber es war alles noch im Werden.

Die Munition wurde immer knapper. Die Oberste Heeresleitung bekam sie vom Kriegsministerium in Form von Munitionszügen. Ich habe diese selbst täglich auf die Armeen verteilt. Ich erfuhr, was sie haben wollten, und wußte, was ich geben konnte. Es war eine überaus traurige und auch menschlich qualvolle Aufgabe.

Die Verhältnisse an der Westfront waren in einer Weise gespannt, wie ich es nicht vermutet hatte, aber ich übersah sie noch nicht einmal in ihrer vollen Schärfe. Das war gut. Der wichtige Entschluß, noch mehr Divisionen dem schwer ringenden Westen zu nehmen und dem Osten zuzuführen, um hier die Lage in offensivem Sinne wiederherzustellen und Rumänien einen entscheidenden Schlag zu versetzen, wäre sonst zu schwer geworden.

Der Generalfeldmarschall und ich beabsichtigten, sobald als möglich nach dem Westen zu fahren, um die Verhältnisse an Ort und Stelle anzusehen. Unsere Aufgabe war, die Verteidigung straffer zu organisieren und zu helfen. Vorher aber wurden noch Divisionen gegen Rumänien bereitgestellt und von Seiner Majestät der schwerwiegende Befehl zur Einstellung des Angriffs auf Verdun erwirkt. Dieser hätte abgebrochen werden müssen, als er den Charakter der Zermürbungsschlacht annahm. Der Gewinn stand nicht mehr im Einklang mit den Verlusten. In der Verteidigung mußten wir selbstverständlich die uns aufgedrungene Zermürbungsschlacht aushalten.

Auch an der italienischen Front hatte sich die Lage verschlechtert. Im Norden waren die k. u. k. Truppen schon im Juli auf die Höhen nördlich Asiago—Arsiero zurückgegangen und hatten im August bei einem neuen Isonzo-Angriff lange behauptete Stellungen aufgeben müssen, Görz und ein Teil der südlich davon gelegenen Karsthochfläche von Doberdo waren in den Besitz der Italiener gekommen. Auch hier hatte die k. u. k. Armee an Kampfkraft und Kampfwillen Einbuße erlitten. General v. Conrad, den wir schon in den ersten Tagen sahen, meinte, die Armee hätte nun bereits 1¼ Jahr die Grenze geschützt und würde es weiter tun. Mehr könne er nicht sagen. Sehr trostreich war dies an und für sich nicht.

Der Generalfeldmarschall Prinz Leopold von Bayern hatte die deutsche Ostfront übernommen, Oberstleutnant Hoffmann hatte ich als meinen Nachfolger in meiner bisherigen Stellung erbeten; ich wußte, daß dann in gewohnter Weise weitergearbeitet würde. Die bisherige Heeresgruppe des Prinzen erhielt General v. Woyrsch unter Beibehalt seiner Armee. Wir sahen den weiteren Kämpfen dort mit gewisser Ruhe entgegen, auch wenn die Spannung, namentlich bei der Heeresgruppe Linsingen noch keineswegs überwunden war.

Die Heeresgruppe Erzherzog Karl hatte noch keinen Halt gewonnen. Wir mußten hier auf weitere Rückschläge gefaßt sein.

Nach der Kriegserklärung Rumäniens gewannen die Karpathen andere Bedeutung. Die Umfassung unseres Südflügels brauchte sich nicht mehr zwischen dem Dnjestr und der Moldau durchzuzwängen, sie hatte jetzt in ganz Rumänien eine breite Ausgangsbasis und konnte ungemein wirkungsvoll werden.

Österreich-Ungarn hatte zum Schutze seiner rechten Flanke und Siebenbürgens im Frieden und Kriege nichts getan. Das Bahnnetz war dürftig, die Leistungsfähigkeit der wenigen Strecken überaus gering. Befestigungen waren nicht angelegt, um Rumänien nicht zu „reizen". Dagegen hat Österreich-Ungarn ruhig zugesehen, wie es auf siebenbürgischem Boden, hart an der Grenzlinie, Werke schuf.

Schwache Truppen wurden im letzten Augenblicke dort hingeworfen und auch aus Bergwerksarbeitern Bataillone gebildet. Es klaffte aber überall eine gähnende Leere. Im Norden schoben sich russische, im übrigen rumänische Truppen über die Grenze der Moldau und Walachei bis hinab zur Donau nach Siebenbürgen und Ungarn hinein vor. Die wichtigen Gebirgsübergänge fielen ohne Schwertstreich in feindliche Hand, Kronstadt und Petroseny mit seinen Kohlengruben wurden schon am 29. August besetzt. In Hermannstadt erschienen sehr bald rumänische Patrouillen. Orsowa wurde vom Feinde genommen. Blieben die Rumänen in ununterbrochenem Vormarsch, so war nicht nur die Heeresgruppe Erzherzog Karl vollständig umfaßt, auch der Weg ins Herz Ungarns und gegen unsere Verbindungen nach der Balkanhalbinsel war frei: Wir waren besiegt.

Es trat an uns die mühevolle Aufgabe heran, die Fronten im Westen und Osten gegen alle feindlichen Angriffe zu halten, dabei die Heeresgruppe Erzherzog Karl zu festigen und gegen Rumänien zu einem Aufmarsch zu kommen, der die Verteidigung gewährleistete und den Übergang zum Angriff gestattete. Die Arbeit wurde in der Ausführung um so sorgenvoller, als die Heeresgruppe Erzherzog Karl stets von neuem Kräfte beanspruchte, die eigentlich nach Siebenbürgen sollten. Die Oberste Heeresleitung mußte sich entschließen, immer mehr Divisionen an anderen Stellen freizumachen. Der Aufmarsch gegen Rumänien schob sich hinaus. Der Westfront war nichts mehr zu entnehmen. Der Oberbefehlshaber Ost erhielt die Weisung, an verschiedenen Stellen seiner schwach besetzten Front Truppenteile herauszuziehen und neue Divisionen zusammenzustellen. Der Entschluß, unsere operative Überlegenheit gegenüber der Entente auszunutzen und die Rumänen im freien Felde anzugreifen, war das einzige, was feststand. Wie und wann er durchgeführt werden konnte, war Anfang September noch nicht zu übersehen.

In näherer Ausführung unserer Absichten war die Front zu beiden Seiten der Karpathen von ihrem linken zum rechten Flügel zum Stehen zu bringen. Sie mußte nach Siebenbürgen hinein, etwa längs der Maros oberhalb und unterhalb Maros Vasarhely, verlängert werden, während wir die Rumänen von Bulgarien aus, allerdings nur mit schwachen Kräften, anfaßten, wie dies bereits von dem bisherigen Chef des Generalstabes vorgesehen war.

Generalfeldmarschall v. Mackensen hatte nach Abschluß des Feldzuges gegen Serbien den Oberbefehl an der bulgarisch-mazedonischen Front der bulgarischen Obersten Heeresleitung überlassen, war aber auf der Balkanhalbinsel verblieben. Er hatte bei der zunehmenden Spannung mit Rumänien die Vorbereitungen für die Eröffnung der Feindseligkeiten getroffen und am 28. August das Oberkommando über die deutschen, österreichisch-ungarischen, bulgarischen und osmanischen Truppen an der Donau und Dobrudscha-Grenze übernommen. Zu seiner Verfügung standen aber nur: die k. u. k. Donauflottille westlich Orsowa, alter und recht schwacher bulgarischer Landsturm im Donauschutz, eine deutsche gemischte Abteilung, den mazedonischen deutschen Truppen entnommen, unter Oberst Bode bei Rustschuk, eine bulgarische Infanterie-Division ebendort, weitere bulgarische Kräfte von auch nur geringer Stärke bis östlich der aus Bulgarien in die Dobrudscha führenden Bahn. Einige schwere deutsche Batterien und eine türkische Division waren mit zwei bis vier Zügen täglich im Anrollen, mehr leisteten die Bahnen Nordbulgariens nicht.

Die Haltung Bulgariens Rumänien gegenüber war durchaus zweifelhaft. Während Deutschland und die Türkei unmittelbar nach der Kriegserklärung Rumäniens an Österreich-Ungarn ihrem Verbündeten zur Seite getreten waren, bequemte sich Bulgarien erst am 1. September dazu. Es unterließ dabei, bestimmte Forderungen, wie etwa den Gewinn der ganzen Dobrudscha, für seine Waffenhilfe zu stellen. Die Lage an der mazedonischen Front veranlaßte damals Bulgarien zu einer gewissen Zurückhaltung.

Nach den von General v. Falkenhayn mit den Verbündeten getroffenen Vereinbarungen sollte Generalfeldmarschall v. Mackensen mit den ihm unterstellten Truppen in Richtung Bukarest über die Donau gehen. General v. Conrad hatte diese Operation besonders befürwortet, weil er sich dadurch eine entsprechende Entlastung Siebenbürgens versprach. Die Folge dieser Operation wäre eine Niederlage der schwachen Armee des Generalfeldmarschalls v. Mackensen, sei es auf dem nördlichen Donauufer, sei es durch ein Vordringen der Rumänen und Russen über die dann nicht genügend geschützte Dobrudscha-Grenze gewesen. Generalfeldmarschall v. Hindenburg und ich verwarfen diese Operation und traten für den Einmarsch des Generalfeldmarschalls v. Mackensen in die Dobrudscha ein. Dies

war auch die beste Parade eines etwaigen Angriffs auf Bulgarien aus der Dobrudscha heraus. Ein Donauübergang konnte erst in Frage kommen, wenn die Operationen gegen die rumänischen Armeen in Siebenbürgen weiter vorschritten. Wie gefahrvoll er dennoch war, sollte sich aus den Ereignissen ergeben. General v. Conrad stimmte nur ungern den veränderten Absichten, der Bulgare sehr freudig zu; ihm winkte die Dobrudscha. Enver war natürlich einverstanden.

Generalfeldmarschall v. Mackensen erhielt die entsprechende Weisung. Während an der nordrumänischen Front noch alles ungemein unsicher war und gefahrvoll aussah, griffen wir in der Dobrudscha an.

III.

Die Hauptmasse der bulgarischen Armee stand in ihren Stellungen an der griechischen Grenze. Sie war verstärkt durch deutsche Kommandobehörden, etwa eine deutsche Division und andere deutsche Truppen, namentlich Artillerie und Maschinengewehr-, Fernsprech- und Flieger-Formationen. Bulgarien bekam außerdem von uns, in erheblich geringerem Umfange auch von Österreich-Ungarn, Geld und reichlich Kriegsgerät. Die bulgarischen Eisenbahnen waren wenig leistungsfähig. Wir mußten entscheidend aushelfen, um die betrieblichen Verhältnisse zu bessern.

Die Entente hatte die neugebildete serbische Armee, aber auch eigene Kräfte nach Saloniki geführt, war aber untätig geblieben. General Sarail hatte den Oberbefehl übernommen und sein Amt damit begonnen, Griechenland rücksichtslos zu vergewaltigen und griechisch-venizelistische Truppen aufzustellen. In Albanien standen seit dem Frühjahr österreichisch-ungarische Streitkräfte westlich des Ohrida-Sees, südlich Berat und an der unteren Vojusa. Die Italiener hatten Valona besetzt und dehnten ihren Brückenkopf nach dem Nord-Epirus hinein aus, den Griechenland sich einverleibt hatte. Immerhin war die Ententefront zwischen dem Ägäischen und Adriatischen Meere noch nicht geschlossen. Eine recht unwegsame Verbindung mit Griechenland über Koritza war vorhanden. Dies war bedeutungslos. Griechenland war so fest in den Händen der Entente und in allen Lebensfragen so auf sie angewiesen, daß ernstlich niemand daran denken konnte, es zu uns herüberzuziehen.

Die bulgarische Armee und Bulgarien selbst waren gewillt, soweit den Krieg zu führen, wie es dem nationalen Sonderstreben entsprach, die Balkangroßmacht zu werden. Hierfür schlug sich die bulgarische Armee, die allerdings noch nicht die Nachwirkungen der beiden Balkankriege überwunden hatte. Irgendeine kriegerische Leistung Bulgariens auf einem anderen Kriegsschauplatze des Vierverbandes war nicht zu erwarten.

Als sich die Türkei 1914 Deutschland anschloß, hatte sich Bulgarien seine Neutralität durch Abtrennung des türkischen Gebiets auf dem rechten Maritzaufer und eines 10 km breiten Streifens auf dem linken Ufer von Adrianopel bis zum Meere hin bezahlen lassen. Für seinen Eintritt in den Krieg gegen Serbien hatte es Landgewinn auf Kosten Serbiens und, falls auch Rumänien eingreifen würde, die sogenannte bulgarische Dobrudscha beansprucht, die im Bukarester Frieden 1913 an Rumänien abgetreten war. Abmachungen im Herbst 1915 über deutsche und österreichisch-ungarische Truppengestellung hatten sich nur auf den serbischen Feldzug bezogen und waren jetzt gegenstandslos geworden. Das damals eroberte Gebiet war von Österreich-Ungarn und Bulgarien in Verwaltung genommen. Die Grenze ging etwa die Morava von ihrer Mündung aufwärts nach Pristina, Prizren und dann den Drin aufwärts.

Das deutsche A. O. K. 11 befehligte an der mazedonischen Front den Abschnitt beiderseits des Vardar; hier stand die Mehrzahl der deutschen Formationen, einzelne auch an anderen Teilen der Front. In Nisch war die Etappeninspektion. Ein eigenes Etappengebiet hatten wir uns aus dem serbischen Gebiet nicht zurückbehalten. Nur die dortigen Bahnen waren in unserer Verwaltung. Politische Schwierigkeiten mochten dadurch vermieden sein, die deutschen Truppen aber hatten diese Selbstbescheidung sehr störend empfinden müssen. Sie fanden im Rahmen der bulgarischen Armee nicht das Entgegenkommen, das sie fernab der Heimat wohl hätten erwarten können und wozu sich Bulgarien in vielen Fragen auch ausdrücklich verpflichtet hatte. Der deutsche Soldat schlug sich in höherer Einsicht auch an der mazedonischen Grenze mit der gleichen Hingabe, wie im Westen und Osten. Er wußte, daß er auch auf der Balkanhalbinsel seine Heimat verteidigte. Das bulgarische Volk und die bulgarische Armee waren für solch hohe Auffassung nicht reif. Sie hatten nicht einmal dafür Verständnis, wenn deutsche Truppen von der mazedonischen Front fortgezogen wurden, um an anderer Stelle um die Entscheidung zu ringen.

Noch bevor sich das rumänische Ungewitter entlud, hatte sich die bulgarische Oberste Heeresleitung entschlossen, in Richtung Saloniki anzugreifen. Der Angriff war militärisch richtig. An der Struma, mit der Anlehnung ans Meer, stand der linke bulgarische Flügel erheblich sicherer als in seiner jetzigen Stellung längs der Grenze. Die Inbesitznahme des Geländes östlich der Struma erfolgte bis zum 27. August ohne wesentlichen Kampf. Das dort stehende IV. griechische Armeekorps leistete keinen Widerstand und ließ die bulgarischen Truppen ruhig an sich vorbeiziehen. Es blieb um Drama und Kavala. Die Oberste Heeresleitung gab sofort an den deutschen Verbindungsoffizier die Weisung, sich der griechischen Truppen anzunehmen. Sie stellten sich sehr bald zu unserer Verfügung und wurden

nach Görlitz gebracht, um mit ihrer Zustimmung dort interniert zu werden. Im Rücken der bulgarischen Armee war damit die gebotene Klarheit geschaffen. An der Struma stand die Entente. Die Bulgaren gingen nicht weiter vor, ihr Hauptangriff über Florina war inzwischen gescheitert. Hier hatte der Bulgare am 19. August die griechische Grenze überschritten, um zunächst das Höhenmassiv der Malka Nidze östlich Florina zu nehmen, das von Serben besetzt war. Die Vorberge wurden im Überraschungserfolg gewonnen, der Hauptangriff aber durch einen kräftigen Gegenstoß der Serben zurückgeschlagen. Die Bulgaren hatten viel verloren. Die bulgarische Offensive, aber auch der bulgarische Mut brachen zusammen. Der Zar der Bulgaren und Radoslawow, die Anfang September in Pleß waren, klagten und wollten deutsche Truppen haben. Unsere Regierung befürwortete es uns gegenüber dringend, ebenso ein Nachlassen der bulgarischen Schuld an Deutschland, eine Frage, die ich damals gar nicht übersah und die mich auch nichts anging.

Es widersprach den gesunden Grundsätzen des Krieges, wenn wir jetzt den Bitten Bulgariens nach einer Verstärkung durch deutsche Truppen nachgegeben hätten. Wichtigeres für die Gesamtkriegführung stand in Siebenbürgen auf dem Spiel. Die Oberste Heeresleitung lehnte eine Unterstützung ab. Ich konnte feststellen, daß die Verbindungen aus dem Vardartale in die Ebene von Monastir in keiner Weise genügten, um die Truppen, die dort waren, auch nur annähernd mit allem Nötigen zu versehen. Noch weitere hinzusenden, wäre falsch gewesen. Auch hier galt es demnach, zuerst gesunde Verhältnisse zu schaffen, mochten auch die Bulgaren ein Stück Land verlieren; das mußte eben in den Kauf genommen werden. Wir konnten mit deutschen Truppen nicht alles machen. Die Oberste Heeresleitung half aber so, wie die Lage gestattete. Das deutsche Armee-Oberkommando wurde vom Vardar nach dem rechten Flügel verlegt, um hier Gewähr für richtige taktische Führung und für sachgemäße Arbeit bei Ausbau der rückwärtigen Verbindungen zu geben. Deutsche Eisenbahn- und Arbeitstruppen hatten in dem so überaus schwierigen Gebirgsgelände die Arbeiten in ihre kundigen Hände zu nehmen und in langen Monaten das nachzuholen, was schon vor einem Angriffe über Florina zu schaffen gewesen war.

Bulgarischer Oberbefehlshaber war General Jekow. Er war bundestreu, besaß aber nicht die ausgeprägten Führereigenschaften, wie sie ein moderner Krieg verlangt, dazu fehlte ihm die Schulung. Bei eigenem, untadelhaften Charakter war er nicht durchgreifend genug, um verschiedene, schwerwiegende Mißstände in der bulgarischen Armee zu beseitigen; er verstrickte sich in enge Parteipolitik und vergaß dabei den Krieg. Sein damaliger Generalstabschef Lukow war ein unklarer Kopf und Intrigant, der das Unglück seines Landes und des Vierbundes verschuldet hat.

In die Psyche des bulgarischen Volks war meinerseits Einblick schwer zu gewinnen. Es schien mir nationalistisch gesinnt und geneigt, für seine Vormachtstellung auf dem Balkan zu kämpfen.

Radoslawow ging aus innerer Überzeugung mit Deutschland zusammen. Er stand und fiel mit dem Bündnis. Im Durchsetzen seiner Ansprüche an Deutschland und in der Führung seiner großbulgarischen Politik war er überaus hartnäckig und ließ allen diesbezüglichen Bestrebungen freien Lauf, um dann den Volkswillen gegen uns auszuspielen. Er bedachte dabei nicht, wie sehr er seine eigene Stellung dadurch in etwaigen Friedensverhandlungen erschweren mußte. Auch er klärte sein Volk nicht über die Notwendigkeiten des Krieges auf, vielleicht hat er sie auch nicht richtig erkannt.

Der Zar stand ebenso fest auf dem Boden des Bündnisses. Er war ein ungemein kluger Mann, aber mehr ein Freund geschickten Verhandelns als ein Mann der Tat. Er hatte gern mehrere Eisen im Feuer und glaubte Lösungen hinausschieben zu können. Damit war er im Frieden bei seinem großen Geschick, die Bulgaren zu behandeln, ausgekommen, im Kriege genügte dies nicht mehr. Besonders bedauerte ich, daß er kein Soldat war und auf seine Armee nicht den Einfluß ausübte, den seine hohe Stellung von ihm verlangte.

Der Kronprinz Boris, von seinem Vater vorbildlich erzogen, war eine ausgesprochen soldatische und weit über sein jugendliches Alter hinaus reife Persönlichkeit. Er besaß klaren Blick für die militärischen Notwendigkeiten. Die Kommandobehörden in Bulgarien und auch ich haben gern mit ihm verhandelt. Einen besseren Herrscher kann dieses Volk nie finden.

IV.

Für die Türkei hatte sich die Lage nach dem Abzuge der Ententetruppen von der Gallipolihalbinsel gebessert. Es war Enver Pascha möglich geworden, Truppen der deutschen Obersten Heeresleitung zur Verfügung zu stellen. Er tat dies in der richtigen Erkenntnis, daß für die Türkei der Krieg nunmehr auf anderen Kriegsschauplätzen entschieden würde.

Allerdings mußten diese Truppen erst ausgebildet, bekleidet und ausgerüstet werden. Das erforderte Zeit. Ende Juli/Anfang August war das türkische XV. A. K. nach Galizien gegangen, jetzt fuhr eine ottomanische Division in die Gegend von Warna. Enver entnahm diese Truppen der Armee des Marschalls Liman Pascha, der noch mit dem Schutze Konstantinopels und der kleinasiatischen Küste beauftragt war.

Die Engländer hatten die Türken aus der Sinaihalbinsel verdrängt. Sie bauten jetzt mit Eifer an einer Vollbahn und einer Wasserleitung; so=

bald beide weit genug vorgeschritten waren, mußte man mit dem Vordringen des Feindes nach Palästina hinein rechnen.

Der türkische Erfolg bei Kut el Amara hatte keine Folgen gehabt. Der Engländer bereitete ein neues Unternehmen gegen Bagdad, diesmal anscheinend gründlich, vor. Auch hier waren früher oder später neue Kriegshandlungen zu erwarten.

Beide Unternehmungen mußten erfolgreich sein, wenn der Engländer an sie, wie es jetzt schien, mit Ernst heranging. Aber er mußte um so mehr Truppen dabei einsetzen, je nachhaltiger der türkische Widerstand war. Damit wurde der Wert der türkischen Armee auch für uns mittelbar von der allergrößten Bedeutung. Wir wurden im Westen um so schärfer entlastet, je tapferer sich die Türkei in Palästina und Mesopotamien wehrte, und je mehr Truppen der Engländer dorthin schicken mußte, um seine Ziele zu erreichen. Allerdings hatte er in den indischen Truppen Kräfte verfügbar, die er nicht gern in Frankreich einsetzte und deren Verwendung gegen die asiatische Türkei unserer Lage im Westen nicht zugute kam. Es vermehrte aber doch die militärische Beanspruchung der Briten.

Die türkischen Unternehmungen in Persien in Richtung Hamadan waren Episoden und ohne Bedeutung für die Kriegführung.

Im östlichen Kleinasien, west- und südwärts der Linie Trapezunt—Erzingjan—Musch standen die Russen und Türken einander gegenüber, ohne sich etwas zu tun. Beide Armeen scheinen in ihren Ständen ganz außerordentlich gemindert gewesen zu sein. Was von den Türken eigentlich tatsächlich da war, habe ich nie ermitteln können. Mit großen russischen Angriffen wurde nicht mehr gerechnet, dazu war auch für Rußland der Kriegsschauplatz zu schwierig.

Die türkische Armee war verbraucht. Auch sie hatte den Balkankrieg noch nicht verwunden, als sie von neuem in den Krieg trat. Ihre Verluste durch Krankheiten und auf den Schlachtfeldern waren dauernd groß. Der gute, tapfere Anatolier verschwand aus der Truppe. Der unzuverlässige arabische Ersatz nahm besonders in Mesopotamien und Palästina einen immer breiteren Raum ein. Die Truppen erreichten nicht mehr die vorgeschriebenen Stärken, sie waren schlecht verpflegt und noch schlechter ausgestattet. Der Mangel an brauchbaren Offizieren war besonders empfindlich. Liman Pascha versuchte, gestützt auf sein Ansehen, aus seinen Divisionen immer wieder brauchbare Kampfkörper zu bilden. Er erreichte, was möglich war. Kamen die türkischen Truppen aus seiner Hand wiederum unter deutschen Oberbefehl, wie nach Galizien oder gegen Rumänien, so leisteten sie Leidliches, auch Gutes, kamen sie unter ein türkisches Kommando, so verlernten sie sehr bald, was deutscher Ernst sie gelehrt hatte.

Die Türkei erhielt außer Geld von uns Offiziere und technische Formationen, sowie Kriegsgerät, dieses in dem Umfange, wie die zur Verfügung stehende, sehr beschränkte Anzahl von Zügen nach Konstantinopel zuließ. Die Divisionen Liman Paschas konnten hier ausgerüstet werden. Der Weitertransport des Kriegsgeräts für die Truppen in Palästina und Mesopotamien oder der Kaukasusfront war so beschränkt, daß sie nur äußerst dürftig ausgestattet waren. Ihre geringe Zahl verlor dadurch noch mehr an Kraft. Die Leistungen der türkischen Bahnen versuchten wir durch Betriebsmittel und technisches Personal zu heben.

Die Haltung der türkischen Regierung gegenüber den anderen Volksstämmen blieb ablehnend.

Die Türkei tat trotz meines Drängens nichts Ernstliches, um mit der bisherigen Araberpolitik zu brechen. Vielleicht war es auch schon zu spät. Das englische Gold tat sein übriges. Die Araber wandten sich immer schärfer gegen die Türken. Ein Wunder war es, daß die Türkei sich beinahe bis Ende des Krieges an der Hedschasbahn und in Medina hielt.

Auch Enver kam bereits Anfang September nach Pleß. Er war groß veranlagt und machte einen ungewöhnlichen Eindruck. Er war Deutschlands treuer Freund. Warme Sympathie verband mich mit ihm. Für die Kriegführung hatte er soldatisches Verständnis. Aber die Grundlagen und das Handwerkszeug fehlten ihm; auch er war nicht geschult. Seine große militärische Begabung konnte sich nicht entfalten. Die Entsendung der türkischen Truppen nach Galizien und gegen die Rumänen entsprach seinem richtigen militärischen Gefühl. Auf der anderen Seite forderte er Kriegsmaterial in einem Umfange an, wie es gar nicht befördert werden konnte. Die Mehrzahl der nach der Türkei über Sofia verfügbaren Züge wurde für Kohle gebraucht, die aus Oberschlesien nach Konstantinopel ging. Ich habe Enver, den sehr bedeutenden Talaat und andere türkische Würdenträger, die uns besuchten, immer wieder gebeten, die Kohlenförderung zu vergrößern, was durchaus möglich erschien. Sie hätten so Transportraum für Kriegsgerät gewonnen. Ich habe mit ihnen die hohe Bedeutung der Eisenbahnen für die Kriegführung besprochen und ihnen gezeigt, wie die Türkei sich helfen könne. Ich bin auf nicht viel Verständnis, jedenfalls auf kein Entgegenkommen gestoßen. Es wurde weiter darauflos angefordert, obwohl man wissen mußte, daß diese Forderungen keine Berücksichtigung finden konnten. An den türkischen Kohlenbergwerken und Eisenbahnen geschah seitens der Türkei tatsächlich so gut wie nichts.

Die Macht in Konstantinopel lag fest in der Hand der Jungtürken.

Die Bevölkerung stand abseits.

Der Ausblick, den die Türkei bei Antritt meines Amtes bot, war kein erfreulicher, nur mit Sorgen konnte ich an Mesopotamien und Palästina denken.

V.

Der Verkehr mit unseren Bundesgenossen ging durch die beiderseitigen Militär-Bevollmächtigten, sofern nicht eine persönliche Aussprache möglich war. Den gegenseitigen Verkehr mit dem k. u. k. Armee-Ober-Kommando vermittelte der deutsche General v. Cramon, der mit außerordentlichem Geschick und großem persönlichen Takt sich seiner manchmal schweren Aufgabe unterzog. Unsere Beziehungen zu dem k. u. k. Ober-Kommando wurden durch ihn immer vertrauensvoller. Der k. u. k. Militär-Bevollmächtigte im deutschen Großen Hauptquartier, Feldmarschalleutnant v. Klepsch, trat mehr zurück. Er war gleichfalls eine außerordentlich geeignete Persönlichkeit, die immer dazu beitrug, kein Mißverständnis aufkommen zu lassen, und stets bereit, im Sinne unverbrüchlicher Waffenbrüderschaft zu wirken.

Träger der Verhandlungen mit Bulgarien war vornehmlich Oberst, später General Gantschew, bulgarischer Militär-Bevollmächtigter bei uns. Ein ungemein kluger Kopf und gewandter Mann, der die bulgarischen Interessen mit Geschick vertrat, ohne die großen Gesichtspunkte aus dem Auge zu verlieren. Er war ein treuer Anhänger des Bündnisses. Später hat er seinen königlichen Herrn bei der Abdankung nach Deutschland begleitet. Der deutsche Militär-Bevollmächtigte in Sofia, Oberst v. Massow, der bei dem Zaren in großem Ansehen stand, wurde oft beteiligt, er mußte häufig Unstimmigkeiten glätten, die bei der bulgarischen Eigenart sehr leicht entstanden.

Der türkische Militär-Bevollmächtigte, Generalleutnant Zeki Pascha, war ein vornehmer Osmane und zuverlässiger Freund Deutschlands, ein ungemein taktvoller und guter Sachwalter seiner Armee. Der deutsche Vertreter in Konstantinopel, General v. Lossow, war in türkischen Verhältnissen besonders bewandert und ein persönlicher Freund Envers. Es lag in der Natur der Sache, daß wir uns viel an ihn wandten. Da bei der türkischen Obersten Heeresleitung ein Deutscher Chef des Generalstabs war — zuerst General Bronsart v. Schellendorf, dann General v. Seeckt —, nahm der Verkehr mit ihr einen besonders vertrauensvollen Charakter an.

Als der Generalfeldmarschall und ich nach Pleß kamen, schwebte gerade die Frage einer gemeinsamen Kriegsleitung des Vierbundes auf taktisch-strategischem Gebiete; ich trat warm für sie ein und hatte die Genugtuung, daß sie bald geschaffen wurde. Seine Majestät der Kaiser erhielt die letzte Entscheidung, der Generalfeldmarschall durfte „im Auftrage" anordnen. In Praxis war die Leitung beschränkt; wir übersahen nicht klar den inneren Wert der Armeen unserer Bundesgenossen und konnten daher z. B. nicht verfügen, daß an der italienischen Grenze

Österreichs nur so und so viel Divisionen zu verbleiben hätten. In der Praxis waren gegenseitige Vereinbarungen geboten; immerhin gaben die getroffenen Abmachungen der deutschen Obersten Heeresleitung eine gewisse Autorität, die sich als nutzbringend erwies.

Der Generalfeldmarschall und ich leiteten demnach den Krieg an der West- und Ostfront südwärts bis hinab zur Dobrudscha in ausgesprochener Weise. In bezug auf die Kampfführung gegen Rumänien blieb eine Verständigung mit unseren Bundesgenossen, an erster Stelle Österreich-Ungarn, nötig. Unter dem k. u. k. Oberkommando in Teschen standen die Heeresgruppe Erzherzog Karl und die jetzt in Siebenbürgen eintreffenden Truppen. Sie waren aber von den durch uns zu treffenden Maßnahmen so abhängig, daß sich damit tatsächlich in der Einheitlichkeit der Befehlsführung durch die Oberste Heeresleitung nichts änderte.

Die italienische und albanesische Front bildeten das alleinige Arbeitsgebiet des Generals v. Conrad.

Die Verhältnisse an der mazedonischen Front, in Bulgarien und der Türkei beanspruchten unsere Aufmerksamkeit in höchstem Maße, wir konnten hier aber nicht die ausschlaggebenden Faktoren sein.

Aus der Einrichtung der gemeinsamen Kriegsleitung heraus ergab sich auch, daß sich die verbündeten Obersten Heeresleitungen an uns wandten, wenn sie untereinander Streitfragen hatten. Die bulgarische Oberste Heeresleitung verkehrte in Balkanfragen sehr ungern mit der türkischen und der österreichisch-ungarischen, und auch diese verhandelten lieber mit uns als mit der bulgarischen Obersten Heeresleitung.

VI.

Seine Majestät der Kaiser war Oberster Kriegsherr. In ihm ruhte die höchste Kommandogewalt über Heer und Marine. Die Oberbefehlshaber der Armeen und der Flotte unterstanden ihm.

Der Chef des Generalstabes des Feldheeres leitete nach dem Willen Seiner Majestät die Operationen selbständig. Entscheidende Entschließungen bedurften der kaiserlichen Zustimmung. Kommandogewalt besaß er nicht.

Der Kaiser stand demnach an der Spitze der Obersten Heeresleitung. Wenn ich in diesen Erinnerungen diese Bezeichnung im engeren Sinne auf den Generalstab des Feldheeres anwende, so folge ich dem nicht richtigen, aber üblichen Sprachgebrauch.

Der Chef des Admiralstabes als Vertreter der Seekriegsleitung war dem Chef des Generalstabes des Feldheeres gleichgestellt. Er hatte in bezug auf die Seekriegführung die gleichen Rechte und Pflichten wie

dieser. Die Zusammenarbeit des Generalstabes und des Admiralstabes ist stets gut gewesen.

Die Generalgouverneure in Brüssel und Warschau waren dem Kaiser unmittelbar unterstellt und in ihrer Politik von dem Reichskanzler abhängig. In militärischen Fragen folgten sie den Wünschen der Obersten Heeresleitung — um einmal Pferde aus dem Generalgouvernement Warschau zu bekommen, war ein Befehl Seiner Majestät nötig.

Das übrige besetzte Gebiet unterstand der Einwirkung des Generalquartiermeisters und damit auch der der Obersten Heeresleitung. Die Armee-Oberkommandos waren in diesem Gebiet die eigentlichen Herren.

Die Kriegsministerien Preußens, Bayerns, Sachsens und Württembergs waren uns gleichgestellt. Ihre Vertreter befanden sich im Großen Hauptquartier, für die bundesstaatlichen Ministerien waren dies die Militär-Bevollmächtigten der betreffenden Kontingente. Die bayerischen Vertreter wechselten häufig. Zuletzt sind es General v. Hartz und später noch General Köberle gewesen. Sachsen und Württemberg vertraten die Generale v. Eulitz und v. Graevenitz, den später Oberstleutnant Holland ersetzte. Die Herren waren zugleich Sachwalter der Interessen ihrer Kontingente gegenüber der Obersten Heeresleitung. Es ist klar, daß es auch in der deutschen Armee nicht ohne Eifersüchteleien zwischen ihnen abging. Traten an dieser oder jener Stelle Schwierigkeiten ein, dann schob zuweilen ein Kontingent die Schuld auf das andere. Einmal hatte es zuviel Verluste, ein anderes Mal zu wenig Gelegenheit, sich zu betätigen. Personalfragen gab es ebenfalls mit den Militär-Bevollmächtigten zu behandeln. Das Zusammenarbeiten dieser Herren mit der Obersten Heeresleitung ist gut gewesen. Sie werden von mir die Überzeugung gewonnen haben, daß ihre Interessen von mir unparteiisch wahrgenommen wurden. Ich habe nie einen Unterschied zwischen den vier Kontingenten gemacht. Alle taten ihre Schuldigkeit, jedes hatte seine guten und weniger guten Divisionen; Württemberg allein hatte nur gute. Das gleiche Lob kann den badischen Divisionen gespendet werden, auch wenn sie kein eigenes Kontingent bildeten. Das Heer hielt trotz der verschiedenen Stämme fest zusammen. Erst einer langen zersetzenden Arbeit blieb es vorbehalten, eine gewisse gegnerische Stimmung zwischen bayerischen und preußischen Truppen hervorzurufen. Aber auch hiervon hielt sich der höhere Offizier frei.

Vertreter des preußischen Kriegsministeriums war Major Stieler v. Heydekampf; er hat sich mit warmer Hingabe meiner vielen Sorgen angenommen.

Die Kriegsministerien entsprachen unseren Anforderungen auf vielen Gebieten. Ich fand in ihnen hierbei treue Helfer. Da allerdings, wo die

Notwendigkeit des Krieges tief in das innere Leben des Volkes eingriff, machten sich auch die dazu berufenen Männer nicht von dem in der Heimat wehenden Geiste frei, sie überwanden ihn nicht, sondern ordneten sich ihm unter und führten damit dem Heere nicht das zu, dessen es so dringend bedurfte.

Mit den stellvertretenden Kommandierenden Generalen habe ich nur wegen des Vaterländischen Unterrichts zu tun gehabt. Sie erhielten keinerlei Weisung von der Obersten Heeresleitung. Sie waren auf Grund des Belagerungsgesetzes vollständig selbständig und unterstanden, nachdem der Reichstag im Herbst 1916 den Militär-Oberbefehlshaber schuf, ihren Kriegsministerien, so wie es in Bayern bereits der Fall war.

Der preußische Kriegsminister gewann dadurch für die siegreiche Beendigung des Krieges ungemein an Bedeutung. Seine Verantwortung war weiter gewachsen, er hatte jetzt in ausgesprochener Weise sich gegenüber dem Reichskanzler einzusetzen, daß dieser den Geist des Volkes daheim festigte, damit der des Heeres nicht litt, und endlich in der Heimat darauf zu dringen, daß die staatliche Ordnung erhalten würde, wenn an ihr je gerüttelt werden sollte. Das erwartete das Heer von dem preußischen Kriegsminister. Die Stellung der stellvertretenden Kommandierenden Generale wurde durch die Haltung der Reichsleitung und durch das Gesetz über den Militär-Oberbefehlshaber herabgedrückt. Das bezweckte auch dieses Gesetz, das sich an erster Stelle gegen sie und ihr Wirken richtete. Gewiß war die Vielköpfigkeit in der Auslegung des Vereinsgesetzes und bei Anwendung der Zensur sowie in vielen anderen Fragen nicht gut und mußte verwirrend wirken. Eine einheitliche starke Auffassung der Regierungsautorität wäre besser gewesen. Diese aber fehlte und wurde auch von dem Kriegsminister nicht herbeigeführt. Die Unsicherheit von Berlin übertrug sich, je mehr der Reichskanzler den Parteien nachgab, auch auf die Provinz. Das selbständige Handeln der stellvertretenden Kommandierenden Generale hörte immer mehr und mehr auf. Das Gesetz, das den Militär-Oberbefehlshaber schuf und gut sein konnte, wurde in seiner Wirkung verhängnisvoll für uns.

Eine weitere Dienststelle, mit der die Oberste Heeresleitung als gleichgestellt zu verkehren hatte, war der dienstlich allein dem Kaiser verantwortliche Chef des Militär-Kabinetts. Diese Behörde arbeitete ernst und gewissenhaft. Sie gründete ihr Urteil nur auf Berichte der Kommandobehörden. Über Armeeführer und Kommandierende Generale hörte sie auch meine Ansichten. Im übrigen hat die Oberste Heeresleitung mit Personalien nichts zu tun gehabt, nur für die der Generalstabsoffiziere, auch für Ordensverleihung an sie trug ich die moralische Verantwortlichkeit. Gern hätte ich gesehen, wenn an der Spitze des Militär-Kabinetts Männer

gestanden hätten, die den Krieg scharf aus eigenem Erleben kannten, um den Bedürfnissen des Offizierkorps gerecht zu werden. So arbeitete es zu sehr nach der Friedensschablone und holte starke Charaktere nicht genügend hervor.

Auch in Ordensfragen, deren Bedeutung für die Armee nicht zu unterschätzen ist, war der Chef des Militär-Kabinetts zuständig. Er hielt sich hier ebenfalls an die Eingaben der Armee-Oberkommandos. Leider dauerte es zu lange, bis die Vorgeschlagenen die Ordensauszeichnungen erhielten. Nach langem Bemühen gelang es der Obersten Heeresleitung, das Abzeichen für Verwundete durchzudrücken.

Die Führung des Kolonialkrieges lag in der Hand des Staatssekretärs des Reichskolonialamts. Schon im Frieden war keine enge Verbindung zwischen Generalstab und ihm in bezug auf die Kriegführung in den Kolonien vorhanden. General Graf v. Schlieffen war 1904 erst durch eine besondere Order mit der Leitung der Operationen in Südwestafrika beauftragt worden. Das Reichskolonialamt hat nicht hinreichend für die Verteidigungsfähigkeit der Kolonien gesorgt. Der Nutzen, den Frankreich aus seinem Kolonialreich für seine Kriegführung gezogen hat, ist gar nicht hoch genug einzuschätzen. Es hat den Krieg, namentlich im Sommer 1918, in großem Umfange mit Farbigen geführt. Das hätten wir natürlich nie tun, wohl aber größeren Vorteil aus unseren Kolonien gewinnen können. Die deutsche Heldenschar in Ostafrika vermochte starken Feind auf sich zu ziehen. Dieser war nicht gegen die Türkei verfügbar und mußte hier wohl teilweise durch andere Truppen ersetzt werden, die schließlich an der Westfront ausfielen. Mit Interesse habe ich die Kämpfe in den Kolonien verfolgt und war überrascht, daß in Südwestafrika nicht tatkräftiger gehandelt wurde. Es durfte nicht so schnell fallen. Woran das lag, vermag ich nicht zu übersehen. Die geringe Fürsorge der Heimat für die Verteidigungsfähigkeit unserer Kolonien kann nicht der einzige Grund sein. In Ostafrika hielt sich im Herbst 1917 zwischen dem Rufidji und der Rowuma und später auf portugiesischem Gebiet bis zum Ende des Krieges General v. Lettow-Vorbeck, ein glänzendes Beispiel deutscher Tapferkeit im fremden Weltteil.

Die Oberste Heeresleitung und der Reichskanzler waren gleichgestellt. Auch hier war die gemeinsame Spitze Seine Majestät. Unser Verkehr mit der Reichsregierung wurde bald ein sehr reger allerdings auch unerfreulicher. Wir fanden nicht das erforderliche Entgegenkommen, nachdem wir der Regierung mitgeteilt hatten, was die Kriegführung von ihr unbedingt erwartete, um das deutsche Volk zum Siege zu befähigen.

Die Vertretung der militärischen Interessen in allen außenpolitischen Fragen während des Krieges und für den Friedensschluß führte gleichfalls viele Berührungs-, aber auch Reibungspunkte herbei.

Der Regierungsapparat in Berlin machte einen ungemein schwerfälligen Eindruck.

Die Ressorts arbeiteten ohne jede gegenseitige Fühlungnahme zu sehr nebeneinander her; die linke Hand wußte oft nicht, was die rechte tat. Ein Bismarck konnte die Ressorts zu gemeinsamer Zusammenarbeit bringen, den Kriegs-Reichskanzlern blieb dies versagt.

Eine Vereinfachung und eine Besserung in dem gegenseitigen Verkehr trat seit Februar 1917 dadurch ein, daß der Reichskanzler persönliche Vertreter zu der Obersten Heeresleitung entsandte, zuerst Unterstaatssekretär v. Stein, von dem, so lange er bei uns war, ein frischer Hauch ausging. Im Herbst 1917 kam Graf Limburg-Stirum zu uns, ein kenntnisreicher und gewandter Mann von warmer vaterländischer Gesinnung. Der Verkehr mit ihm war mir eine menschliche Freude. Etwa vom gleichen Zeitpunkt an war Oberst, später General v. Winterfeldt Vertreter der Obersten Heeresleitung beim Reichskanzler in Berlin. Er unterzog sich seiner schweren Aufgabe mit Hingabe und Takt.

Die Oberste Heeresleitung war gezwungen, auch noch mit einer Reihe von Reichsämtern und in Verkehrsfragen auch mit den Regierungen der großen Bundesstaaten zu verhandeln. Ich empfand das Fehlen einer starken Reichsgewalt schwer. Unsere staatliche Vielgestaltung machte sich fühlbar. Der Wunsch nach einem Reichs-Kriegsministerium wurde von einsichtsvollen höheren Offizieren Bayerns geäußert. Ich konnte dem nur zustimmen und bat sie, diesen Gedanken in ihrer Heimat zu vertreten.

Jetzt steht die Frage nach Vereinheitlichung der Verfassung Deutschlands auf der Tagesordnung, möge sie gefunden werden als ein weiterer Schritt der Entwicklung unseres Vaterlandes, möge dabei nicht vergessen werden, was Deutschland Preußen und den Bundesstaaten schuldet.

Der Obersten Heeresleitung standen in den neutralen Staaten wie schon im Frieden die Militär-Attachés zur Verfügung. Sie unterstanden dem betreffenden Gesandten und trieben keine Politik. Sie meldeten militärische Angelegenheiten unmittelbar an den Generalstab, unter Zustellung einer Abschrift an den Gesandten. Irgendwelche Schwierigkeiten sind durch diesen Geschäftsbetrieb nicht entstanden. Die Militär-Attachés arbeiteten auch im Propagandadienst in Übereinstimmung mit den Gesandten. Sie empfingen hier die Anweisungen von Oberst v. Haeften.

Die Militär-Attachés in den verbündeten Staaten hatten ähnliche Aufgaben zu erfüllen. Auch ihnen lag die Politik fern. Sie waren vornehmlich die Verbindungsoffiziere der deutschen Obersten Heeresleitung mit den Oberkommandos der verbündeten Armeen.

VII.

Am 5. September traten der Generalfeldmarschall und ich unsere erste Fahrt nach dem Westen an. Wir fuhren über Charleville, wo das Große Hauptquartier bisher noch seinen Sitz hatte, nach Cambrai, dem Hauptquartier des Kronprinzen Rupprecht von Bayern.

Vor Charleville begrüßte uns der Kronprinz. Eine Kompagnie des berühmten Sturmbataillons v. Rohr bildete die Ehrenwache für den Generalfeldmarschall. Ich sah zum ersten Male eine geschlossene Formation im Sturmanzuge mit dem so überaus nützlichen Stahlhelm. Im Osten kannten wir das nicht. Der Kronprinz war über die Einstellung des Angriffs auf Verdun in hohem Maße befriedigt, es wäre ihm damit ein langgehegter Wunsch erfüllt worden. Er streifte dann andere Fragen und betonte auch mir gegenüber seinen Wunsch nach Frieden; wie dieser aber von der Entente zu erlangen sei, sagte er mir nicht.

In Charleville sah der Generalfeldmarschall die Herren des Großen Hauptquartiers. Die Trennung der Obersten Heeresleitung in zwei Gruppen und die überaus große räumliche Entfernung zwischen Pleß und Charleville hatten sich für das Ganze störend bemerkbar gemacht. Die guten Fernsprech- und Fernschreibeverbindungen konnten die mündliche Aussprache nicht ersetzen. Ich hätte gern das Hauptquartier im Westen, wenn auch nicht in Charleville, das ungünstig lag, vereinigt. In Belgien und Frankreich hatten die deutschen Truppen die ganze Schwere des Kampfes in der unerbittlichsten Form zu ertragen. Der Drang, dem räumlich nahe zu sein, war natürlich. Die Oberste Heeresleitung mußte aber in Pleß bleiben, da die Operationen gegen Rumänien eine enge Verbindung mit General v. Conrad in Teschen zur Voraussetzung hatten. Das Große Hauptquartier wurde daher nach dem Osten verlegt. Es fand in Pleß, Kattowitz und anderen Orten Unterkunft.

Am 7. vormittags fand die Besprechung in Cambrai statt, während an der Somme erbittert gestritten wurde. Alles stand unter dem tiefen Eindrucke dieser so überaus schweren Kämpfe.

Die Gliederung der Westfront war damals keine glückliche. Das Zusammenfassen der Armeen zu Heeresgruppen war noch nicht weit genug gediehen. Die Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht war unter dem Eindrucke der Sommeschlacht im August entstanden. Sie umfaßte jetzt die 6. Armee vor Arras, die Kronprinz Rupprecht bisher selbst befehligt hatte, und die beiden Kampfarmeen, die 1. und 2. Armee unter den Generalen Fritz v. Below und v. Gallwitz. Die Heeresgruppe Deutscher Kronprinz war älter; sie setzte sich zusammen aus der 3. Armee bei Reims, der 5. vor Verdun, die der Kronprinz selbst führte, und den Armeeabteilungen A und B

in Lothringen und dem Elsaß. Außerhalb Heeresgruppenverband standen die 4. Armee unter dem Generalfeldmarschall Herzog Albrecht von Württemberg auf dem rechten Flügel des Heeres und die 7. unter Generaloberst v. Schubert zwischen den beiden Heeresgruppen. Auf Änderungen wurde zunächst verzichtet, nur die 7. Armee dem Kronprinzen Rupprecht unterstellt und bald darauf für den deutschen Kronprinzen ein besonderes Heeresgruppen-Kommando gebildet. Die Oberste Heeresleitung hatte jetzt nur noch an drei Stellen zu befehlen. Die vollständige Neugliederung der Westfront aber sollte erst nach einer Kampfpause vorgenommen werden.

Der Chef der 4. Armee, General Ilse, und die Chefs der Heeresgruppen Kronprinz Rupprecht und Deutscher Kronprinz, die Generale v. Kuhl und v. Lüttwitz, gaben einen Überblick über ihre Frontabschnitte. Die Obersten v. Loßberg in seinem tiefen Ernst und Bronsart v. Schellendorf in seiner lebhaften Weise ergänzten den Vortrag des Generals v. Kuhl über die Sommeschlacht durch Schilderungen der inneren Hergänge. Der bisherige Geländeverlust als solcher schien mir von geringerer Bedeutung, er konnte noch ertragen werden; aber die Frage, wie solcher in der Folge mit seiner Begleiterscheinung, der immer größer werdenden Schwächung unserer Kraft, auszuschließen sei, war von unendlicher Wichtigkeit. Ich mußte über die Kräfteverhältnisse ebenso klar sehen wie darüber, ob unsere taktischen Anschauungen noch die richtigen wären. Das erste war einfach, das zweite unendlich schwer. In strategisch-taktischen Fragen platzen die Ansichten genau so aufeinander, wie in allen politischen und wirtschaftlichen. Es ist hierin eben so schwierig, überzeugend zu wirken; die Erscheinungen werden erkannt, die Grundursachen aber bestritten. Sie sind daher schwer zu bessern. Das Beharrungsvermögen der Truppe ist groß. So war es im Frieden, so blieb es im Kriege.

Dem Bilde, das ich mir über die Verhältnisse bei Verdun und an der Somme gemacht hatte, mußte ich auf Grund dessen, was ich zu hören bekam, ein noch erheblich düstereres Kolorit geben. Der einzig lichte Ton war die deutsche Heldengröße, die das Schwerste, was es zu erleiden gab, des Vaterlandes wegen erlitt. Ich kann die ergreifenden Schlachtschilderungen, die ich hörte, nicht wiedergeben; das Schönste, was darüber zu lesen ist, hat ein junger Offizier des bewährten hamburgischen Regiments geschrieben. Es ist ein Heldengedicht in Prosa.

Es wurde mir klar, was der Generalfeldmarschall und ich in unserem neuen Amt auf uns genommen hatten und was wir Führung und Truppe im Westen auferlegten, wenn wir sie noch schwächten, um im Südosten anzugreifen.

Eine gewaltige, durch Flieger gut geleitete Artillerie hatte an der Somme mit ungeheurem Munitionsaufgebot unsere Artillerie niederge-

halten und zerschlagen. Unsere infanteristische Verteidigungskraft wurde derart zermürbt, daß der feindliche Massensturm gelang. Wir büßten nicht nur an seelischer Spannkraft ein, sondern verloren neben hohem blutigen Ausfall eine bedeutende Anzahl Gefangener und viel Kriegsgerät.

Die Wünsche der Herren gipfelten in dem dringenden Verlangen nach Verstärkung an Artillerie, Munition, Fliegern und Ballonen sowie nach besserer Ablösungsmöglichkeit durch umfangreichere und rechtzeitigere Zuweisung von frischen Divisionen und anderen Truppen. Die Befriedigung der Anträge war durch die Einstellung des Angriffs auf Verdun erleichtert; wir mußten aber dort auch weiterhin auf starken Kräfteverbrauch allein durch die örtlichen Verhältnisse selbst rechnen. Daß der Franzose aus der Festung heraus selbst angriff, war möglich. Verdun blieb ein offenes, Kraft fressendes Geschwür. Es wäre richtiger gewesen, die Stellungen nach rückwärts aus dem Trichtergelände herauszulegen. Von den örtlichen Schwierigkeiten des Kampfes vor Verdun hatte ich damals noch nicht den richtigen Begriff. Die Festung bedurfte neben der Somme immer noch ernster Berücksichtigung; gleichwohl hatte die 5. Armee an Artillerie und Fliegern Erhebliches abzugeben. Rücksichtsloser mußte bei den anderen Armeen verfahren werden. Sie sollten ihre Fronten strecken und Divisionen, Artillerie, Flieger und Ballone für die Kampffront freimachen. Selbstverständlich entstanden dadurch schwache Stellen; dies war in den Kauf zu nehmen, wenn wir an der Somme halten wollten. Das aber mußte geschehen; rückwärtige Stellungen fehlten. Die Oberste Heeresleitung konnte endlich noch auf einige neugebildete Divisionen rechnen, die allmählich fertig wurden.

Die artilleristischen und Luftkampfverhältnisse an der Kampffront mußten allmählich durch die eingeleitete vermehrte Zuweisung günstiger werden, nur die Munitionsfrage blieb traurig, obschon ich auch die anderen Fronten an Munition ausplündern ließ.

Durch bessere Zuführung von Divisionen schien es möglich zu werden, die Heeresgruppe Rupprecht nach und nach derart zu stellen, daß sie nicht mehr nur von der Hand in den Mund lebte. Es war dann zu hoffen, daß auch die Ablösung und der Einsatz der Divisionen in ihren Kriegsgliederungen erfolgen würde. Hierauf mußte ich im Interesse des inneren Gefüges der Armee und der Schonung der Truppe den allergrößten Wert legen. So wie es war, litt die Fürsorge für Mann und Pferd. Ich habe, nachdem die Oberste Heeresleitung geholfen hatte, mit Schärfe darauf gehalten, daß die Verbände zusammenblieben. Bis dahin war das vor der Gewalt der Tatsachen nicht möglich gewesen. Neben dieser besonderen Zuweisung von Kräften blieb dauernd die Ablösung ab-

gekämpfter Divisionen durch andere notwendig. Es war eine sehr wesentliche Aufgabe meiner Operations-Abteilung, immer Divisionen zur Hand zu haben, die für die Sommeschlacht verfügbar gemacht werden konnten, eine sehr schwierige und verantwortungsreiche Arbeit! Der Zustand der Truppe war richtig einzuschätzen, um einmal ihre Ablösung aus ruhiger Front überhaupt zu verfügen und ihren Einsatz an mehr oder weniger wichtigen Stellen der Schlachtfront anzuregen.

Die Verstärkungen, die für die Schlacht freigemacht wurden, konnten nicht umgehend für den Einsatz verfügbar sein. Die Bahnen waren durch den regelmäßigen An- und Abtransport schon stark überlastet. Es war nun darüber hinaus noch eine gewaltige Zugzahl zu fahren. So mußten zwei bis drei Wochen vergehen, bis alles jetzt Gegebene wirklich zur Stelle war. Alle Berechnungen konnten aber bis dahin durch feindliche Erfolge über den Haufen geworfen und neue Forderungen zu erfüllen sein. Das lag in des Schicksals Hand; der Feind sprach mit. Zunächst war geschehen, was im Drange des Augenblicks angeordnet werden konnte.

Auf taktischem Gebiete mußte es gelingen, die angriffsweise Führung der Artilleriekämpfe, die die feindliche Artillerie und Infanterie vor Beginn des Sturmes zerschlägt, wieder in den Vordergrund zu stellen. Bei der Unterlegenheit an Geschützen und Munition hatten wir darauf verzichtet. Vermeintliches Allheilmittel war das Sperrfeuer geworden. Die Infanterie wollte es haben; es hat aber doch viele gesunde Begriffe verwirrt. In der Theorie gut, mußte das Sperrfeuer unter dem Ungewitter des feindlichen Munitionsniederschlages nur zu häufig versagen. Unsere Infanterie, die dem Schutze des Sperrfeuers sich anvertraut hatte, versäumte allzu leicht, sich selbsttätig zu verteidigen.

Die zahlenmäßige Steigerung der einzusetzenden Geschütze und verfügbaren Munition, die die Grundlage für eine wirkungsvolle Artillerieverwendung bildete, mußte Hand in Hand gehen mit einer strafferen Feuerleitung durch die höheren Kommandobehörden und einer sicheren Einschießtätigkeit durch eigene Luftbeobachtung. Ich trat mit vielen anderen Offizieren für die Führung des Artilleriekampfes im wesentlichen durch die Divisionen auf Grund genauer Befehle der höheren Dienststellen ein. Das erregte zwar Widerspruch, allmählich wurde aber doch der Gedanke als richtig anerkannt. Jeder Divisionskommandeur mußte einen besonderen höheren Artillerie-Offizier für die Führung dieser Waffe erhalten. Das Fehlen einer solchen Stelle machte sich empfindlich fühlbar.

Artillerie und Flieger waren einander näher zu bringen. Der Flieger mußte Liebe an der Einschießtätigkeit gewinnen. Ein Kampf hoch in der Luft, für den zudem hohe Auszeichnungen und die Nennung im Heeresberichte in Aussicht standen, war anregender und schöner als das Ein-

schießen von Artillerie, bei dem man es doch niemand rechtmachen konnte. Das Verständnis für die hohe Bedeutung des Einschießens konnte erst nach und nach geweckt werden.

Als Kampfwaffe gegen Erdziele traten die Flugzeuge damals noch nicht so planmäßig auf wie 1917 und namentlich 1918, aber schon in der Sommeschlacht wirkten die sehr tief herabgehenden feindlichen Flieger mit ihrem Maschinengewehrfeuer auf unsere Infanterie ganz ungemein ein. Es waren nicht die blutigen Verluste, sondern der Eindruck, da erkannt und gesehen zu werden, wo man bisher Deckung erhofft hatte. Dieses niederdrückende Gefühl war zunächst so stark, daß Gewehr und Maschinengewehr oft nicht den Gebrauch fanden, der recht zweckmäßig gewesen wäre.

Die endgültige Entscheidung jedes Kampfes liegt zu guter Letzt bei der Infanterie. Ich war Infanterist, bin es mit Leib und Seele gewesen und habe auch meinen Söhnen gesagt: geht zur Infanterie! Sie taten es; erst später zog es sie, wie so viele andere jugendliche Männer, aus dem Schützengraben zu der freien Betätigung des Fliegers. Der schöne Satz des alten Infanterie-Exerzierreglements: „Die Infanterie trägt die Hauptlast des Kampfes und bringt die größten Opfer, daher winkt ihr auch der höchste Ruhm" wird immer eine kriegerische Wahrheit bleiben.

Die Last ist gewaltig, die auf der Infanterie liegt, das hat auch dieser Krieg erwiesen. Stilliegen unter feindlichem Trommelfeuer, in Schmutz und Schlamm, in Nässe und Kälte, hungernd und dürstend oder zusammengepfercht hocken in Unterständen, Löchern und Kellern in Erwartung der feindlichen Übermacht und sich erheben aus sicherer Deckung zum Ansturm gegen Verderben bringenden Feind, den Tod im Auge, das ist Mannestat. Sie ist nur möglich, wenn Mannszucht dazu befähigt, die getragen wird von dem Gefühl der Liebe zum Vaterlande und dem tief im Herzen schlummernden Imperativ der Pflicht. Der Ruhm ist groß. Der höchste Lohn liegt aber in dem stolzen Bewußtsein, der Heimat noch mehr als die anderen gedient zu haben, liegt in dem Gefühl des durch eigenen Mannesmut errungenen Sieges. Die Männer, die daheim geblieben sind, können sich das nicht oft genug vor Augen halten. Sie haben vor solchem Heldentum schweigend das Haupt zu entblößen — statt zu reden!

Bei der Beurteilung der Leistungen stehen alle diejenigen gleich, die ebenso wie der Infanterist gekämpft haben: Pionier, Kavallerieschütze oder Feldtelegraphist haben den gleichen Ruhm. Auf sie alle bezieht sich der schöne Satz des alten Reglements.

Ich will durch diesen Ausspruch nicht mindern, was die anderen Waffen leisteten. Sie alle wurden von der Obersten Heeresleitung mit gleicher Fürsorge und gleicher Achtung anerkannt. Der Flieger hat auch das Gefühl des Siegers, die tief befriedigende Empfindung: da ist der Mann etwas wert!

Aber er hat nicht die zersetzenden Einflüsse des Kampfes zu ertragen. Die Artillerie hatte ähnliches auszuhalten wie die Infanterie. Je länger der Krieg dauerte, desto mehr steigerten sich ihre Verluste in der Verteidigung sowohl wie im Angriff, sie wurde immer schärfer der Träger der Kampfes und der Halt der Front. Trotzdem braucht auch die Artillerie der Infanterie jenen Satz nicht zu bestreiten. Recht hatte sie, wenn sie sich gegen die Auffassung wehrte, daß die Infanterie die Hauptwaffe sei. Es war dies leider sogar in eine für die Artillerie bestimmte Vorschrift versehentlich aufgenommen worden. Hauptwaffen gibt es nicht. Jede hat ihre Berechtigung, denn alle sind nötig. Keine kann entbehrt werden.

Das, was ich in Cambrai über unsere Infanterie, ihre Taktik und Ausrüstung zu hören bekam, war mir besonders bedeutungsvoll. Es war sicher, die Infanterie focht zu eng und zu starr, sie klebte zu sehr am Geländebesitz; hohe Verluste waren die Folge. Die tiefen Unterstände und Keller wurden oft zu verhängnisvollen Menschenfallen. Der Gebrauch des Gewehrs war in Vergessenheit geraten, die Handgranate zur Hauptwaffe geworden und die Ausrüstung der Infanterie mit Maschinengewehren und anderen Feuerwaffen weit hinter den entsprechenden feindlichen Maßnahmen zurückgeblieben. Der Generalfeldmarschall und ich konnten zunächst nur bitten, grundsätzlich die vorderen Linien dünner zu besetzen, die tiefen Stollen zu zerstören und alle Gräben oder Geländeteile aufzugeben, deren starres Festhalten für die Gesamthandlung bedeutungslos war, aber besondere Verluste verursacht hätte. Die weiteren Ausbildungs- und Ausrüstungsfragen der Infanterie ließen sich nur nach und nach in Angriff nehmen.

Die vorwiegende Verwendung der Handgranate war dadurch entstanden, daß sie im Grabenkrieg aus den Deckungen heraus und diese ausnützend geworfen werden konnte, während der Gebrauch des Gewehrs ein Verlassen der Deckung erforderte. In den Nahkämpfen bei eigenen Unternehmungen und jetzt bei den feindlichen Großangriffen, wo der Mann dem Manne plötzlich gegenüberstand, war die Handgranate eine handlichere und auch für den ungeübten Kämpfer leichter zu gebrauchende Waffe als das Gewehr, das zudem leicht verschmutzte. Das war verständlich; die Infanterie mußte aber in der Lage bleiben, sich durch eigene Kraft den Feind vom Leibe zu halten und ihn aus der Entfernung zu bekämpfen. Kam es erst zum Kampfe Mann gegen Mann, so war die feindliche Überlegenheit an Zahl zu leicht ausschlaggebend.

Der Infanterist hatte über der Handgranate das Schießen vergessen. Es war ihm erst wieder zu lehren. Er mußte erneut Vertrauen zu seinem Gewehr bekommen; dazu gehörte, daß er es beherrschte. Leicht war es, darauf hinzuweisen, unendlich schwer, hierin wirklich etwas zu erreichen.

Bei der kurzen Dienstzeit unseres Ersatzes ist es auch nicht mehr gelungen, so oft es auch immer wieder versucht worden ist. Das war nur möglich bei langer eingehender Friedensausbildung, die das Schießen für den Schützen unter den Einflüssen des Kampfes zu einer mechanischen Handlung macht.

Bei der feindlichen Infanterie war bereits in weitem Umfange die Kraft des Menschen durch die Maschine erhöht; wir hingegen arbeiteten noch zu sehr allein mit dem Menschen. Wir hatten allen Grund, ihn ängstlich zu schonen. Auch hier hatte eine durchgreifende Änderung einzutreten; das Maschinengewehr mußte der Hauptträger der Feuerkraft der Infanterie werden. Die Infanterie-Kompagnie mußte als neue Waffe ein leichtes Maschinengewehr erhalten, für dessen Bedienung sie möglichst wenig Gewehrträger herzugeben hatte. Unser Maschinengewehr in den Maschinengewehr-Kompagnien war zu schwer dafür.

Um die Wirkung des Infanteriefeuers wenigstens an den Hauptbrennpunkten unserer gewaltigen Kriegstheater recht bald verstärken zu können, sollten besondere Maschinengewehrformationen — Scharfschützenabteilungen — aufgestellt werden. Gewisse Stämme hierzu waren bereits vorhanden; sie mußten jetzt zusammengefaßt und erweitert werden.

Minen- und Granatwerfer sollten die Kampfkraft der Infanterie weiterhin verstärken. Die Anfertigung aller Schnelladewaffen war zu fördern.

Schließlich war die Ausbildung der Infanterie in Stoßtrupps, so wie sie der Krieg hervorgebracht hatte, zu reglementarisieren und damit auch zum Gemeingut der Infanterie zu machen. Die Lehrformationen, die Sturmbataillone, hatten einen hohen Wert und haben die Ausbildung weitgehend beeinflußt; es waren Vorbilder, denen die Infanterie nacheiferte. Wie sie es zu machen hatte, mußte ihr ihre Ausbildungsvorschrift sagen. Eine solche fehlte bisher.

Auch für Stellungsausbau und Anlage ergaben sich aus dem bisherigen Verlauf der Sommeschlacht wichtige Lehren. An Stelle der tiefen Stollen in den vorderen Gräben mußten Schächte von geringer Tiefe treten. Betonunterstände, deren Bau leider lange Zeit erforderte, gewannen an Wert. Die leicht erkennbaren Grabenlinien, die jede Fliegerphotographie haarscharf wiedergab, bildeten zu gute Ziele für die feindliche Artillerie; das ganze Verteidigungssystem mußte nach der Tiefe gestreckt, gelockert und scharf dem Gelände angepaßt werden. Große, dichte Drahthindernisse, so angenehm sie für die Zeit der Ruhe waren, boten keinen Schutz mehr. Sie verschwanden unter dem feindlichen Munitionshagel. Leichte, schwer erkennbare Drahtzäune eigneten sich für den Kampf besser. Stellungen am Vorderhang mit weitem Schußfeld für die Infanterie waren vom Feinde leicht eingesehen. Sie wurden von der feindlichen Artillerie

zertrommelt und konnten von der eigenen Artilleriebeobachtung häufig nur schwer überwacht werden. Stellungen am Hinterhang mit geringem Schußfeld und unter guter Beobachtung durch die eigene Artillerie wurden gehalten. Sie verdienten im Großkampfe den Vorzug.

Der ausschlaggebende Wert artilleristischer Beobachtungsmöglichkeit und damit der Notwendigkeit, sie an erster Stelle bei Auswahl einer Stellung zu berücksichtigen, war scharf in die Erscheinung getreten.

Also auch hier galt es aufzubauen; vieles hatte sich geändert, ja sogar umgekehrt!

Alle diese Fragen wurden bei der Besprechung in Cambrai nur gestreift. Ich gewann im allgemeinen lediglich Eindrücke, die aber doch zeigten, wie notwendig es sei, der Kampfführung neue Formen zu geben, und wie das Heer danach verlangte, auf dem Gebiete der Taktik und Ausrüstung gefördert zu werden. Im Osten hatten wir im wesentlichen nach der alten Taktik, die uns der Frieden gelehrt hatte, gekämpft und unsere Truppen ausgebildet; hier traten uns neue Erscheinungen entgegen, denen nachzugehen meine Pflicht war.

Mit allen taktischen und Ausrüstungsfragen habe ich mich immer besonders gern beschäftigt, das war auch eine meiner Aufgaben im Großen Generalstabe in Berlin gewesen. Ich trat damals schon für sehr viele Fragen ein, die jetzt dringlich wurden. Sie waren nun, wie sich schon früher klar voraussehen ließ, zu Lebensfragen der Armee am Feinde geworden, die nicht genug Beachtung finden konnten. Diese Verantwortung gegenüber dem Heere wog besonders schwer. Mußte ich auf der einen Seite Menscheneinsatz fordern, so hatte ich auf der anderen Seite die menschlich schönere Pflicht, deutsche Menschenleben zu erhalten.

Dies bewog mich, dem Gedanken tragbarer Schutzpanzer näher zu treten. Wir gaben sie auch an die Truppe aus. Sie fanden aber keinen Beifall, da sie zu schwerfällig waren.

Die Besprechung in Cambrai war nutzbringend verlaufen. Die stille Größe der versammelten Führer und Chefs, die nun im Westen beinahe zwei Jahre in großen Abwehrkämpfen standen, während der Generalfeldmarschall und ich im Osten kühne Angriffsschlachten hatten gewinnen können, machte einen tiefen Eindruck. Ich wurde in meiner Ansicht bestärkt, die Reichsregierung zu veranlassen, dem Kriege zu geben, was des Krieges ist. Menschen, Kriegsmaterial und seelische Kraft waren die Lebensfrage für die Armee. Je länger der Krieg dauerte, desto zwingender mußte dies in Erscheinung treten. Je mehr das Heer verlangte, desto mehr mußte aber auch die Heimat hergeben, desto größer wurde die Aufgabe der Reichsregierung, des preußischen Kriegsministeriums im besonderen.

Nach der Besprechung aßen wir bei dem Kronprinzen von Bayern.

Er war aus Pflichtgefühl Soldat. Seine Neigungen waren keine soldatischen. Er ging an seine hohe militärische Stellung und ihre Aufgaben mit großem Ernste heran und hat, gestützt auf seine vortrefflichen Generalstabschefs — zu Beginn des Krieges der bayerische General Krafft v. Dellmensingen und jetzt General v. Kuhl — den großen Anforderungen entsprochen, die an einen Oberbefehlshaber zu stellen sind. Ebenso wie der deutsche Kronprinz war der bayerische einer Beendigung des Krieges ohne jeden Gewinn zugetan, aber ob die Entente darauf eingehen würde, das wußte auch er nicht. Mein Verhältnis zum Kronprinzen von Bayern ist stets gut gewesen.

Herzog Albrecht von Württemberg, der Oberbefehlshaber der 4. Armee, der ebenfalls zugegen war, ist eine schärfer ausgeprägte Soldatennatur als die beiden Kronprinzen. Ich habe nur selten die Freude gehabt, ihn zu sehen, und denke an die anregende Unterhaltung mit ihm besonders gern zurück. Er war eine Persönlichkeit.

Am Nachmittage traten wir von Cambrai aus die Rückfahrt durch Belgien an. Der Generalgouverneur v. Bissing schloß sich ein Stück Weges uns an. Wir verabredeten eine Verringerung unserer Besatzungstruppen in Belgien; das bevorstehende Strecken der Verbände an verschiedenen Stellen der Westfront machte das Einschieben von Landsturmformationen hier und dort geboten. Ebenso baten wir ihn, uns bei der Durchführung der beabsichtigten Kriegsgerätbeschaffung zu helfen.

Am nächsten Nachmittage sprach ich unterwegs über diese Frage mit den Herren Duisberg und Krupp v. Bohlen u. Halbach. Ich hatte sie an den Zug gebeten. Sie hielten eine Erhöhung des Kriegsgeräts auf Grund unserer Rohstofflage durchaus für möglich, wenn die Arbeiterfrage gelöst würde.

Am 9. früh langten wir in Pleß wieder an. Ich war jetzt in meiner Stellung zu Haus und kannte mein Arbeitsgebiet. Es war ein gewaltiges Tätigkeitsfeld, das sich mir plötzlich auftat und das von mir vieles verlangte, dem ich bisher vollständig ferngestanden hatte. Ich mußte tief in das Getriebe der Kriegführung und in das Heimatleben im großen und kleinen eindringen, mich aber auch in den großen Weltfragen mit ihren Problemen zurechtfinden.

Die alten Geschäftszimmer — in einem Kavalierhaus des fürstlichen Schlosses — waren zu eng geworden; neue wurden in dem Fürst Pleßschen Verwaltungsgebäude eingerichtet. Wir zogen in das Haus des Herrn Nasse, des Vermögensverwalters des Fürsten Pleß. Das regelmäßige Arbeiten begann.

VIII.

Wie zu erwarten war, ging der Entente-Ansturm im September und Oktober und noch darüber hinaus mit unveränderter Kraft fort. Der Sep-

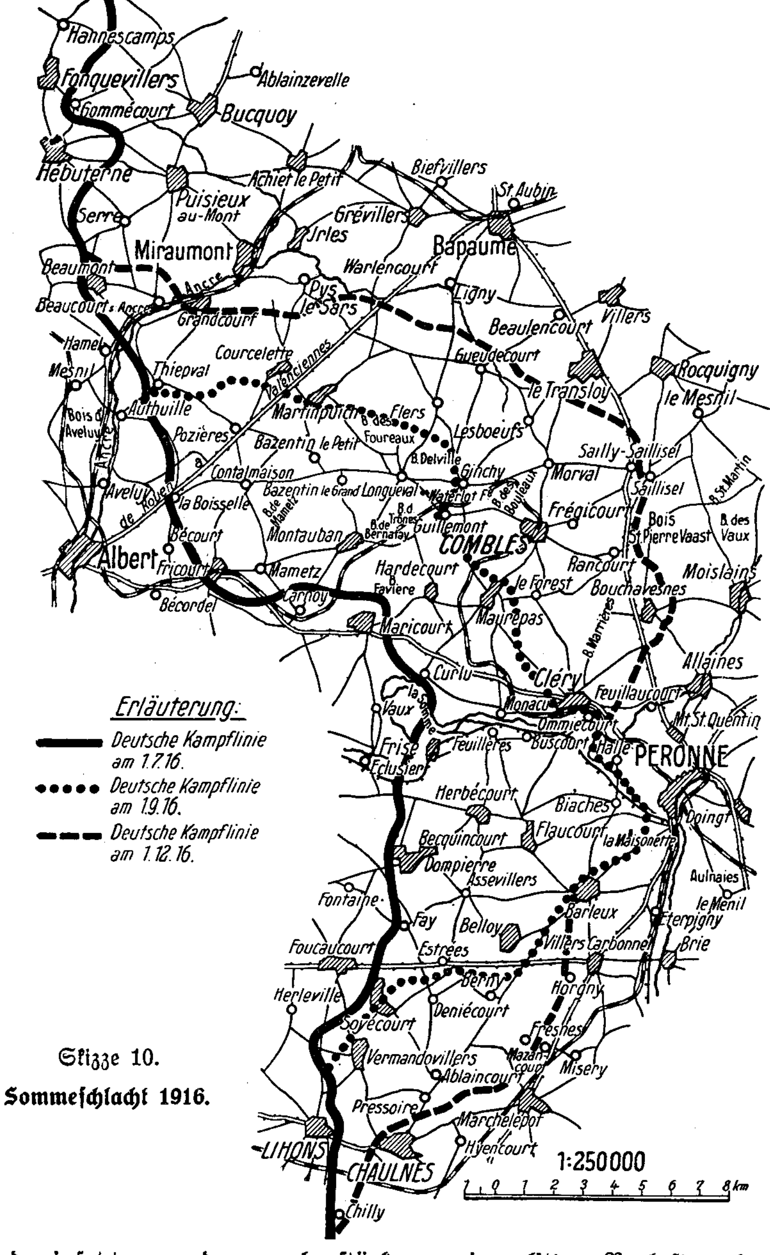
tember war ein besonders kritischer Monat. Es wurde uns nicht leicht gemacht, in Siebenbürgen zu einer Operation gegen Rumänien zu kommen.

Die Sommeschlacht, die am 1. Juli mit einem Durchbruchsversuche großen Stils angefangen hatte, war in demselben Gedanken bis Mitte Juli mit unveränderter Kraft weitergegangen. Bis Ende August hatte die Entente weitere große Angriffe an allen Stellen der Schlachtfront mit höchstem Krafteinsatz geführt, um uns zunächst zu zermürben. Nach der Kriegserklärung Rumäniens setzten die Angriffe mit größter Stärke erneut ein, die Entente nahm den Durchbruchsversuch wieder planmäßig auf. Die Schlachten, die jetzt geschlagen wurden, gehören zu den gewaltigsten des ganzen Krieges und übertrafen an Gerät- und Menscheneinsatz alle bisherigen Angriffe. Schon am 3. September begannen nördlich der Somme die Anstürme und dauerten bis zum 7. Der Feind drang immer tiefer in unsere Stellungen ein. Am 5. September griff der Franzose auch südlich der Somme auf breiter Front an, wir verloren verschiedene Orte.

Auf dem Nordufer setzen die Kämpfe schon am 9. wieder ein und dauerten bis zum 17., wir wurden weiter zurückgeworfen. Ginchy und Bouchavesnes gewann der Feind. Am 17. war Großkampftag auf dem Südufer, Berny und Deniécourt gingen verloren. Südlich der Somme wurde die Kampftätigkeit etwas geringer, das feindliche Artilleriefeuer rollte aber weiter. Nördlich der Somme hielten die Kämpfe an; mit dem 25. begann das gewaltigste Ringen der an schweren Kämpfen so reichen Sommeschlacht. Groß war unser Verlust; der Feind gewann Rancourt, Morval, Geudecourt, auch das heiß umstrittene Combles. Am 26. fiel die Ecke bei Thiepval. Weitere feindliche Angriffe am 28. scheiterten.

Die Beanspruchung von Führer und Truppen war außerordentlich. Die in Cambrai in Aussicht gestellten Ablösungen und der für die Westfront entworfene Ablösungsplan genügten lange nicht mehr. Divisionen und sonstige Truppen mußten in schnellerer Folge an die Sommefront geworfen werden und dort länger aushalten. Die Zeit zur Erholung und Ausbildung an ruhiger Front wurde immer kürzer. Die Truppen verbrauchten sich. Alles stand auf des Messers Schneide! Unsere Nervenanspannung in Pleß war gewaltig, immer wieder mußten Aushilfsmittel ersonnen und durchgeführt werden. Es gehörten die eisernen Nerven der Generale v. Gallwitz, Fritz v. Below, v. Kuhl, der Obersten v. Loßberg und Bronsart v. Schellendorf dazu, den Kopf nicht zu verlieren, die eintreffenden Verstärkungen zu planvollem Einsatz zu bringen und bei allen Mißerfolgen schließlich doch die Gesundung der Lage im Auge zu behalten. Es gehörte aber vor allem eine Truppe dazu wie die deutsche!

Im Oktober gingen die Angriffe, namentlich auf dem nördlichen Teil des Schlachtfeldes, mit unverminderter Kraft fort. Die Mittel, die der



Skizze 10.

Sommeschlacht 1916.

Feind einsetzte, wurden noch stärker; wir erlitten Verluste, aber doch machte sich eine erfolgreiche Kräftigung der Verteidigung fühlbar.

In dem Trichtergelände der Nordostfront Verduns wurde weiter gerungen. Der Franzose machte Vorstöße, wir blieben in der Verteidigung. Die Truppe wurde stark mitgenommen. Das ganze Bild änderte sich indes dort nicht.

An der italienischen Front wurde in der Zeit vom 14. bis 17. September die 7., vom 9. bis 13. Oktober die 8. Isonzo-Offensive der italienischen Armeen durch Österreich-Ungarn zum Scheitern gebracht; ein weiterer Ansturm stand zu erwarten.

An der mazedonischen Front war die Entente in der zweiten Septemberhälfte westlich des Ostrowo-Sees zum Gegenstoß in Richtung Florina übergegangen und hatte die Bulgaren darüber hinaus bis in ihre Ausgangsstellung vom August zurückgedrängt. Ich hoffte, daß diese dort eine ausgebaute Stellung vorfinden würden. Aber das Oberkommando der 11. Armee, das inzwischen dort den Befehl übernommen hatte, klärte mich sehr bald in anderem Sinne auf. Die Bulgaren hatten nichts getan. Die Lage war natürlich ernst, und Oberst Gantschew klagte sehr beweglich über den schlechten Eindruck, den der Fall von Monastir auf seine Bulgaren machen würde. An den viel schlechteren Eindruck, den seine Bulgaren auf uns machten, dachte er nicht gern. Es war ihnen zur Zeit nicht zu helfen. Ich hatte aber die Ansicht gewonnen, daß die bulgarische Armee fester in die Hand genommen werden müsse, und schlug daher die Bildung einer besonderen Heeresgruppe unter deutschem Oberbefehl, aber unter der bulgarischen Obersten Heeresleitung vor. Diese ging darauf ein. General Otto v. Below verließ mit seinem Chef, General v. Böckmann, Kurland und übernahm das neue Heeresgruppenkommando in Üsküb.

Die Lage der bulgarischen Truppen in der mazedonischen Ebene war in der ersten Oktoberhälfte ernst.

An der Ostfront versuchte die Oberste Heeresleitung zunächst deutsche Truppen an den Maros-Abschnitt zu schaffen, um hier der schwachen österreichisch-ungarischen Verteidigung einen gewissen Rückhalt zu geben. Das war das erste, was geschehen mußte. Ferner blieben die Befehlsverhältnisse gegen Rumänien klar zu regeln und auch nördlich der Karpathen neu zu ordnen. Da General v. Conrad Wert darauf legte, daß in Siebenbürgen eine österreichisch-ungarische Kommandobehörde den Befehl führe, so wurde eine neue Heeresgruppe unter Erzherzog Karl in Ungarn gebildet, sein Generalstabschef blieb General v. Seeckt.

Die bisherige Heeresgruppe des Erzherzogs mit Ausnahme der Truppen in den Karpathen trat unter General v. Boehm-Ermolli, der das Kommando über die k. u. k. 2. Armee beibehielt. Die so gebildete Heeresgruppe wurde dem Oberbefehlshaber Ost unterstellt. Nun war endlich nördlich der Karpathen die klare und den Verhältnissen entsprechende Befehlsgliederung

entstanden, die wir schon so lange angestrebt hatten. Diese war jetzt dringend nötig geworden. Die stark mitgenommenen deutschen Divisionen der Armee des Generals Grafen v. Bothmer, die der Russe dauernd und heftig angriff, bedurften der Ablösung durch weniger beanspruchte Divisionen der alten Front des Oberbefehlshabers Ost. Das Ablösen bedeutete eine sehr langwierige Arbeit, da es nur Zug um Zug erfolgen konnte. Die Kräfte waren überall so schwach, daß es bei der gespannten Kriegslage sich nicht ermöglichen ließ, von einer Stelle ganze Divisionen auf einmal abzufahren. Das verbot sich um so mehr, als der Oberbefehlshaber Ost immer mehr Kräfte gegen Rumänien freizumachen hatte.

Der neuen Heeresgruppe Erzherzog Karl unterstanden die Truppen in den Karpathen, die unter dem 7. k. u. k. Armeekommando zu einer Armee zusammengefaßt wurden, ferner die beiden in Siebenbürgen zu bildenden Armeen. Die nördliche, die k. u. k. 1. Armee, unter General v. Arz, sollte beiderseits Maros Vasarhely rückwärts bis Klausenburg, die südliche, die 9. deutsche, unter General v. Falkenhayn, zwischen Karlsburg und Mühlbach, mit schwachen Abteilungen südwärts bis Orsowa aufmarschieren. General v. Falkenhayn fand hier an wichtigster Stelle Gelegenheit, seine militärischen Fähigkeiten als Truppenführer im Dienst des Vaterlandes zu betätigen.

Der Russe bedrängte Ende August und Anfang September die damalige Heeresgruppe Erzherzog Karl in Ostgalizien und den Karpathen schwer. Die Folge war die allmähliche Zurücknahme der Armee des Generals Grafen v. Bothmer von der Zlota-Lipa hinter die Narajowka und ein weiteres Nachgeben der k. u. k. Truppen in den Karpathen, namentlich am Tatarenpaß und an der Bukowinagrenze. Da das Feststehen dieser Front für jede Operation gegen das rumänische Heer in Siebenbürgen Vorbedingung war, so blieb nichts anderes übrig, als noch mindestens drei Divisionen, die von dem so schwer bedrängten Westen nach Siebenbürgen im Anrollen waren, den Heeresgruppen Boehm-Ermolli und Erzherzog Karl an den Dnjestr und in die Karpathen zuzuführen. Blutenden Herzens gab ich dem nach. Ich entsinne mich der Bitterkeit, die mich gegenüber der k. u. k. Armee damals überkam, wenn ich an unsere Lage in West und Ost und an das dachte, was unsere Truppen überall leisten mußten. Aber es mußte gehandelt werden, die beiderseitigen Interessen waren gemeinsame.

Nach weiteren Schwankungen festigte sich dann von Mitte September ab unsere Front gegenüber der russischen. Neue, mit stärkstem Menschenaufgebot geführte, erbitterte Angriffe westlich Lutzk gegen die Linie Saturzy—Pustomity, gegen den Graberka-Abschnitt westlich Brody und die Höhen von Zborow, sowie gegen Brshesany und unsere Stellungen an der Narajowka, blieben immer wieder erfolglos. Auch bei den Kämpfen in

den Karpathen um den Tataren-Paß und den Kamm südostwärts bis Kirlibaba hatten die Russen dank der hervorragenden Haltung der deutschen Truppen keine nennenswerten Gewinne mehr aufzuweisen. Die Lage war aber gegen Mitte Oktober noch nicht endgültig gesichert, die Angriffskraft der Russen noch keineswegs gebrochen. Ihre Massenanstürme wurden mit gleichbleibendem Mut ausgeführt; wo er fehlte, wurde von hinten mit Maschinengewehren nachgeholfen. Der Wille, einen Sieg in Wolhynien, in Ostgalizien und in den Karpathen zu erringen, war im russischen Hauptquartier noch die treibende Kraft.

Der Aufmarsch an der Maros zog sich bis Ende September hin. Ein rasches Zugreifen der Rumänen hätte ihn über den Haufen werfen können. Abgelenkt durch die großen Erfolge des Generalfeldmarschalls v. Mackensen beim Einfall in die Dobrudscha und in Erwartung des Karpathenübergangs der Russen, bewegte sich die rumänische Armee mit Schneckengeschwindigkeit vorwärts. Sie verhielt den linken Flügel von Orsowa bis Hermannstadt, wo sich eine stärkere Gruppe befand. Die Hauptkräfte gewannen von Kronstadt her und aus dem Grenzgebirge der Moldau in enger Verbindung mit dem russischen linken Flügel in ost-westlicher Richtung Raum.

Es scheint die Absicht Rußlands und Rumäniens gewesen zu sein, in geschlossener Linie zwischen Karpathen und Donau in die ungarische Tiefebene herabzusteigen. Dazu mußten aber sehr starke russische Kräfte über die Karpathen geführt werden. Der Rumäne hatte durch energischen Vormarsch in unsere Versammlung hinein die Karpathenübergänge von rückwärts her für die Russen zu öffnen. Er tat das Gegenteil. Er nutzte, des großen Krieges unkundig, die Gunst der Verhältnisse, die sich ihm immer wieder durch das Abdrehen der Divisionen gegen den Dnjestr und in die Karpathen bot, in keiner Weise aus. Er rückte nur ungemein langsam vor und verlor Zeit. Jeder Tag bedeutete für uns einen Gewinn! Auch der Russe handelte nicht zweckmäßig; er rannte lieber gegen die Karpathenkämme an, statt durch die Moldau in unsere offene Flanke zu stoßen. Das Eingreifen Rumäniens in den Feldzug erfolgte planlos. Eine gemeinsame Operation war nicht sichergestellt.

Nachdem die ersten aus dem Westen für Rumänien bestimmten deutschen Truppen nach Ostgalizien und den Karpathen umgeleitet waren, hatten wir nach Siebenbürgen Divisionen des Oberbefehlshabers Ost zu fahren. Eine Schwächung der Front mußte in Kauf genommen werden. Mit dem Eintreffen dieser Truppen in Siebenbürgen war aber kaum vor Mitte September zu rechnen. Die schlechten ungarischen Bahnen wirkten weiter verzögernd.

Auch die k. u. k. Truppen trafen nur langsam ein. General v. Conrad wagte keine größere Schwächung der Isonzofront. Er machte nur

aus Tirol einige Gebirgsbrigaden frei. Sie konnten aber erst sehr spät kommen. Ich bot deshalb dem Oberkommando in Teschen einige k. u. k. Divisionen der Heeresgruppe Linsingen an, die gegenüber russischen Truppen nicht mehr zu verwenden waren. Sie wurden dankbar genommen. Die Divisionen füllten Raum; als Angriffstruppen waren sie allerdings kaum zu gebrauchen.

In der zweiten Septemberhälfte verdichtete sich allmählich unser Aufmarsch in Siebenbürgen; er blieb immer noch sehr schwach gegenüber den feindlichen Stärken. Es handelte sich überhaupt nur um wenige Divisionen. Die k. u. k. 1. Armee hatte geringen Kampfwert. Die 9. Armee aber war angriffsfähig, bei ihr lag der Schwerpunkt der Operation.

Beide Armeen sollten antreten, sobald ihr Aufmarsch gegen Ende September beendet war, und zwar die k. u. k. 1. Armee in scharf östlicher Richtung nördlich Schäßburg vorbei, die 9. Armee mit der Masse auf Hermannstadt—Kronstadt. Der Rumäne war anzugreifen und nach Osten zurückzudrängen. Die 9. Armee sollte sich dabei mit ihrem rechten Flügel hart an der Nordwand der transsylvanischen Alpen halten, um die nach der Walachei führenden Verbindungen der in Siebenbürgen stehenden rumänischen Armee zu durchschneiden. Die Notwendigkeit, die Armee in der rechten Flanke zu sichern, ergab sich dabei von selbst.

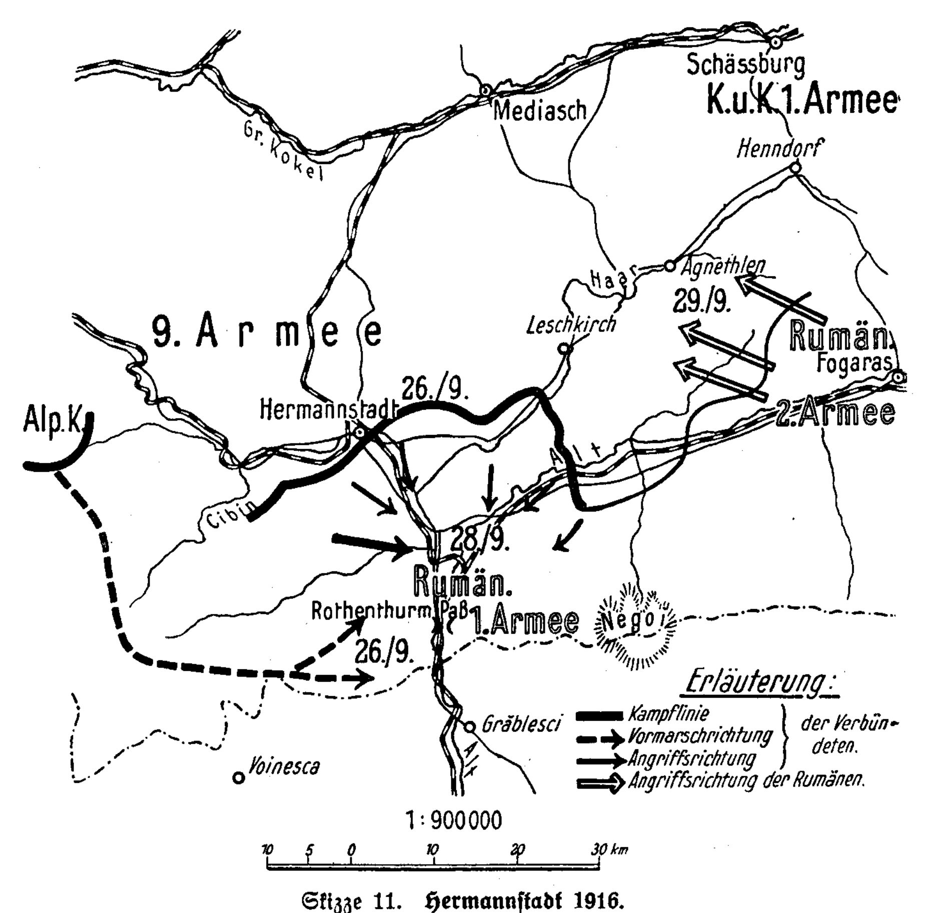
Der Aufmarsch der drei Divisionen der 9. Armee um Mühlbach konnte vom Vulkan- und Szurduk-Paß her aus der Gegend von Petroseny umfaßt werden, falls der Rumäne über Hermannstadt und nordwärts den Marosübergang erzwingen wollte. Hiermit mußte zunächst gerechnet werden. Es war daher von Bedeutung, daß wir die bei Petroseny befindlichen Rumänen wieder über das Gebirge zurückwarfen. Am 19. September gelang dies den zuerst eingetroffenen deutschen Truppen. Als sie abberufen werden mußten, um sich dem Vormarsch von Mühlbach auf Hermannstadt anzuschließen, übernahmen k. u. k. Truppen die Verteidigung der Pässe. Die Rumänen vermochten sie am 25. wieder in ihren Besitz zu bringen, doch hatten sie inzwischen einen Teil ihrer Bedeutung verloren.

Der Rumäne hatte sich vor der 1. Armee in das im oberen Marosbogen liegende Görgeny-Gebirge hineingeschoben und die k. u. k. Postierungen auf die Maros oberhalb Maros-Vasarhely zurückgedrückt. Weiter südlich hatte er etwa die Gegend von Szekely-Udvarhely und östlich Fogaras erreicht. Die Gruppe um Hermannstadt, zwei bis drei Divisionen, war stehen geblieben. Schwache k. u. k. Truppen, verstärkt durch die für diesen Zweck aus drei Kavallerie-Regimentern zusammengesetzte siebenbürgische Kavallerie-Brigade, standen in lockerer Linie zwischen Schäßburg und Hermannstadt.

Die Operationen sollten damit beginnen, daß General v. Falkenhayn

die Hermannstädter Gruppe vernichtend schlug. Nach Sperrung des Rotenturm-Passes hatten dann beide Armeen nach Osten anzutreten.

Der Schlag bei Hermannstadt gelang. Das Alpenkorps schob sich umfassend bis zum 26. September im Rücken des Feindes an den Rotenturm-

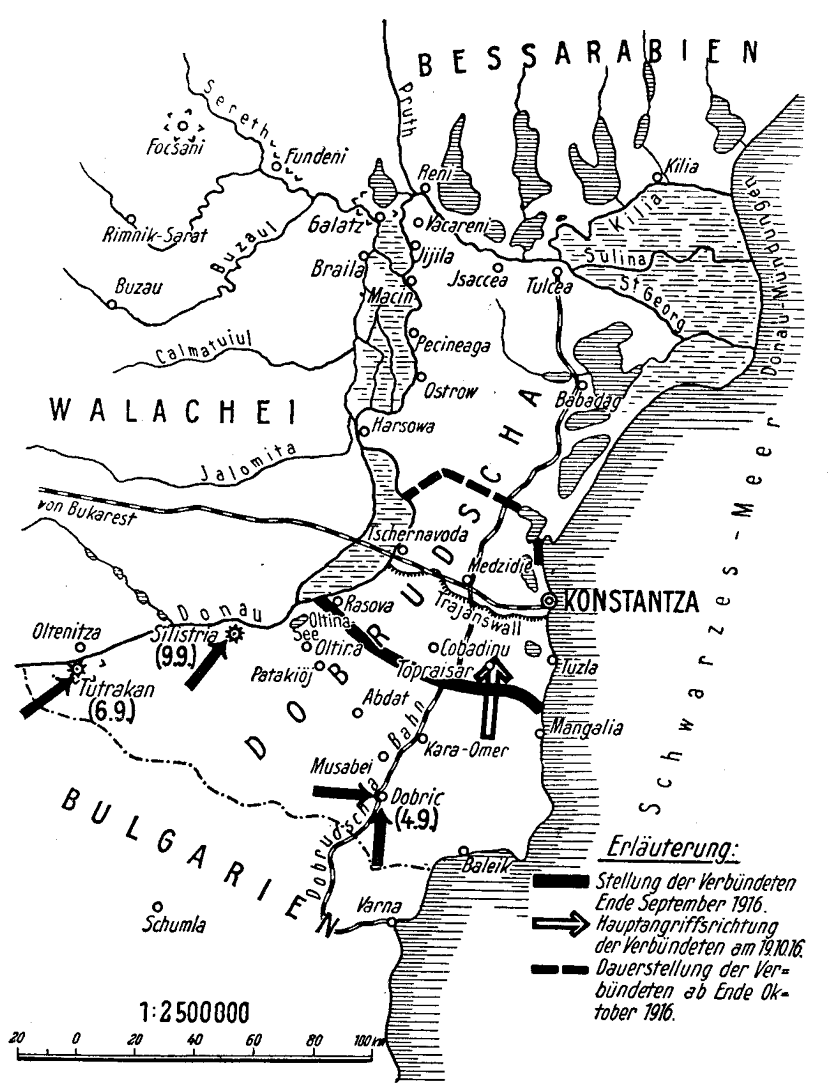


Skizze 11. **Hermannstadt 1916.**

Paß heran, worauf die 9. Armee mit ihrem Gros beiderseits Hermannstadt angriff. Unsere Kräfte waren schwach, der Kampf dauerte bis zum 30. Der Rumäne wehrte sich zäh und griff auch das Alpenkorps von Süden an. Die rumänischen Hauptkräfte setzten sich aber zu spät in Bewegung und konnten die vernichtende Niederlage eines Teils ihres Heeres bei Hermannstadt nicht mehr hindern.

Das Alpenkorps, verstärkt durch jetzt eintreffende k. u. k. Gebirgsformationen, übernahm die Deckung der rechten Flanke der Armee am Rotenturm-Paß. General v. Falkenhayn selbst trat unverzüglich den Marsch in östlicher

Richtung nördlich des Gebirgskammes an. Um den Druck hier noch zu verstärken, wurde die 89. deutsche Div. der 1. Armee westlich Schäßburg



Skizze 12. **Kämpfe in der Dobrudscha Herbst 1916.**

vorbei an die 9. Armee herangeschoben; General v. Arz trat gleichzeitig an. Die feindlichen Armeen trafen so im Vormarsch aufeinander.

Die Rumänen hatten zunächst in der Mitte einen Erfolg. Sie wurden aber von der 9. Armee südlich Fogaras geschlagen und über den Geister-Wald und Kronstadt in einem glänzenden Anlauf bis zum 10. Ok-

tober auf Campulung, Sinaja und Buzau in das Gebirge südlich Kronstadt zurückgeworfen. Der Druck, den die 9. Armee damit ausübte, war so stark, daß der Rumäne auch weiter nordwärts zurückging, und die k. u. k. 1. Armee nach und nach aus dem Quellgebiet des Alt und der Maros das Grenzgebirge nach der Moldau zu erstieg.

Der Angriff des Generalfeldmarschalls v. Mackensen gegen die Rumänen hatte inzwischen schöne Erfolge gezeitigt. Während nur schwache Truppen längs der Dobrudschabahn auf Dobric vorgingen, griff der Generalfeldmarschall mit dem übrigen Teil seiner Kräfte in den ersten Septembertagen das befestigte Tutrakan an. Dank der ausschlaggebenden Mitwirkung der schwachen deutschen Abteilung Bode war der Ausgang ein überraschend guter. Etwa zwei rumänische Divisionen ergaben sich am 6. September nach kurzer Gegenwehr. Rasches Zufassen brachte am 9. auch Silistria zu Fall. Dobric war bereits am 4. genommen. Ein Vordringen über diesen Ort hinaus war nicht möglich, da die rumänischen Truppen hier sehr bald durch eine russische und eine aus österreichisch-ungarischen Kriegsgefangenen zusammengestellte Division verstärkt wurden. In Sofia herrschte eine gewisse Besorgnis darüber, wie sich die bulgarischen Truppen gegen die russischen schlagen würden; diese war unbegründet. Die Bulgaren haben zwischen Russen und Rumänen keinen Unterschied gemacht, wohl aber war ihre Operations- und Angriffsfähigkeit nicht groß. Das deutsche Oberkommando hat mit der 3. bulgarischen Armee zuweilen viel Sorge gehabt.

Generalfeldmarschall v. Mackensen hielt seinen linken Flügel hart an der Donau und legte hierhin auch den Hauptdruck. Die feindlichen Kräfte, die sich in der Linie Kara Omer—10 km nordöstlich Dobric—Oltina-See sammelten, sollten gegen das Schwarze Meer gedrängt werden. Die auf dem linken Flügel befindliche deutsche Abteilung Bode durchbrach diese Stellung in kühnem Anlauf und stieß weiter donauabwärts nach. Die Bulgaren waren aber nicht schnell genug bei der Hand; zwar griffen auch sie an, aber der Gegner zog am 15. September ordnungsmäßig ab. Die 3. bulgarische Armee hatte sich einen großen Erfolg entgehen lassen. Der Feind vermochte sich von neuem in der schon vor Kriegsbeginn verstärkten Stellung Rasova—Cobadinu—Tuzla zu setzen.

Versuche, auch diese Stellung zu nehmen, mußten bald aufgegeben werden. Die Angriffskraft der zur Stelle befindlichen bulgarisch-türkischen Truppen reichte dazu nicht aus. Die rückwärtigen Verbindungen mußten geordnet und ausgestaltet werden, um die für den Angriff nötige Munition heranzuschaffen. Das erforderte Zeit.

Generalfeldmarschall v. Mackensen bat schon in der zweiten Septemberhälfte um eine deutsche Division, ohne sie könne er den Angriff nicht

ausführen. Die Entscheidung über diese Bitte mußte fürs erste vorbehalten bleiben.

Während die Vorbereitungen für die Fortsetzung des Angriffs in vollem Gange waren, wurden wir am 1. Oktober plötzlich durch die Meldung aus Sofia überrascht, daß der Rumäne mit starken Kräften bei Rahovo nordöstlich Rustschuk die Donau überschritten habe. Der Donauschutz war nur schwach, andere Truppen waren nicht da. Generalfeldmarschall v. Mackensen warf, was er zusammenfassen konnte, dagegen, und der Rumäne sah sich genötigt, bereits am 3. Oktober wieder auf das nördliche Donauufer zurückzugehen. Die k. u. k. Donauflottille hatte wirksam eingegriffen. Was eigentlich die rumänische Heeresleitung mit dieser Unternehmung bezweckte, ist nicht klar geworden. Durch sie konnten die Ereignisse in Siebenbürgen und der Dobrudscha nicht geändert werden.

Um Mitte Oktober hatte sich die Gesamtlage gebessert. Sie blieb an der Westfront in hohem Maße ernst, aber die Krise war unter gewaltiger Anstrengung der dortigen Kräfte überwunden worden.

An der italienischen Front waren zwei starke feindliche Angriffe abgeschlagen.

In Mazedonien blieb noch ein Rückschlag zu befürchten.

Die rumänische Armee war in der Dobrudscha und in Siebenbürgen empfindlich getroffen. Die übrige Ostfront stand.

Der Plan der Entente, uns im Herbste 1916 endgültig zu erdrücken, der im August/September noch aussichtsreich erschien, war fürs erste durchkreuzt. Noch waren die Kämpfe an allen Fronten nicht beendet. Ob die feindliche Kraft oder die unsrige länger reichen würde, wußten wir damals noch nicht, wie wir es jetzt rückschauend wissen. Rumänien war noch nicht geschlagen. Wie sollten wir, was ich nun ganz klar sah, ohne das Getreide und Öl Rumäniens leben und Krieg führen, selbst wenn wir die galizischen Ölgebiete um Drohobytsch vor den Russen gerettet hatten?

Seit der Feldmarschall und ich in die Oberste Heeresleitung getreten waren, hatten wir einen gewaltigen Schritt vorwärts getan, ein zweiter blieb noch zu machen; er bestand in dem weiteren Halten der Fronten und, um weiter leben zu können, in dem Sieg über Rumänien. Bis dieses Ziel erreicht wurde, begann das Jahr 1917. Da aber dachten wir nicht mehr an die überstandene Gefahr des großen Entente-Ansturmes 1916, sondern sahen mit neuen Sorgen einer überaus ernsten Zukunft entgegen.

IX.

Der zweite Schritt, zu dem wir uns um die Mitte Oktober entschließen mußten, war ungemein ernst.

Es war schwierig, den Rumänen durch die Grenzgebirge oder über die Donau zu treffen; noch schwerer, neue Truppen für die Fortsetzung der Operationen bereitzustellen.

Wir hatten uns naturgemäß dauernd überlegt, wie die Bewegungen gegen Rumänien weiterzuführen wären. Die günstigste Operation war das gleichzeitige Vordringen beider Heeresgruppen mit dem inneren Flügel auf Galatz, und zwar der Armee Mackensens gegen die Donaumündung, Galatz abwärts, und der Heeresgruppe Erzherzog Karl gegen den Sereth, Galatz aufwärts, unter Sicherung der inneren Flanken. Das Ergebnis hätte in der Vernichtung des Hauptteils der rumänischen Armeen in der Walachei und in der Besetzung eines Gebiets bestanden, das an den uns fehlenden kriegerischen Hilfsquellen überaus reich war. Dieser schöne Gedanke hatte das Hirn der beteiligten Führer und auch das meinige durchkreuzt.

Generalfeldmarschall v. Mackensen bekam rechtzeitig die von ihm beantragte Division, — die 217. — um ihn zu dem Angriffe gegen die feindliche Stellung Tuzla—Cobadinu—Rasova und zum weiteren Vordringen bis an die Donaumündung zu befähigen.

Der mit starken Angriffen gepaarte Widerstand, den die Heeresgruppe Erzherzog Karl in den Grenzgebirgen von Orsowa bis zur Bukowina fand, zeigte aber sehr bald, daß sich die 9. und die k. u. k. 1. Armee festgelaufen hatten. Eine Fortsetzung des Angriffs war hier nicht mehr möglich.

Andere Wege waren für die Gesamtoperation zu beschreiten. Generalfeldmarschall v. Mackensen hatte mit Zuhilfenahme der allerdings nur ganz langsam anrollenden deutschen Division den Feind in der Dobrudscha zu schlagen, ihm nur mit Teilen zu folgen und die anderen Teile südwärts Bukarest über die Donau zu führen. Die 9. Armee der Heeresgruppe Erzherzog Karl sollte über die transsylvanischen Alpen nach Süden in die Walachei hinabsteigen. Beide Armeen hatten darauf den Feind zu besiegen und ihre Vereinigung zu erstreben.

Es war noch nicht klar, ob Generalfeldmarschall v. Mackensen bei Tutrakan, Rustschuk oder Swistow die Donau überschreiten und General v. Falkenhayn, mit dem Schwerpunkt bei Orsowa, über den Szurduk- oder den Rotenturm-Paß in die Walachei einfallen würde. Jedenfalls genügten die bisher gegen die Rumänen eingesetzten Kräfte nicht. Das rumänische Heer war stark. Russische Hilfe war zu erwarten. Daß beide Heeresgruppen soviel Kräfte wie nur irgend möglich für den Einmarsch in die Walachei bereitstellten, war selbstverständlich.

Gern hätte ich etwa freizumachende Kräfte dem Generalfeldmarschall v. Mackensen zugeführt, um hierhin den Schwerpunkt der Gesamtoperation zu legen. Die Donau war leichter zu überschreiten als das Gebirge, in dem

15*

überdies bereits Schnee gefallen war. Die ganze Aufmerksamkeit des Feindes war auch dorthin gerichtet. Die Eisenbahnverhältnisse Bulgariens schlossen jedoch eine Verstärkung des Generalfeldmarschalls v. Mackensen aus. Es mußte der Entschluß gefaßt werden, den Gebirgsübergang als erstes zu erzwingen; erst wenn dies geschehen und in der Walachei Gelände gewonnen war, durfte der Generalfeldmarschall über die Donau gehen, sonst war er bei seinen geringen Kräften gefährdet.

Die Grundgedanken standen fest. Die schwere Frage war zu entscheiden, ob Truppen für diese Operation überhaupt zur Verfügung ständen. Ich habe mit mir gekämpft. Der Kräfteverbrauch an den beiden großen Fronten in Ost und West war sehr groß geworden, und noch waren die Kämpfe nicht beendet. Ich schloß die Augen vor allen Gefahren an anderen Fronten. Der Oberbefehlshaber Ost mußte nochmals zwei bis drei Infanterie-Divisionen und zwei Kavallerie-Divisionen hergeben. Auch aus dem Generalgouvernement Belgien wurde die 7. Kav. Div. herausgezogen. Mit diesem Kräftezuschuß konnte die Operation wenigstens gewagt und um Mitte November eingeleitet werden; ob sie bei unserer großen Schwäche gelingen würde, war fraglich.

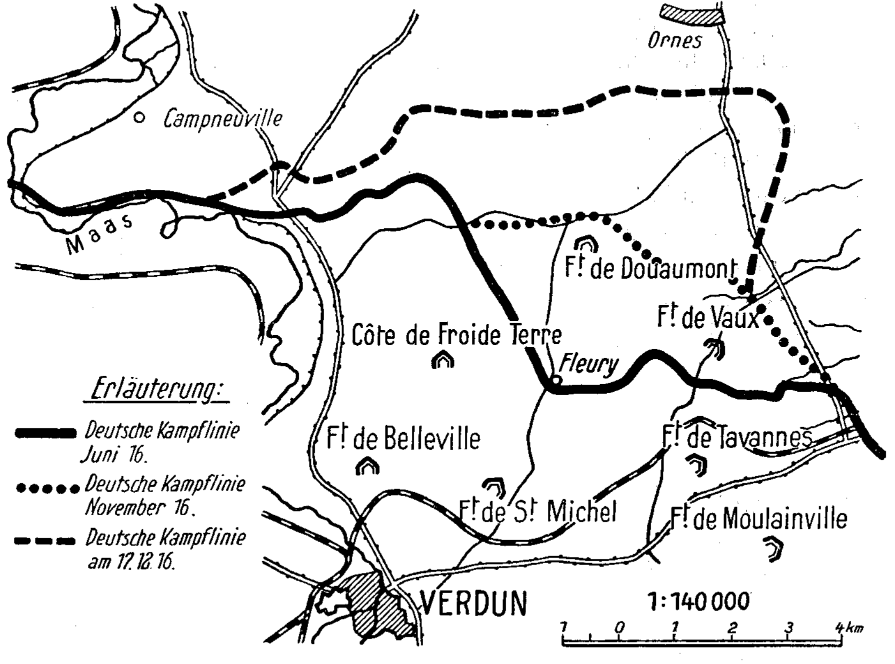
Während der Neuaufmarsch gegen Rumänien sich Ende Oktober und Anfang November vollzog, und die sich daran anschließenden Ereignisse ihren Verlauf nahmen, gingen die Kämpfe an den anderen Fronten weiter.

Die Sommeschlacht hielt noch den Oktober über in großer Erbitterung an. Auf dem Nordufer des Flusses waren der 13., 18. und 23. Oktober Großkampftage ernstester Art; die Truppe hatte es ungemein schwer, aber sie behauptete im wesentlichen ihre Stellungen; unsere Verteidigung war doch fester geworden. Auch ein gewaltiger Ansturm am 5. November zwischen Bouchavesnes und Le Sars wurde abgeschlagen. In den folgenden erbitterten Kämpfen hatte der Franzose aber wieder Erfolge. Am 13. November drang auch der Engländer beiderseits der Ancre in unsere Stellungen ein — ein besonders schwerer Schlag, denn wir hatten ein solches Ergebnis nicht mehr für möglich gehalten und besonders da nicht, wo unsere Truppen noch in guten Stellungen standen. Am 14. November war der Engländer dort wiederum erfolgreich. Am 18. war ein neuer Großkampftag, der aber im wesentlichen trotz großer feindlicher Kraftentfaltung glücklich für uns verlief.

Auch auf dem südlichen Sommeufer war gekämpft worden. Vom 10. Oktober an wurden die Angriffe südlich der Römerstraße wieder heftiger, später wurde ebenfalls nördlich von ihr erbittert gekämpft. Wir hatten hier am 29. Oktober im Angriff auf die Maisonette Ferme einen Erfolg. Er erregte allgemeine Freude, obschon er an und für sich unbedeutend war; gab es doch einmal im Westen einen glücklich verlaufenden Angriff!

Man muß die Stimmung der Truppe verstehen, die endlich angreifen kann, nachdem auf ihr immer wieder feindliches Trommelfeuer herumgehämmert hat, und der es dabei gelingt, einen Angriffserfolg auf einem Schlachtfelde zu erzielen, das bisher nur die Abwehr und viel Mißgeschick der deutschen Waffen gesehen hatte.

Mit dem Abflauen der Kampftätigkeit auf dem französischen Abschnitt des Schlachtfeldes an der Somme verschärfte sich wieder vor Verdun die Lage. Am 24. Oktober griff der Franzose an, wir verloren das Fort



Skizze 13. **Kämpfe vor Verdun Herbst 1916.**

Douaumont und mußten am 1. November auch Fort Vaux räumen. Der Verlust war schmerzlich, noch schmerzlicher war die Zertrümmerung einiger Divisionen, die uns überraschend traf. Die Spannung an der Westfront wurde zu einer Zeit besonders schwer, in der der zweite Aufmarsch gegen Rumänien noch nicht fertig war. Die Oberste Heeresleitung ertrug in das Ungewisse hinein auch diese neue Prüfung, um die einmal als richtig erkannte Absicht durchzuführen, die rumänische Armee zu schlagen und die Walachei zu besetzen.

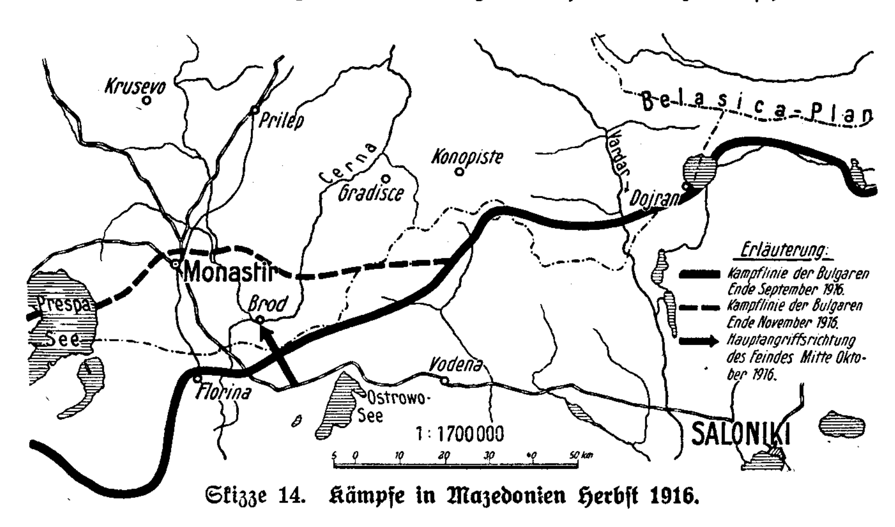
In banger Erwartung sahen wir von Mitte November an sowohl an der Somme wie bei Verdun weiteren starken Angriffen des Feindes entgegen, die unser Einmarsch in Rumänien hervorrufen konnte. Aber die

verminderte Kampftätigkeit, die sich auf dem Süduser der Somme von Anfang November an und auf dem Norduser gegen Ende des Monats aussprach, hielt an. Die Entente hatte augenblicklich nicht mehr die Kraft und wohl auch nicht mehr die Munition, ihre Angriffe weiterzuführen.

Aber am 14., 15., 16. Dezember wurde erneut vor Verdun sehr hart gekämpft. Frankreich griff an, um die deutschen Erfolge des Jahres 1916 vor dieser Festung vor Jahresschluß noch weiter zu beschränken. Die Absicht gelang. der Schlag, den wir erhielten, war besonders schwer. Wir verloren bei großen Verlusten an Kraft auch wichtige Stellungen. Die Anstrengungen des Jahres waren zu groß gewesen. Die Spannkraft der Truppen hatte in dem Stillhalten der Verteidigung unter dem gewaltigen feindlichen Artilleriefeuer und durch eigene Verluste nachgelassen. Wir waren an der Westfront vollständig erschöpft!

An der italienischen Front begannen Anfang November die Kämpfe von neuem. Am 7. war die 9. italienische Isonzo-Offensive im wesentlichen abgeschlagen. Die Gefechtstätigkeit ruhte hier bis auf weiteres. Auch Italien fehlte es an Kraft, das verbündete Rumänien zu entlasten. Die dort stehenden österreichisch-ungarischen Truppen waren ebenfalls so mitgenommen, daß neue Kräfte gegen Rumänien nicht freigemacht werden konnten.

Die Lage an der mazedonischen Front sollte sich nicht günstig entwickeln. Die rückwärtigen Verbindungen nach der mazedonischen Ebene



Skizze 14. **Kämpfe in Mazedonien Herbst 1916.**

und in den Bergen zu beiden Seiten der Cerna waren noch durchaus unfertig. Es war zuviel nachzuholen. Das deutsche Armee-Oberkommando hatte nur geringe Aussichten, die Lage der bulgarischen Armee in ihrer alten Ausgangsstellung zu festigen. Frühzeitig leitete es den Ausbau

einer rückwärtigen Stellung nördlich von Monastir quer durch die Ebene und über das wildzerklüftete Gebirge zu beiden Seiten der Cerna ein.

Schon Mitte Oktober gelang es der Entente, diesen Fluß bei Brod zu überschreiten und entscheidende Höhenstellungen zu gewinnen. Dies gab dem Oberkommando der 11. Armee Veranlassung, die Front näher an Monastir heran zurückzunehmen. Als dann die Entente um Mitte November ihre Angriffe fortsetzte, gaben die bulgarischen Truppen abermals nach und mußten unter Kämpfen in die Stellung nördlich Monastir zurückgehen. Die Stadt wurde am 18. von den Serben besetzt. Der Halt der bulgarischen Armee war wesentlich erschüttert. Wir mußten uns entschließen, 3 bis 4 Jäger-Bataillone, die nach Orsowa sollten, weiterzuführen und in den mazedonischen Bergen einzusetzen. Von der Abgabe weiterer bulgarischer Truppen für den Feldzug gegen Rumänien konnte keine Rede mehr sein. Ende November und Anfang Dezember setzten im engsten Zusammenhange mit unserem Vordringen in der Walachei schwere Ententeangriffe gegen die neuen Stellungen ein, die jetzt im erbitterten Ringen gehalten wurden. Auch Kämpfe in der zweiten Dezemberhälfte wurden unter Aufbietung selbst der letzten Kraft siegreich überstanden. Die rückwärtigen Verbindungen besserten sich, die Truppen konnten versorgt werden; die mazedonische Front begann wieder an Halt zu gewinnen; leider nicht ohne den Einsatz wenn auch nur weniger deutscher Bataillone, deren Fehlen in Rumänien natürlich schmerzlich empfunden wurde.

Inzwischen hatte sich die Entente durch die Besetzung des Piräus und Athens im Oktober zum Herrn in Griechenland und auch der griechischen Eisenbahnen gemacht. Sie förderte die Aufstellung venizelistischer Truppen in größerem Umfange. Da, wo die Entente hinkam, gewann sie für die Kriegführung Kraft. Dieser Wunsch war auch für ihr Verhalten Griechenland gegenüber das Entscheidende.

Die königlich gesinnten Truppen wurden im November aus Thessalien zurückgezogen. Zwischen Florina und Valona entstand allmählich eine zusammenhängende Linie.

An der Front des Oberbefehlshabers Ost erfolgte Mitte Oktober noch ein gewaltiger vergeblicher Angriff der Russen westlich Lutzk auf der Front Pustomity—Saturzy, dann flauten hier die Angriffe ab. An der Narajowka zogen sie sich noch bis in den November hin. Der Russe war endlich erschöpft. Wir hatten noch die Kraft, einige kurzerhand vorbereitete örtliche Angriffe zu machen, deren bedeutendster am 9. November bei der Heeresgruppe Woyrsch ganz nach westlichem Muster stattfand und gelang. Nun waren auch wir mit unserer Kraft zu Ende.

In den Karpathen setzte der Russe in Verbindung mit den Kämpfen

in Rumänien seine Angriffe vom Oktober bis in den Dezember hinein fort.

Gleichzeitig machte sich eine Verlängerung der russischen Front nach Süden fühlbar. Russen und Rumänen griffen an der ostsiebenbürgisch-rumänischen Grenze an. Unser Vordringen in der Walachei steigerte die Kampftätigkeit und löste dort starke russische Massenangriffe aus, die wieder örtliche Krisen zeitigten und die Nerven stark beanspruchten. Besonders wurde die k. u. k. 1. Armee in dem ostsiebenbürgischen Grenzgebirge scharf angefaßt, bis bayerische Truppen auch hier die Lage festigten.

X.

Während Ende Oktober und Anfang November die Kampftätigkeit auf allen Fronten noch auf vollster Höhe stand und ein Ende noch nicht abzusehen war, vollzog sich unser zweiter Aufmarsch gegen Rumänien. Er war nicht einfach. In den langen Tagen, während deren er sich hinzog, war reichlich Zeit vorhanden, über die Richtigkeit des Entschlusses nachzugrübeln. Er wurde durch den Erfolg zu einem richtigen; wäre dieser ausgeblieben, wie hätte dann das Urteil über den Feldzug gegen Rumänien gelautet!

Nach Überwindung unendlicher Nachschubschwierigkeiten waren die Vorbereitungen des Generalfeldmarschalls v. Mackensen in der Dobrudscha Mitte Oktober beendet. Chef des Generalstabes des Oberkommandos war General Tappen, der bis Anfang September Chef der Operations-Abteilung der Obersten Heeresleitung gewesen war und sich mit Eifer und Umsicht seiner neuen und wichtigen Aufgabe annahm.

Der Angriff begann am 19. Oktober. Zu diesem Zeitpunkte war auch die 217. Inf. Div. eingetroffen, die an entscheidender Stelle, zum Sturm auf Topraisar, eingesetzt wurde. Wieder mußte deutsches Blut fließen, weil die Verbündeten den Aufgaben dieses Krieges nicht gewachsen waren. Der Feind hatte sich erheblich verstärkt und Anfang Oktober versucht, die deutsch-bulgarisch-türkischen Streitkräfte in der Dobrudscha zu schlagen, aber seine Angriffe waren nicht einheitlich und kräftig genug geführt worden; so versäumte er die Stunde, die er günstig ausnutzen konnte. Der Angriff des Generalfeldmarschalls v. Mackensen hatte nach schweren dreitägigen Kämpfen einen glänzenden Durchbruchserfolg. Die feindliche Armee wurde in Unordnung nach Norden über die Bahn Konstanza—Tschernawoda zurückgeworfen. Rastlos war die Verfolgung; schon am 23. war Konstanza mit seinen reichen Ölvorräten von unseren Truppen besetzt; bald darauf fiel auch Tschernawoda. Erst 20 km nördlich der Bahn wurde die Verfolgung eingestellt.

Natürlich wurde die Frage aufgeworfen, ob die Armee nicht in weite-

rer Ausnutzung ihres Erfolges den Vormarsch in nördlicher Richtung bis an die Donau fortsetzen sollte. Sie wurde von mir verneint, da das Festlaufen des Angriffs des Erzherzogs Karl in den siebenbürgischen Randgebirgen inzwischen zur unumstößlichen Tatsache geworden war. Selbst wenn die 3. bulgarische Armee bei ihren ungenügenden rückwärtigen Verbindungen bis zur Donau vorgedrungen wäre, hätte sie dort vereinzelt gestanden. Sie konnte von hier aus nicht zu einem Zusammenwirken mit der 9. Armee bei deren Einfall in die westliche Walachei gebracht werden. Dies war aber die Grundbedingung für das Gelingen der Gesamtoperation. So schwer es der Obersten Heeresleitung auch wurde, die Weisung erging, daß Generalfeldmarschall v. Mackensen den Vormarsch anzuhalten, den Donauübergang südwärts Bukarest vorzubereiten und in der zweiten Novemberhälfte mit möglichst starken Kräften überzugehen habe. Der Generalfeldmarschall nahm es auf sich, nur überaus schwache Teile in der Norddobrudscha zurückzulassen. Sie gruben sich hier ein. Ihre Lage blieb naturgemäß sehr gefährdet. Die Hauptkräfte wurden im Fußmarsch und unter Benutzung der nach und nach wieder in Betrieb genommenen, wenig leistungsfähigen Dobrudschabahn nach Rustschuk in Bewegung gesetzt. Generalfeldmarschall v. Mackensen wählte als Übergangsstelle Swistow/Zimnicea. In Pleß war uns dieser westlich gelegene Punkt sehr recht. Die Donau-Armee näherte sich so den in die Westwalachei einrückenden Teilen der 9. Armee.

Als Einfallstor in die Walachei vom Westen und Norden kamen die Gegend von Orsowa, der Vulkan- und Szurduk-Paß oder der Rotenturm-Paß in Frage.

Im Rotenturm-Paß und hart südlich war General Krafft v. Dellmensingen mit seinem durch 2 k. u. k. Gebirgsbrigaden verstärkten Alpenkorps auf sehr hartnäckigen Widerstand gestoßen, als er nach der Schlacht von Hermannstadt die Flankensicherung der auf Kronstadt vorstrebenden 9. Armee übernommen hatte. Um Kräfte auf sich zu ziehen und die Armee zu entlasten, hatte er die Verteidigung angriffsweise geführt. In sehr erbitterten Kämpfen, in denen der Rumäne häufig auch zu Gegenangriffen überging, gewann das Alpenkorps bis Ende Oktober südlich der Paßhöhe nur wenig Boden. Es mußte hier einen Hochgebirgskrieg im Winter in allen seinen charakteristischen Formen und mit allen seinen ungeheuren Schwierigkeiten führen. Die Truppen, auch die k. u. k. Gebirgsbrigaden, schlugen sich vortrefflich; aber die Kriegführung brauchte hier unendliche Zeit.

Ein Übergang der Hauptkräfte der 9. Armee über das Gebirge an dessen höchster und breitester Stelle gegenüber einem starken und nicht mehr zu überraschenden Feind mußte ebenso stecken bleiben, wie der gleiche An-

griff im Oktober südlich Kronstadt. Nur ungern verschoben wir den Einfall nach Westen zu; er verlor dadurch an strategischer Wirkung. Diese aber mußte zurücktreten. Es kam darauf an, zunächst überhaupt einmal über die Berge zu kommen. Die 9. Armee hatte noch Ende Oktober den Versuch gemacht, südwärts des Vulkan- und Szurduk-Passes Gelände zu gewinnen. Das Unternehmen war an der Ungunst eines plötzlichen Witterungsumschlages und an der Aufmerksamkeit der Feinde gescheitert. Die Truppen mußten bis auf die Paßhöhen zurückgenommen werden. Immerhin hatten wir gewisse Geländekenntnisse und auch den Eindruck gewonnen, daß die Erzwingung des Gebirges an dieser besonders schmalen Stelle wohl ausführbar sei. Ich rechnete auch damit, daß Rumänien hier eine Wiederholung des Angriffs, der uns viel gekostet hatte, nicht erwarten würde. So entschloß sich die Oberste Heeresleitung, diese Stelle des Gebirges als Durchgangspforte zu wählen. Sie erschien auch günstiger als die Gegend von Orsowa, wo die Paßhöhen noch zu erkämpfen waren.

Der Übergang wurde unter Ausnutzung der teuer erworbenen Erfahrungen gründlich und bis ins einzelne vorbereitet und die Gebirgsausrüstung der Truppen vervollständigt. Besonderes Augenmerk wurde auf die Ausbesserung der Gebirgsstraßen und auf Bereitstellung von Material gelegt, um damit sogleich feindwärts fortschreiten zu können. Auch Schienenkraftwagen wurden bereitgehalten, sie sollten auf den rumänischen Bahnen verwendet werden. Die rückwärtigen Verbindungen in der Walachei mußten trotz aller Vorsorge sehr schwierig werden, solange hierfür allein die Szurduk-Paßstraße zur Verfügung stand.

Am 10. November hatte General Kühne seine Vorbereitungen beendet. Der Beginn der Operation war auf den 11. festgesetzt. Die Gruppe sollte hier mit vier Infanterie- und zwei Kavallerie-Divisionen, die General Graf v. Schmettow befehligte, antreten und mit aller Kraft über Crajowa gegen den Alt vordringen. Sie hatte dabei in Richtung Orsowa sowie nach Osten in den Rücken der Rotenturm-Paß-Verteidigung vorzustoßen. Bei Orsowa sollte gleichzeitig eine schwache Brigade, dabei auch deutsche Radfahrtruppen, unter dem k. u. k. Oberst Szivo angreifen. General v. Krafft, der verstärkt wurde, und die Truppen südlich Kronstadt hatten ihre Angriffe weiter fortzusetzen.

Der 11. November brachte General Kühne vollen Erfolg; die Unternehmung Ende Oktober machte sich jetzt nachträglich bezahlt. General Kühne kam über das Gebirge, schlug die ihm entgegengeworfenen rumänischen Divisionen in der Schlacht bei Targu Jiu am 17. November und besetzte Crajowa bereits am 21. Am 23. stand General Graf v. Schmettow mit seinen Kavallerie-Divisionen am Alt östlich Caracal. Die Altbrücke hier war in seinem Besitz. Weiter nördlich, gegenüber Slatina,

hatte Infanterie den Alt erreicht. Die Brücken hier wie weiter oberhalb waren nachhaltig zerstört.

Am gleichen Tage hatte Generalfeldmarschall v. Mackensen bei Zimnicea in dichtem Nebel das nördliche Donauufer gewonnen. Auch hier war die Vorbereitung wiederum vortrefflich gewesen. Wir hatten diesen Tag zugelassen, um die Armeen unter Ausnutzung aller operativen Möglichkeiten zu einem engen Zusammenwirken zu bringen. Scheinbar war es geglückt, aber doch sollten noch Schwierigkeiten eintreten.

General v. Krafft hatte sich inzwischen weiter durch das Gebirge hindurchgekämpft, aber noch nicht die Gebirgsausgänge bei Râmnicu Valcea und nördlich Curtea de Arges erreicht.

Im Rücken des Generals Kühne hatte der Rumäne, tapfer kämpfend, von Orsowa her den Rückzug donauabwärts angetreten und, hart am Strom sich haltend, fortgesetzt. Von allen Seiten umstellt, streckte er erst an der Altmündung Anfang Dezember die Waffen. Seine Hoffnung, daß ein Angriff von Teilen der rumänischen Armee von Bukarest her gegen die Donau-Armee ihn hiervor bewahren würde, erfüllte sich nicht.

Für die Operation östlich des Alt war rücksichtslose Fortsetzung des Vormarsches und die Vereinigung beider Armeen mit den inneren Flügeln in Richtung Bukarest befohlen. Auf schnelles Überschreiten des Alt durch die Gruppe Kühne legte ich dabei zum Schutze der linken Flanke der Donau-Armee besonderen Wert. Die 9. Armee hatte im übrigen durch Druck aus der Ebene nordwärts, wieder in das Gebirge hinein, die östlich gelegenen Gebirgsstraßen zu öffnen und auf ihnen immer weitere Truppen nach Süden zu ziehen.

Generalfeldmarschall v. Mackensen sollte, sobald die Vereinigung der Armeen bewirkt und eine Befehlsübermittlung gesichert war, das Oberkommando auch über die 9. Armee übernehmen; die Donau-Armee wurde General Kosch unterstellt; die 9. sollte aus dem Verbande der Heeresgruppe Erzherzog Karl ausscheiden. Bis dies geschehen war, mußte die deutsche Oberste Heeresleitung auch weiterhin die Operation unmittelbar durch Befehle leiten.

Die Donau-Armee begann ihren Vormarsch am 25. November, am 26. überschritt sie die Vedea und am 30. erzwang sie sich nach hartem Kampf bereits mit dem linken Flügel den Übergang über die Neajlov-Niederung südwestlich Bukarest, während der rechte donauabwärts in gleicher Höhe vordrang.

Das Alpenkorps hatte sich am 27. den Austritt aus dem Rotenturm-Paß in die Ebene erkämpft, war am 29. in Pitesti eingerückt und hatte am folgenden Tage mit dem Schwerpunkt nördlich der Arges nach Südosten Gelände gewonnen. Hierdurch wurde dem nördlich Campulung in harte

Kämpfe verwickelten rechten Flügel der Kronstadter Gruppe der Heraustritt aus dem Gebirge ermöglicht.

Weiter zurück stand General Kühne. Seine Infanterie-Divisionen hatten sich zu sehr auf den Übergang bei Slatina verbissen, statt sofort weiter südlich bei Caracal wie das Kavalleriekorps überzugehen und dadurch trotz des Umweges Zeit zu sparen. So überschritten sie den Alt erst im Laufe des 27. und waren am 30. noch etwa 80 km von dem linken Flügel der Donau-Armee sowie dem rechten der Gruppe Krafft entfernt.

Die rumänische Armeeleitung hatte die Absicht gehabt, die Truppen der Generale v. Krafft und Kühne aufzuhalten und die Donau-Armee anzugreifen. Zunächst wollte sie diesen beiden Gruppen gegenüber scheinbar die Gebirgsübergänge bei Curtea de Arges und Râmnicu Valcea sowie den Alt halten; als dies nicht mehr gelang, versuchte sie weiter rückwärts ihre dort kämpfende 1. Armee immer wieder zum Stehen zu bringen, um die Gunst der Umstände gegenüber der Donau-Armee noch in zwölfter Stunde auszunutzen.

Am 1. Dezember wurde der linke Flügel der Donau-Armee hart südwestlich Bukarest sehr stark angegriffen und zurückgedrängt. Die bereits über den Rejlov gegangenen deutschen Truppen wurden abgeschnitten. Die Lage war zweifellos sehr kritisch. Nur eine in zweiter Linie marschierende türkische Division gebot der feindlichen Umfassung Aufenthalt. Der rumänische Stoß wurde nicht kraftvoll genug fortgesetzt, gegen ihn der rechte Flügel der 9. Armee zur höchsten Eile angetrieben. Am 2. Dezember war Kavallerie der 9. Armee auf dem Schlachtfelde der Donau-Armee zur Stelle, am 3. auch Infanterie in Reichweite und die Krise damit überstanden. Am 4. begann der Gegenangriff, dem der Rumäne geschickt auswich.

Inzwischen hatte der linke Flügel der Truppen des Generals Kühne die Verbindung mit der Gruppe Krafft aufgenommen und die rumänische 1. Armee weiter über den Arges nach Osten zurückgedrängt. Donau- und 9. Armee kämpften von jetzt an in gleicher Höhe. Die Operation war gesichert.

Es war nicht leicht gewesen, die beiden Armeen zu einem engen taktischen Zusammenwirken zu bringen. Am 1. Dezember wäre dies im letzten Augenblicke beinahe noch mißglückt. Es ist eben im Kriege mit zuviel Reibungen aller Art zu rechnen.

Nachdem diese Spannung beseitigt war, standen wir vor einer neuen. Würde Bukarest als Festung verteidigt werden oder nicht? Das erste wäre uns sehr unbequem geworden, es hätte den Feldzug in Rumänien in die Länge gezogen. Die Jahreszeit war schon weit vorgeschritten. Wir mußten uns für das nächste Jahr rüsten. Angriffsmittel aller Art waren bereit-

gestellt und alles getan, um die Einnahme zu beschleunigen. Es fiel mir aber doch ein Stein vom Herzen, als schon am 6. die Meldung eintraf, unsere Kavallerie-Divisionen hätten in der Nacht vom 5./6. Dezember die Nordwerke der Festung unbesetzt und gesprengt gefunden. Am 6. waren wir in dem Besitze von Bukarest, Ploësti und Campina. In dem ganzen Ölgebiet hatten auf Befehl und unter Anleitung Englands die Rumänen die gründlichsten Zerstörungen vorgenommen.

In die bisherigen Kämpfe hatten die Russen ernstlich noch nicht eingegriffen. Ein russischer Vorstoß am 5. Dezember südöstlich Bukarest war nicht von Bedeutung. Es ist nicht ersichtlich, warum sie die Rumänen vereinzelt schlagen ließen; sie hätten sehr gut in der Walachei sein können. Der Sieg dort ist uns nur hierdurch ermöglicht worden. Von jetzt ab verstärkten sich die Russen, sie schienen nunmehr für ihre eigene Flanke zu fürchten. Sie schwächten sich auch in der Dobrudscha, um in der Walachei stärker zu sein.

Bei der Fortsetzung der Operation wurde der Zweck verfolgt, den Rumänen noch weiter entscheidenden Abbruch zu tun, die jetzt mit Sicherheit zu erwartenden Russen in der Versammlung zu schlagen und die Donaumündung—Sereth—Trotus-Linie für den Abschluß des Feldzuges zu erreichen. Es war dies die kürzeste Linie, die zu gewinnen war. Dies zu erzwingen, gebot auch die Kriegswirtschaftslage.

Die Heeresgruppe Mackensen sollte ihren Schwerpunkt in Richtung Buzau—Focsani legen, etwaigen Widerstand in der Ebene durch Umfassung aus dem Gebirge brechen und im übrigen auf beiden Ufern donauabwärts vorrücken.

General v. Conrad hatte zugestimmt, daß sich die Heeresgruppe Erzherzog Karl später mit ihrem rechten Flügel dem Angriff gegen den Trotus anschließen sollte.

Die Kämpfe östlich der Linie Bukarest—Ploësti nahmen einen anderen Charakter an als die bisherigen. Unsere Truppen waren ermüdet und stießen nur noch frontal auf den Feind; die Umfassungsmöglichkeit war gering, da sich der Gegner besonders im Gebirge stark machte. Der Russe erschien bald in großer Zahl, er schlug sich besser als der Rumäne. Der Nachschub an Munition, die man jetzt mehr als früher brauchte, wurde auf den ungünstiger gewordenen Verbindungen langwierig. Es setzten starkes Regenwetter und gegen Neujahr ungewöhnlich starker Frost ein.

Am 10. Dezember hatten die Donau- und 9. Armee an der Jalomnitza und bei Mizil vorwärts Buzau rumänisch-russische Truppen in einer vorbereiteten Stellung vor sich. Noch gelang es, den Widerstand schnell zu brechen, die Jalomnitza am 12. zu überschreiten und Buzau am 15. nach hartem Kampf zu nehmen.

Schon am 17. stand die Heeresgruppe in der Ebene vor einer neuen starken Stellung zwischen der Donau in Höhe der Calmatuiumündung und dem Gebirge südwestlich Râmnicu Sarat. In den Bergen westlich und nordwestlich hiervon hatte der Rumäne engen Anschluß an die der Heeresgruppe Erzherzog Karl gegenüberstehenden Truppen.

Generalfeldmarschall v. Mackensen hatte inzwischen auch die 3. bulgarische Armee auf dem rechten Donauufer antreten lassen. Sie fand bis zur Mündung keinen ernstlichen Widerstand, erreichte sie am 24. Dezember und wandte sich nun gegen den rechtsseitigen Brückenkopf von Braila, bei Maciu und flußabwärts. In der Ebene westlich der Donau konnte die Heeresgruppe erst nach Heranschaffung von Munition angreifen. Nach sehr erbittertem Ringen durchbrach in den Weihnachtstagen die 9. Armee die russisch-rumänische Stellung, der Feind wurde auf der ganzen Front zum Rückzug gegen den oberen Sereth, vornehmlich in den Richtungen Braila und Focsani, gezwungen.

Der feindliche Widerstand südlich des Sereth war aber damit noch keineswegs gebrochen. Die Kämpfe in der Walachei zogen sich bis in den Januar hin. Unsere Truppen bedurften dringend der Ruhe. Ich dachte mit Sorgen, wie ich sie aus diesem Winkel heraus wieder auf die großen Kriegsschauplätze bringen würde. Wohl war alles geschehen, um die rumänischen Bahnen wieder in Betrieb zu nehmen. Ihre Leistungsfähigkeit aber konnte nur gering sein. Auch die Truppenbeförderung auf der Donau wurde vorbereitet; bei dem so ungemein streng einsetzenden Winter war indes mit dem Zufrieren zu rechnen. Trotz aller vorbereitenden Maßnahmen mußte der Abtransport auf jeden Fall lange Zeit in Anspruch nehmen. Endlich, am 4. Januar, nahm die Donau-Armee nach neuem schweren Kampfe Braila. Sie erreichte den Sereth bis zur Buzaumündung abwärts. Die 9. Armee hatte sich im Anschluß an die Donau-Armee unter steten Gefechten, in denen uns der Russe am 6. besonders hart bedrängte, an den Sereth herangeschoben. Sie nahm am 8. Focsani und das Gelände nördlich der Stadt bis zur Putna.

Der Angriff der Heeresgruppe Erzherzog Karl, der um Weihnachten begann, hatte inzwischen keinerlei Fortschritte gegen den Trotus gemacht. Die tiefe Erschöpfung der Truppen, Zeit und Witterung drängten zur Beendigung des Feldzuges. Die Linie, in der die Heeresgruppe Mackensen stand, war annähernd die beabsichtigte. Der Angriff wurde eingestellt. Die Armeen gruben sich in der erreichten Linie ein.

Der zweite Schritt in dem rumänischen Feldzuge war getan und dieser damit beendet. Reich an stolzen Waffentaten unserer tapferen Truppen, reich an großen Führerentschlüssen von dem niedrigsten Führer bis hinauf zur Obersten Heeresleitung, reich aber auch an ernsten Sorgen, die keiner

schwerer empfinden konnte als ich. Wir hatten das rumänische Heer geschlagen; es vernichtend zu treffen, war ausgeschlossen gewesen. Wir hatten erreicht, was irgend möglich war, mußten aber doch Kräfte in der Dobrudscha und der Walachei stehen lassen, die wir vor Eintritt Rumäniens in den Krieg an der Ost- und Westfront, auch in Mazedonien, verwendet hatten. Trotz unseres Sieges über das rumänische Heer waren wir in der Gesamtkriegführung schwächer geworden.

Mit Beendigung des Feldzuges in Rumänien waren die Kämpfe des Herbstes 1916 endgültig zu unseren Gunsten entschieden. Das Ergebnis wurde erzielt nicht nur auf den Schlachtfeldern Siebenbürgens, der Walachei und in der Dobrudscha, wo es sein äußeres Kennzeichen fand, sondern auch in dem Ringen an der Westfront, an der Isonzofront, in Mazedonien und im Osten. Es war ein Zusammenfassen der gesamten vorhandenen Kräfte auf ein Ziel, den Ansturm der Entente abzuwehren und sich die Lebensmöglichkeiten zu erhalten. Dieser Ansturm war zusammengebrochen, und die Hilfsquellen der Walachei waren unser. Die ungeheure Überlegenheit der Entente an Menschen und Kriegsmitteln war an der Haltung der Truppen und der Sicherheit und Entschlußfreudigkeit der Führung zerschellt.

In den Abwehrkämpfen hatten die deutschen Truppen trotz vieler Rückschläge ihren Mann gestanden, die k. u. k. Truppen waren den russischen gegenüber unterlegen. Die Bulgaren hatten vielfach enttäuscht. Die Türken leisteten das, was wir erwarteten.

In den Bewegungskämpfen des rumänischen Feldzuges hatte die deutsche Führung ihr altes Übergewicht von neuem bekundet. Die deutsche Truppe, die auch die Bundesgenossen mitriß, hatte in freiem selbständigen Handeln starken Feind geschlagen. Dieser konnte uns gegenüber nur da, wo wir in der Abwehr waren, durch Masseneinsatz von technischen Kriegsmitteln Erfolge erringen; wo diese fehlten, war der Deutsche auch hier überlegen.

An allen Teilen der gewaltigen Front hatte das deutsche Heer, hatte jeder einzelne sein Bestes und buchstäblich das Letzte hergegeben. Nur hierdurch waren die Erfolge möglich gewesen, für die dem deutschen Soldaten die Weltgeschichte den Lorbeer geben wird. Jetzt bedurften wir dringend der Ruhe. Das Heer war im höchsten Maße abgekämpft und überaus erschöpft.

Auch der Feind schien müde. Er hatte aber doch noch die Kraft zu dem so erfolgreichen Vorstoß bei Verdun gehabt. Bei seiner Überlegenheit konnte er den Truppen mehr Ruhe geben. Mit ihrer schnellen Erholung mußten wir rechnen.

Die Lage um die Jahreswende 1916/17.

I.

Die Aussichten für das neue Kriegsjahr waren trotz des so günstigen Abschlusses des Jahres 1916 überaus ernst. Es stand fest, daß die Entente auch für 1917 die größten Anstrengungen machen würde, nicht nur ihre Verluste zu ersetzen, wozu sie durchaus in der Lage war, sondern sich auch darüber hinaus zu kräftigen und ihre zahlenmäßige Überlegenheit zu steigern. Sie mußte so frühzeitig wie möglich, heftiger als im Herbst 1916, unsere noch ermüdeten Truppen angreifen, um den Endsieg zu erringen.

Frankreich hatte seine Landeskinder bereits hergegeben. Seine Bataillone führten nur noch drei statt vier Kompagnien. Es besaß aber in seinem Kolonialreich einen außerordentlichen Menschenbestand, den es immer mehr und mehr heranzog.

England vervollständigte und vermehrte seine Armee.

Rußland insonderheit nahm sehr starke Neuformationen vor. Es beließ seinen Divisionen nur 12 Bataillone, den Batterien nur 6 Geschütze und bildete aus den überschießenden 4. Bataillonen und den 7. und 8. Geschützen jeder Batterie neue Divisionsverbände. In dieser Umorganisation lag ein großer Kraftzuwachs.

Die rumänische Armee sollte von französischen Offizieren neu gebildet und geschult werden. Bei der Geistesverwandtschaft beider Völker und dem französischen Einfluß auf das rumänische Denken, namentlich auf die rumänische Armee, war vorauszusehen, daß der französische Offizier sich in die Psyche der rumänischen Armee hineinleben und viel erreichen würde.

Weitere Neuformationen aus österreichisch-ungarischen Kriegsgefangenen und venizelistischen Griechen mußten erwartet werden.

Dem gegenüber konnten Deutschland und seine Verbündeten nichts in die Wagschale werfen. Die von der Obersten Heeresleitung beabsichtigte Vermehrung der Artillerie und die vorgesehene Neubildung von 13 Divisionen war kein vollwertiger Zuwachs, da sie die bisher bestehenden Formationen schwächten. Die Aufstellung der Infanterie-Bataillone war nur durch Verwendung des laufenden Ersatzes und Minderung der Bataillonsstärken zu erreichen. Eine wirkliche Verstärkung hätte die Schaffung eines polnischen Heeres geboten. Es war bald zu übersehen, daß sie nicht gelingen würde. Es blieb also nichts anderes übrig, als aus Deutschland und den

verbündeten Ländern soviel Menschenkraft zu bekommen, wie irgend möglich war.

Die zahlenmäßige Überlegenheit des Feindes gewann durch die immer mehr entwickelte Kriegsindustrie der Ententestaaten weiter gefahrvoll an Stärke. Sie war ausschließlich auf den Krieg eingestellt. Weitgehende Arbeiter-Zwangsgesetze und Verordnungen wurden erlassen und ohne entscheidenden Widerspruch hingenommen. Arbeitskräfte standen ausreichend zur Verfügung. An Rohstoffen war kein Mangel, die Arbeitsleistung war nicht gesunken, das Leben ging in den Ententeländern seinen normalen Weg. Das Weltmeer war ihnen offen. Die Vereinigten Staaten Nordamerikas halfen jetzt in dem größten Umfange aus und schufen Neues. Die technische Ausstattung der Ententeheere erreichte immer größere Vollkommenheit und Kraft, so wie sie bisher noch nie dagewesen war. Im Westen war dies mit mitleidsloser Schärfe in Erscheinung getreten. Die Kämpfe im Jahre 1916 im Osten hatten auch hier eine sehr erhebliche Steigerung der technischen Kriegsmittel und namentlich der Munition gebracht. Rußland hatte seine eigene Kriegsindustrie zum Teil in das Kohlengebiet des Donjezbeckens verlegt und stark vermehrt. Japan lieferte immer fleißiger. Mit Fertigstellung der Murmanbahn und weiterer technischer Vervollkommnung der transsibirischen Bahn mußte auch die Einfuhr aus Japan, Amerika, England und Frankreich zunehmen. Die Entente war auf allen Kriegsschauplätzen in der Lage, ihre Überlegenheit an Zahl durch weitere gewaltige Kraftzuschüsse aus allen Gebieten der Kriegstechnik zu steigern und unsere Truppen in noch größerem Umfange zu zerschlagen, als es auf dem Schlachtfelde an der Somme und bei Verdun eingetreten war.

Zur Hebung unserer Stärke konnte und mußte seitens unserer Industrie viel geschehen. Es war vorauszusehen, daß es lange dauern würde, bis hier sich das Wort zur Tat formte. Sicher stand, daß unsere Rüstungswerke trotz ihrer gewaltigen Leistungen, auch wenn sie noch so viel Arbeiter erhielten, nie in der Lage waren, den feindlichen Vorsprung einzuholen, so lange die gewaltige feindliche Industrie ungestört unter friedensähnlichen Bedingungen weiterarbeitete. Ein Ausgleich der Kraft war demnach unter diesen Verhältnissen nicht zu erreichen.

Bei unserer erheblichen Unterlegenheit an Menschen und Kriegsgerät gewann die Ausbildung des Heeres für die Abwehrschlacht an Bedeutung. Daß es unter diesen Verhältnissen mit größter Anspannung ausgerüstet, organisiert und eingeschult werden mußte, war klar. Alles Notwendige war eingeleitet. Wir wußten aber, daß der Feind sich unseren neuen Formen bald anpassen würde. Unser Vorsprung war nur ein vorübergehender.

Die Oberste Heeresleitung hatte damit zu rechnen, daß die gewaltige feindliche Überlegenheit an Menschen und Kriegsmitteln sich im

Laufe des Jahres 1917 noch schärfer fühlbar machen würde als im Jahre 1916. Sie mußte fürchten, daß an verschiedenen Stellen unserer Fronten frühzeitig „Sommeschlachten“ entbrennen würden, denen selbst unsere Truppen auf die Dauer nicht gewachsen wären. Dies um so weniger, wenn der Feind uns keine Zeit zur Erholung und zum Ansammeln von Kriegsgerät ließ. Unsere Lage war ungemein schwierig und ein Ausweg kaum zu finden. An einen eigenen Angriff konnten wir nicht denken, wir mußten unsere Reserven für die Abwehr verfügbar halten. Auf den Zusammenbruch eines der Entente-Staaten konnten wir nicht hoffen. Bei einem Hinziehen des Krieges schien unsere Niederlage unausbleiblich. Hierzu kam, daß auch unsere wirtschaftlichen Grundlagen für einen Erschöpfungskrieg sehr ungünstige waren. Die Kraft daheim war schwer getroffen. Wir dachten mit Sorge an unseren Lebensunterhalt, aber auch an unsere seelische Spannkraft. Wir arbeiteten nicht mit Hungerblockade und Propaganda gegen die Psyche der feindlichen Völker. Der Ausblick in die Zukunft war ungemein ernst. Beruhigendes lag nur in dem stolzen Gedanken, daß wir bisher dem überlegenen Gegner getrotzt hatten und überall vorwärts unserer Grenzen standen.

II.

Der Generalfeldmarschall und ich stimmten in dieser ernsten Auffassung der Lage vollkommen überein. Wir hatten sie nicht plötzlich gewonnen, sie hatte sich seit der Geschäftsübernahme Ende August 1916 allmählich von selbst entwickelt. Infolge dieser Ansicht war bereits im September der Bau großer rückwärtiger Stellungen im Westen angeordnet: die Siegfriedstellung in der Linie Arras—vorwärts Cambrai—St. Quentin—La Fère—Bailly sur Aisne zur Abschrägung des weiten Bogens Albert—Roye—südwestlich Noyon—Soissons—Bailly sur Aisne, in den durch die Sommeschlacht eine starke Einbuchtung geschlagen war, und die Michelstellung, zur Abschrägung des St. Mihiel-Bogens südlich Verdun vorwärts der Linie Etain—Gorz. Diese strategischen Stellungen boten den Vorteil der Frontverkürzung und Kräfteersparnis, ihr Beziehen wurde planmäßig vorbereitet. Ob dorthin zurückgegangen würde und wie die Stellungen auszunützen wären, blieb naturgemäß im September 1916 eine offene Frage. Zuerst mußten sie überhaupt gebaut werden. Das machte umfassende Maßnahmen notwendig. Ich trat mit sehr erheblichen Anforderungen von Arbeitskräften an die Heimat heran. Sie deckten aber doch nur den Bedarf für den Westen, im Osten mußten wir auf entsprechende Stellungen verzichten.

Der Stellungsausbau, die Ausbildung des Heeres für die Abwehr-

schlacht und die Beanspruchung der Heimat waren Mittel der Kriegführung bedeutungsvollster Art. Sie konnten die Entscheidung hinausschieben, falls es der Regierung gelang, das Volk geschlossen auf den Krieg einzustellen. Sie konnten aber nie einen günstigen Ausgang des Krieges herbeiführen. Die Zukunft blieb daher durchaus unklar, auf Zufälligkeiten darf der Soldat nicht rechnen; so gewannen für uns die Friedens- und die U-Bootfrage eine außerordentliche Bedeutung. Es handelte sich um Frieden, um eine Niederlage ohne uneingeschränkten U-Bootkrieg und um die Möglichkeit eines Sieges durch diesen Krieg, indem wir zur See zum Angriff übergingen, während wir zu Lande uns wehrten.

Die Bezeichnung uneingeschränkter U-Bootkrieg ist nicht vollständig zutreffend, ebensowenig die Umschreibung „rücksichtsloser" U-Bootkrieg.

Der Reichskanzler beschäftigte sich im September 1916 in seinen Gedanken mit einer Friedensvermittlung des Präsidenten Wilson. Eine solche war in Deutschland an vielen Stellen im höchsten Maße unbeliebt, da die einseitige Begünstigung der Entente-Staaten durch Amerika bei uns steigende Bitterkeit hervorgerufen hatte. Es war für die Staatsregierung nicht leicht, diese Stimmung unbeachtet zu lassen. Der Reichskanzler trat trotzdem an Seine Majestät mit dem Vorschlag heran, den Botschafter Grafen Bernstorff anzuweisen, daß er den Präsidenten Wilson veranlassen möge, baldigst, jedenfalls noch vor seiner Wiederwahl Anfang November, den Mächten einen Friedensantrag zu machen. Ich war damit durchaus einverstanden und innerlich froh, wenn ich auch in Einschätzung des Vernichtungswillens unserer Feinde dem Vorschlage gegenüber skeptisch blieb. Ihre Aussichten für das Jahr 1917 waren so viel günstiger als die unsrigen, daß ich an einem Erfolg des Friedensschrittes des Präsidenten Wilson zweifelte, wenn ich auch auf ihn hoffte. In großer Spannung wartete ich, ob ein solcher Antrag seitens des Präsidenten im Oktober gestellt würde. Aber der Tag seiner Wiederwahl im November und der ganze November vergingen, ohne daß er sich dazu entschloß. Ich rechnete nun nicht mehr mit seiner Vermittlung.

Graf Burian trat jetzt mit dem Vorschlage hervor, der Vierbund möge selbst tätig vorgehen und seinerseits den Feinden ein Friedensangebot machen. Ich stand diesem Schritt mit derselben Skepsis gegenüber, aber der Versuch war zu machen. Wir mußten nur alles vermeiden, was nach einem Schwächezeichen aussah. Dies hätte auf Heer und Volk drückend gewirkt und wäre nur ein Anreiz für die Entente gewesen, ihre Anstrengungen, uns niederzuschlagen, zu verdoppeln. Ich arbeitete bei diesem Friedensschritt, soweit mich der Reichskanzler beteiligte, mit. Um beim Feinde nicht den falschen Gedanken aufkommen zu lassen, daß uns Schwäche triebe, bat ich, mit seiner Ausführung zu warten, bis der Feldzug in Ru-

mänien zu einem gewissen Abschluß gekommen sei. Am 6. Dezember fiel Bukarest, und damit hielt ich die militärische Lage für so gesichert, daß ich kein Bedenken gegen die Bekanntgabe der Friedensnote hatte. Auch die Hilfsdienstpflicht, die inzwischen Gesetz geworden war, erweckte den Anschein des entschlossenen Willens, bei Ablehnung unseres Angebotes weiterzukämpfen.

Seine Majestät der Kaiser hatte dem Friedensschritt sein volles Interesse zugewandt. Sein hohes Verantwortungsgefühl, der Welt sobald als möglich den Frieden zu geben, trat klar hervor. Am 12. Dezember erfolgte das Friedensangebot des Vierbundes. Über unsere etwaigen Friedensbedingungen erfolgte ein Gedankenaustausch, der in der Weisung an den Grafen v. Bernstorff am 29. Januar seinen Niederschlag finden sollte.

Der Widerhall, den die Friedenskundgebung in den Ententepresse fand, war denkbar ungünstig. Auf irgendeine Verständigungsmöglichkeit mit der Entente war schon sehr bald nicht mehr zu rechnen. Sie hatte sich fest durch Abmachungen und Geheimverträge gebunden, die nur durch unsere vollständige Niederlage zu verwirklichen waren. Am 30. Januar erfolgte die Antwort der Entente, sie mußte jeden Zweifel an ihrem Vernichtungswillen beseitigen. Der Einwand, der Ton unseres Angebots hätte von vornherein einen Erfolg ausgeschlossen, ist nicht stichhaltig. Unserer ganzen Lage nach mußten wir eine zuversichtliche Sprache führen. Ich trat dafür auch im militärischen Interesse ein. Unsere Truppen hatten Gewaltiges geleistet. Wie mußten sie es auffassen, wenn wir anders sprachen. Das Friedensangebot durfte der Kampfkraft des Heeres nicht schädlich werden und ist es auch nicht geworden, da es zunächst vereinzelt blieb, und der Geist des Heeres noch gut war. Wollte die Entente ehrlich einen Frieden des Rechts und der Versöhnung, so konnte und mußte sie an den Verhandlungstisch kommen. Hier konnte sie ihre Forderungen vorbringen. Wären die Verhandlungen an einem etwaigen Annexionswillen der deutschen Vertretung gescheitert, so war die Entente in der Lage, unter Hinweis auf unsere Haltung ihre Völker von neuem zum Kampf zu entflammen. Wir aber hätten in diesem Fall das schon damals den Frieden ersehnende deutsche Volk gar nicht mehr zum Kampf bekommen. Noch viel weniger wären unsere kriegsmüden Bundesgenossen weiter mit uns gegangen. Dieser einfache Gedankengang zeigt überzeugend, daß wir zu einem Frieden der Gerechtigkeit und Versöhnung bereit waren, als wir das Angebot erließen.

Die Ablehnung der Entente hier und bei allen späteren Gelegenheiten zeigt ebenso klar, daß sie keine Verhandlungen wollte, die von unserer ehrlichen Friedensbereitschaft aller Welt Kunde gegeben hätten. Sie befürchtete davon eine Schwächung des Vernichtungswillens im eigenen Lager und wollte uns doch im Frieden entscheidend treffen und schwächen.

Inzwischen hatte Präsident Wilson nun doch am 18. Dezember an die kriegführenden Staaten eine Note gerichtet, um „von allen jetzt kriegführenden Staaten ihre Ansichten über die Bedingungen zu erfahren, unter denen der Krieg zum Abschluß gebracht werden könnte". Der Präsident wollte anscheinend die beiderseitigen Forderungen ausgleichen und eine Einigung auf der Mittellinie finden. Er dachte an einen Frieden ohne Sieger und Besiegte. Die Note wurde am 21. überreicht. Die Reichsregierung war von dieser Absicht Wilsons im November unterrichtet worden. Es war ihr damals nach seinem langen Zögern wohl fraglich gewesen, ob der Präsident seine Absicht auch wirklich ausführen würde. Im einzelnen kenne ich aber die Gedankengänge der Regierung nicht.

Die Regierungen des Vierbundes schlugen schon am 26. Dezember den baldigen Zusammentritt von Vertretern der kriegführenden Staaten an einem neutralen Ort vor. Sie wichen von den Absichten Wilsons ab, indem sie selbst mit den Gegnern verhandeln wollten. Die Rücksicht auf die Stimmung in Deutschland gegen Amerika mag dafür mitbestimmend gewesen sein. Die Entente verhielt sich jedoch durchaus ablehnend. Ihre Antwort vom 12. Januar war eine Bestätigung ihrer Note vom 30. Dezember, nur vielleicht von noch schärferem Vernichtungswillen getragen als jene. Der eiserne Wille Lloyd Georges sprach daraus, der Anfang Dezember die Regierungsgewalt in England auch der Form nach übernommen hatte. Es ist gut, die Noten der Entente auf unser Friedensangebot und auf die Wilson-Note immer wieder zu lesen. Das Urteil vieler über die Möglichkeit eines Verständigungsfriedens wird sich dann klären.

Beide Versuche, dem Frieden näher zu kommen, waren somit gescheitert. Der Krieg hatte nach dem Willen der Entente weiterzugehen. Er sollte nur durch Waffengewalt entschieden werden. Die Parole konnte nur Sieg oder Niederlage lauten. Es ergab sich hieraus ein gewaltiges Weiterrüsten und die Erhaltung des Kriegswillens, wie es unsere Anträge bezweckten, aber auch die Anwendung aller Kriegsmittel, über die Deutschland verfügte.

III.

Der Generalfeldmarschall und ich hatten den U-Bootkrieg als Unterwasserkrieg in der verschärften Form des Sperrgebietskrieges bei unserer Auffassung der Lage und unserer leider gerechtfertigten Skepsis gegenüber dem Gelingen der Friedensschritte schon frühzeitig in den Bereich unserer militärischen Betrachtungen gezogen.

Der uneingeschränkte U-Bootkrieg war das letzte Mittel geworden, den Krieg in absehbarer Zeit siegreich zu beenden. Konnte der U-Bootkrieg in dieser Form entscheidend wirken — und die Marine rechnete da-

mit —, dann war seine Führung in unserer Kriegslage militärische Pflicht dem deutschen Volke gegenüber.

Wie erwähnt, hatten wir uns am 30. August gegen den uneingeschränkten U-Bootkrieg ausgesprochen, mit dem Hinzufügen, daß wir die Zeit dazu noch nicht für gekommen hielten. Reichskanzler v. Bethmann stellte dies damals fest und fügte hinzu, er würde für die Folge den Entschluß, den U-Bootkrieg in Form des Sperrgebietkriegs zu führen, von einer bezüglichen Erklärung des Generalfeldmarschalls abhängig machen. Der uneingeschränkte U-Bootkrieg würde kommen, wenn der Generalfeldmarschall es wünsche. In ähnlichem Sinne sprach sich der Reichskanzler am 28. September im Reichstage aus. Die Frage der Zweckmäßigkeit des U-Bootkrieges hatte inzwischen zu schweren Meinungsverschiedenheiten der politischen Parteien geführt und die Gemüter ungemein erregt: Während die rechts stehenden Parteien mit großer Lebhaftigkeit für ihn eintraten, waren die der Linken, die der Regierung nahe standen, ebenso temperamentvoll dagegen. Durch die Bemerkung des Herrn v. Bethmann wurde die Oberste Heeresleitung von der Regierung selbst zum ersten Male in den politischen Kampf zu ihrer Stützung hineingezogen. Ich habe dies tief bedauert. Das durfte nicht geschehen. Die Oberste Heeresleitung hatte sich von jeder politischen Betätigung ferngehalten und war auch keineswegs gewillt, hierin etwas zu ändern. Um so peinlicher war dem Generalfeldmarschall und mir die durch Herrn v. Bethmann hervorgerufene Bewegung. Tatsächlich wurde die Oberste Heeresleitung in immer steigendem Maße für die Führung oder Nichtführung des uneingeschränkten U-Bootkrieges verantwortlich gemacht.

Anfang Oktober hatten wir uns mit dem Admiralstabschef über den uneingeschränkten U-Bootkrieg unterhalten und seinen Beginn in Erwägung gezogen. Im Verlauf des daraufhin vom Reichskanzler herbeigeführten Schriftwechsels baten wir am 5. Oktober diesen nochmals um Feststellung der Verantwortlichkeit. Der Kanzler führte unter dem 6. Oktober aus, daß die Entscheidung über den uneingeschränkten U-Bootkrieg zwar an sich ein Ausfluß der Kommandogewalt des Kaisers sei, infolge seiner Wirkungen auf die Neutralen aber in das Gebiet der auswärtigen Politik gehöre. Er, der Kanzler, trage daher die alleinige und nicht übertragbare verfassungsmäßige Verantwortung dafür. Das Urteil des Generalfeldmarschalls sei natürlich für seine dereinstige Stellungnahme von ganz besonderer Bedeutung. Dieser Standpunkt war unanfechtbar. Der Generalfeldmarschall war gar nicht in der Lage, dem Reichskanzler die Verantwortung irgendwie abzunehmen, und hatte auch nie daran gedacht. Ich teilte seine Auffassung vollständig. Die Feststellung bedeutete aber eine erhebliche Änderung gegenüber den früheren Äußerungen des Reichskanzlers

die er in der Voraussetzung tat, daß wir Gegner des U-Bootkrieges wären.

Im Oktober 1916 setzte der U-Boot-Kreuzerkrieg ein, in dem die Schiffe angehalten und durchsucht werden mußten. Er hatte gute Erfolge und rief Unruhe im feindlichen Wirtschaftsleben hervor. Das sprach für die Waffe. Es war aber sehr bald mit dem Wachsen der gegnerischen Abwehr und dann mit Verminderung der Ergebnisse zu rechnen.

In der Beurteilung der Wirkung des U-Bootkrieges in seinen verschiedenen Formen auf die Kriegführung in politisch-wirtschaftlicher Beziehung waren wir auf das Urteil des Chefs des Admiralstabes und des Reichskanzlers angewiesen. Die Oberste Heeresleitung war mit beiden Stellen hierüber und über die Zweckmäßigkeit des uneingeschränkten U-Bootkrieges im besonderen in dauernder Verbindung.

Nach unseren Siegen in Rumänien erwartete die Oberste Heeresleitung ein Eingreifen Hollands und Dänemarks in den Krieg zu unseren Ungunsten nicht mehr. Immerhin war nichts aufs Spiel zu setzen; der U-Bootkrieg durfte als Sperrgebietskrieg, wenn es erforderlich würde, erst dann geführt werden, wenn der rumänische Feldzug beendet war und Truppen von dort wieder in Deutschland und an der West- und Ostfront eintrafen. Wir konnten frühzeitig übersehen, daß dies vor Anfang Februar nicht der Fall sein würde. Ebenso schien es selbstverständlich, daß die Wirkung etwaiger Vermittlungsversuche des Präsidenten Wilson, zu denen die Reichsregierung im September angeregt hatte, und dann unser Friedensangebot und dessen Wirkung abgewartet werden mußten. Sah es nach Beendigung der Feindseligkeiten aus, dann war auch der U-Bootkrieg in der beabsichtigten Form nicht mehr nötig. Alle Überlegungen wurden hinfällig. Über den Erfolg unserer Friedensbemühungen mußten die letzten Dezember- oder die ersten Januartage Gewißheit bringen. Auch dies wies für den gegebenenfalls erforderlichen Beginn des uneingeschränkten U-Bootkrieges auf Anfang Februar hin.

Die Reichsregierung kam von ihren früheren Bedenken über die Haltung Hollands und Dänemarks zurück, auch bezüglich der Schweiz, Spaniens, Norwegens und Schwedens äußerte man sich ohne Sorge. Dagegen rechnete sie mit einer gewissen Bestimmtheit auf die Beteiligung der Vereinigten Staaten Nordamerikas an dem Kriege gegen uns. Die Oberste Heeresleitung mußte diese Ausführungen, vorgetragen von den verantwortlichen Instanzen, in ihre militärische Rechnung stellen. Es bedeutete für die Kriegführung der Entente für das erste Jahr des Beitritts die Verstärkung um etwa fünf bis sechs Divisionen, für die spätere Zeit, falls der U-Bootkrieg nicht wirken würde, eine ernste und stark ins Gewicht fallende Vermehrung der feindlichen Kraft. Daß Amerika, wenn es ein-

griff, sich ebenso rüsten würde, wie England es getan hatte, und daß die Entente die Vereinigten Staaten ihrer ganzen Auffassung und Energie zufolge zu immer neuen Rüstungen veranlassen würde, war unzweifelhaft. In bezug auf die Steigerung der Kriegsindustrie der Vereinigten Staaten hatte ich keine besonderen Befürchtungen. Sie arbeitete schon jetzt für die Entente mit aller Kraft.

Der Chef des Admiralstabes, ein Freund des Reichskanzlers, zugleich aber ein warmer Befürworter des uneingeschränkten U-Bootkrieges, stellte eine kriegsentscheidende Wirkung solcher U-Bootkriegführung innerhalb eines halben Jahres in sichere Aussicht. Der Schiffsraumverlust, die Verminderung der Überseezufuhr würden in England wirtschaftliche Schwierigkeiten zeitigen, die die Fortsetzung des Krieges ausschlössen. Er bezog sich hierbei außer auf seine eigene pflichtmäßige Anschauung auch auf Gutachten hervorragender Vertreter des deutschen Wirtschaftslebens. Der Mangel an Schiffsraum würde die Kriegstransporte, zunächst die zahlreichen Kriegsgerättransporte nach Frankreich, einschränken, sie würden auch gelegentlich unmittelbar getroffen werden. Die Zahl der U-Boote wäre für diese Aufgaben hinreichend, der Ersatzbau würde auch nach Ansicht des Reichs-Marineamts so gefördert, wie dies nur irgend möglich sei, der Ausfall reichlich Deckung finden. Allerdings wäre im Jahre 1916 nach der grundsätzlichen Preisgabe des U-Bootkrieges nicht mit gesteigerter Kraft gebaut worden. Die Frage des Personals könne gelöst werden. Es müsse vornehmlich dem zweiten Geschwader entnommen werden, das aus den ältesten Schiffen bestand, aber auch die anderen Schiffe müßten Offiziere und Ingenieure mittleren Dienstalters hergeben.

Selbstverständlich durfte auch die Flotte nicht unter eine gewisse Stärke herabgehen. Sie mußte gegenüber den durch zahlreiche Neubauten und durch den etwaigen Hinzutritt der Vereinigten Staaten immer stärker werdenden feindlichen Seestreitmitteln eine solche Kraft darstellen, daß die Durchführung des U-Bootkrieges gesichert würde. Die Flotte hatte den Booten den Weg durch den feindlichen Minengürtel zu ermöglichen. Sie blieb damit so achtunggebietend, daß sie jeden Versuch feindlicher Flotten, den Verkehr in der Ostsee zu unterbinden, von vornherein ausschloß.

Der Chef des Admiralstabes hoffte durch die Ankündigung des uneingeschränkten U-Bootkrieges gleichzeitig eine abschreckende Wirkung auf die neutrale Schiffahrt auszuüben, die bisher vornehmlich der Entente zugute gekommen war. Er war sich klar, daß hierzu die rücksichtslose Unterstützung der politischen Stellen gehöre, die er in der Folge zuweilen vermißte.

Die technische Ausführung der Truppentransporte von Amerika nach Frankreich und die Bewältigung des Nachschubes wurden besprochen. Die Marine rechnete einen Schiffsraumbedarf von wenigstens 5 Br. Reg. T.

auf den Mann bei der Beförderung eines Heeres mit Troß und Nachschub. Diese Berechnung erwies sich auch bei der Unternehmung gegen Ösel im Herbst 1917 als richtig. Die Betrachtungen führten zu einem für uns günstigen Ergebnis. Danach wären für den Transport von 1 Million amerikanischer Soldaten, der auf nicht allzu langen Zeitraum verteilt war, 5 Millionen Tonnen Schiffsraum nötig gewesen. Diese konnten aber bei der Versorgung der Westmächte auch nicht zeitweise entbehrt werden.

Die wirtschaftliche Bewertung des U-Bootkrieges seitens der Reichsregierung war Schwankungen unterworfen. Das Reichsamt des Innern gewann allmählich, allerdings erst nach Beginn des U-Bootkrieges, ein günstiges Urteil, dem sich der Reichskanzler anschloß.

Bei meiner Kenntnis vom Kriege und meiner hohen Bewertung des feindlichen Willens nahm ich die Zahlenangaben der Marine über die voraussichtliche Wirkung des uneingeschränkten U-Bootkrieges nicht buchstäblich; ich war mir auch bewußt, daß wirtschaftliche und Verkehrsfragen besonders schwer einzuschätzen sind. Ich glaubte auf eine entscheidende Wirkung wenigstens innerhalb Jahresfrist rechnen zu dürfen, also bevor Amerika mit seinen Neuformationen auf dem Plan erscheinen konnte. Bis dahin hoffte ich durch die getroffenen und noch zu treffenden Maßnahmen die Lage zu Lande zu halten, falls der U-Bootkrieg durch Störung des feindlichen Wirtschaftslebens die Leistungen der feindlichen Kriegsindustrie beeinträchtigte sowie Munitionstransporte nach Frankreich verminderte. Hierauf legte ich für die nächsten Monate den größten Wert.

Unter den tiefen Eindrücken, die ich bei einer Reise an die Westfront um Mitte Dezember über die Lage daselbst von neuem erhalten hatte, gab ich diesem Gedanken in einem Telegramm nach Berlin Ausdruck; ich hatte damals bereits keine Hoffnung mehr auf den Erfolg des Friedensangebotes. In längeren Ausführungen, am 23. Dezember, sprach sich der Generalfeldmarschall über die Notwendigkeit des uneingeschränkten U-Bootkriegs gegenüber dem Reichskanzler aus. Dieser erklärte sich am 24. Dezember zur Einleitung von Besprechungen bereit, sobald unsere Friedensaktion durch eine etwaige Antwort der Entente zu einem gewissen Abschluß gelangt sei. Dabei legte der Reichskanzler in Wiederholung seiner Ausführungen vom 6. Oktober seine Stellung nochmals dahin fest, daß der uneingeschränkte U-Bootkrieg einen Akt der auswärtigen Politik darstelle, für den er die alleinige und nicht übertragbare verfassungsmäßige Verantwortung habe. Unsere Auffassung über diese Frage hatte sich bei uns nicht geändert. Der Reichskanzler hatte seine Verantwortung zu tragen, wir trugen die unsrige. In einem Telegramm an Herrn v. Bethmann sprach sich der Generalfeldmarschall zur Wahrung seiner Stellung dahin aus: „.... daß

Eure Exzellenz als Reichskanzler zwar die ausschließliche Verantwortung beanspruchen, daß ich aber selbstverständlich auch weiter mit aller Kraft und in vollem Verantwortungsgefühl für den siegreichen Ausgang des Krieges dafür eintreten werde, daß militärisch das geschieht, was ich dazu für richtig halte." Das war Recht und Pflicht der Obersten Heeresleitung, ebenso wie es Pflicht und Recht des Reichskanzlers war, in dieser ernsten und schwerwiegenden Frage seine Ansicht mit dem vollen Ansehen seines hohen Amtes zur Geltung zu bringen. Gingen die Ansichten auseinander, so lag die Entscheidung bei Seiner Majestät.

In der Voraussicht, daß die Antwort der Entente auf unser Friedensangebot und den Vermittlungsschritt Wilsons ablehnend ausfallen würde, kam der Reichskanzler bereits Ende Dezember zu Beratungen nach Pleß. Etwas Endgültiges wurde noch nicht vereinbart. Die entscheidende Besprechung fand nach Eingang der Antwort der Entente auf unser Angebot und in sicherer Erwartung der gleichen Haltung der Entente gegenüber dem Schritt des Präsidenten Wilson am 9. Januar, unter dem Vorsitz Seiner Majestät statt. Der Chef des Admiralstabes vertrat die Ansichten, wie ich sie vorstehend niedergelegt habe; er hielt die Wirkungen des uneingeschränkten U-Bootkrieges in einigen Monaten für kriegsentscheidend und sprach sich für ihn aus. Der Generalfeldmarschall gab unsere Auffassung der Lage wieder und trat ebenfalls für ihn ein. Der Reichskanzler erörterte die Wirkung, die dieses Kriegsmittel auf die Neutralen, insbesondere auf die Vereinigten Staaten Nordamerikas, ausüben könnte. Er hielt nur den Eintritt Amerikas in den Krieg für möglich und wahrscheinlich und befürchtete Schwierigkeiten für die Versorgung Belgiens durch die Entente. Unser Friedensangebot sah er als gescheitert an. Neue Friedensmöglichkeiten, etwa einen neuen Versuch Wilsons — der vom 18. Dezember galt bereits für erledigt — oder einen Separatfrieden stellte er nicht in Aussicht, ebensowenig eine mögliche Änderung unserer politischen Lage durch den Zusammenbruch eines unserer Feinde, wie wir ihn später an Rußland erlebten. Dies hätte uns vor eine neue Lage gestellt und unsere Anschauungen naturgemäß stark beeinflußt. Der Reichskanzler beurteilte unsere militär-politische Lage genau so wie wir. Während wir die notwendige schwere Folgerung in ruhiger Entschlossenheit ziehen zu müssen glaubten, war der Reichskanzler seiner ganzen Natur nach bedenklich, er schloß etwa: „Der Entschluß zum Eintritt in den rücksichtslosen U-Bootkrieg ist also abhängig von der Wirkung, die wir erwarten können," und „wenn aber die militärischen Stellen den U-Bootkrieg für notwendig halten, so bin ich nicht in der Lage zu widersprechen" und „wenn der Erfolg winkt, so müssen wir handeln."

Auch der Reichskanzler sprach sich damit im vollen Gefühl seiner

politischen Verantwortlichkeit wie die anderen Berater Seiner Majestät für den uneingeschränkten U-Bootkrieg aus. Der Kaiser trat dieser Auffassung bei und befahl den Beginn des uneingeschränkten U-Bootkrieges am 1. Februar mit der Maßgabe, daß neutralen Schiffen im Sperrgebiet Zeit gegeben würde, es zu verlassen oder, wenn sie auf der Fahrt dorthin wären, die Reise zu beenden.

Der Reichskanzler arbeitete nun im Benehmen mit dem Chef des Admiralstabes die Noten an die neutralen Staaten über die Erklärung des Sperrgebiets um England, vor der Westküste Frankreichs sowie im Mittelmeer aus. Sie sollten am 31. Januar übergeben werden.

Der Chef des Admiralstabes gab die näheren Weisungen für die Kriegführung im Sperrgebiet, er berücksichtigte dabei mehrere Wünsche des Auswärtigen Amtes, um die Gefahr des Bruches mit Amerika zu mindern. Selbstverständlich entsprach das auch unseren Wünschen.

Die Oberste Heeresleitung ihrerseits traf im Befehlsbereich des Oberkommandos Nord für alle Fälle gewisse Sicherheitsmaßregeln, obschon der Reichskanzler wegen der Haltung Hollands und Dänemarks nicht besorgt war.

Der Ausbau der Schutzstellungen im nördlichen Schleswig hatte gute Fortschritte gemacht. Wir konnten uns hier auf eine geringfügige Verstärkung des Grenzschutzes durch etwas Kavallerie beschränken. Ein Generalkommando wurde vorübergehend dorthin verlegt, um sich über die einschlägigen Verhältnisse zu unterrichten. An der deutschen Grenze gegen Holland wurde der Grenzschutz in Divisionsverbände zusammengefaßt und einem nach Münster kommenden Generalkommando unterstellt. Der Stellungsausbau war noch weit zurück. An der belgischen Grenze gegen Holland war auch nicht allzuviel entstanden. Es hatte an Arbeitskräften gefehlt. Im übrigen waren unsere Schutzmaßregeln nur auf dem Papiere ausgearbeitet. Die in Rumänien freiwerdenden Truppen sollten sie nur erforderlichenfalls verwirklichen, sonst die Westfront verstärken. Sie wurden zunächst nach Belgien gefahren.

IV.

Um Mitte Januar lief bei der Obersten Heeresleitung vom Auswärtigen Amt eine abschriftlich mitgeteilte Äußerung des Grafen Bernstorff vom 10. Januar ein, in der es hieß, daß die Denkschrift über bewaffnete Handelsschiffe „die Friedensvermittlung des Präsidenten Wilson zum Scheitern bringen würde“. Ich war davon überrascht. Von einer besonderen Vermittlung des Präsidenten war nicht mehr die Rede gewesen. Graf Bernstorff konnte sich indes in seinem Schreiben vom 10. Januar nur auf den Schritt des Präsidenten vom 18. Dezember bezogen haben, der

von der Entente offiziell erst am 12. Januar beantwortet wurde und der inzwischen durch diese Antwort seine hier vorausgesehene Erledigung gefunden hatte. Irgend etwas Neues lag für mich nicht vor. Der Reichskanzler hatte die gleiche Ansicht. Am 16. Januar sprach er sich zum Grafen Bernstorff dahingehend aus: „Wir sind entschlossen, das Risiko (des Bruches und möglicherweise des Krieges mit den Vereinigten Staaten) auf uns zu nehmen.“ Dieses Telegramm war wohl noch nicht in den Händen des Grafen Bernstorff, als er selbst an das Auswärtige Amt drahtete: „Wenn militärische Gründe nicht unbedingt ausschlaggebend sind, wäre Aufschub (des uneingeschränkten U-Bootkrieges) dringend erwünscht, Wilson glaubt, Frieden erreichen zu können auf Grundlage der von uns vorgeschlagenen Gleichberechtigung aller Nationen.“

Der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes fügte bei Übermittlung dieses Telegrammes hinzu, er habe beim Chef des Admiralstabes befürwortet, durch Ansetzung bestimmter, vom Botschafter vorgeschlagener Schonfristen für neutrale Schiffe dazu beizutragen, daß die Gefahr des Bruches mit Amerika vermindert würde. Ich sagte schon, daß wir hierauf eingegangen sind. Irgendeine Änderung der Gesamtlage kann also das Auswärtige Amt auch in diesem Telegramm Bernstorffs nicht erblickt haben. Der Staatssekretär hätte sonst darauf hingewiesen.

Ich habe in dem ganzen Verkehr der Reichsleitung mit dem Botschafter nicht klar gesehen und ihn auch nur ganz bruchstückweise erfahren.

Der Gang der Verhandlungen mit den Vereinigten Staaten ist mir fremd geblieben. Der Reichskanzler und der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes klagten über die Schwierigkeiten der Verbindung mit dem Botschafter und die dadurch hervorgerufenen Unklarheiten. Sie mußten pflichtmäßig jede Möglichkeit ausnutzen, um trotz des uneingeschränkten U-Bootkrieges den Bruch mit den Vereinigten Staaten zu vermeiden.

Am 29. Januar trafen der Reichskanzler v. Bethmann und der Staatssekretär Dr. Zimmermann für mich überraschend in Pleß ein. Wir wurden zu einer gemeinsamen Besprechung zum Kaiser befohlen. Es handelte sich um einen neuen Friedensvermittlungsvorschlag des Präsidenten Wilson. Der Reichskanzler las eine von ihm verfaßte Weisung an Graf Bernstorff vor, in der er sich auf den Boden eines Friedens nach dem status quo ante stellte.

Als Grundlage für etwaige Friedensverhandlungen sollten, soweit ich mich entsinne, folgende Forderungen dem Präsidenten Wilson jetzt oder bei anderer Gelegenheit mitgeteilt werden:

„Zurückerstattung des von Frankreich besetzten Teiles von Ober-Elsaß.
Gewinnung einer Deutschland und Polen gegen Rußland strategisch und wirtschaftlich sichernden Grenze.

Koloniale Restitution in Form einer Verständigung, die Deutschland einen seiner Bevölkerungszahl und der Bedeutung seiner wirtschaftlichen Interessen entsprechenden Kolonialbesitz sichert.

Rückgabe der von Deutschland besetzten französischen Gebiete unter Vorbehalt strategischer und wirtschaftlicher Grenzberichtigungen sowie finanzieller Kompensationen.

Wiederherstellung Belgiens unter bestimmten Garantien für die Sicherheit Deutschlands, welche durch Verhandlungen mit der belgischen Regierung festzustellen wären.

Wirtschaftlicher und finanzieller Ausgleich auf der Grundlage des Austausches der beiderseits eroberten und im Friedensschluß zu restituierenden Gebiete.

Schadloshaltung der durch den Krieg geschädigten deutschen Unternehmungen und Privatpersonen.

Verzicht auf alle wirtschaftlichen Abmachungen und Maßnahmen, welche ein Hindernis für den normalen Handel und Verkehr nach Friedensschluß bilden würden, unter Abschluß entsprechender Handelsverträge.

Sicherstellung der Freiheit der Meere."

Es sind dies die einzigen Bedingungen gewesen, die deutscherseits mit meiner Mitarbeit zur Kenntnis des Feindes gekommen sind.

Eine Verschiebung des uneingeschränkten U-Bootkrieges wurde vom Reichskanzler nicht gefordert. Der Botschafter wurde zu der Erklärung ermächtigt, daß die Reichsregierung bereit sei, den Befehl zur Einstellung des U-Bootkrieges zu geben, sobald eine Erfolg versprechende Grundlage für Friedensverhandlungen geschaffen sei. Der Generalfeldmarschall und ich stimmten diesen Absichten zu.

Der ganze Vorgang spielte sich in einem Zimmer des Kaisers ungemein schnell ab. Die Geburtstagsgeschenke standen noch umher: Ein schönes Bild des Kreuzers „Emden" ist mir im Gedächtnis geblieben. Die näheren Zusammenhänge und den Verlauf dieses diplomatischen Schrittes vermag ich nicht mehr niederzulegen. Ich äußerte dem Generalfeldmarschall gegenüber nach Beendigung der Besprechung Bedenken gegen die Art, mit der unsere Mitarbeit bei so überaus wichtigen Entscheidungen herbeigeführt wurde. Auf der einen Seite sahen wir nicht vollständig klar, auf der anderen trugen wir die moralische Mitverantwortung.

Am 31. Januar wurden in Washington die Note über die Erklärung des U-Bootkrieges im Sinne des Sperrgebietskrieges und, wie ich annehme, auch die Weisung der Reichsregierung vom 29. Januar überreicht.

Nach dem 9. Januar lagen keinerlei militärische Gründe vor, die den Generalfeldmarschall oder mich hätten veranlassen können, unsere Stel-

lungnahme zu der zwingenden Notwendigkeit des U-Bootkrieges zu ändern.

Nach einem Vortrage des Chefs des Admiralstabes in Wien faßte auch die österreichisch-ungarische Regierung den Entschluß, mit ihren U-Booten den uneingeschränkten Krieg zu führen. Ich habe diesen bundesfreundlichen Schritt dankbar begrüßt, ihn allerdings auch mit Bestimmtheit erwartet. Der U-Bootkrieg konnte nur wirksam werden, wenn er auch im Mittelmeer einsetzte, wo der Erfolg ein besonders günstiger zu werden versprach; es kam darauf an, soviel Schiffsraum wie möglich zu versenken. Auch General v. Conrad hatte die Teilnahme Österreichs befürwortet. Wenn Graf Czernin später, 1918, sagte, er habe den uneingeschränkten U-Bootkrieg mitgemacht, um einen Konflikt mit Deutschland zu vermeiden, so hat er hiermit eine mir damals nicht bekannte Tatsache mitgeteilt. An einen militärischen Druck auf Österreich-Ungarn hat niemand gedacht.

Es war mir für die Beurteilung des Denkens in der Heimat von höchster Bedeutung, aus der Reichstagssitzung vom 27. Februar zu ersehen, daß das deutsche Volk nach dem Scheitern unserer Friedensangebote sich fast einheitlich hinter die Regierung stellte. Der Führer der Mehrheitssozialisten, Herr Scheidemann, führte im Zusammenhang aus, auch wenn er die Verantwortung für den U-Bootkrieg ablehnte:

„Alle Welt wird die tiefe Genugtuung begreifen, die wir empfanden, als die Regierung mit Argumenten, die den unseren nahe kamen, der Welt den Frieden anbot. Als die Gegner in ihrer berüchtigten Antwort an Wilson ihre Eroberungs- und Vernichtungsabsichten rücksichtslos enthüllten, da hat sich der entschiedene Wille zur Verteidigung unseres Landes wiederum fest entschlossen aufgerichtet. Da gab es nur eine Stimme im Volke: Lieber alles andere als einen solchen Frieden! Jedermann hatte wohl erwartet, daß die Gegner nicht ohne Zieren und Sträuben, nicht ohne Betonung ihrer eigenen Stärke, nicht ohne Tastversuche und Vorverhandlungen die deutsche Einladung zur Konferenz annehmen würden; aber eine so brutale und herausfordernde Sprache, wie sie sie führten, ein so wahnsinniges, allen Tatsachen Hohn sprechendes Friedensprogramm, wie sie es aufstellten, das hatten wohl nur ganz wenige erwartet, und diese neue Blutschuld an der Menschheit, die sie auf sich geladen haben durch die brutale Ablehnung des Friedensangebots von Deutschland, werden sie nimmermehr abwälzen können. Lloyd George ist der Pate der neuen Entschlüsse der Reichsleitung zum U-Bootkrieg. Der verschärfte U-Bootkrieg ist eigentlich von der Konferenz der Alliierten in Rom beschlossen worden. Nachdem dieser Beschluß gefaßt war, nachdem die Sache in Gang gekommen war, können auch wir nur von ganzem Herzen wünschen, daß sie uns bald den Frieden bringe. Wir vertrauen

unserer bis an die Zähne gewappneten Volkskraft, daß sie es möglich machen wird, was den Gegnern heute noch unmöglich dünkt. Ehre, Dasein, wirtschaftliche Entwicklungsfreiheit des Reiches müssen unangetastet aus diesem furchtbaren Ringen hervorgehen."

Das war ein hehres Bekenntnis und gegenüber dem Vernichtungswillen des Gegners ein Aufruf zum Kampf bis zum äußersten. Mochte er zur Wirklichkeit werden.

V.

Am 21. November 1916 schloß Kaiser Franz Joseph seine Augen zur ewigen Ruhe. In ihm lag der Zusammenhalt der Völker der Doppelmonarchie. Neues Leben hat er ihr allerdings nicht zu geben vermocht. Dazu waren die Ratgeber, die er sich erwählte, nicht stark genug. Er war ein treuer Freund des Bündnisses gewesen, auch wenn er das Jahr 1866, in dem Preußen und Österreich um die Vorherrschaft in Deutschland rangen, nie überwunden hat.

Anfang April 1916 wurde in Kowno das 50jährige Dienstjubiläum des Generalfeldmarschalls v. Hindenburg gefeiert. Ich hielt eine kurze Ansprache und sagte dabei ohne jede weitere Ausführung, daß der Generalfeldmarschall in seinem ersten Dienstjahre am Feldzuge 1866 teilgenommen habe. Kaum waren meine Worte irgendwo gedruckt, als ich ein Schreiben des Reichskanzlers v. Bethmann bekam, meine Rede wäre in Wien übel vermerkt, da ich den Feldzug 1866 erwähnt habe. Er bäte mich, die Wiedergabe zu verhindern. Das war nicht mehr möglich. Von der Auffassung am Hofe in Wien war ich ebenso überrascht wie von dem Briefe aus Berlin. Der Feldzug 1866 hat einen tiefen Eindruck auf den Kaiser Franz Joseph hinterlassen. Er verlor in ihm das Vertrauen zu seiner Armee und hat sich ihr nie wieder mit ganzem Herzen zugewandt, auch wenn er für sie arbeitete und die alten Traditionen der einheitlichen Armee hochhielt.

Sein Hinscheiden war ein unersetzlicher Verlust für uns.

Der ermordete Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand ist nicht der tatkräftige Mann gewesen, für den er so oft gehalten wurde. Er war tatsächlich von Natur schwankend und unentschlossen und keineswegs ein Freund Deutschlands. Seine Majestät unser Kaiser hat sich viel Mühe gegeben, ihn und seine Gemahlin in deutschfreundlichem Sinne zu beeinflussen. Sein Tod war tragisch, die Folgen seiner Ermordung wurden verhängnisvoll; sie haben für Österreich nach vier Jahren Krieg das gezeitigt, was seine russischen Urheber bezweckten; allerdings ist Rußland darüber selbst verdorben. Der ermordete Thronfolger wäre auch nicht der Mann gewesen, um nach dem Tode des greisen Kaisers das Steuerruder der

Doppelmonarchie zu übernehmen. Die zentrifugalen Kräfte waren während des Krieges schon zu stark geworden. Die Mißwirtschaft hatte überhand genommen. Der Geist in Volk und Heer war vielerorts schlecht. Die Kriegsmüdigkeit wuchs, die Friedenssehnsucht schwoll immer mehr an. Es hätte ein besonderer Mann dazu gehört, um der Doppelmonarchie den Kriegswillen wiederzugeben und der k. u. k. Armee neues Leben zuzuführen.

Ich habe Kaiser Karl als Erzherzog das erste Mal im Dezember 1914 gesehen. Er machte einen ungemein jugendlichen Eindruck. Anfang November 1916 traf ich wieder mit ihm zusammen; er hatte sich entwickelt und war männlicher geworden. Er sprach klar über militärische Fragen. Die Bürde seines neuen, hohen Amtes sollte aber zu schwer für ihn werden. Es kam Unruhe in sein Wesen. Er strebte vieles an und gab vielen und in vielem nach. Er fühlte die innerpolitischen Schwierigkeiten der Doppelmonarchie, dachte an einen Bund der Völker Österreichs unter dem Hause Habsburg, vermochte aber gleichzeitig nicht, die Ungarn zu einer weniger eigennützigen Politik zu veranlassen und sie zur Aufgabe ihrer Verpflegungsmittelsperre gegenüber Österreich zu bewegen. Charakteristisch für sein Handeln war die Begnadigung der tschechischen Führer, die offen gegen die Monarchie gearbeitet hatten. Seine Sorge vor der Tschechenbewegung, die ganze Schwäche der Regierung und der Monarchie wurden dadurch offenkundig. Die Folge war einzig eine Belebung der auseinandergehenden völkischen Bestrebungen und starkes Mißtrauen bei den Deutschen, die treu zu ihrem alten Kaiserhause standen. Auch die Armee fühlte sich in ihrem Empfinden verletzt, vor allem wiederum die deutschen Offiziere und Soldaten, die sich in altbewährter Tapferkeit für ihr Kaiserhaus und die Doppelmonarchie schlugen. Unendlich viele ihrer deutschen Brüder waren durch Übergehen von Tschechen zum Feinde auf blutiger Wahlstatt gefallen.

Der Kaiser war kein überzeugter Anhänger des Bündnisses, hielt indes an Deutschland fest. Er wollte Frieden; aber in dem Streben, ihn herbeizuführen, ging er in den Briefen an seinen Schwager Prinz Sixtus zu weit.

Auf seine Stellung als Oberster Kriegsherr des k. u. k. Heeres war Kaiser Karl besonders bedacht. Seinem Wunsch gemäß wurden die Festsetzungen über die oberste Kriegsleitung des Vierbundes geändert und etwas abgeschwächt. Er war nicht soldatisch, doch wollte er sein Bestes der Armee geben.

Kaiserin Zita, die einen großen Einfluß auf ihren Gemahl ausübte, hatte starke politische Neigungen. Leider war sie ganz gegen uns gerichtet und in den Händen von Klerikern, die nicht unsere Freunde waren.

Minister des Auswärtigen wurde Graf Czernin, ein kluger und weltgewandter Mann, eine gebildete und liebenswürdige Persönlichkeit und der Wilhelmstraße weit überlegen. Im übrigen ging er die gleichen

Wege wie der Reichskanzler in Berlin. Er suchte den Frieden, jedoch nur in Gemeinschaft mit Deutschland. Er war treu, das Ruhmesblatt muß ihm bleiben. Er erwies sich dabei als warmer und ungemein geschickter Sachwalter der Doppelmonarchie. Gegenüber seinem Kaiserlichen Herrn trat er mit ruhiger Sicherheit auf. Trotzdem deckte er den Gnadenakt des Kaisers an die Tschechen und dessen unklare völkische Politik. Er blieb im Amte, obschon er den Erlaß nicht billigte und dieser als ein Zeichen des beginnenden Zerfalls der Doppelmonarchie jeden Frieden erschweren und die Hoffnungen der Entente auf ihren Sieg festigen mußte.

Ich habe persönlich warme Sympathien für den Grafen empfunden und mich gern mit ihm unterhalten. Leider betete er den von der Wilhelmstraße ausgehenden Klatsch über meine „Diktatur" zu leichtgläubig nach. Oft legte ich ihm die ganze Haltlosigkeit seiner Annahme dar. Sein politisches Bekenntnis vom 11. Dezember 1918 hat mich bei seiner Auffassung vom Kriege nicht überrascht.

Chef des Generalstabes der k. u. k. Armee wurde General v. Arz für General v. Conrad, der das Heeresgruppenkommando an der Tiroler Front bekam. Mein Verhältnis zu General v. Conrad war ein immer vertrauensvolleres geworden; so sah ich das Scheiden dieses bedeutenden Generals aus seinem Amt auch persönlich nur mit Bedauern.

Die Beziehungen zu General v. Arz sollten noch innigere werden. Er war ein überzeugter Freund des Deutschen Reiches und der deutschen Armee. Während des Sommerfeldzuges 1915 hatte er im Rahmen der 11. Armee das k. u. k. VI. A. K. befehligt und es in engstem Anschluß an deutsche Truppen in einer Weise geführt, die ihm und seinem Korps deutsche Wertschätzung einbrachte. Als Oberbefehlshaber der 1. Armee in Siebenbürgen leistete er mit seiner Armee alles, was bei ihrer Zusammensetzung nur denkbar war. Er wirkte für ein gutes Zusammenleben der in seiner Armee befindlichen deutschen und k. u. k. Truppen, deren Ausbildung er sich mit Ernst annahm. Vielleicht geistig nicht so elastisch wie General v. Conrad, war er ein Soldat mit gesunder Auffassung, der sich bemühte, die k. u. k. Armee zu heben und aus dem Lande das zu gewinnen, was sie brauchte. Er tat alles Mögliche, ohne indes etwas Ausschlaggebendes zu erreichen. Er wuchs, je länger er im Amte war.

General v. Arz nahm sich General v. Waldstätten zum Chef der Operations-Abteilung, einen befähigten und ehrgeizigen Offizier, der das Vertrauen seines Chefs und der k. u. k. Armee verdiente.

Ein gutes Zusammenarbeiten mit dem k. u. k. Oberkommando war weiterhin gesichert.

Die Grundlage der weiteren Kriegführung und das Kriegsinstrument.

I.

Der Krieg legte uns die Pflicht auf, auch die letzten menschlichen Kräfte aufzubringen und verfügbar zu machen. Ob das für den Kampf oder für Verwendung hinter der Front, ob für die Kriegswirtschaft oder sonstigen Dienst im Heimatheere und im Staate geschah, war gleich. An einer Stelle konnte der einzelne Mann dem Vaterlande nur dienen, aber seine Kraft mußte nutzbar gemacht werden. Der Staatsdienst war eine Sache für sich. Im übrigen erfolgte der Ausgleich im großen zwischen Heer, Marine und Heimat durch die Oberste Heeresleitung im Benehmen mit den beteiligten heimatlichen Behörden. Nur die Oberste Heeresleitung konnte dies annähernd übersehen; auch der preußische Kriegsminister hatte nicht genügenden und nur einseitigen Einblick in die am Feinde stehende Wehrmacht und die Kriegsnotwendigkeiten.

Das Feldheer hatte bisher seinen Ersatz aus den Wiedergenesenen, die dank der vortrefflichen sanitären Maßnahmen in hohen Zahlen zurückkamen, aus den zur Verfügung stehenden Rekrutenjahrgängen sowie durch Nachmusterungen und Auskämmen erhalten. Wir wurden gezwungen, Neunzehnjährige an die Front zu schicken; noch tiefer im Lebensalter hinunterzugehen, war nicht möglich. Die Bedingungen für die Tauglichkeit waren herabgemindert. Die bei weitem größte Zahl der bisher zur Verfügung stehenden Männer war eingezogen. Doch mußte versucht werden, dem Heere nicht nur wirklich alle zuzuführen, die bisher zur Verfügung standen, sondern ihm auch noch darüber hinaus neuen Kraftzuschuß zu sichern; namentlich galt es die Zahl der Reklamierten zu vermindern. Zugleich waren die nötigen Menschenkräfte für die Arbeiten im Rücken des Heeres, wo der Stellungsausbau von so unendlicher Bedeutung war, sowie für die Kriegswirtschaft der Heimat zu gewinnen.

Mir ist der Ausdruck „garnisonverwendungsfähig" stets ein Dorn im Auge gewesen. Warum sollte nicht der garnisonverwendungsfähige Mann, der im Felde verwertet wurde, ebenso das Gewehr tragen wie der „kriegsverwendungsfähige", wenn es um alles ging? In dem „garnisonverwendungsfähig" sah aber der Mann einen Schutzbrief. Die Oberste Heeres-

leitung hat es nicht vermocht, den Begriff den Kriegsbedürfnissen anzupassen und die schlechte Wirkung dieses Ausdrucks zu beseitigen. Eine Verfügung des Kriegsministers, die im Herbst 1918 erlassen wurde, konnte nicht mehr wirken. Er hatte indes schon frühzeitig die Bedingungen für die Kriegsverwendungsfähigkeit nochmals einer Nachprüfung unterzogen. Es entstand hinter dem „ganisonverwendungsfähig für Feld oder Heimat" noch ein „arbeitsverwendungsfähig".

Das Nachmustern und die Kontrolle in der Heimat schienen mir nicht einwandfrei. Immer wieder kamen Klagen über Drückebergerei unglaublichster Art. Ich schlug dem Kriegsministerium das schärfste Zufassen vor; das erforderte die Gerechtigkeit. Das Gefühl, daß hier alles so würde, wie ich es für die Stimmung im Heere und in der Heimat erhoffte, vermochte ich indessen nie zu gewinnen.

Nach dem Gesetze blieben Kräfte übrig, die dem Staate nicht dienten. Dieser Verpflichtung unterlagen bisher nur Männer zwischen dem 17. und 45. Lebensjahr. Vor dem eisernen Gebot des Krieges erachtete ich diese Einschränkung nicht mehr für angebracht.

Schon im September 1916 gelangten die ersten Anträge der Obersten Heeresleitung zum restlosen Aufbringen der menschlichen Kräfte an den Reichskanzler. Sie ging dabei immer bestimmter von der Ansicht aus, daß die Kraft jedes einzelnen im Kriege dem Staate gehöre, daß daher jeder Deutsche vom 15. bis 60. Lebensjahre dienstpflichtig wäre, und daß diese Dienstpflicht, wenn auch mit Einschränkungen, auf die Frau auszudehnen sei. Einer solchen Dienstpflicht konnte durch Wehrpflicht im Heere oder durch Arbeitspflicht — in weitestem Sinne — in der Heimat entsprochen werden; sie erstreckte sich keineswegs nur auf die Arbeitnehmer in der üblichen Auffassung des Wortes, wennschon sie diese am meisten traf.

Die Einführung der Arbeitspflicht für den Krieg als Dienstpflicht hatte die große sittliche Bedeutung, jeden Deutschen in dieser ernsten Zeit in den Dienst des Vaterlandes zu stellen, wie es der uralten germanischen Rechtsauffassung entsprach. Sie hätte auch den großen praktischen Vorteil im Gefolge gehabt, daß das Reich die Löhnungsverhältnisse der Arbeiter in die Hand bekam. Es war eine der schreiendsten Ungerechtigkeiten dieses Krieges und mußte von dem Soldaten auch so empfunden werden, daß er, der sein Leben täglich in die Schanze schlagen mußte, viel schlechter stand als irgendein Arbeiter, der in gesicherten Verhältnissen leben konnte. Während dieser für sich, Frau und Kinder verdiente, mußte er mit Sorge an seine Zukunft und seine Familie denken. Die Unterstützungen des Staates glichen das in keiner Weise aus. Der Drang aus dem Heere in die Heimat, der schon in dem Gefühle der persönlichen Sicherheit seine Erklärung findet, besaß in dem Familiengefühl eine ideale Grundlage. Umgekehrt hielt es manchen

in der Heimat fest und ließ das Dienen am Feinde als Strafe erscheinen. Das waren durch und durch ungesunde Verhältnisse.

Während der Sold des Soldaten im Kriege, wie es — bei dem Widerstande der heimischen Behörden allerdings ohne wesentlichen Erfolg — mein Wunsch war, hätten gehoben werden müssen, wären die Lohnsätze der Arbeiter in mäßigen Höhen zu halten gewesen. Naturgemäß hätte dies bedingt, daß auch die Gewinne der Kriegswirtschaft erheblich gemindert wurden. Lohn und Gewinn mußten in enger Abhängigkeit voneinander stehen. Wir hätten dabei auch erhebliche Summen sparen können, die der Finanzwirtschaft und unserer Kapitalkraft zugute gekommen wären. Die Schwierigkeiten dieses Problems, bei der Preissteigerung auf allen Gebieten infolge Rohstoffmangels, verkannte ich nicht. Ich hoffte, daß die Heimat es lösen und einen Weg zu gesunden Verhältnissen finden würde. Ein Gesetz über die Arbeitspflicht hätte die Handhabe dazu geboten.

Die Einführung der allgemeinen Dienstpflicht, verbunden mit Arbeitspflicht, allein genügte nicht; es mußte dafür gesorgt werden, daß die Kraft der Arbeitspflichtigen verständig ausgenutzt wurde und sich nicht dem Staate entzog.

Gewiß war mir klar, daß solche Maßnahmen einen gewaltigen Eingriff in das staatliche, wirtschaftliche und private Leben bedeuten würden. Auch war nicht zu vergessen, daß zu starke Eingriffe hemmend wirken. Widerspruch mußte kommen, das war gewiß, auch wenn die Forderungen der eisernen Notwendigkeit des Krieges entsprachen. Eigennutz und Sucht nach Gewinn hatten sich bereits sehr breit gemacht. Es galt aber, dem Volke den Weg zum Siege zu zeigen. Es sollte klar sehen und sein Schicksal selbst bestimmen. Der Reichstag und damit das ganze Volk mußten die Mitverantwortlichkeit tragen. Am 30. Oktober 1916 wurde der Reichskanzler besonders gebeten, diese herbeizuführen. Ich hoffte, daß die Regierung sich bereit finden würde, den großen Gedanken der allgemeinen Dienstpflicht zu vertreten und das Volk darüber zum Nachdenken anzuregen, welche Kräfte es noch dem Vaterlande geben könne. Es gehörte eine selbstlose Einsicht des Volkes dazu, sich vom innerpolitischen selbstsüchtigen Denken hinweg ganz dem Kriege zuzuwenden und den Vorschlägen der Obersten Heeresleitung entsprechende Maßnahmen in die Tat umzusetzen.

Die Regierung schlug diesen Weg nicht ein. Ich hatte damals noch unendliches Vertrauen zum deutschen Volke und zur deutschen Arbeiterschaft. Der Krieg ging um unser aller Leben; daß dies der Fall war, mußten auch die Arbeiter erfahren, dann würden auch sie, so glaubte ich, in Erkenntnis der großen, ihnen und dem Vaterlande drohenden Gefahr sich auf den gleichen Boden mit der Obersten Heeresleitung gestellt und noch

mehr gegeben haben, als sie bisher gaben. Der deutsche Arbeiter hat viel geleistet und konnte noch mehr leisten. Wie die durch Mannszucht getragene Liebe zum Vaterlande die Truppe in ernster Stunde zu Höchstem befähigt, so wird ein Volk über einen langen Krieg hinweg durch straffe Führung und klare Erkenntnis der dem Vaterlande drohenden Gefahren aufrecht- und zusammengehalten. Der Rausch der Stunde verfliegt, das ist natürlich. Zucht und Einsicht müssen an seine Stelle treten. Daß dies zu erreichen war, unterliegt für mich keinem Zweifel.

Auch ohne neues Gesetz konnte die Regierung helfen. Belagerungs- und Kriegsleistungsgesetz boten genug Handhaben, die Menschenkräfte zu erfassen, jedoch mußte man entschlossen sein, sie wirklich anzuwenden; aber hierzu fehlte der Regierung der Wille. Die Durchführung dieser Gesetze bedeutete zudem reinen Zwang, von dem ich mir nichts versprach, als ich die Sache klar übersah. Ich hielt ein Gesetz für besser, hinter dem das ganze Volk stand und das auch dem Auslande unsere Entschlossenheit klarmachte, durchzuhalten. Dies sagte ich ebenfalls dem Kanzler.

Endlich, nach zwei Monaten und nach neuem, unendlich vielem, sehr unerquicklichem Drängen der Obersten Heeresleitung entschloß sich die Regierung im November, das Hilfsdienstpflichtgesetz im Reichstage einzubringen, das am 2. Dezember angenommen wurde. Es war nicht Fisch noch Vogel; wir hatten etwas Ganzes gewollt. Der Gesetzentwurf aber hatte sich von dem Grundgedanken der allgemeinen Dienstpflicht, den wir im September aufgestellt hatten, zu weit entfernt und die Ausnutzung der Arbeitspflicht zur größtmöglichen Arbeitsleistung nicht gesichert. Dieses Gesetz war in Praxis, vornehmlich durch die Art seiner Ausführung, nur ein Wechselbalg, der mit unserer Forderung, das ganze Volk für den Dienst des Vaterlandes aufzubieten und dadurch Ersatz für das Heer und Arbeitskräfte für Heer und Heimat zu gewinnen, nichts mehr gemein hatte. In dem Wortlaut des ganzen Gesetzes erinnert nur der erste Paragraph an das, was die Oberste Heeresleitung eigentlich erstrebt hatte.

Auch die Frau war in die Bestimmungen nicht eingeschlossen; Frauen waren genug vorhanden, um Männer in der Arbeit zu ersetzen und sie für das Feld freizumachen.

Trotz alledem habe auch ich zunächst das Gesetz warm begrüßt. Es wurde bei Freund und Feind als Zeichen unseres Kriegswillens viel höher bewertet, als Ursache dazu vorhanden war. Das mußte im Zusammenhang mit unseren Erfolgen in Rumänien stark wirken.

Ich habe den Gang der Verhandlungen im Reichstage nur mit Bedauern verfolgt; es war das erste Mal im Kriege, daß ich dazu Gelegenheit und bei meiner Stellung als Erster Generalquartiermeister auch die Pflicht hatte. Die Oberste Heeresleitung mußte einen Einblick in den

Geist des Volkes gewinnen, der für den Ausgang des Krieges von ausschlaggebender Bedeutung war. Daß die Regierung eine schwere Stellung gegenüber den sehr schwierigen Arbeiterfragen hatte, war gewiß. Starke Kriegspolitik war zu treiben, nicht nachgiebige innere Politik. Warum machte sie nicht das ganze Volk klipp und klar für den Ausgang des Krieges mitverantwortlich? Im Reichstage schien allerdings bei einigen Parteien das Gefühl zu fehlen, Sonderinteressen vor dem Wohle des Ganzen in der Not dieser Stunde zurückzustellen. Regierung und Reichstag sowie ein großer Teil des Volkes hatten das Wesen des modernen Völkerkrieges, der eben alles beansprucht, noch nicht verstanden und haben auch niemals die Bedeutung ihrer kriegerischen Mitarbeit für den Endsieg richtig aufgefaßt, während seitens der Obersten Heeresleitung immer wieder hervorgehoben wurde, daß davon das Sein oder Nichtsein Deutschlands abhinge.

Es stellte sich alsbald heraus, daß das Hilfsdienstgesetz nicht nur ungenügend war, sondern überall schädlich wirkte. Für den Soldaten war es besonders empfindlich, daß die Hilfsdienstpflichtigen in demselben Betrieben und in denselben Stellungen ungleich günstiger gelöhnt wurden als die Männer, die auf Grund der bisherigen Gesetze zum Heeresdienst eingezogen und nun als Soldaten kommandiert waren. Diese Mißstände wurden noch dadurch verschärft, daß reklamierte Soldaten Lohn wie freie Arbeiter, d. h. wie Hilfsdienstpflichtige, erhielten. Dies war durchaus unbillig und ungerecht. Noch schärfere Gegensätze entwickelten sich in der Etappe. Truppen, die aus den schweren Kämpfen an der Front zurückgezogen wurden, sahen dort Hilfsdienstpflichtige und Helferinnen, die im friedlichen Leben das Vielfache von dem erhielten, was der Soldat bekam. Dies mußte auf die Männer, die jeden Tag in Lebensgefahr standen und das Schwerste zu ertragen hatten, tief verbitternd wirken und die Verstimmung über die Soldverhältnisse noch vertiefen. Die Verwendung von Hilfsdienstpflichtigen in der Etappe wurde wegen ihrer hohen Besoldung ein zweischneidiges Schwert. Es lag etwas ungemein Ungesundes in diesen Zuständen.

Die im September eingeleitete Maßnahme zum Aufbringen aller menschlichen Kräfte hatte somit nur ein dürftiges Ergebnis gezeitigt. Die in unserem Volke liegenden Werte wurden nicht genügend gewonnen, zum Teil konnten sie sich der Ausnutzung entziehen, zum Teil blieben sie brach liegen. Es verblieb zuviel in der Heimat, das Heer hätte mehr erhalten können. Das Bestreben der Obersten Heeresleitung war ein Mißerfolg geworden. Sie hatte die Überzeugung gewonnen, daß das deutsche Volksleben nicht mehr gesund war.

Um zu einer höheren Bewertung der Kriegsarbeit und des Hilfsdienstes zu kommen, hatte ich die Schaffung des Hilfsverdienstkreuzes angeregt. Ich erhielt es später als einer der ersten und habe es bei der aus-

schlaggebenden Bedeutung, die ich der von der Obersten Heeresleitung geförderten Kriegsarbeit beilegte, ebenso stolz wie meine anderen Kriegsorden getragen, wenn auch mit einer gewissen Wehmut. Ich dachte an die Folgen des Hilfsdienstgesetzes, das mir immer mehr und mehr eine schwere Enttäuschung bereitete.

Um der erweiterten Industrie die nötigen Facharbeiter zu beschaffen, mußte die Oberste Heeresleitung tief in die Mannschaftsbestände des Heeres eingreifen und dieses schwächen. Im Winter 1916/17 wurden allein 125 000 Mann entlassen, sie sollten, sobald sie wieder frei gemacht werden konnten, dem Heere zurückgegeben werden. Ich regte dauernd an, daß die militärischen Behörden und die Industrie schleunigst mit der Ausbildung eines Facharbeitersatzes beginnen und Kriegsbeschädigte sowie Frauen heranziehen sollten. Gewiß ist auch viel geschehen, es wurde aber nicht überall mit dem Nachdruck gearbeitet, den unsere Lage erforderte.

Es kam hinzu, daß die Reklamierten Freizügigkeit erhielten und ihre Kontrolle nicht mehr möglich wurde.

Die Erweiterung der Industrie hat dem Heere ungeheure materielle Kräfte zugeführt. Sie hat ihm aber auch Menschenkraft gekostet. Je mehr dies der Fall und je größer bei den zunehmenden Verstärkungen des Feindes der eigene Bedarf an Menschen wurde, desto mehr hielt die Oberste Heeresleitung es dem Vaterlande und dem Heere wie dem einzelnen Mann an der Front gegenüber für ihre Pflicht, darauf zu dringen, daß daheim auch wirklich gearbeitet würde. Dem Heere durfte nicht noch mehr entzogen oder vorenthalten werden. Das Herabgehen der Arbeitsleistung, das nicht ohne weiteres durch äußere Umstände zu erklären war, und Streiks waren Erscheinungen, die die Kriegsfähigkeit des Vaterlandes unmittelbar auf das schwerste schädigten. Sie waren eine Versündigung an dem Mann in der Front und auch nach Ansicht des Reichsgerichts ein Verrat an der Heimat. Ohne staatliche Führung, verblendet und verhetzt, hat ein Teil der deutschen Arbeiterschaft das Vaterland, die Kameraden und sich selbst in unermeßliches Elend gestürzt; das wird immer eine Anklage von furchtbarer Schwere gegen diesen Teil der Arbeiterschaft bleiben.

Die Regierung mußte durch Aufklärung über den Ernst unserer Lage auf die Arbeiterschaft im besonderen einzuwirken suchen, sie durfte aber auch vor Gewaltmaßregeln nicht zurückschrecken, wenn es wirklich nicht anders gehen sollte.

Die Oberste Heeresleitung konnte nicht verkennen, daß bei den Reklamationen selbst Begünstigungen vorkamen, die nach allen Richtungen hin ähnlich verbitternd wirken mußten wie die Drückebergerei in der Heimat. Wiederholt bat ich das Kriegsministerium, diese Mißstände abzustellen.

Es war natürlich, daß wir in unserer Not auch an die besetzten Ge-

biete dachten. Das Kriegsministerium hatte sich mit dieser Frage befaßt. Die Verwendung belgischer Arbeiter in Deutschland hatte bereits begonnen. Die Oberste Heeresleitung bat den Generalgouverneur, den Wünschen des Kriegsministers und der Industrie nachzukommen, und wiederholte diese Bitte um so dringender, als zu jener Zeit die Regierung ihren Anträgen auf Menschenzuschuß noch nicht einmal in der Form des Hilfsdienstgesetzes entsprochen hatte.

Die Gestellung von Arbeitern nach Deutschland lag im Interesse Belgiens selbst, wo die Arbeitslosigkeit einen hohen Grad erreicht hatte. Sie wurde nach Besprechung mit den Zentralbehörden in Berlin erweitert. Bei den jetzt eintretenden, anfangs zu umfangreichen Gestellungen kamen Härten vor, die besser vermieden worden wären. Sie sind zum großen Teil auf die Belgier selbst zurückzuführen, die oft Landsleute aus irgendeinem Grunde als arbeitslos bezeichneten, die es nicht waren. Der Generalgouverneur stellte die Härten ab, sobald er sie übersah. Es sind im Laufe der Zeit viele belgische Arbeiter nach Deutschland gekommen, ohne daß weitere Klagen hörbar wurden. Auch in den besetzten Gebieten zogen wir Belgier zu Arbeiten heran. In der belgischen Flüchtlingspresse und in der Ententepropaganda erhob sich natürlich ein wildes Geschrei, das von dieser Seite auch nur zu erwarten war; daß aber auch bei uns ähnliche Weisen erschollen, zeugte von einer großen Unreife des Urteils über den Krieg. Die Militärbehörden arbeiteten nicht aus Willkür, sondern aus vaterländischer Pflicht.

Auch aus Polen und den anderen besetzten Gebieten, ebenfalls aus denen, die später noch hinzukamen, gewannen wir Arbeitskräfte, indessen nicht in dem Umfange, wie es erwünscht gewesen wäre. Wir gingen überall so schonend wie nur möglich vor, wir waren gar nicht dazu angetan, mit der stolzen Geste des Eroberers fremde Bevölkerung zu unterdrücken; wir waren viel zu objektiv, auch stand unser Sinn nicht danach.

Für unsere ganze Kriegswirtschaft waren die Gefangenen von allergrößter Bedeutung; ohne die große Zahl Russen, die wir im Osten gefangen genommen hatten, wäre unser Wirtschaftsleben nicht aufrecht zu erhalten gewesen. Demgemäß bedeuteten die Gefangenen, die wir verloren, nicht nur eine empfindliche Einbuße an eigener Kraft, sondern auch einen Zuwachs an Arbeitskräften für die Kriegswirtschaft der Feinde. Machten wir Gefangene, so war jedesmal zu entscheiden, ob sie in Betrieben und zu Arbeiten in den besetzten Gebieten zu verwenden oder der Heimat zuzuführen wären. Auch hier ist die Heimat stets weitgehend berücksichtigt worden, selbst wenn das Heer bittere Not an Arbeitskräften litt.

II.

Hand in Hand mit dem Versuch, Menschenkräfte aus der Heimat zu gewinnen, ging die Aufstellung des Programms für Kriegsgerätbeschaffung, für dessen Durchführung ein Teil jener Kräfte dienen sollte. Wir brauchten in erster Reihe mehr Geschütze, Munition und Maschinengewehre, dann auch noch sehr vieles andere in erhöhter Zahl.

Die Geschütze dienten nicht nur für Neubewaffnung, sondern auch für Umbewaffnung, um ältere durch neuere Konstruktionen zu ersetzen, und endlich zum Ersatz des sehr starken Ausfalles. Wir hatten in den Schlachten vor Verdun und an der Somme nicht nur durch feindlichen Beschuß, sondern auch infolge der Beanspruchung des Materials durch die eigene gesteigerte Schußfolge sehr starken Abgang.

Die schwere Artillerie war mit Steilfeuergeschützen gut versehen. Das Flachfeuer war nicht in entsprechendem Maße vertreten, und wir förderten es, da das weit in das Hintergelände schlagende Feuer sehr störend empfunden wurde. Es erschwerte dadurch die tägliche Versorgung der vorn liegenden Truppen und das Ablösen sowie im Kampfe die Befehlserteilung und die Verwendung der Reserven.

Auch das schwerste Flachfeuer wurde verstärkt. Seine Majestät der Kaiser wirkte besonders darauf hin, daß die Marine Geschütze von den außer Dienst gestellten Kampfschiffen hergab. Das schwerste Flachfeuer war noch zu sehr auf die Benutzung der Bahnstrecken angewiesen und daher zu stark an bestimmte Plätze gebunden. Der mechanische Zug wurde mehr als bisher auch für die Munitionsversorgung eingeführt.

Bei der Feldartillerie waren eine Kanone und eine Haubitze mit größeren Schußweiten in Einführung.

Es mußte die Zahl der Geschütze bestimmt werden, die monatlich anzufertigen waren, um allem Bedarf zu entsprechen. Die Schätzung war sehr schwer. Bei der schweren Artillerie wurde das Richtige annähernd getroffen, bei der Feldartillerie forderten wir zuviel. Sobald wir es erkannten, gingen wir herunter; immerhin mußte hierdurch eine gewisse Schwankung entstehen. Die Industrie kann sich nicht von heute auf morgen umstellen. Jeder Übergang kostet Zeit. Das äußert sich in Minderung der Produktion. Jede Neukonstruktion mußte deshalb auch mit besonderer Vorsicht aufgenommen werden. Dies war der Grund, daß wir der Einführung eines besonderen Infanteriegeschützes nicht so nachdrücklich näher traten, wie sich dies später als geboten herausstellte.

Für die Tankabwehr diente die Feldkanone 06, die die Tanks durchschlug. Sie mußte nur in genügender Zahl dafür verfügbar gemacht werden können.

Die Munitionsvermehrung war zur Zeit von erhöhter Pulverfabri-

kation abhängig; diese stand wieder in engstem Zusammenhang damit, ob die erforderlichen Ausgangsstoffe gewonnen oder angefertigt werden konnten. Schwefel und Stickstoff spielten eine besondere Rolle. Es war eine äußerst mühevolle Arbeit, hierin Klarheit zu schaffen. Wir erstrebten etwa die Verdoppelung der bisherigen Pulvermenge. Sie wurde nach und nach erlangt trotz vieler Störungen, trotz schwerer Explosionen und Kohlenmangels. Als das Pulverprogramm durchgeführt war, wurde der Stahl knapp; so war es eine dauernde Kette von Reibungen, bis wir unsere Absichten in der Steigerung der Munitionsfertigung erreichten.

Besondere Beachtung verdiente die Ausstattung der Truppe mit den verschiedenen Munitionssorten. Die Geschoßarten waren zu mannigfaltig, es war für die Batterieführer eine Kunst, sich zurechtzufinden, und für die Kommandobehörde schwierig, die richtige Munition rechtzeitig zur richtigen Stelle zu schaffen. Die Konstruktionen der Zünder ließen zu wünschen übrig. Die Friedenszünder waren nicht einfach genug; es galt, zu besseren Arten zu kommen. Wir mußten aber wegen Rohstoffmangels Kupfer und Messing sparen, das wirkte wiederum unseren Absichten entgegen. Trotz der Arbeit der Artillerie-Prüfungskommission erhielten wir erst spät Zünder, die einwandfrei waren und derart arbeiteten, daß die Granaten dicht über dem Erdboden bei der Berührung mit diesem krepierten. Die Sprengstücke strichen jetzt hart über den Boden fort und wurden nicht von ihm verschluckt. Von Schrapnells kamen wir bald ab. Die Ausbildung der Truppe genügte nicht für ein so feines Schießverfahren. Die Granate mit empfindlichem Zünder wurde überall bevorzugt.

Mit der vermehrten Munitionsherstellung mußte auch die Gaserzeugung gleichen Schritt halten. Das Abblasen des Gases aus Flaschen kam immer mehr ab, der Truppe war es nach wie vor zuwider. Dafür trat die Verwendung von Gasgeschossen mehr in den Vordergrund. Unser Gelbkreuz war ein vom Feinde gefürchtetes Kampfmittel. Die Scheu vor eigener Gaswirkung blieb auch jetzt noch bei unserer Truppe lange sehr stark, erst später wurde dies besser. Geheimrat Haber hat sich um die Führung des Gaskampfes verdient gemacht.

Auch Nebelgeschosse kamen in Arbeit.

Die Infanterie erhielt ein leichtes Maschinengewehr, das einfacher und leichter hätte ausfallen können. Es nahm ihr noch zu viele Gewehrträger für seine Bedienung; die Entscheidung drängte indes; es mußte mit der Anfertigung begonnen werden, die sich viele, viele Monate hinzog. Jede Infanterie-Kompagnie sollte 4, dann 6 leichte Maschinengewehre erhalten.

Unser schweres altes Maschinengewehr war gut und von der Truppe geschätzt. Die Artillerie bekam es sehr bald zur Selbstverteidigung bei feindlichen Einbrüchen und zur Fliegerabwehr.

Die Ausstattung der Infanterie mit einem Stahlkerngeschoß, das zur Bekämpfung von Flugzeugen und Tanks gut geeignet war, wurde vermehrt, auch trat das Kriegsministerium an die Konstruktion von weiteren Infanterieschnellfeuerwaffen, auch Gewehren größeren Kalibers heran, die geeignet waren, die feindlichen Tanks wirkungsvoll zu bekämpfen.

Große Beachtung fand die Neubeschaffung von Lastkraftwagen. Das Pferdematerial wurde immer schlechter, sein Ersatz floß spärlich. Wir mußten Lastkraftwagen herstellen, um das Pferd zu ersetzen; allerdings kamen wir nun wieder mit den Betriebsstoffvorräten in Schwierigkeiten. Wir brauchten aber Lastkraftwagen auch zu Truppenbeförderungen. Es wurde der Entente infolge ihrer ungeheuren Industrie immer mehr ermöglicht, nicht nur Reserven schnell mittels Kraftwagen zu verschieben, sondern auch in großem Umfange Truppen aus ihren Quartieren auf das Schlachtfeld und von ihm wieder zurück in die Quartiere zu fahren. Das bedeutete für die Truppen eine außerordentliche physische und seelische Kraftersparnis. Wir mußten zufrieden sein, wenn es uns in dringendsten Fällen gelang, Truppen mit Lastkraftwagen zu bewegen.

Für den Tankbau war bei uns die Zeit noch nicht gekommen.

Eine besondere Stellung nahm die Flugzeugindustrie ein. Die feindlichen Armeen wetteiferten miteinander, das schnellste und schnellststeigende Kampfflugzeug herauszubringen. Es war ein gegenseitiges Rangablaufen, unsere Flugzeugindustrie war oft Sieger. Wir hatten namentlich 1918 hervorragende Typen, denen unsere Flieger neben ihrem Wagemut ihre Erfolge in der Luft verdankten.

Ich habe im Vorstehenden nur einige der hauptsächlichsten Kriegsmittel herausgegriffen, deren umfangreiche Vermehrung notwendig wurde. Es mußte tatsächlich an alle gedacht werden, alle waren wichtig; Stacheldraht wurde z. B. ebenso dringend gebraucht wie Infanteriemunition. Die Kriegsmittel mußten in ihrer Bedeutung und ihrer voraussichtlichen Verwendung gegeneinander abgewogen werden, dann war der Umfang ihrer Anfertigung zu bestimmen. Das ganze Programm war eine schwere, in die Zukunft gerichtete Geistesarbeit, an der Oberst Bauer von meinem Stabe ganz besonders hervorragenden Anteil hatte. Es wurde erst nach mehrfachen Besprechungen in Berlin fertiggestellt und erhielt den Namen Hindenburg-Programm, obschon sich das Programm der Obersten Heeresleitung nicht nur auf die Forderung von Kriegsgerät, sondern auch auf das Verlangen nach Menschen und seelischer Kraft bezog.

Die Verwirklichung des Hindenburg-Programms mußte selbstverständlich erhebliche Zeit kosten, schon seine Einführung eine Unruhe hervorbringen, die zunächst hemmend anstatt fördernd wirkte. Auch eine Menge natürlicher Reibungen war zu überwinden. Sobald wir weiter klar sahen,

kam hinzu, daß die Fabriken, die im Frieden Lokomotiven gebaut hatten und für die ausgesprochene Kriegsindustrie umgestellt waren, dem Lokomotivbau zurückgegeben werden mußten. Unsere Verkehrsmittel bedurften nachgerade einer gründlichen Auffrischung. Ihre Arbeit mußten andere Fabriken übernehmen, sämtliche Betriebe mußten möglichst gut ausgenutzt werden. Die vermehrte Herstellung erforderte Vergrößerung der Anlagen und diese wieder Zeit. An anderer Stelle waren Betriebe still oder zusammen zu legen. Es fand ein gewaltiger Eingriff ins Wirtschaftsleben statt, und zwar ein um so größerer, als vieles nachzuholen war.

Geraume Zeit mußte vergehen, bis die Arbeiten im Hindenburg-Programm begannen, weitere Zeit, bis die Rohstoffe zum Kriegsgerät wurden. Das Programm mußte auch Nachprüfungen unterworfen und beschränkt werden. Unsere Anschauungen klärten sich und wir sahen, daß die nötigen Arbeitskräfte nicht aufgebracht werden konnten, ohne die Ersatzgestellung für das Heer und die Marine zu gefährden. Es erhoben sich später Stimmen, daß das ganze Hindenburg-Programm ein Fehler gewesen sei, und daß die Oberste Heeresleitung das Kriegsministerium ruhig hätte weiterarbeiten lassen sollen. Diesem hätten nur ihre Aufträge gefehlt. Der Generalfeldmarschall und ich mußten mit dem rechnen, was wir vorfanden, und das war ungenügende Versorgung des Heeres mit Kriegsgerät, trotz der Anwesenheit des Kriegsministers im Großen Hauptquartier und obwohl alle Welt davon sprach. Selbstverständlich wäre eine planmäßige, der Größe der Aufgabe gerecht werdende Umstellung unserer Friedensindustrie in die Kriegsindustrie, die schon im Frieden vorbereitet oder während der beiden ersten Kriegsjahre planmäßig durchgeführt wurde, erheblich besser gewesen als dieses plötzliche Anschwellen der Kriegsindustrie. Die Oberste Heeresleitung fand aber solche idealen Verhältnisse nicht vor, sondern mußte handeln. Es ist immer dasselbe: vorher geschieht nichts Genügendes, die Kritik tadelt dies, findet aber keine näheren Angriffspunkte. Wird aber etwas geschaffen, entsteht etwas, bildet sich sogar ein mächtiger Bau, dann hat die Kritik etwas, wo sie einsetzen kann. Sie wird oft richtig sein. Nachträglich ist es leicht, alles zu übersehen. Der schwerste Fehler bleiben aber immer die Untätigkeit und das Unterlassen; sie sind schlimmer als ein etwaiger Fehlgriff in der Methode. Tatsächlich ist das Hindenburg-Programm wirklich ein Programm geworden; es hat mehr gebracht als die anderen Teile des großen Programms, in die wir nicht so eingreifen konnten.

Schließlich kam die Industrie in Gang. Die Durchführung des Hindenburg-Programms bedeutet dank der Wirksamkeit des aus der Feldzeugmeisterei hervorgegangenen Waffen- und Munitions-Beschaffungs-Amtes eine ganze Tat. Das Amt stand unter General Coupette, der mit

technischen und industriellen Fragen besonders vertraut war, mit ihm wirkten in gleichem Sinne seine bedeutenden willensstarken Chefs, Major Stadtlaender und Oberst Wurtzbacher. Das Heer weiß, was es diesem Amt und den an dessen Spitze stehenden Männern zu danken hat.

Die Industrie hat die Kriegführung unterstützt; das wird immer ein Ruhmesblatt für sie sein. Nachdem ihr angegeben war, welche Anforderungen an sie gestellt würden, hat sie sich mit der ihr eigenen Tatkraft an die Erfüllung der zugewiesenen Aufgabe gemacht und immer Besseres geleistet. Daß sie sich vom Staate entsprechend bezahlen ließ, war bei dem Risiko und bei der großen finanziellen Inanspruchnahme durch unsere Forderungen ebenso ihr gutes Recht, wie es das Recht des Arbeiters war, gute Löhne von ihr zu verlangen. Übertreibungen und selbstsüchtiges Denken verwarf ich schon im Interesse der Soldaten. Es war Aufgabe der Regierung, achtzugeben und Maßnahmen zu treffen, daß die ungeheuren Mehrforderungen des Hindenburg-Programms nicht unsere wirtschaftlichen Verhältnisse noch verschlimmerten. Steuern konnten nur zum Teil ausgleichend wirken. Gewinn, der zum Wucher wurde, war verwerflich. Daß wir es nicht fertig bekamen, ihn auszurotten, habe ich für die Erhaltung des Geistes in Heer und Heimat tief bedauert. Oft genug versuchte ich es im Interesse unserer Kriegführung zu erreichen. Der Kriegsgewinnler ist eine widerliche Erscheinung, der mit dem von ihm ausgehenden zersetzenden Einfluß unberechenbaren Schaden anrichtete.

Auf Anregung der Obersten Heeresleitung war inzwischen eine Änderung innerhalb des Kriegsministeriums vorgenommen.

Als Zentralbehörde für die gesamte Kriegswirtschaft entstand das Kriegsamt. In ihm bearbeiteten das Ersatz- und Arbeitsdepartement die Menschenfrage, die Kriegsrohstoff-Abteilung die Rohstoffrage und endlich das oben genannte Waffen- und Munitions-Beschaffungsamt die Fertigungsfrage. Die Erwartungen, die ich an das Kriegsamt für das Aufbringen der menschlichen Kräfte stellte, haben sich nicht erfüllt. Auch dieses Amt sah alle diesbezüglichen Fragen scheinbar allein unter dem Gesichtswinkel der inneren Politik an, statt die Erfordernisse des Krieges voranzustellen. Ich hatte auch gehofft, daß es ihm gelingen würde, Arbeitgeber und Arbeitnehmer einander näher zu bringen. Der Wunsch nach einer gegenseitigen Annäherung war an vielen Stellen vorhanden.

Die Lösung der Fertigungsfrage wäre erleichtert worden, wenn dem Kriegsamt von vornherein die gesamte Kriegsindustrie, auch die für Pioniergeräte, Kraftwagen und Flugzeuge und namentlich die der Marine unterstellt worden wäre. Es wurde jedoch hierbei nicht durchgreifend gehandelt.

Auch in den besetzten Gebieten und den Generalgouvernements suchten wir die Kriegsindustrie zu beleben. Das war nur in beschränktem Um-

fange möglich. Die Schwankungen der Kriegslage, mit denen zu rechnen war, und Mangel an Arbeitskräften schlossen dies aus. Zuweilen waren auch andere Gründe hiergegen. So erklärten die belgischen Arbeiter der großen Handwaffenindustrie Lüttichs und Umgebung, nur dann arbeiten zu wollen, wenn sie die Versicherung erhielten, daß die von ihnen angefertigten Waffen nicht von deutschen Soldaten an der Westfront gebraucht würden. Diese Versicherung war nicht zu geben.

Wir mußten deshalb vielerorts die vorgefundenen und für die Kriegsindustrie brauchbaren Maschinen zu deutschen Arbeitsstätten bringen, wo sie und damit die Kriegführung aus ihnen den nötigen Nutzen ziehen konnten.

III.

Rohstoffaufbringung und -Verteilung in Deutschland lag in der sicheren Hand des Obersten Koeth, der in seinem Bereich dem Geiste dieses Krieges entsprechend wirkte. Auf die Rohstoffgewinnung aus den besetzten Gebieten hatte er weitgehenden Einfluß. Der Rohstoffbezug aus den verbündeten Ländern und dem neutralen Ausland lag in der Hand einer besonderen Abteilung des preußischen Kriegsministeriums, mit der Oberst Koeth ebenfalls in engem Zusammenhang arbeitete. Kohle und Betriebsstoffe waren von seinem Arbeitsgebiet abgetrennt.

Oberst Koeth gab dem Heere das, was es dringend brauchte, mehr war bei unserer Lage und der Abhängigkeit vom Auslande nicht möglich. Die Rohstoffversorgung war auf lange Zeit hinaus gesichert. Unsere Bevölkerung litt aber an vielem Not. Ihr fehlten Kleidung und Schuhzeug. Die Preisbildungen waren erschreckend und haben entscheidend zur Verteuerung unserer Lebenshaltung und den damit verbundenen Mißständen beigetragen. Ich sah das mit Sorgen. Im Interesse der Kriegführung durfte die Oberste Heeresleitung sich damit nicht begnügen und wandte sich auch in diesen Fragen an die Regierung, allerdings ohne Erfolg.

Unsere Abhängigkeit vom Auslande strafte sich. Besonders wichtig erschien mir daher die Beschaffung der Ersatzfaserstoffe. Ich beauftragte Oberstleutnant Schmidt-Reder, sich mit dieser Frage zu beschäftigen. Dieser Offizier trat mit den Reichsstellen und der Industrie in Verbindung. An dem, was erreicht ist, hat er meist Anteil. Ich hoffe, daß seine Arbeit dem Vaterlande nutzen wird. Sie kann für dessen Zukunft von unendlichem Segen werden, wenn das deutsche Volk lernt, die Produkte zu schaffen, die es bisher von auswärts bezog.

Zur Aufbringung der einzelnen Rohstoffe entstand eine große Zahl von Kriegsgesellschaften. Ob und inwieweit sie nötig waren, konnte ich nicht übersehen. Tatsache ist, daß sie außerordentlich verstimmend gewirkt haben.

Die Grundfrage für die Aufrechterhaltung des Wirtschaftslebens in der Heimat bildete die Verkehrslage. Sie hing wiederum ab von Lokomotiven, Eisenbahnwagen und Personal und stand mit der Kohlenförderung in engstem Zusammenhang. Der Minister v. Breitenbach hatte für den Heeresbedarf nach allen Richtungen hin sehr viel hergegeben. Personal und Material waren überanstrengt, die Lokomotiven insonderheit stark mitgenommen. Durch Zurückgabe von Fabriken an den Lokomotiv- und Wagenbau war zunächst etwas geschehen. Die Oberste Heeresleitung half dem Minister der öffentlichen Arbeiten auch weiterhin — durch Entlassungen, die das Heer schwächten, allerdings nur ungern. Sie ließen sich aber nicht vermeiden, da das Bahnpersonal entlastet werden mußte. Wir hatten uns in vielen Dingen auf einen kurzen Krieg eingerichtet und mußten uns nun hier wie anderwärts auf lange Kriegsdauer einstellen. Unsere militärischen Anforderungen an die heimatlichen Eisenbahnen blieben dabei sehr hohe. Wir hatten den belgischen Eisenbahnpark und auch in Nordfrankreich Lokomotiven und Wagen in Besitz genommen, das genügte aber nicht. Erbeutetes russisches Material war wegen der breiteren Spur nicht verwendbar.

Unsere Bundesgenossen belasteten unseren Lokomotiv- und Wagenbestand zudem ungemein schwer. Auf den österreichisch-ungarischen Bahnen liefen viele Hunderte deutscher Lokomotiven und einige 10 000 deutscher Wagen. Bulgarien und die Türkei erhielten ebenfalls von uns Eisenbahngerät und auch Personal. Wir hatten jetzt in Rumänien Material erbeutet, aber auch der Feind hatte mehrere tausend deutscher Wagen nach der Moldau geführt und sie dort für sich behalten. Unsere besetzten Gebiete mit ihren so ausgedehnten Strecken verlangten Betriebspersonal in Stärke einer Armee und Betriebsmittel in bedeutendem Umfang.

Die Oberste Heeresleitung trat durch den Feldeisenbahnchef an den Minister mit einer Reihe von Anträgen heran, um durch verschiedene Maßnahmen, z. B. Beschränkung des Verkehrs, eine größere Regelmäßigkeit des Betriebes in der Heimat zu erreichen. In den besetzten Gebieten wurde in dem gleichen Sinne gearbeitet. Was damals nicht ging und auch in vollem Umfange wegen unseres Wirtschaftslebens nicht möglich war, mußte unter den drückenden Waffenstillstandsbedingungen und der Revolution durchgeführt werden. Wie gespannt die Verkehrslage damals war, geht daraus hervor, daß Pulver- und Sprengstoffabriken, auf deren Leistungen alles ankam, tagelang stillstanden. Sie erhielten keine Kohlen durch die Eisenbahn zugeführt, obschon Kohle da war. Es kam so weit, daß ich mir die Versorgung der Pulverfabriken täglich melden ließ.

Der Chef des Feldeisenbahnwesens, Oberst v. Oldershausen, und sein Chef, Major v. Stockhausen, waren Persönlichkeiten, die sich ihrer umfassenden Aufgabe mit großem Verständnis unterzogen. Sie standen

dauernd in engster Verbindung mit den Militär-Eisenbahnbehörden der verbündeten Reiche und mit den Verkehrsministern der deutschen Bundesstaaten. Die verschiedenen deutschen Eisenbahnverwaltungen bildeten ein sehr wesentliches Erschwernis. Wir krankten daran, daß wir vor dem Kriege keine größere Einheitlichkeit geschaffen und die Bundesstaaten auch nicht zu gleichen Leistungen angehalten hatten. Bayern z. B. hatte beträchtlich weniger schwere Lokomotiven im Verhältnis zu seinen Kilometerzahlen als Preußen. Eine bayerische Lokomotive brauchte andere Ersatzteile als eine preußische. Viel hätte sich erreichen lassen auch ohne eine Änderung der Reichsverfassung.

Die Verkehrslage litt ferner darunter, daß die Kanal- und Flußschiffahrt nicht einheitlich geleitet und betrieben wurde. Sie hatte bisher nicht die Förderung erhalten, die dringend geboten war. Dies mußte mit der Zeit nachgeholt werden. Eine besondere Schiffahrts-Abteilung erstand. Das Reichs-Marineamt half durch Personalgestellung auf meine Bitte aus.

Die Verkehrsverhältnisse, die im Winter 1916/17 sehr schlecht waren, hoben sich in der Folge. Sie wurden im Winter 1917/18 wieder erheblich gespannt, aber doch nicht in der Weise wie im Vorjahr. Der Arbeitsminister bemühte sich auch seinerseits, alles zu ergreifen, was wirklich geeignet erschien, der Verkehrsnot zu steuern.

Kohle und Eisen sind die Grundlagen jeder Kriegsindustrie. Wir hatten beides im Lande. Durch das Erzbecken von Longwy und Briey, das belgische Kohlenbecken, Teile des nordfranzösischen sowie des polnischen Kohlengebiets, das wir mit Österreich-Ungarn verwalteten, verbesserten wir unsere Stellung auch dem neutralen Auslande gegenüber erheblich. Die Kohlenförderung in Nordostserbien wurde in Angriff genommen. Die Türkei versuchten wir zu einer besseren Ausnutzung ihrer Befunde zu bewegen. Wir gaben Kohle an unsere Verbündeten und erhielten nur von Österreich-Ungarn böhmische Braunkohle nach Sachsen und Bayern. Gegen Kohle und Eisen bekamen wir von den neutralen Staaten unter anderem Verpflegungsmittel und Geld zur Verbesserung unserer Valuta, auch Pferde. Kohle und Eisen waren also tatsächlich eine Macht!

Die Kohlennot in der Heimat nahm im Winter 1916/17 erheblich zu; sie drückte stark auf die Stimmung und nötigte zu entscheidenden Maßnahmen. Die Kohlenversorgung Deutschlands war nicht geregelt, die Produktion stark zurückgegangen. Ich schlug, wie ich bereits ausführte, im Februar 1917 dem Reichskanzler die Ernennung eines besonderen Kohlenkommissars vor. Dem Geheimen Bergrat Stutz ist es erst gelungen, Ordnung in die Kohlenfrage zu bringen, d. h. wenigstens die größten Reibungen zu überwinden und einen Ausgleich zu finden zwischen dem Hausbrand, den Kohlen für die Licht- und Verkehrsanlagen, Landwirtschaft und Industrie, für Eisen-

bahnen und die Marine. Es ist mir ungemein schwer geworden, auf seinen Antrag im Mai und Juni 1917 unter dem starken Eindruck und dem außerordentlichen Kräfteverbrauch, der durch die große Ententeoffensive im Westen hervorgerufen war, das Heer wiederum um 50 000 Mann Arbeiter zu schwächen. Man erinnere sich daran beim Lesen jenes Zeitabschnitts. Die Obere Heeresleitung nahm es auf sich, um in der Heimat eine feste Basis für den Krieg in Feindesland zu schaffen. Daß eine solche Schwächung des Heeres der Obersten Heeresleitung gegenüber dem Mann an der Front immer wieder die Pflicht auferlegte, unablässig auf Hebung der Arbeitsleistung und bessere Erfassung der Arbeitskräfte in Deutschland zu dringen, betone ich hier nochmals. Das Heer hat diese Arbeitskräfte aus der Heimat nicht wiederbekommen, die Arbeitsleistung ging dort sogar zurück. Das war naturgemäß ein empfindlicher Schlag.

Eisen war nicht so reichlich vorhanden wie Kohle. Mühe machte die Erzeugung genügender Mengen von Stahl, im besonderen Hartstahl. Wir bezogen Eisenerze in großen Mengen aus Schweden, und auch die Erzmassen in Poti in Transkaukasien waren für uns von wesentlicher Bedeutung. Ebenso war für die Stahlerzeugung der Schrott notwendig. Wir entnahmen ihn in großen Mengen aus den besetzten Gebieten. Manches Fabrikgebäude mußte hier zufolge der über uns verhängten Blockade und der Not des Krieges unserer Kriegsindustrie zum Opfer fallen, um Alteisen für den Stahl unserer Geschütze und Munition zu liefern. Die Stahlerzeugung wurde allmählich ausreichend. Der Stahl mußte nun für die weitere Herstellung verteilt werden, z. B. für Geschütze, Munition, Stacheldraht, im besonderen war das Kontingent abzutrennen, das zur Verbesserung der Eisenbahnen dienen sollte.

Neben Kohle, Eisen und Stahl waren die Betriebsstoffe für U-Boote, Kraftwagen und Flieger sowie Schmieröle für die Kriegführung im großen von ernstester Bedeutung. Wir waren hier auf Österreich-Ungarn und Rumänien angewiesen. Da Österreich-Ungarn nicht genug Öl hergeben konnte und alle Versuche, seine Produktion genügend zu heben, erfolglos blieben, so war das Öl Rumäniens für uns von kriegsentscheidender Wichtigkeit. Aber auch mit der rumänischen Öllieferung blieb die Betriebsstoffrage dauernd überaus ernst und erschwerte das Kriegführen ebenso wie das Leben in der Heimat. Die Vorräte des Kaukasus eröffneten 1918 einen günstigen Ausblick. Unsere eigene Benzolfabrikation konnte auch im Rahmen unserer gesamten Kriegswirtschaft nicht ohne weiteres erhöht werden. Benzol war zudem für U-Boote und Flieger ungeeignet. Wenn wir zum Schluß des Krieges uns doch entschlossen, den Fliegern für ihre Flugzeuge auch Benzol zu geben, so geschah dies allein wegen des Mangels an Benzin, trotz des Bewußtseins, ihre Leistungsfähigkeit herabzusetzen

und ein weiteres Gefahrsmoment für sie zu schaffen. Die Bestände, ebenso wie der Truppenverbrauch bedurften einer dauernden Überwachung. Der Verkehr der Personenkraftwagen mußte immer mehr beschränkt, auch der Lastkraftwagenverkehr in ruhigen Zeiten vermindert werden, um ihn in kritischen Lagen voll aufnehmen zu können. Ich konnte für das Heer nicht mehr beanspruchen.

Die Ölnot in der Heimat war groß. Das Land bekam nicht genügend Petroleum für den Winter. Der Landmann verbrachte die langen Winterabende im Dunkeln; dies war eine schwere Belastung für die Stimmung. Es ist bezeichnend für unsere Verhältnisse in Deutschland, wie wenig von diesem Übelstand die Rede war. Die Verkehrsnot war eine Zeitlang mit auf das schlechte Schmieröl der Lokomotiven zurückzuführen, das bei Kälte leicht fror. Der private Kraftwagenverkehr in der Heimat ruhte fast völlig. Die ganze Betriebsstoffrage blieb dauernd ungemein ernst. Ihr war unausgesetzt die größte Aufmerksamkeit zu schenken. Mein Wunsch, daß Heer und Marine einheitlich versorgt würden, ging erst im Herbst 1918 in Erfüllung. Die Bereitstellung der Betriebsstoffe für Heer und Heimat war einheitlich. Sie lag in den Händen des Feldkraftfahrchefs.

Es wurde seitens der Obersten Heeresleitung immer wieder die Vervollkommnung aller für Ersatzbetriebsstoffe in Frage kommenden Verfahren angeregt. Viele natürliche Schwierigkeiten standen aber der Verwirklichung der Verfahren entgegen und schlossen sie aus.

Die Rohmaterialien für den Schützengrabenkrieg, Holz und Schotter, wurden immer mehr und mehr aus den besetzten Gebieten bezogen. Auch die Heimat hatte noch zu liefern.

Ich konnte mich auf dem Gebiete der Rohstoffe nur um die grundlegenden Fragen bekümmern. Sie erforderten trotzdem ein umfassendes Einarbeiten, auch mußte ich dauernd auf dem laufenden sein, um einzelne schwerwiegende Entschlüsse richtig fassen zu können.

Die besetzten Gebiete hatten Rohstoffe herzugeben. Das lag in der Natur des Krieges. Durch straffe Organisation ist hierin nach und nach viel geschehen. An beide Generalgouverneure wandte sich die Oberste Heeresleitung mit der Bitte, in gleichem Sinne zu wirken. Es wird überall im wesentlichen nach den gleichen Grundsätzen verfahren sein. Daß dies Härten für die Bevölkerung mit sich bringen mußte, steht fest, ebenso fest aber auch, daß diese Maßnahmen nicht zu vermeiden waren.

Daß wir in vielen Fällen hätten praktischer verfahren können, wird jeder Einsichtige zugeben. Auch hier standen aber die Behörden und der einzelne vor einer neuen und in den wechselnden Bedürfnissen des langen Krieges schwer zu übersehenden Aufgabe. Trotz aller Beanspruchung ließen wir aber eine Rücksichtnahme walten, die gegenüber dem Zugreifen in der

Heimat sehr weit ging. Sie mußte die Kirchenglocken hergeben, Belgien aber behielt die seinigen auf Antrag des Reichskanzlers Grafen v. Hertling bei Seiner Majestät.

Die besetzten Gebiete haben uns entscheidend geholfen, nicht nur der Armee, sondern damit auch der Heimat. Wie die Kriegsindustrie daheim, so kostete uns auch die Heranziehung der besetzten Gebiete für die Versorgung Menschen in erheblichem Umfange. Wir mußten dies in Kauf nehmen, um leben zu können.

Die Beteiligung der Verbündeten an der Rohstoffversorgung Deutschlands wurde seitens des Kriegsministeriums vornehmlich zur Herstellung oder als Entgelt für das von Deutschland gelieferte Kriegsgerät herbeigeführt. Es verwaltete auch die Kupfergruben bei Bor im nordöstlichen Serbien, die uns außerordentlich geholfen haben. Die Oberste Heeresleitung wurde nur beteiligt, wenn Bulgarien oder die Türkei in der Rohstoffabgabe nach alter Balkanüberlieferung zu säumig waren und einer Aufmunterung bedurften, ihren übernommenen Verpflichtungen nachzukommen.

In der Rohstoffversorgung des Heeres unterstützte die Wissenschaft die Kriegführung mit allem ihren großen Können. Dafür sei auch der Wissenschaft Dank.

Bei sämtlichen Fragen, die sich auf die Steigerung unserer Kraft in der Heimat bezogen, wurde ich von Oberst Bauer und Major v. Harbou tatkräftig unterstützt. Sie haben vorbildlich gearbeitet.

IV.

Die Verpflegungsfrage war für Volk und Heer, für Mensch und Pferd von gleich großer Bedeutung.

Die Leistungen des Soldaten im Felde werden ungemein von der Verpflegung beeinflußt. Sie ist neben dem Urlaub maßgebend für die Stimmung der Truppe. Ich mußte deshalb den Verpflegungsfragen mein volles Augenmerk zuwenden.

Das Nachlassen der Stimmung im deutschen Volke hing sehr wesentlich mit der Ernährung zusammen. Der Körper bekam in seiner täglichen Zuführung, namentlich an Eiweiß und Fetten, nicht das, was zur Erhaltung der leiblichen und geistigen Kräfte notwendig ist. Es war in weiten Kreisen ein gewisser Verfall der körperlichen und seelischen Widerstandskraft eingetreten, der eine unmännliche, hysterische Stimmung hervorrief, die im Banne der feindlichen Propaganda das unkriegerische Denken vieler Deutschen noch vermehrte. Ich tat das erste Mal im Sommer 1917 einen tiefen Einblick in diese Verhältnisse

und war erschrocken; hier war ein ungeheures Schwächemoment. Diese Erscheinung lag im Wesen der menschlichen Natur begründet. Sie konnte durch starken vaterländischen Willen ausgeglichen werden, war aber endgültig nur durch eine bessere Nahrungszuführung zu beseitigen. Es war mehr Verpflegung nötig. Wir mußten sie von anderwärts her beziehen und für die Erhaltung der vorhandenen Waren sorgen, vor allem aber unsere Produktion steigern. Das war das Wichtigste.

Durch die Inbesitznahme der Walachei war jetzt etwas Entscheidendes getan. Andere Maßnahmen mußten weiterhelfen. Die Notwendigkeit der Stroh- und Holzerschließung für die tierische, vielleicht auch die menschliche Ernährung wurde von der Obersten Heeresleitung immer wieder betont, ebenso auch die Gewinnung von Laubheu. Wie wir aus dem Volke alles herauszuholen hatten, um den Krieg zu führen, so mußten wir aus der Natur mit Hilfe der Wissenschaft, die uns auch hier unterstützte, alles zu erlangen suchen, was als Nahrungsmittel für Mensch und Tier gewonnen und verarbeitet werden konnte.

Die Aufgabe, die Nahrungsmittel vor dem Verderben zu schützen, führte unter anderem zur Kartoffeltrocknung, der ich mich warm annahm.

Für die Produktionssteigerung dienten Lieferung von künstlichen Düngemitteln in genügenden Mengen und angemessene Preise.

Das erste ist von der Obersten Heeresleitung auf alle Weise gefördert. Es wurde um so wichtiger, je knapper die natürlichen Düngemittel durch Verringerung des Viehbestandes und mangelnde Streu wurden, und je mehr Bedeutung der intensive Anbau gewann. Wir holten die Phosphate aus den besetzten Gebieten Nordfrankreichs und Belgiens heraus und wurden bei dem Reichskanzler und dem Reichsschatzamt immer wieder für die Erweiterung der Stickstoffabriken (Merseburg) vorstellig.

Die Preisbildung war Aufgabe der heimischen Behörden. Sie litt unter innerpolitischen Rücksichten. Bei der sozialdemokratischen Hetze gegen das Land und die Agrarier, die das Brot des armen Mannes verteuerten, und bei der an und für sich schweren Lebenshaltung scheute sich die Regierung, die Höchstpreise angemessen und weitvorausschauend zu regeln. Die Landwirtschaft sah sich in Anbetracht ihrer hohen Betriebskosten und der Notwendigkeit, nach dem Kriege Inventar zu beschaffen, vielerorts außerstande, mit diesen Preisen zu arbeiten. Die Vorräte reichten für die Bevölkerung nicht aus und konnten bei den niedrigen Preisen nicht vollständig erfaßt werden. Die nicht sachverständigen Organe, die dies bewirken sollten, waren überdies dazu nicht in der Lage. Ihre Tätigkeit wirkte häufig aufreizend und befremdend. Der einzelne Mensch erhielt so nicht einmal die Portionssätze, die zur Erhaltung der vollen Lebenskraft zu gering bemessen waren. Stadt und Land schritten nun zur Selbsthilfe,

soweit sie dies vermochten; Schleichhandel und Hamstern griffen um sich. Bald war auf diesem abschüssigen Gebiet kein Halten mehr.

Besitzende verschafften sich alles Nötige und noch darüber hinaus. Mochte ihr Verbrauch für die Volksernährung in ihrer Gesamtheit zunächst ohne Bedeutung sein, die Tatsache mußte verbittern.

Die breite Masse, namentlich der Mittelstand, hierbei die festbesoldeten Beamten und Offiziere, hatten schwer zu tragen. Ein kleiner Teil erlag in der Not der Zeit wohl der Versuchung und half sich, der größere aber wurde buchstäblich ausgehungert. Dies kam zu allem Schweren, was der Mittelstand trug, noch hinzu. Und doch hat dieser Stand, der in jeder Hinsicht mit Füßen getreten wurde, allerdings leider nur schweigend, seine Pflicht getan — bis zuletzt.

Für den Arbeiter wurde gesorgt. Er paßte seine Lohnforderungen, die auch durch Streiks erzwungen wurden, dem Schleichhandel an. Gewiß hatte auch ein erheblicher Teil der Arbeiter es schwer. Sie haben aber doch im Gegensatz zum Mittelstand im allgemeinen zu leben gehabt.

Die Frage des Schleichhandels wurde von größter innerpolitischer Bedeutung. Diese wuchs mit der Dauer des Krieges, je mehr in der Heimat das Denken an den Krieg verloren ging, je mehr die natürlichen Instinkte, die nun kein Gegengewicht fanden, sich immer schärfer hervordrängten. Schleichhandel und Hamsterei nahmen dauernd abstoßendere Formen an und wirkten in Ursache und Folge auf unser Denken immer zerstörender. Unser System der ausgesprochenen Zwangswirtschaft in Verbindung mit Höchstpreisen hatte versagt. Die Produktion wurde nicht gesteigert, der Ertrag ging immer mehr und mehr zurück, bedingt durch äußere Einflüsse, wie Mangel an männlichen Arbeitskräften, Düngemitteln, Ungunst der Witterung. Die vielfachen Anträge der Obersten Heeresleitung an den Reichskanzler, den Schleichhandel in Verbindung mit übertriebenen Unternehmergewinnen und Arbeitslöhnen zu treffen, wie es die Erhaltung unserer Kriegsfähigkeit verlangte, hatten kein Ergebnis.

Es ist wie ein Narrenspiel: Hat die Furcht vor zu hohen landwirtschaftlichen Höchstpreisen tatsächlich zur Verteuerung der ganzen Lebenshaltung geführt und zur Vertiefung der Kluft zwischen Stadt und Land sehr wesentlich beigetragen? Die unzufriedenen Elemente verstanden es, aus allem Kapital für sich zu schlagen. Die feindliche Hungerblockade triumphierte, sie brachte uns nicht nur leibliche, sondern auch seelische Not.

Meine private Ansicht über das Zwangswirtschaftssystem in der Heimat ging dahin, daß es je eher desto besser, in einigen Verpflegungsartikeln sogar sofort, aufzuheben sei und dem freien Handel Platz zu machen habe. Daneben schien mir eine stärkere Heranziehung von Genossenschafts-

und Erzeugerverbänden als Hilfstruppe der Verwaltung dringend geboten. Sie waren aber leider noch nicht überall genügend ausgebildet. Vor allem mußten die Preise für einzelne Erzeugnisse besser sein und rechtzeitig bestimmt werden, damit die Landwirtschaft sich darauf einstellen konnte. Diese Auffassung hat der gleichdenkende Generalintendant auch gegenüber dem Kriegsernährungsamt vertreten. Es scheint, daß England mit seinem System der Niedrigstpreise besser abgeschnitten hat, indem sich bei ihm die Produktion ganz außerordentlich steigerte.

Der Landwirt hat gearbeitet. Der Großgrundbesitz besonders hat Entscheidendes geleistet. Das Vaterland wird wieder erkannt haben, daß wie die Armee der Grundstein der Ordnung, die Landwirtschaft das Fundament unseres wirtschaftlichen, allerdings auch unseres politischen Lebens ist. Wir hätten vor dem Kriege dies berücksichtigen müssen, dann wäre uns vieles leichter geworden. Das Versäumte jetzt nachzuholen, ist eine der vornehmsten Aufgaben des Staates, intensive Wirtschaft Pflicht des Landwirts.

Mit beiden Präsidenten des Kriegsernährungsamtes, den Herren v. Batocki und v. Waldow, habe ich mich oft vertrauensvoll ausgesprochen. So verschieden sie waren, aus beiden sprach das schwere Gefühl größter Verantwortlichkeit, eiserner Pflichttreue und tiefer Vaterlandsliebe.

Das Heer hat oft der Heimat geholfen. Es stand bei den großen Anstrengungen, die auf den Soldaten ruhten, keineswegs besser als das Volk daheim. Heer und Volk waren auf allen Gebieten nach meiner innersten Überzeugung eins. Die Oberste Heeresleitung hat stets in diesem Sinne gewirkt. In Berlin hörte man zuweilen die Ansicht, daß Heer und Volk eigentlich zwei getrennte Körper mit verschiedenen Mägen wären. Diese Auffassung war mir nur ein trauriger Beweis, wie wenig der Krieg in der Heimat verstanden wurde. Schweren Herzens mußte die Oberste Heeresleitung häufig zeitweise die Fleisch-, Brot-, Kartoffel- und Fettportionen sowie die Hafer- und Heuration des Heeres herabsetzen. Wir taten es, um das Volk zu unterstützen und es kriegsfähig zu erhalten. Wir fanden aber auch beim Kriegsernährungsamt volles Verständnis für die Bedürfnisse des Heeres und dafür, daß der Soldat an der Front größte Berücksichtigung verdiente.

Der Mann erhielt häufig nicht genug, auch wenn er die zu der Zeit vorgeschriebenen Sätze vollständig bekam. Die Verpflegung war zu einförmig. Oft hörte ich Klagen der Oberbefehlshaber über diesen Punkt, konnte aber im einzelnen nicht helfen. In der Heimat genügte die Verpflegung bei den Ersatztruppenteilen nicht, das gab zu schweren Mißständen Veranlassung.

Genußmittel wurden immer seltener.

Die Pferde hatten es besonders schlecht, sie wurden ganz unzureichend ernährt; die Hartfutterration war zu gering, die Rauhfutterversorgung bereitete dauernd große Schwierigkeiten.

Der Feldintendanturbeamte hatte zu Beginn des Krieges infolge seiner formalen Friedensausbildung mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen. Der Personalbestand war auch zu gering. Später fand er sich in seine verantwortungsreiche Aufgabe. Seine hingebungs- und entsagungsvolle Arbeit hat der Truppenführung wie dem Mann in der Front gedient.

Das Zusammenarbeiten der Organe der Obersten Heeresleitung mit dem Direktor des Verwaltungs-Departements des Kriegsministeriums, General v. Oven, meinem Mitkämpfer von Lüttich, und dem Kriegsernährungsamt ist stets ein gutes gewesen. Es wurde von wechselseitigem Entgegenkommen getragen. Die Unterlassungssünden aus der Zeit vor dem Kriege — die mangelnde wirtschaftliche Vorbereitung auf ihn und das sich hieraus ergebende Fehlen jeder großen Reserve vor seinem Beginn — waren nicht wieder gut zu machen.

Wir halfen im weiteren Verlauf der Heimat mit Lastkraftwagen und Fuhrwerksgestellung zur Erleichterung der Versorgung, namentlich zur Abfuhr von den Bahnhöfen der großen Städte. Wir nahmen es in den Kauf, daß dadurch Schwierigkeiten für das Heer entstanden. Beurlaubungen für die Ernte fanden weit über die normalen Zahlen statt. Die Kartoffelversorgung des Landes wurde durch Erleichterung der Eisenbahnwagengestellung gefördert.

Die besetzten Gebiete haben die Verpflegung erleichtert. Sie wurden durch die Etappen-Inspektionen namentlich auch für die Fleischversorgung herangezogen und die landwirtschaftlichen Betriebe möglichst fachgemäß geleitet. Die Truppe selbst arbeitete da, wo sie lange eingesetzt blieb, fleißig in Anbau und Ernte. Bei dem häufigen Wechsel kam aber nicht viel dabei heraus. Rumänien hat uns, Österreich-Ungarn und Konstantinopel im Jahre 1917 allein über Wasser gehalten.

Der Sorge um die Ernährung Belgiens waren wir durch Maßnahmen der Entente überhoben.

Das neutrale Ausland, namentlich Dänemark, Holland und die Schweiz, lieferte erhebliche Mengen. Wir brauchten beim Warenbezug eine eigene deutsche Organisation und arbeiteten nicht wie die Entente mit den Bewohnern des betreffenden Landes, die sie verdienen ließ. Dies hat, sei es mit Recht oder Unrecht, starken Unwillen und Mißstimmung bei den Verbündeten wie im neutralen Auslande und in weiterer Folge auch im Inlande erregt.

Die Verpflegungslage Österreich-Ungarns war stets eine ungemein gespannte. Ungarn war versehen; es übernahm zwar die Verpflegung eines

sehr erheblichen Teiles des k. u. k. Heeres, aber es half Österreich nicht aus, das hungerte. Hier lieferten die tschechischen Landleute nicht an die von Deutschen bewohnten ärmeren Gebiete. Hierzu kam das schwerfällige österreichische Verwaltungssystem, so daß trotz aller drakonischen Verordnungen von einem wirklichen Aufbringen und einer gerechten Verteilung nicht die Rede war. Es wird mir unvergeßlich sein, wie ein hoher österreichischer Beamter mich bat, ihm in der Verpflegungsfrage gegen Ungarn zu helfen. Die k. u. k. Armee hungerte zum Teil, ebenso Deutsch-Österreich, namentlich Wien.

Die Lage in Bulgarien war, obschon die Landwirtschaft noch wenig neuzeitlich betrieben wurde, besser, aber das Regierungssystem faul; die Etappeneinrichtungen des Heeres waren schlecht, das militärische Verpflegungswesen auf veralteten Grundsätzen aufgebaut. Häufig trat bei der Armee Mangel ein. Man konnte jedoch hoffen, daß sich Bulgarien zu guter Letzt selbst helfen würde.

Das türkische Verpflegungssystem war durch und durch verrottet, die Landwirtschaft noch in einer Art Urzustand, der eiserne Pflug gänzlich unbekannt. Der Landwirtschaftsminister Frhr. v. Schorlemer hatte versucht, die türkische Landwirtschaft zu heben, aber die türkische Regierung zeigte dafür kein richtiges Verständnis und kein Augenmaß. Man rief nach Motorpflügen, um damit weite Flächen zu beackern, aber etwas Durchgreifendes für das Ganze zu tun und damit die Produktion wirklich entscheidend zu fördern, daran dachte niemand. Die Türkei, insonderheit Konstantinopel, brauchte somit Unterstützung und Hilfe.

Im Herbst 1916 tauchte der Gedanke auf, ein Zentralverpflegungsamt für den Vierbund unter deutscher Führung einzurichten. Diese Idee erschien bestechend. Die Verpflegungsweisen in den vier verbündeten Staaten waren aber in ihren Grundlagen zu verschieden; es hätten sich gleich bewertete Verpflegungssätze nie aufstellen lassen. Schließlich hätten alle aus Deutschland gelebt. Der Gedanke wurde mit Recht begraben.

V.

Die hohe Bedeutung Rumäniens oder richtiger der Walachei für die Kriegführung ist im Vorstehenden verschiedentlich gestreift worden. Wir hatten nun das, was wir bedurften, aufzubringen und den Verbrauchern zuzuführen. Rumänien und auch die Dobrudscha wurden in eine geregelte Verwaltung genommen. Dem hervorragenden Anteil entsprechend, den wir Deutschen bei dem Niederwerfen Rumäniens hatten, strebte ich an, diese Verwaltung in deutsche Hände zu legen. Bei der Eigenart unserer

Bundesgenossen und deren Geschäftsgebaren bot dies die sicherste Gewähr für die dauernde Berücksichtigung unserer kriegswirtschaftlichen Ansprüche. Die Verbündeten gingen hierauf ein.

Ein Festsetzen Bulgariens in der ganzen Dobrudscha entsprach nicht unseren Interessen. Der ursprünglich bulgarische Teil, den es eben erst nach dem zweiten Balkankriege an Rumänien abgetreten hatte, war von ihm nach dem Vertrage vom Herbst 1915 sofort in Verwaltung genommen. Es war damit vorläufig abgefunden. Die Überlassung der übrigen Dobrudscha und damit des Schienenstranges Tschernawoda—Konstanza bedeutete nach der damaligen Weltlage auch die Überlassung des dritten und letzten Welthandelsweges aus Mitteleuropa nach der Türkei an Bulgarien, das die Wege über Saloniki und Sofia bereits kontrollierte. Unserem Handel nach der Türkei mußten aus dieser Verkehrsmonopolstellung Bulgariens schwere Nachteile entstehen. Er hatte schon unter der eigensüchtigen Haltung Österreich-Ungarns genug zu tragen. In der Dobrudscha deckten sich die deutschen mit den türkischen und österreichischen Interessen. Trotzdem nahm Wien in den bulgarischen Fragen immer eine unklare Haltung uns gegenüber ein. Es war deshalb nicht sicher, wie sich das k. u. k. Oberkommando stellen würde. Bulgariens Interessen lief meine Absicht in gewisser Weise zuwider. Ich hatte indes die Genugtuung, daß alle Bundesgenossen der Einrichtung einer deutschen Etappenverwaltung in der Dobrudscha zustimmten. Sie wurde dem Heeresgruppenkommando des Generals v. Mackensen unterstellt und erstreckte sich auf das Gebiet von der Südgrenze der alten rumänischen Dobrudscha bis zu einer Linie etwa 20 km nördlich der Bahn Tschernawoda—Konstanza. Der übrige Teil blieb Operationsgebiet der 3. bulgarischen Armee und damit unter bulgarischer Verwaltung.

Die Bulgaren bereiteten sehr bald den deutschen Behörden in der Dobrudscha, an deren Spitze General Kurt v. Unger stand, viele Schwierigkeiten. Auch an die Oberste Heeresleitung traten sie heran. Ich blieb den bulgarischen Wünschen auf Überlassung der Verwaltung im Etappengebiet gegenüber fest und wurde darin durch die Haltung der deutschen Dienststellen unterstützt, die hochgemut den Kampf gegen die selbstsüchtige Handlungsweise unserer Bundesgenossen durchführten. Naturgemäß mußte die Verwaltung des Landes darunter leiden, aber General v. Unger und seine deutschen Etappenkommandanten sorgten dafür, daß die reichen Ölbestände Konstanzas und auch die übrigen Rohstoffe richtig aus dem Etappengebiet herauskamen und damit die Verwendung fanden, die in unserm und der Bundesgenossen Interesse lag. Das Land wurde so bewirtschaftet, wie es unter den schwierigen Verhältnissen möglich war. Wenn die bulgarische Armee aus der Dobrudscha nicht die Verpflegung erhielt, die produziert

werden konnte, so lag die Schuld einzig und allein an ihrem Verhalten und dem der bulgarischen Regierung.

Die Bevölkerung im Etappengebiet genoß unsern Schutz bis gegen Ende des Krieges. Die vollständige Übergabe des südlichen Teils dieses Gebietes an Bulgarien auf Grund des Bukarester Friedens ist nicht mehr erfolgt.

In dem Operationsgebiet der 3. bulgarischen Armee hatten wir uns das Recht ausbedungen, Rohstoffe einzukaufen. Die Bulgaren fühlten sich dadurch geschädigt und machten recht viele Schwierigkeiten.

Die Verwaltung der Walachei wurde unter starker Beteiligung Österreich-Ungarns eingerichtet. Das war selbstverständlich nicht bequem. Wir mußten uns aber aus dem sehr einfachen Grunde dazu verstehen, weil Deutschland die Kraft fehlte, alles allein auszuführen. Die österreichisch-ungarischen Organe haben uns in vielen Fällen das Leben nicht leicht gemacht, Österreich-Ungarn befürchtete eine Vertiefung des deutschen Einflusses in Rumänien und versuchte nun seinerseits mit seinen Mitteln Vorteile aller Art zugewinnen. Auch Bulgarien erschwerte die Verwaltung, indem es zunächst recht eigenmächtig und willkürlich vorging. Die Türkei war loyal.

Die Verwaltung trug den Namen „Militärverwaltung" und unterstand dem Generalfeldmarschall v. Mackensen, damit zugleich auch der Obersten Heeresleitung und nicht, wie die Generalgouverneure, dem Kaiser unmittelbar; der Einfluß des Auswärtigen Amtes war gewahrt. Militärgouverneur wurde General Tülff v. Tschepe und Weidenbach, der schon eine Zeitlang zu Beginn des Jahres 1915 die Verwaltung der damals besetzten Teile Polens, so weit sie nicht Operationsgebiet waren, geführt hatte. Sein Chef war zunächst General v. Bergmann, dann wurde es Oberst Hentsch, der während des Feldzuges gegen Rumänien Oberquartiermeister des Oberkommandos Mackensen gewesen war und einen trefflichen Blick für verwaltungstechnische und wirtschaftliche Fragen besaß.

Unter dem Militärgouverneur standen deutsche und österreichische Etappenkommandanten.

Das Militärgouvernement umfaßte nicht die ganze Walachei, ein schmaler Streifen war Etappen- und Operationsgebiet der 9. und der Donauarmee geblieben. Das gesamte Gebiet wurde aber nach den gleichen Grundsätzen verwaltet.

Die rumänischen Beamten und Richter waren größtenteils zurückgeblieben; wo sie weggegangen waren, konnte rumänischer Ersatz aufgebracht werden. Die Verwaltungsaufgaben gestalteten sich dadurch einfacher als seiner Zeit im Gebiet des Oberbefehlshabers Ost und waren vornehmlich wirtschaftlicher Natur. Diese waren auch nur für die Kriegführung bedeutungsvoll. Die Zusammensetzung des Stabes des Militärgouverneurs und die Auswahl der Etappenkommandanten trug den Bedürfnissen Rechnung.

Landwirtschaftliche Erzeugnisse aller Art, besonders Weizen und Mais, aber auch Erbsen, Bohnen, Pflaumen, Eier und Wein fanden sich in erfreulichen Mengen vor. Die Herbstbestellung wurde sofort in Angriff genommen. Es geschah alles, um die Produktionsfreudigkeit anzuregen. Die Aussaat von Winterweizen war bedeutungsvoll, da wir mit den Erzeugnissen Rumäniens für die kritische Zeit vor der Ernte Ungarns im Juli und unserer Ernte im August rechnen mußten. Auch der Gemüsebau war für uns wichtig und wurde nach Möglichkeit gewinnbringend gestaltet. Die Viehbestände waren durch den Krieg stark verringert. Sie wurden jetzt für die Landbestellung gebraucht. Die Fleischausfuhr hielt sich deshalb in nur sehr mäßigen Grenzen.

Bei der Aufbringung der landwirtschaftlichen Erzeugnisse arbeitete die Militärverwaltung mit den Beamten der Zentral-Einkaufs-Gesellschaft, die schon vor der Kriegserklärung Rumäniens daselbst tätig waren. Ihr selbständiges Auftreten wurde aber nicht gutgeheißen.

Die Ölbestände, die wir in Rumänien vorfanden, waren nicht erheblich, die Bohranlagen durchweg gründlich zerstört, die Sonden mit großer Kunst verstopft. Der englische Oberst Thomsen hatte sich seiner Aufgabe, uns die Ausnutzung der Ölfelder zu erschweren, mit Geschick unterzogen. Seine Arbeit hat der Entente zwar nicht entscheidend genützt, aber doch die Ölversorgung unseres Heeres und der Heimat beträchtlich herabgesetzt. Die Ölnot der Heimat ist ihm zum Teil zuzuschreiben. Die Militärverwaltung zog Kenner der Ölindustrie Rumäniens in das Land und ging mit Kraft an ihre zweite wichtigste Aufgabe, die Ölförderung wieder in die Höhe zu bringen, sowohl durch Wiederingangbringen verstopfter Sonden als auch durch Neubohrungen, wie durch Wiederherstellung und Wiederinbetriebnahme der Raffinieranlagen. Die Ölgewinnung hob sich, allerdings nur sehr langsam.

Vielen in ihrer Not drängenden und uns nicht wohlgesinnten Leuten in Wien ging das Aufbringen der Ernte und das Ingangsetzen der Ölproduktion nicht schnell genug. So kamen hierüber im Februar 1917 Klagen aus Wien und das gleiche tönte mir aus Berlin entgegen. Einen Augenblick zweifelte ich, ob wirklich sachgemäß gearbeitet würde. Ich konnte aber die Schwierigkeiten, die in Rumänien zu überwinden waren, an meinen eigenen in Kowno gesammelten Erfahrungen einschätzen und ließ mich nicht beirren. Im April verstummten denn auch die Beschwerden, und die Verwaltung fand allgemeine Anerkennung.

Die Verteilung der Vorräte an den Erzeugnissen der Dobrudscha und der Walachei erfolgte auf Grund besonderer Abmachungen zwischen den Verbündeten. Die Schlüsselbildung für die Ölverteilung bot keine wesentlichen Schwierigkeiten. Dagegen war die Verteilung der landwirtschaftlichen

Produkte der Walachei eine der unerquicklichsten Aufgaben des Generalquartiermeisters, Generals Hahndorff, dessen klare, abwägende Art und weiter Blick über die Gebiete des Kriegswirtschaftslebens ihn auch hierfür besonders geeignet erscheinen ließen. Bulgarien schied bei der Verteilung der rumänischen Vorräte aus, es bekam die Dobrudscha-Ernte. Die Türkei erhielt nur eine geringe Menge, nachdem ihr im Vorschuß größere in der Dobrudscha lagernde Vorräte zugesprochen waren. Es handelte sich also im wesentlichen um eine Verständigung zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn, richtiger Österreich allein. Die österreichischen Unterhändler kamen mit ungeheuren Ansprüchen; wir lernten von ihnen und machten nicht geringere. Die goldene Mittelstraße war nach erbitterten Wortgefechten auch hier der Weg, der zur Einigung führte und schließlich beide Parteien befriedigte. Es ist selbstverständlich, daß bei den Unterhandlungen Vertreter unseres Kriegsernährungsamtes zugezogen waren und daß schon vorher mit ihnen grundlegende Besprechungen stattgefunden hatten. Nur in besonders kritischen Fällen war von der Obersten Heeresleitung eine Entscheidung zu geben.

Zur Abfuhr von Getreide und Öl usw. konnten im allgemeinen die Verbindungen wieder aufgenommen werden, die schon vor der Kriegserklärung Rumäniens die Abfuhr aus der Walachei besorgt hatten. Hierzu wurden die rumänischen Eisenbahnen wieder hergestellt, was eine gewisse Zeit in Anspruch nahm. Die Donauschiffahrt wurde sofort in Betrieb genommen. Österreich-Ungarn betrachtete die Donau als seine alleinige Domäne. Oberst v. Oldershausen setzte unsere Interessen durch. Die deutsche Donauschiffahrt-Gesellschaft, der bayerische Lloyd, fand erweiterte Tätigkeit.

Unsere Transporteinrichtungen haben stets das Angebot bewältigt; der zu erwartenden Steigerung der Ölausfuhr wurde durch vermehrten Bau von Tankwagen und Tankkähnen entgegengekommen. Von Ploësti nach Giurgiu wurde eine Röhrenleitung gelegt. Sie war im Frieden wohl noch nicht vollständig vorhanden.

Wie seinerzeit im Gebiet des Oberbefehlshabers Ost, so waren auch hier die deutsche Militärverwaltung und alle Stellen, die sich mit der Verwaltung der Walachei zu beschäftigen hatten, von der ausschlaggebenden Bedeutung ihrer Aufgabe für die Kriegführung, aber auch, wie wir alle hofften, von dem Nutzen unserer Arbeit für die Friedenszeit durchdrungen.

VI.

Das deutsche Volk in der Heimat und am Feinde hat in diesen vier langen Kriegsjahren unendlich viel ertragen und erduldet. Der Krieg hat

das Volksempfinden und die gesamte Volksmoral tief durchwühlt und geschädigt.

Würge- und Hungerblockade sowie feindliche Propaganda, deren Wirkungen im Kampf gegen die deutsche Rasse und den deutschen Geist im engsten Zusammenhange standen, lasteten schwer und, je länger der Krieg dauerte und sie anhielten, immer drückender auf uns. Die Blockade wirkte. Die Propaganda gewann in der Heimat günstigen Boden. Sie wandte sich jetzt unmittelbar an den Mann an der Front, der nun auch aufnahmefähig geworden war. Blockade und Propaganda begannen nach und nach unsere geistige Kriegsfähigkeit ins Wanken zu bringen und den Glauben an den Endsieg zu erschüttern; die so berechtigte Sehnsucht nach dem Frieden nahm Formen an, die an Schwäche grenzten, die unser Volk zerklüfteten und den Geist des Heeres niederdrückten.

Auf diesem Boden keimten Giftpflanzen. Jedes deutsche Empfinden, jeder Gedanke an das Vaterland hörte bei vielen auf. Das eigene Ich trat in den Vordergrund. Der Kriegsgewinnler jeder Art, nicht zuletzt der politische, der die Not des Staats und die Schwäche der Regierung zur Erreichung persönlicher und politischer Vorteile ausnutzte, machte sich breit und breiter. Unsere geistige Kriegsfähigkeit litt unermeßlichen Schaden. Wir verloren das Zutrauen zu uns selbst.

Der Revolutionsgedanke, den die feindliche Propaganda und der Bolschewismus predigten, fand den Geisteszustand der Deutschen vorbereitet und eroberte sich durch die Unabhängige sozialdemokratische Partei im Heere und in der Marine Boden. Die Irrlehren gewannen bald in der breiteren Masse an Zugkraft. Das deutsche Volk in der Heimat und am Feinde erlitt den Todesstoß.

Als ich Erster Generalquartiermeister wurde, stand Deutschland in dem Beginn dieser Entwicklung, ihre Eigenart und ihr Weg waren nicht zu übersehen. Das eine war unverrückbar klar: wir durften dem nicht tatenlos gegenüberstehen.

Gegen die Hungerblockade war jetzt etwas geschehen, in Rumänien hatten wir sie durchbrochen. Ob wir noch andere Gelegenheit dazu finden und wie wir sie dann ausnutzen würden, wußte niemand.

Auf die feindliche Propaganda starrten wir, wie das Kaninchen auf die Schlange. Sie war ausnehmend großzügig und geschickt, arbeitete mit starken, auf die Massen wirkenden Gedanken, in vollständiger Übereinstimmung mit der Kriegführung und gebrauchte skrupellos alle Mittel.

Ihr hatte das deutsche Volk, das die Kunst und den Wert des Schweigens noch nicht erkannt hatte, durch sein Schreiben, Reden und Handeln in seiner fehlerhaften Offenherzigkeit selbst den Weg gewiesen, wo sie ansetzen konnte.

Es hatte selbst das Wort vom „preußischen Militarismus“ geprägt, obschon dieser „preußische Militarismus“, der Geist selbstloser Pflichttreue, das Aufgehen des einzelnen in dem Staatsgedanken, Preußen geschaffen und Deutschland seine glänzende Entwicklung gewährleistet hatte. Er war gleichbedeutend mit dieser geworden. Man sah Äußerlichkeiten als das Wesen des Militarismus an und verkannte die nationale Kraft, die von ihm ausging. Statt ihn zu bekämpfen, mußte man ihn vergeistigen. Selbst hohe Regierungsbeamte hielten mir dieses Wort vorwurfsvoll während des Krieges entgegen; war es dann vielen zu verdenken, daß sie ein gutes Werk zu tun glaubten, wenn sie sich gegen den „Militarismus“ wandten, obschon sie seinen Begriff nicht einmal festzulegen vermochten? Viele wußten allerdings auch, was sie mit diesem Kampf beabsichtigten: er galt der Autorität!

Die Entente kannte diese Stärke des „preußischen Militarismus“ sehr gut. Sie wußte wohl, warum sie sich gegen ihn wandte. Sie wußte auch, was sie tat, wenn sie in Deutschland gegen das Offizierkorps, zu guter Letzt den Träger der Staatsgewalt, schürte. Sie handelte zielsicher, wenn sie namentlich in Süddeutschland gegen Preußen, wenn sie gegen den Kaiser, das Symbol der Reichseinheit, sowie gegen den Deutschen Kronprinzen hetzte und dem deutschen Volke goldene Berge zusicherte für die Zeit, da es sich erst des Kaiserhauses und seiner anderen Dynastien entledigt haben werde.

Später beschäftigte sich die feindliche Propaganda auch mit meiner Person. Volk und Heer waren mit Zweifeln an dem Tun der Obersten Heeresleitung zu erfüllen, der Glaube an den Enderfolg des Krieges sollte erschüttert, das Vertrauen zu dem Mann entwurzelt werden, der den Entente-Interessen starken Widerstand zu leisten sich bemühte.

Der feindlichen Propaganda gelang es in Anlehnung an unsere demokratischen Anschauungen, unsere Regierungsform als autokratisch in Deutschland und in der ganzen Welt in Verruf zu bringen, obschon unser Kaiser nicht die Machtfülle besaß wie der Präsident der Vereinigten Staaten, und das Wahlrecht zum Reichstage, also der ausschlaggebenden Volksvertretung im Reich, demokratischer war als das Wahlrecht in vielen anderen Ländern.

Die feindliche Propaganda verfolgte immer ausgesprochener das Ziel, die Einigkeit des Deutschen Reiches zu erschüttern, Deutschland von seinem Herrscherhaus und die Dynastien und Regierungen vom Volk zu trennen: das war der politische Umsturz.

Sie war sich bewußt, wie die Worte „Verständigungsfrieden“, „Abrüstung nach dem Kriege“, „Völkerbund“ und dergleichen mehr auf das deutsche Volk bei seinem unpolitischen und unkriegerischen Denken in seiner großen Not wirken würden. Folgte es doch nur zu gern in bewußter und

unbewußter Selbsttäuschung diesen holden und doch so trügerischen Gaukelbildern.

In diesem Zusammenhang fiel das Wort der Propaganda, daß deutsche Weltbeherrschungspläne den Frieden gestört hätten und jetzt hinderten, auf nur zu fruchtbaren Boden.

Tatsächlich verfolgte die deutsche Regierung in der nachbismarckschen Zeit überhaupt kein anderes großes außenpolitisches Ziel als die Erhaltung des Friedens. Sie strebte vielleicht die Vermehrung des deutschen Kolonialbesitzes an. An Weltpolitik dachte sie kaum, nicht klaren Blickes ging sie den Weg nach Bagdad. In unserem immer mehr nach außen gerichteten, den Schein über die Wirklichkeit stellenden Leben überschätzten wir nach 1870/71 unsere Stärke und unterschätzten die gegen uns arbeitenden Kräfte. Wir dehnten uns über die Erde aus, ohne in Europa fest zu stehen. Das deutsche Volk war nach dem Gewinn der Reichslande und durch Aufrichtung des Deutschen Reiches gesättigt. Vergrößerung seines Kolonialbesitzes und verstärkte Weltgeltung durch Vermehrung seiner Absatzgebiete waren eine Notwendigkeit geworden. Dies war aber nur durch Macht zu erreichen. Es erstrebte dagegen Gleichberechtigung im friedlichen Wettbewerb. Es erkannte, in Geschäftssinn und politischen Doktrinen befangen, nicht, daß dies für andere Völker mit Weltherrschaft schwer auseinander zu halten war.

Die Erhaltung des Friedens war ein gewaltiges Ziel. Wie unser Verteidigungskrieg nur durch Angriff zu gewinnen war, so konnten wir den Frieden nur durch klare, kraftvolle Politik erhalten, die ausgesprochene Richtlinien verfolgte. Dies tat die deutsche Politik nicht. Sie äußerte sich unerwartet und schroff. Die Völker, die uns feindlich gesinnt waren, benutzten dies, um sich gegen uns zusammenzuschließen; auch die, die bisher unter sich uneins waren, einigten sich gegen uns. Anderseits zeigten wir uns unsicher und schwankend. Das brachte uns ebenfalls keine Freunde.

Viele Deutsche wurden besorgt und gaben oft ihren Befürchtungen nach allen Richtungen scharfen Ausdruck. Sie entwickelten im Gegensatz zur Regierung sehr weitausschauende Gedanken. Es waren aber nur private Äußerungen, die nichts anderes bei uns bedeuteten, wie in jedem anderen Volke. Während des Krieges hat sich diese Lage nicht geändert. Die Kriegsziele der Regierungen und Völker der Entente waren stets viel weitgehender als die Träume einzelner Deutschen. Wir spüren es jetzt an unserem Blut.

Zu Weltbeherrschungsplänen gehört ein starkes Nationalbewußtsein. Wir haben es trotz der Reichsgründung im Jahre 1871 nicht erhalten, die Regierung hat es in der nachbismarckschen Zeit nicht weitergebildet; wir hatten im Gegenteil wieder davon eingebüßt in demselben Maße, wie wir

die Kraft des Willens verloren. Wir waren zudem in unserem Denken zu ausgesprochen bundesstaatlich geblieben und innerpolitisch zu stark zerklüftet. Wir traten ohne Nationalbewußtsein zu früh in die Welt, wir fanden in unserem ganzen, durch fremde Einflüsse genährten weltbürgerlichen Sinn nicht den Ausgleich zwischen dem nationalen und internationalen Denken und zwischen unseren Interessen, die in der Heimat und in der Welt lagen.

Weltbeherrschungspläne oder Nationalismus der deutschen Regierung haben den Frieden vor 1914 nicht gefährdet und nach 1914 nicht gehindert, wie es die feindliche Propaganda behauptete. Sie wollte ja auch nicht die Wahrheit sagen, sie wollte nur die Geschlossenheit und die Kriegsfähigkeit des deutschen Volkes erschüttern und Meinungen verbreiten, die ihr nützlich erschienen.

Endlich kam das Schlagwort von dem Selbstbestimmungsrecht der Nationen. Ein Problem von scheinbar bestechender Wahrheit, aber ohne Vergewaltigung nicht zu lösen, wenn Nationalitäten wie in so unendlich vielen Fällen vermischt wohnen. Das Schlagwort traf Österreich-Ungarn mehr als uns, aber auch uns erschütterte es in seiner durch Furcht und Haß diktierten Auslegung in der Folge tief und sollte uns tödlich treffen infolge der Deutung, die deutsche Männer ihm dem Feinde gegenüber gaben.

Zuletzt — ganz ausgesprochen von Beginn des Jahres 1918 an — wurde neben der politischen die soziale Revolution immer klarer propagandiert. Der Krieg wurde als ein Werk der oberen Zehntausend auf Kosten der Arbeiterschaft, der Sieg Deutschlands als ihr Unglück hingestellt.

Die feindliche Propaganda und der Bolschewismus, der die Weltrevolution bezweckt, verfolgten auf deutschem Boden die gleichen Ziele. England gab China das Opium, die Feinde uns die Revolution und — wir nahmen das Gift an und verbreiteten es, wie die Chinesen das Opium verbreiten.

Während die Propaganda der Entente das deutsche Volk und die deutsche Armee und Marine immer machtvoller traf, wußte sie in den eigenen Landen und der eigenen Wehrmacht die Kriegsentschlossenheit hochzuhalten und in den neutralen Staaten gegen uns zu wirken.

Die Schuld am Kriege, die belgischen Greuel, die Gefangenenmißhandlungen, unsere politische Unmoral und Hinterhältigkeit, unsere Verlogenheit und Brutalität, die Willkürherrschaft in Preußen-Deutschland, die Knechtung des deutschen Volkes waren für den Lügenfeldzug unserer Feinde gegen uns geschickt erfundene Propagandavorwürfe von großer Stärke in der ganzen Welt. Daneben mußten die Schlagworte von dem Kampf der Demokratien gegen den Militarismus, die Autokratie und die Junker, von dem Kampf für die Zivilisation und für die Freiheit der kleinen Nationen

und dergleichen Phrasen in idealem Gewande mehr von unendlicher Wirksamkeit auf nicht klar sehende Menschen sein. Die öffentliche Meinung der Welt stand ganz in ihrem Banne. Der Krieg wurde so z. B. für den amerikanischen Soldaten zum Kreuzzug wider uns.

In den neutralen Staaten sahen wir uns einer Art geistiger Blockade gegenüber. Der Weg zu der Seele der neutralen Völker war uns verschlossen. Wir verstanden nicht, ihn uns zu öffnen. Nur wir taten unrecht; was die Entente tat, war moralisch berechtigt und selbstverständlich. Deutschland vergewaltigte die Welt, nur die Ententepolitik verfolgte wahrhaft sittliche, die Welt beglückende und befreiende Ziele. Wir verloren im neutralen Ausland, das jetzt Bescheid wissen wird, jeden Kredit, der der Feinde stieg unermeßlich. Gewiß hatten wir auch Freunde, sie waren aber ohne Einfluß.

Ähnlich wurde in den verbündeten Staaten gearbeitet. Es galt hier die Trennung Deutschlands von seinen Bundesgenossen.

Die Propaganda war ein altes und gewaltiges Kampfmittel Englands. Die Ostindische Kompagnie hatte glänzende Erfolge damit bei der Eroberung Indiens gehabt. Sie hatte Schule in England gemacht. Dieses war der einzige Staat, der seit langem in klarer Absicht dieses Hilfsmittel der Politik und Kriegführung in wirklich großzügiger Weise in den Dienst seiner nationalen weltumspannenden Politik gestellt hatte.

„Fremde Staaten mit Hilfe der Revolution zu bedrohen, ist heutzutage seit einer ziemlichen Reihe von Jahren das Gewerbe Englands“, hat Bismarck schon vor sechzig Jahren gesagt. Er dachte dabei an die Rede Cannings vom 12. Dezember 1826, in der in öffentlicher Unterhaussitzung vom Premierminister gedroht wurde, England verfüge über den „Schlauch des Äolus“ und könne jederzeit die Mächte der Revolution entfesseln. „Wenn wir“, sprach er aus, „uns an einem Kriege beteiligen, werden wir unter unseren Fahnen versammelt sehen alle Unruhigen, alle Unzufriedenen, sei es mit oder ohne Ursache, eines jeden Landes, mit dem wir in Unfrieden stehen werden.“

Bereits vor dem Kriege war aufmerksamen Beobachtern die Propagandaarbeit unserer jetzigen Feinde klar erkennbar geworden. Sie hat schon damals planmäßig gegen uns begonnen. Ihr hatten England und Frankreich mit in erster Linie die Erfolge ihrer Politik zu verdanken, während sie unsere Stellung in der Welt untergrub. Die Abrüstungsvorschläge des Zaren war ihr Werk, ganz zugeschnitten auf die urteilslose Gutgläubigkeit vieler unserer Volkskreise. Auch die Verbreitung des Bernhardischen Buches in der englischen Welt gehört hierher. Es wäre besser nicht geschrieben worden. Durch Reuter sollten wir von der Welt abgeschnitten werden. Die Einwirkung der jetzigen Ententeländer auf die Weltpresse entging, obwohl

auf die Gefahr oft genug aufmerksam gemacht war, anscheinend unserer politischen Leitung, ebenso wie der Einfluß der französischen Kulturzirkel auf die Geistesrichtung der Hauptstädte in den neutralen Ländern.

Auch die Logen der Welt arbeiteten, wie schon lange von England geführt, mit dem ganzen unheimlichen Einfluß dieses machtvollsten aller Geheimbünde in dem Dienst angelsächsischer und damit für uns internationaler Politik. Nur die preußischen Landeslogen werden hiervon frei geblieben sein.

Überall in den feindlichen Ländern waren starke Propagandaorganisationen geschaffen, die unter der Führung von erfahrenen Staatsmännern und Politikern standen. Unter einheitlicher Leitung arbeiteten sie allerorten mit vereinter Kraft, nach klaren Richtlinien, mit gewaltigen Geldmitteln. Sie hatten ihre Zweigstellen in den neutralen Staaten und setzten sich auch dort mit der der Entente so eigentümlichen Rücksichtslosigkeit durch. Besondere Organisationen galten der Belebung völkischer Bestrebungen, so in Polen und unter den Letten, zweifellos auch unter den Völkerschaften der Doppelmonarchie, namentlich den Tschechen und Südslawen.

Während wir auf dem Kriegsschauplatz die Initiative fast bis zuletzt in der Hand hatten, führte der Feind den Kampf der Geister von vornherein in geschlossener Einheitsfront auf der ganzen Linie angriffsweise und fand Hilfstruppen in den vielen Deserteuren in den neutralen Staaten, aber leider auch Unterstützung im deutschen Vaterlande selbst.

Die Leitung des gesamten Propagandadienstes lag bei England in der Hand von Lord Beaverbrook mit drei Direktoren, von denen Lord Northcliffe die feindlichen Länder, Kipling Heimat und Kolonien und Lord Rothermere die neutralen Länder bearbeitete. Während England vorzugsweise sich auf dem Gebiete der wirtschaftlichen und politischen Propaganda betätigte, waren die militärische sowie die Kulturpropaganda Frankreichs ureigenste Domäne. Hierin drückt sich zugleich typisch das Denken unserer Feinde aus. Amerika, das anfänglich nur finanziell beisteuerte — es übernahm 50 % der gesamten Propagandakosten der Entente —, trat später gleichfalls aktiv in die Erscheinung.

Italien, Belgien und die übrigen Bundesgenossen entfalteten, mit amerikanischen Geldmitteln reichlich unterstützt, ebenfalls eine rege Tätigkeit.

Das ausgesprochene Endziel der amerikanischen und englischen Propaganda wurde immer mehr die innere Revolutionierung Deutschlands.

Lloyd George wußte, was er tat, als er nach Beendigung des Krieges Lord Northcliffe den Dank Englands für die von ihm betriebene Propaganda aussprach. Er war Meister in der Massensuggestion.

Wir sahen uns nach und nach durch die feindliche Propaganda in Wort und

Schrift von den neutralen Staaten her, namentlich über unsere Landgrenzen, aus Holland und der Schweiz, aber auch aus Österreich-Ungarn und im eigenen Lande selbst, endlich aus der Luft so geschickt und in einem Umfange angegriffen, daß viele bald nicht mehr zu unterscheiden vermochten, was feindliche Propaganda, was eigenes Empfinden war. Die Propaganda wurde um so empfindlicher für uns, als wir den Krieg nicht mit starken, sondern mit guten Bataillonen zu führen hatten. Der Wert der Masse im Kriege ist unbestreitbar, ohne Soldaten ist überhaupt kein Kampf möglich. Aber die Masse allein macht es nicht, sondern der Geist, der sie beseelt; so ist es im Volksleben, so ist es auf dem Schlachtfelde. Wir haben gegen die Welt gerungen und konnten es mit gutem Gewissen tun, solange wir seelisch kriegsfähig waren. Solange hatten wir auch Aussicht auf Erfolg und brauchten uns, was gleichbedeutend war, nicht dem Vernichtungswillen der Feinde zu beugen. Mit dem Aufhören unserer seelischen Kriegsfähigkeit änderte sich das alles vollständig. Wir kämpften nicht mehr bis zum letzten Blutstropfen. Viele deutsche Männer wollten nicht mehr für ihr Vaterland sterben.

Die Zersetzung der Stimmung im Innern, verbunden mit ihrer Wirkung auf unsere Kriegsfähigkeit: der Kampf gegen die Heimatfront und den Geist des Heeres war jedenfalls das hauptsächlichste Mittel, mit dem die Entente uns besiegen wollte, nachdem sie die Hoffnung auf einen militärischen Sieg aufgegeben hatte. Hierüber bestand kein Zweifel in mir.

Ein einsichtsvoller Entente-Politiker hat sich im Frühjahr 1918 in folgender Weise geäußert:

„Es ist heute in London und Paris eine allgemeine und grundlegende Auffassung unter den führenden Staatsmännern der Entente, daß die deutsche Armee an der Westfront nie rein militärisch zu besiegen ist. Aber klar ist es trotzdem jedem, daß die Entente siegen wird, und zwar wegen der inneren Verhältnisse in Deutschland und den Zentralmächten, die zum Sturz des Kaisertums führen werden. Spätestens im Herbst dieses Jahres wird die Revolution in Deutschland ausbrechen. Es ist uns vollständig klar, daß in Deutschland einflußreiche Kräfte sind, für die es nichts Schlimmeres gibt als einen militärischen Sieg Ludendorffs."

Das deckte sich mit den Worten des Landtagsabgeordneten Ströbel, Schriftleiters des „Vorwärts", aus dem Jahre 1915:

„Ich bekenne ganz offen, daß ein voller Sieg des Reichs den Interessen der Sozialdemokratie nicht entsprechen würde."

Ich wollte diese Sätze nicht niederschreiben und in die Welt hinausgehen lassen. Wahrheit soll aber Wahrheit bleiben, und diese Worte sind wahr.

VII.

Für die Erhaltung der Stimmung im Innern war der Reichskanzler verantwortlich. Gern hätte die Oberste Heeresleitung das Volk unmittelbar aufgeklärt. Sie wandte sich aber stets pflichtmäßig an den Reichskanzler und bat um sein Handeln.

Er hatte den leider nur zu berechtigten Ursachen zur Mißstimmung im Volke den Boden zu entziehen und namentlich gegen die Ausschreitungen und Auswüchse in der Kriegswirtschaft vorzugehen. Sie mußten mit ihren bedenklichen Begleiterscheinungen die Unzufriedenheit nur zu sehr erregen und die Moral weitester Gesellschaftsschichten in einer Weise schwächen, die unserer Kriegsfähigkeit unermeßlichen Schaden zufügte. Gewinn- und Genußsucht, das Denken an das eigene Ich überwucherten alle edlen Regungen, aber auch die Not stumpfte ab. Am Feinde im Schützengraben stehende Männer mußten befürchten, daß andere ihnen ihre frühere Stellung und den Erwerb nähmen. Nur mit tiefer Bewegung kann man rückschauend sehen, wie das deutsche Empfinden der Wahrhaftigkeit und Redlichkeit, der makellosen persönlichen Reinheit und des Aufgehens in dem Gedanken an das Vaterland verloren gingen und etwas ganz anderes, deutschfremdes entstand, das eigene Wohlbefinden wurde das höchste Gesetz des Lebens.

Der Reichskanzler hatte dem deutschen Volk zu sagen, wohin es steuerte, hatte ihm den ganzen hohen Ernst seiner Lage auseinanderzusetzen. Die Regierung mußte dem Volk immer wieder klarmachen, um was es ging, daß ein erträglicher Frieden nur von einem geschlagenen Feinde zu erhalten sei, daß wir sonst unter einen Gewaltfrieden kämen. Nur der Sieg schütze uns vor diesem und brächte uns jenen.

Unsere politische und geistige Unreife und Urteilslosigkeit, die uns die Hohlheit der Schlagworte und unerfüllbarer Versprechungen nicht erkennen lassen, wurden und sind unser Unglück. Ich hatte immer wieder gehofft, daß das deutsche Volk sich durchringen würde durch Phrase, Schlagwort und politische Verlogenheit zu einer Auffassung der Dinge, die der harten Wirklichkeit entsprach. Ich habe mich getäuscht. Phrase und Schlagwort und verbrecherische Vorspiegelungen herrschten immer mehr vor, je schärfer der innerpolitische Kampf entbrannte, je mehr sich die Kluft zwischen den Berufsständen, zwischen Stadt und Land, vertiefte. Die Partei und ihre Ziele galten bald mehr als das Vaterland. Die breite Masse des Bürgertums ging in ihrer Vielköpfigkeit, ihrem Immerallesbesserwissen und ihrer Disziplinlosigkeit eigene Wege und hielt sich in geistigem Hochmut, in ängstlicher Zurückhaltung und Charakterlosigkeit abseits. Auch ihr mangelte Verantwortlichkeitsgefühl dem Vaterlande gegenüber. Sie bedachte nicht, welchen

unermeßlichen Schaden sie damit ihm und sich selbst zufügte. Die Zügellosigkeit und Gesinnungslosigkeit breitester Volkskreise, die Wühlarbeit der Unabhängigen sozialdemokratischen Partei fanden kein Gegengewicht im Bürgertum. Es ist eine traurige Ungeheuerlichkeit, daß sonst klar denkende deutsche Männer sich tatenlos in der Not des Tages die Köpfe verwirren und sich das nehmen ließen, wofür sie bisher gelebt hatten. Das Bürgertum ist damit auch am Verfall unseres Vaterlandes schuldig.

Das Fundament, auf dem unser stolzer Heeresbau ruhte, bekam tiefe Risse. Die Quelle, die die Kraft der Wehrmacht erneuern sollte, wurde unklar.

Unsere Kriegsreichskanzler haben nichts getan, um die Schäden zu heilen und das Volk aufzuklären. Sie hatten keine selbstschöpferischen Gedanken, sie haben das Volk nicht zusammengefaßt und geführt wie die großen Diktatoren Clemenceau, Lloyd George und Wilson. Was die Oberste Heeresleitung durch vaterländischen Unterricht und durch Übertragen unserer Auslandspropaganda auch auf die Heimat geben konnte, waren schwache Brosamen. Die Seele des deutschen Volkes blieb steuerlos und führerlos allen auf sie einstürmenden Eindrücken überlassen. Weltfremd und betört haschte sie nach Phantomen, die nie greifbar waren. So war es nur zu verständlich, daß sie sich zu denen hielt, die ihr das heiß Ersehnte, wenn auch in verhängnisvollem Verkennen oder in fluchwürdiger und verbrecherischer Absichtlichkeit in Aussicht stellten und Männer nicht verstand, die dies gefahrvolle Tun klar erkannten und in heißer Sorge um unsere Zukunft und in heiliger Liebe zum Lande unserer Väter immer von neuem das äußerste forderten. Es war ein tiefes Verhängnis, daß diese Männer sehr bald zu „Kriegshetzern“ wurden, obschon auch sie den Frieden heiß ersehnten.

Die Presse war ein genaues Abbild des das deutsche Volk zerklüftenden Parteigetriebes und seiner Seelenwandlung während des Krieges. Nur ein Teil der Presse blieb sich selbst getreu. Ein anderer nahm, sei es aus Idealismus, sei es aus parteipolitischen Rücksichten oder gar aus reinem Geschäftssinn, die Weltverbesserung, die sich die Anhänger des Verständigungsfriedens erdacht hatten, als feststehende Tatsache an und rückte von seinen Gedanken aus dem Jahre 1914 ab. Endlich gab es auch Zeitungen, die sich ihrer Haltung im Herbst 1914 und aller Gedanken an einen guten Frieden schämten. Es schien ihnen peinlich, an solche männlichen Gefühle erinnert zu werden. Sie verleideten dem Deutschen selbst während dieses Krieges sein Vaterland und taten alles, um den Glauben an deutsche Kraft zu zerstören. Dazwischen mischten sich Fehderufe gegen unsere staatliche Autorität und Ordnung, denen sich die Kampfansage gegen unsere Gesellschaftsordnung anschloß. Mit tiefem vaterländischen Schmerz sah ich diese

Wendung. Es waren überaus ernste Hinweise, achtzugeben, um schweren Schaden für die Kriegführung zu verhüten, ein Menetekel für die seelische Kriegsfähigkeit des deutschen Volkes und damit auch des deutschen Heeres. Offen lag dies wie vieles andere vor dem feindlichen Auslande, das daraus nur zu gern seine Schlüsse zog.

Die gesamte Presse hatte sich im August 1914 aus innerster Überzeugung auf den Boden des Verteidigungskrieges gestellt und für die Notwendigkeit seiner Durchführung schöne und entschlossene Worte gefunden. Leider trat darin später bei einem Teil eine Änderung ein. Er übersah, daß auch unser Verteidigungskrieg nicht durch einen Verständigungsfrieden, sondern nur durch einen Sieg beendigt werden konnte, wenn wir nicht geschlagen und das Opfer unerträglicher Bedingungen werden wollten. Wie bei der Regierung, wie im Volk, so war auch in diesem Teil der Presse der Gedanke an Verständigung mit dem Gegner stärker als der Gedanke des Sieges über den Feind mit allen seinen hierfür erforderlichen schweren Ansprüchen an das ohnehin notleidende Volk. Viele der weitestverbreiteten Blätter machten sich zu Herolden der neuen, auf Versöhnung der Völker beruhenden Weltanschauung. Sie griffen diejenigen heftig an, die nicht eher an den Friedenswillen des Feindes glauben, jedenfalls nicht früher unsere eigene Kampfkraft schwächen wollten, als bis er sich einwandfrei zeige; die es deshalb für nötig hielten, das Schwert so scharf und den Arm, der dieses Schwert führte, so stark wie möglich zu erhalten.

Noch ein anderer Gedanke wurde in diesem Zusammenhang verbreitet. Der Krieg könne überhaupt nicht rein militärisch entschieden, d. h. durch Waffengewalt beendet werden. Zweifellos gebrauchte die Kriegführung die Mitarbeit der Regierung, um die Wirkung der militärischen Erfolge zu vertiefen. Aber die Masse sprach doch das letzte Wort. Darüber bestand kein Zweifel. Kannte man wirklich den Vernichtungswillen des Feindes so wenig, kannte man nicht die Psyche und die Reden eines Lloyd George und Clemenceau? Wozu noch ein Kampf, wenn er doch nicht mehr nötig ist, um den Krieg zu gewinnen oder einer Niederlage vorzubeugen? Machte man sich denn gar keine Vorstellung von der Gemütsstimmung des Mannes, der von seinem häuslichen Getriebe hinweg, hinweg von Frau und Kind und gutem Verdienst hinausziehen sollte in Not und Gefahr, wenn es doch nutzlos war, wenn er dadurch sein und seiner Familie Zukunft aufs Spiel setzte? Konnte man nicht den Mann verstehen, der in dunkler Nacht allein über verschlammtes Trichtergelände hinweg sich in steter Lebensgefahr nach vorn durcharbeiten mußte, wo ihn die Hölle erwartete, oder der morgen den langersehnten Urlaub hatte und heute noch kämpfen, vielleicht sterben mußte? Weltbeglückende Ideen wurden erdacht, weit schweiften die Gedanken in die Zukunft, und die harte

vorhandene Wirklichkeit wurde vergessen. Der Gewissensnot des Soldaten, der sein Leben hinzugeben hatte, erinnerte man sich nicht.

Wir dachten an alles Mögliche. Wir hatten nur an den Krieg zu denken.

Auch der Presse fehlte die einheitliche Leitung, die beim Feinde so mustergültig war. Ohne Führung konnte sie sich leicht zu einem nicht nur unbrauchbaren, sondern sogar schädlichen Werkzeug für die Kriegführung herausbilden. Daß sie es in rein militärischen Fragen nicht wurde, sondern in anerkennenswerter Weise auf die ihr gegebenen Anregungen einging, beweist ihren guten Willen, sich einer festen, auf gegenseitigem Vertrauen beruhenden Führung unterzuordnen. Einzelne abwegige Köpfe gab es allerdings. Sie hat meine Bitte, militärische Begebenheiten in diesem oder jenem Gedankengange zu behandeln, erfüllt. Ich kann ihr dafür hier nur meinen Dank aussprechen. Auch das verständliche Bestreben, den Neuigkeitenhunger der Leser zu befriedigen, hat nicht selten dazu geführt, daß sogar Nachrichten rein militärischen Charakters, die ausschließlich feindlichen Propagandazwecken dienten, aus der feindlichen und neutralen Presse den Weg in die deutsche fanden. Kam hierzu noch die von einem gewissen Teile unserer Presse beliebte sensationelle Aufmachung und Überschrift solcher Nachrichten, so konnten sich unsere Feinde bessere Förderer ihrer Propagandaziele nicht wünschen. Es liegt mir fern, in bösem Willen und in Sensationslust die Ursachen solcher Fehlgriffe zu suchen. Mangelnde Einsicht spielte dabei häufig eine Rolle, öfter wohl auch die außerordentlich schwierigen Verhältnisse, die durch die Entziehung zahlreicher geschulter Kräfte für die Redaktionen ein Übermaß von Arbeit brachten.

Unter dem Eindruck, den ich gewonnen hatte, wandte ich mich im Dezember 1916 an den Reichskanzler mit der Bitte, unmittelbar unter seiner Leitung bei der Reichskanzlei eine Stelle für die einheitliche Führung der Presse im ganzen Reiche auf allen Gebieten zu schaffen. Ich habe deren Führung durch das Auswärtige Amt stets für eine unglückliche Einrichtung gehalten. Es nahm dadurch einen Einfluß auch auf die innere Politik, der besser ausgeschaltet blieb. Gewiß mußten die Interessen dieses Amtes vertreten und berücksichtigt werden, die entscheidende und allen Ressorts Rechnung tragende Leitung durfte aber nur durch den Reichskanzler erfolgen, bei dem verfassungsgemäß alle politischen Ressorts zusammenliefen und ihren Ausgleich fanden. Ich überließ Anfang November 1916 Oberstleutnant Deutelmoser dem Reichskanzler auf dessen Wunsch in der Hoffnung, daß durch diese Berufung nach Abgang des Geheimen Rats Hammann etwas Ganzes geschaffen werden würde. Die Aufgabe, die dem Oberstleutnant wurde, entsprach meinen Hoffnungen nicht. Meine Forderungen hatten im einzelnen erstrebt: Leitung aller Presse-Dezernate der

Zivilbehörden durch eine autoritative, dem Reichskanzler unmittelbar unterstellte Persönlichkeit, inniges Zusammenarbeiten dieser Stelle mit Kriegspresseamt und der Presse-Abteilung des Admiralstabes, Beschränkung der Presse-Abteilung des Auswärtigen Amtes auf außenpolitische Fragen; dafür Vertiefung ihrer Arbeit für feindliche, neutrale und verbündete Zeitungen und endlich Vertretung und Förderung der wirtschaftlichen Interessen der Presse durch eine zentrale Stelle.

Die Forderungen wurden vom Reichskanzler v. Bethmann Hollweg abgelehnt.

Die einheitliche Leitung der Presse wäre ein Weg gewesen, eine geschlossene Stimmung im deutschen Volk von neuem ins Leben zu rufen und das Trennende verschwinden zu lassen. Aufklärung, die eindringlicher wirken sollte, mußte aber unmittelbarer erfolgen, so wie die feindliche Propaganda uns traf. Das freie Wort von Staatsmännern und führenden Geistern und Mundpropaganda mußten hinzukommen. Jedem Deutschen, ob Mann oder Frau, war täglich zuzurufen, was ein verlorener Krieg für das Vaterland bedeutete. Bild und Film hatten gleiches zu verkünden. Ein Darstellen der Gefahren hätte anders eingewirkt als das Denken an Kriegsgewinne aller Art, als Reden und Schreiben über Verständigungsfrieden. Und was ebenso wichtig war: es würde uns vor schwerer Gefahr bewahrt und dem Frieden gedient haben. Ich versuchte es auch damit — und erregte vielen Unwillen.

Die sächsische, württembergische und badische Presse nahmen eine Sonderstellung ein, aber sie bemühten sich, ein Zusammenarbeiten mit uns zu erreichen. Die bayerische Presse ging je länger, je mehr nach allen Richtungen hin ihren eigenen Weg.

Der Verkehr mit der Presse wurde übrigens dadurch erheblich erschwert, daß sie keine einheitliche Vertretung hatte. Ihre Organisation war ebensowenig klar wie die entsprechende der Reichsbehörden. Wir sahen uns dem „Presse-Ausschuß", aus Berliner Pressevertretern gebildet, dem Verbande Deutscher Zeitungsverleger und dem Reichsverbande der deutschen Presse gegenüber. Auch diese Organisationen waren in sich nicht einig. Der Ruf „Hie Redakteur, hie Verleger" und noch vieles andere, was ihre Uneinigkeit kennzeichnete, schallte uns entgegen. Ich bedauerte das, weil es ein kraftvolles, einheitliches Zusammenfassen unserer öffentlichen Meinung ausschloß. Ich habe den Einfluß der Presse immer sehr hoch eingeschätzt, aber nicht nur den der Hauptstadt, sondern auch den der Provinz.

Die Vertreter der Presse waren mir persönlich stets willkommen, sofern dies mein Dienst gestattete.

Der Verkehr der Obersten Heeresleitung mit den Zeitungen ging durch

das Kriegspresseamt. Es war im Oktober 1915 aus verschiedenen, zu Beginn des Krieges beim stellvertretenden Generalstab entstandenen Abteilungen gebildet, die sich mit der Durchsicht der in- und ausländischen Blätter und mit der Zensur zu beschäftigen hatten. Hinzu trat dann im Jahre 1917 die Organisation des vaterländischen Unterrichts.

Dem Kriegspresseamt waren von seiten der wichtigsten Zivilressorts des Reichs und Preußens Verbindungsorgane angegliedert; neben ihm stand die Presse-Abteilung des Admiralstabes. Das Kriegspresseamt hat mit allen diesen Stellen stets im engsten Zusammenhang gearbeitet.

Gegenüber der deutschen Presse hat sich das Kriegspresseamt im Sinne der gegebenen Weisungen jeglichen politischen Einflusses enthalten. Alle entgegengesetzten Behauptungen sind falsch, ebenso wie die, daß es eine Sonderpolitik der Obersten Heeresleitung getrieben habe.

Die hervortretende Stellung des Kriegspresseamts lag in seiner straffen Organisation, in seinen Mitarbeitern und in dem Umstande begründet, daß jede einheitliche Reichsorganisation fehlte. Das empfand auch die Presse. Ihr Gefühl der Unzufriedenheit richtete sich aber weniger gegen das Kriegspresseamt als gegen alle die verschiedenen amtlichen Pressestellen, bei denen die feste Organisation und Leitung fehlten.

Die mehrfach im Reichstage gegen das Amt erhobenen ungerechtfertigten Vorwürfe erklären sich fast ausschließlich aus der Unkenntnis über sein Tätigkeitsgebiet. Sie zeigen nur, wie völlig unmöglich es der Obersten Heeresleitung gemacht war, eine Steigerung unserer Kriegsfähigkeit mit den vorhandenen Mitteln zu erstreben. Das Kriegspresseamt war da, und man konnte über das Amt abweisend urteilen; man ging aber nicht der Ursache nach und unterließ es, mit mir eine große Reichsorganisation zu fordern.

Die allwöchentlich zweimal stattfindenden Besprechungen mit den Mitgliedern der Berliner und der in Berlin vertretenen Provinzialpresse, an denen außer dem Kriegspresseamt auch Vertreter des Admiralstabes und aller Reichsämter teilnahmen, wurden nur den Bedürfnissen eines Teils der Presse gerecht. Deshalb wurden auch Vorträge von Vertretern der Reichsbehörden vor Vertretern der Provinzialzeitungen von Fall zu Fall in verschiedenen Gegenden des Reiches veranlaßt.

Eine wichtige Aufgabe des Kriegspresseamts war das Studium der Presse der neutralen und mit uns Krieg führenden Staaten.

Im Felde hatten dic Armeezeitungen eine immer größere Bedeutung erlangt. Für ihre Versorgung mit Material diente die Feldpressestelle des Generalstabes des Feldheeres, die zugleich der kleineren und mittleren Heimatpresse Kenntnis von besonderen Heldentaten einzelner Offiziere und Mannschaften an der Front zu geben hatte.

Im besetzten Frankreich und in den Gefangenenlagern wirkte die „Gazette des Ardennes“ in hervorragender Weise und gewann durch Zuverlässigkeit und Gerechtigkeit auch beim Gegner Ansehen und Achtung. In gleicher Weise bewährte sich unter Leitung des Kriegsministeriums der russisch geschriebene „Russische Bote“.

Die Kriegsberichterstatter der großen deutschen Tageszeitungen wurden in den Kriegspressequartieren West und Ost zusammengefaßt und, soweit es die militärische Lage gestattete, unter Wahrung individueller Freiheit, möglichst schnell und umfassend mit den neuesten Tatsachen bekannt gemacht. Sie nahmen in den zulässigen Grenzen an dem Erleben der Truppe und der Stäbe teil.

Daneben standen namhafte Militärschriftsteller, die die Kriegführung von hoher Warte aus schilderten.

Die Oberzensurstelle im Kriegspresseamt hatte für die gleichmäßige Handhabung der militärischen Presse-Aufsicht im Heimatgebiet und für die gleichmäßige Beachtung der von der Obersten Heeresleitung getroffenen Zensuranordungen zu sorgen. Mit den Presseverwaltungen in den besetzten Gebieten hielt sie zu gleichem Zweck Fühlung. Mit den militärischen Presseleitungen der Verbündeten führte sie von Fall zu Fall ein gleich gerichtetes Vorgehen herbei.

Die Zensuranordnungen der Obersten Heeresleitung erstreckten sich auf alles, was die Kriegführung schädigen konnte. Darauf beschränkten sie sich aber auch. Daneben übermittelte die Oberzensurstelle die von den Reichsbehörden ausgehenden Richtlinien den Militärbefehlshabern der Heimat. Dies hat zu schweren Mißverständnissen und unhaltbaren Auffassungen geführt. Es ist durchaus nicht vereinzelt, daß die Militärbefehlshaber solche von der Oberzensurstelle lediglich an sie weitergeleiteten, politischen Zensuranweisungen als solche der Obersten Heeresleitung ausgaben, was naturgemäß wieder gegen uns verstimmend wirkte. Die Durchführung der Presseaufsicht war nicht Aufgabe der Oberzensurstelle, sondern lediglich die der Militärbefehlshaber. Dem Militäroberbefehlshaber (Kriegsminister) erstattete sie auf sein Verlangen Gutachten und berichtete ihm über diejenigen Vorgänge, die nach ihrer Auffassung seiner Aufsicht bedurften. Die Oberste Heeresleitung war also nicht in der Lage, gegen irgendeine Zeitung unmittelbar einzugreifen, sie konnte nur die Reichsregierung, insonderheit das Kriegsministerium, in dringenden Fällen die stellvertretenden Generalkommandos unmittelbar, aufmerksam machen, wenn sie glaubte, daß die Haltung der einen oder anderen Zeitung der Kriegführung schade.

Gesetzlich war eine politische Zensur nicht da. Das war fehlerhaft und irreführend. Die Regierung selbst trat auch häufiger an die Oberzensur-

stelle heran, Verfügungen in diesem oder jenem Sinne zu erlassen. Als ich klarer in den Geschäftsgang sah, habe ich mich gegen eine solche Ausnutzung der militärischen Zensur ausgesprochen und sie verhindert.

Die Unterstellung der Oberzensurstelle unter die Oberste Heeresleitung war nicht glücklich. Sie hatte sich aus den Verhältnissen zu Beginn des Krieges als Selbsthilfe des Generalstabes ergeben. Jede Zensur muß Unwillen erregen; er mußte sich um so lauter äußern, je mehr pazifizistisches Denken um sich griff und die innerpolitischen Strömungen sich gehemmt fühlten. Die Oberste Heeresleitung hat darunter schwer gelitten. Die Einrichtung des Militäroberbefehlshabers als Vorgesetzten aller militärischen Heimatsbehörden im Herbst 1916 entlastete in gewissem Maße nach außen hin meine Stellung der Presse gegenüber. Leider lehnte aber der Kriegsminister im Jahre 1917 die Übernahme der Oberzensurstelle ab.

Die Presse der Bundesgenossen war fester in der Hand ihrer Regierungen als bei uns. Sie hatte aber in Bulgarien und in der Türkei nicht die Bedeutung wie in Deutschland und in Österreich-Ungarn. Es wurde bei den Verbündeten auch eine starke politische Zensur ausgeübt.

In Österreich-Ungarn unterließ es die Regierung, die Kriegsstimmung irgendwie zu heben und die Völker zur Tat zusammenzuraffen. In ihrem letzten Daseinskampf waren die Regierungen der Doppelmonarchie keineswegs Leiter ihrer Völker.

Die Stimmungen der Bulgaren und Türken kamen wenig zu Wort, aber doch in Bulgarien erheblich mehr als in der Türkei. Auch in Bulgarien versagte die Regierung in der Führung des Volkes.

Besonders peinlich mußte es berühren, wie wenig anerkennend häufig in der verbündeten Presse über Deutschland gesprochen wurde. Unsere Nibelungentreue war wirklich kein leeres Wort. Das auf fremdem Boden vergossene deutsche Blut hätte zum mindesten Anerkennung verdient. Ich wurde oft bei den verbündeten Heeresleitungen vorstellig. Endlich gelang es Oberstleutnant Nicolai, wenigstens für die Aufnahme militärischer Nachrichten in der Presse des Vierbundes bestimmte Abmachungen herbeizuführen, die einen Teil der Übelstände beseitigten. Auch Reisen der Pressevertreter unserer Verbündeten sollten aufklärend wirken, änderten aber nicht viel.

Es fehlte auch auf diesem Gebiet an einem Durchgreifen unserer Regierung. Sie hätte für großzügige Aufklärungsarbeit im verbündeten Ausland sorgen müssen, um damit dem Vaterland auch für die Zeit nach dem Kriege zu nützen.

Allmählich richtete sich die militärische Auslandspropaganda Hilfsstellen in den verbündeten Staaten ein.

VIII.

Eine gute Propaganda muß der Entwicklung der tatsächlichen politischen Ereignisse weit vorauseilen. Sie muß Schrittmacherin für die Politik sein und muß die Weltmeinung formen, ohne daß diese sich dessen bewußt wird. Bevor die politischen Absichten in die Tat umgesetzt werden, gilt es, die Welt von ihrer Notwendigkeit und ihrer moralischen Berechtigung zu überzeugen. Das, was erstrebt wird, muß sich als psychologische Folgewirkung wie von selbst ergeben. Wir bedienten uns der Propaganda nach außen nicht, kannten sie wohl kaum, obschon nach innen gegen bestimmte Personen sehr geschickt gearbeitet wurde. Unsere politischen Ziele und Entscheidungen wirkten, da sie in überraschender Plötzlichkeit der Welt geboten wurden, oft brutal und sprunghaft. Durch eine großzügige und vorausschauende Propaganda wäre dies spielend vermieden.

Neben dem Willen zur Propaganda im Frieden fehlten uns auch die Grundlagen hierfür. Wir hatten keinen Welttelegraphendienst mit eigenem Kabel- und Funkenstationennetz. Versuche, Abhilfe zu schaffen, waren noch nicht zur Tat geworden. Wir entbehrten eine führende Zeitung auf starker nationaler Grundlage, von dem Einfluß auf das Ausland und der Bedeutung für das Inland. wie die „Times" in England, der „Temps" in Frankreich und die „Nowoje Wremja" in Rußland. Alle drei Blätter standen selbstsicher auf betont nationalem Boden. Die Zeitungen, von denen das Ausland aus Deutschland unmittelbar Kunde erhielt, huldigten dem Internationalismus, stellten sich in grundsätzliche Gegnerschaft zu unserer Regierungsform und gaben von deutschem Denken und Wesen und den Zuständen bei uns ein einseitig gestaltetes und falsches Bild.

Es galt auf dem Gebiet der Propaganda lang Versäumtes nachzuholen, den Kampf gegen die feindlichen Heimatfronten ins Leben zu rufen und ihn zur Verschärfung der Wirkung des U-Bootkrieges, der alsbald beschlossen wurde, mit aller Gewalt zu führen. Wir durften nicht auf die Kriegsmittel von einschneidender Wirksamkeit verzichten.

Aus Gesprächen, die ich mit leitenden Persönlichkeiten hatte, entnahm ich, wie sehr die Notwendigkeit einer Propaganda mit großen, bei den Massen werbenden, lebensfähigen Gedanken auch jetzt noch im Kriege verkannt wurde. Die Regierung stand ihr lau und zweifelnd gegenüber. Sie verstand ihr Wesen noch immer nicht. Man lehnte sie ab, weil man sie für zu marktschreierisch hielt, während doch die richtige Propaganda darin besteht, daß man ihr Vorhandensein nicht merkt: sie arbeitet geräuschlos. Die Regierung hielt, wohl in Erkenntnis ihres eigenen Unvermögens eine großzügige kräftige Gegenwirkung unsererseits gegen die feindliche Propaganda für ein mehr oder weniger aussichtsloses Unternehmen. Mit dieser

Auffassung oder den Worten: „Unsere Sache ist gut, wir brauchen keine Vertretung“, war es nicht getan; wir hatten allen Grund, endlich zur Tat zu schreiten, uns nicht nur nachdrücklich zu wehren, sondern von der Verteidigung zum Angriff überzugehen. Nur so konnten wir dem Feinde das gleiche antun, was er uns zufügte und uns in dem gewaltigen Völkerringen behaupten.

Ich fand bei meinem Eintritt in die Oberste Heeresleitung nur sehr dürftige Einrichtungen vor; sie verdienten nicht den Namen einer Propaganda-Organisation.

Das Bureau Erzberger lasse ich außer Betracht, da ich seine Tätigkeit nicht kenne. Es ging später ein.

Im Sommer 1916 war die Oberste Heeresleitung an die Reichsleitung mit der Forderung herangetreten, eine straffe Organisation für Propaganda einzurichten. Nach Überwindung vieler Widerstände, namentlich gegenüber dem Auswärtigen Amt, wurde im Juli die militärische Stelle dieses Amtes ins Leben gerufen.

Neben dieser für rein militärische Zwecke gedachten Abteilung war die Schaffung ähnlicher Einrichtungen für die wirtschaftliche und politische Propaganda seitens des Auswärtigen Amtes in Aussicht genommen. Nur unter dieser Voraussetzung hatte der Chef des Generalstabes des Feldheeres die militärische Stelle gegründet. Alle drei Abteilungen sollten nach einheitlichen Richtlinien des Auswärtigen Amts eine großzügige aktive Propaganda treiben, die ihrerseits zum Angriff gegen die Entente-Propaganda vorging und sich nicht wie bisher mit schwächlicher Abwehr der feindlichen Lügenpropaganda begnügte. Der politische und wirtschaftliche Propagandadienst des Auswärtigen Amts blieb leider beschränkt auf die Einrichtung eines entsprechenden Presse- und Broschürendienstes, der sich meist nur mit Beeinflussung der Presse mittels Dementierung, Erläuterung der politischen Ereignisse und Ausnutzung feindlicher Schwächen befaßte. Das war ein Tropfen auf den heißen Stein und hatte keinerlei Bedeutung.

In der militärischen Stelle des Auswärtigen Amtes schuf Oberst v. Haeften nach und nach eine an und für sich große Organisation. Sie unterstand der Obersten Heeresleitung, wurde aber im wesentlichen vom Auswärtigen Amt finanziert, dem dafür das Recht der Mitprüfung und der Ausgabe einheitlicher Richtlinien zustand; von diesem Rechte hat das Auswärtige Amt so gut wie keinen Gebrauch gemacht.

Oberst v. Haeften ist ein geistig ungemein hochstehender, von glühender Vaterlandsliebe erfüllter Offizier, der alles, was er erfaßt, mit seiner von idealem Schwunge getragenen Arbeitskraft durchdringt und die Gabe besitzt, aufzubauen und seine Mitarbeiter fortzureißen. Das, was geschaffen wurde, war im wesentlichen sein und seiner Mitarbeiter Werk.

Mit Wort und Bild, vor allem mit dem Film versuchte Oberst v. Haeften, im neutralen Auslande festen Fuß zu fassen.

Der Mundpropaganda wurde der allergrößte Wert beigelegt. Die Weitergabe von Nachrichten von Mund zu Mund ist das beste, weil das gefährlichste Propagandamittel. Der Gedanke ist eben da, und niemand weiß, woher er kommt.

Die Bild- und Filmpropaganda wurde gefördert durch die Schaffung einer graphischen Abteilung, des Bild- und Filmamtes, und später der Universum-Film-Aktiengesellschaft. Der Film ist ein Volkserziehungsmittel, als solches wollte Oberst v. Haeften ihn auch nach dem Kriege verwenden, seine Kriegsorganisation trug dem Rechnung. Bild und Film sowie graphische Darstellungen in Form von Plakaten wirken eindringlicher und zusammengefaßter als das geschriebene Wort und haben daher auf die breite Masse auch mehr Wirkung.

Daneben gingen die Presse-Propaganda mit Telegramm-, Funken- und Korrespondenzdienst, eine Propaganda mit Broschüren und Vorträgen sowie ein Arbeiten mit dem neutralen Kriegspressequartier. Oberst v. Haeften versuchte vor allem, durch schnelle Nachrichtenübermittlung in die uns feindlich gesinnte Presse des neutralen Auslandes zu kommen.

Die Kunstpropaganda wurde gleichfalls gefördert. Wir haben hier vielleicht etwas zuviel getan. Das Auswärtige Amt legte ihr besondere Bedeutung bei und hatte sich auch früher ihrer angenommen.

Als Organe des Oberst v. Haeften waren bei den Gesandtschaften im neutralen Auslande und in den verbündeten Staaten, sowie in den besetzten Gebieten des Ostens militärische Auslandshilfsstellen eingerichtet, die das von der Zentralstelle hergerichtete Material der Eigenart des betreffenden Landes entsprechend zu verarbeiten und zu verbreiten hatten. Sie arbeiteten im engsten Einvernehmen mit dem Gesandten.

Es war ganz ausgeschlossen, daß es Oberst v. Haeften allein gelingen konnte, das in langen Friedens- und Kriegsjahren Versäumte nachzuholen, um gegen die feindliche Propaganda und den von ihr beherrschten Geist im neutralen Auslande aufzukommen, geschweige denn in das feindliche Ausland einzudringen. Die insulare Lage Englands und Amerikas machte dies unmöglich. Das Einfallstor nach Frankreich waren die Schweiz und Spanien; nach Spanien aber gelangten wir nicht. Es blieb also nur die schmale Schweizer Grenze, ebenso nach Italien zu.

Nur mühsam vermochte sich die deutsche Propaganda zu behaupten; ihre Leistungen blieben trotz aller Mühen, an der Größe der Aufgabe gemessen, unzulänglich. Wir erreichten die feindlichen Völker nicht wirksam. Eine starke, von Kriegswillen getragene Regierung erstickte dort mit rücksichtsloser Gewalt jedes sich regende Gefühl der Weichheit und Schwäche

und jede Äußerung über einen Frieden, vor allem über einen eigenen „Verständigungsfrieden".

Auch im neutralen Auslande und in den verbündeten Staaten haben wir Wesentliches nicht erreicht.

Wir versuchten auch, Propaganda an der feindlichen Front zu treiben. Im Osten hatte sich der Russe selbst sein Unglück bereitet, da war unsere Arbeit von untergeordneter Bedeutung. Im Westen war die gegnerische Front durch den Geist der Heimat noch nicht empfänglich gemacht, da konnte auch die Frontpropaganda, die wir nach und nach einleiteten, keinen Erfolg haben.

Anders wäre es gewesen, wenn hinter Oberst v. Haeften der Reichskanzler mit der ganzen Macht seines hohen Amtes und einem starken Willen gestanden hätte. Ich bat ihn oft, etwas Ganzes zu schaffen. Die Einrichtung einer deutschen Propaganda-Reichsbehörde wurde zu einer unabweisbaren Notwendigkeit. Ich legte um so mehr Wert hierauf, als die Propaganda durch staatsmännische Kundgebungen sich immer wirksamer erwies. Lord Northcliffe hatte nicht unrecht, wenn er behauptete, die Rede eines englischen Staatsmannes sei für England 20 000 Pfund wert, 50 000 Pfund, wenn die Deutschen sie nachdruckten, und 100 000 Pfund, wenn sie nicht darauf antworteten. Auf das Trommelfeuer von Kundgebungen der feindlichen Staatsmänner erfolgte unsererseits keine wirksame Abwehr, viel weniger noch dachten wir daran, es zu ersticken. Diesen Kampf konnte die militärische Stelle des Auswärtigen Amtes nicht organisieren, dazu war nur eine Reichsbehörde in der Lage, die besondere Autorität besaß. Endlich, im August 1918, wurde nach dieser Richtung hin ein schwacher Anlauf genommen, man schuf etwas ganz Unvollkommenes; außerdem war es — zu spät!

Unter diesen Verhältnissen war nicht zu erreichen, daß Österreich-Ungarn und Deutschland in ihrer Propaganda einheitlich auftraten, wie es auf seiten der Entente so vorbildlich der Fall war. Wir sahen alles als „innere" Angelegenheiten an, die nur uns oder Österreich-Ungarn etwas angingen, anstatt zu verstehen, daß wir nur ein Körper waren, gegen den der Feind seinen drohenden Arm zum vernichtenden Schlage erhoben hatte.

Das Heer fand keinen Bundesgenossen in einer starken, von der Heimat ausgehenden Propaganda. Deutschland versagte im Kampf gegen die Psyche der feindlichen Völker, während sein Heer auf den Schlachtfeldern siegreich war.

IX.

Das Heer erhielt im Herbst 1916 nur noch einen geringen Zuschuß an sittlicher Kraft aus der Heimat. Zu Mißständen hatte dies bisher noch

nicht geführt. Das Heer war müde und tief erschöpft, aber sein Geist und die Stimmung waren gut.

Die Verbindung zwischen Heer und Heimat war eng und wechselseitig.

Urlaub wurde in möglichst hohem Maße erteilt. Immer ist die Zahl der Beurlaubten hinter den Wünschen des Heeres und meinen eigenen zurückgeblieben. Ganz abgesehen von der Kriegslage, schloß die Verkehrslage soviel Beurlaubungen aus, als ich gern zugelassen hätte. In Zeiten kriegerischer Hochspannung mußten sie beschränkt werden.

Auch Verwundete und Kranke brachten der Heimat Kunde von der Armee, und diese wiederum hörte ebenfalls durch den ihr zufließenden Ersatz und durch die Wiedergenesenen von der Heimat.

Der Brief-, Zeitungs- und Paketverkehr war gut, die Auswahl der Zeitungen beim Feldheere durch nichts beschränkt. Nur einige Organe der unabhängigen sozialdemokratischen Partei waren ausgeschlossen. Das Verbot einer Zeitung lag im übrigen in der Kommandogewalt der Armee-Oberbefehlshaber. Mir sind nur wenige vereinzelte Fälle bekannt geworden, in denen sie von diesem Recht Gebrauch machten.

Das Heer bekam damals noch ausreichenden Ersatz. Dieser durfte aber nicht nur zur Ergänzung vorhandener Formationen gebraucht, sondern mußte auch, so unerwünscht es war, zur Bildung neuer Divisionen verwendet werden. Dies war nötig, um operativ freier gegen den im Westen und Osten zu erwartenden Ansturm des Feindes dazustehen. Die 13 so, allerdings auf Kosten der bestehenden Bataillonsstärken, gebildeten Divisionen konnten im Frühjahr 1917 kampffähig sein.

Der Schützengrabenkrieg hatte es mit sich gebracht, daß sich die Truppen, denen es an besonderen Arbeitskräften fehlte, eigene Wirtschaftsbetriebe aller Art einrichteten. Diese waren naturgemäß bodenständig, und die in ihnen tätigen Mannschaften blieben zurück, wenn die Divisionen verlegt wurden. Hierdurch waren sehr erhebliche Unklarheiten aller Art entstanden, unter denen alles litt. Es wurde daher aus den in den Betrieben beschäftigten Mannschaften jeder Division eine bodenständige Wirtschafts-Kompagnie gebildet. Sie schieden damit aus ihrem bisherigen Verbande aus. Die hierbei am meisten betroffenen Bataillone wurden von neuem in ihrer zahlenmäßigen Stärke herabgesetzt; eine Minderung dieser war auch nötig geworden, da die jungen Kompagnieführer nicht mehr in der Lage waren, Kompagnien in Stärke von über 200 Mann auch nur annähernd im inneren Dienst zu übersehen und im Kampfe zu führen.

Die Divisionen erhielten einen Artilleriekommandeur. Zahlreiche Neuformationen an Feld- und schwerer Artillerie wurden aufgestellt. Es wurde eine besondere Heeres-Feldartillerie geschaffen, die, außerhalb der

Divisionsverbände stehend, an den Kampffronten die Artillerie der Divisionen verstärken sollte. Ihre 9 Batterien reichten auch bei einer Divisionsfrontbreite von 2 bis 3 km nicht aus. Der Bedarf an Artillerie war ins Ungeheure gestiegen.

Neubewaffnungen gingen neben der Neuaufstellung her.

Die Luftstreitkräfte, namentlich die Fliegerwaffe, wurden weiter ausgebaut. Sie hatten solche Stärke gewonnen, daß ihre Unterstellung unter einen besonderen Kommandierenden General notwendig erschien, der seinerseits dem Chef des Generalstabes des Feldheeres unterstand. Der erste Kommandierende General der Luftstreitkräfte war General v. Höppner. Als Generalstabschef einer Armee und als Truppenführer bewährt, förderte er nach Kräften diese Waffe der Zukunft. Sein Chef war Oberst Thomsen, der bisher das Luftstreitwesen selbständig geleitet hatte. Wir waren trotz der Bemühungen des Generalstabs vor Kriegsbeginn mit ungenügenden Luftkampfmitteln in den Krieg gezogen. Der gewaltigen Schaffenskraft des Obersten Thomsen und des in der Heimat wirkenden Oberstleutnants Siegert haben Deutschland und das deutsche Heer es zu danken, wenn sich während des Krieges unsere Luftstreitkräfte immer weiter erfolgreich entwickelten. Jetzt wurde der Hauptwert auf Vermehrung der Jagdflieger und ihre Ausstattung mit einem guten Kampfflugzeug gelegt; dabei kamen aber die anderen Abarten nicht zu kurz. Auch den Geschwadern für den Bombenabwurf wurde weitgehende Beachtung geschenkt.

Das Luftschiff schied aus den Kampfmitteln des Heeres aus. Es bot zu große Ziele. Die Marine behielt es noch bei.

Die Fliegerabwehrwaffen wurden vervollkommnet und vermehrt und der Abwehrdienst an der Front sowohl wie für die Heimat in umfassendster Weise organisiert. Es kostete auch dies Menschen und Kriegsmaterial, die an der Front ausfielen.

Für die Kavallerie bot der Schützengrabenkrieg keinen Raum. Es war bereits damit begonnen und wurde nun fortgefahren, aus den Kavallerie-Regimentern Kavallerieschützen-Regimenter in Bataillonsstärke zu bilden und Landsturm- und Landwehr-Schwadronen aufzulösen. Die Pferde waren für die Neubildung der Artillerie und den Troß dringend nötig geworden. Der Pferdeabgang im Heere war ein ganz außerordentlicher, die Einfuhr aus den neutralen Staaten nur unbedeutend. Heimat und besetzte Gebiete konnten den Ausfall nicht decken. Wir hatten viel Fehlstellen. Unsere Warmblutzucht hatte sich im Kriege bewährt, aber unser leichter Kaltblutschlag war nicht edel genug und seine Zucht nicht hinreichend gefördert; der schwere Schlag zeigte sich den Anstrengungen des Krieges gar nicht gewachsen.

Die Oberste Heeresleitung mußte sich entschließen, die Kolonnen und

Trains, die bisher den Divisionen unmittelbar unterstanden, auf die Armeen zu verteilen und sie daselbst bodenständig zu machen. Die Belastung der Eisenbahn war bei den dauernden Ablösungen der Divisionen in den Abwehrschlachten durch die Mitbeförderung der Kolonnen und Trains zu groß geworden. Ich habe die mir aufgezwungenen Maßnahmen bedauert, da die Dienstaufsicht und Fürsorge durch die Division besser war als bei den Armeen und Gruppen.

Der Stellungsbau im Westen wurde planmäßig nach den neuen Gesichtspunkten der Zerteilung aller Anlagen in tiefer Gliederung und schärfster Anpassung auch in äußerer Gestaltung an das Gelände organisiert und überall nachgeprüft. Im Osten konnte er mehr seine alte Form beibehalten. Außer dem Bau der beiden großen strategischen Stellungen im Westen waren namentlich dort sehr erhebliche Arbeiten auf allen Fronten zu leisten, so wurde vornehmlich in Flandern, östlich Arras und vor Verdun das vorhandene Stellungssystem vertieft und auch die elsaß-lothringische Front verstärkt, an der bisher nur sehr wenig geschehen war. Die Armeen waren im Stellungsausbau sehr tätig, der Soldat baute für sein Leben. Die Arbeitskräfte, die wir aus der Heimat erhielten, reichten nicht aus, um die vielen Arbeiten an den langen Fronten zu bewältigen. Das zwang uns leider, auch die Truppe zum Stellungsausbau heranzuziehen; die Zeit hierfür ging der Ruhe und Ausbildung verloren; ein Zwiespalt zwischen beiden Erfordernissen war natürlich. Die Armeen wollten — das war für sie das Nächstliegende — immer bauen, während Oberstleutnant Wetzell und ich die Notwendigkeit betonten, das Heer auszubilden. Es wurden sehr viele Kompromisse geschlossen.

Zur Schulung des Heeres für die bevorstehenden großen Abwehrkämpfe entstand die Vorschrift „Die Abwehrschlacht“. Oberst Bauer und Hauptmann Geyer, der über ein ganz besonderes taktisches Verständnis und klare Ausdrucksweise verfügte, haben das größte Verdienst daran.

Scharf im Gegensatz zu der bisherigen, nur in starren, leicht erkennbaren Linien zusammengedrängten Verteidigung wurde nun eine weite, nach der Tiefe gegliederte Abwehr geschaffen, die in lockeren Formen beweglich zu führen war. Die Stellung sollte naturgemäß nach Abschluß des Kampfes in unserer Hand sein, aber der Infanterist hatte sich nicht mehr zu sagen: hier stehe und falle ich, sondern er hatte das Recht, nach allen Richtungen in beschränktem Umfange vor starkem feindlichen Feuer auszuweichen. Im Gegenstoß war die verloren gegangene Linie wiederzugewinnen.

Die Gruppe, deren Bedeutung viele einsichtige Führer schon vor dem Kriege scharf betont hatten, wurde ausgesprochen die Einheit im Gefechtsaufbau der Infanterie. Die Stellung der Unteroffiziere als Gruppenführer gewann dadurch erheblich an Bedeutung. Die Taktik individualisierte

sich immer mehr und mehr. Höhere Anforderungen an den unteren Führer bis herab zum einzelnen Mann zu stellen, war bei der immer schlechter werdenden Ausbildung des Offizier-, Unteroffizier- und Mannschaftsersatzes und dem damit verbundenen Sinken der Mannszucht ein gewagtes Unternehmen, dessen Erfolg von vielen bedeutenden Militärs bezweifelt wurde.

In meinem Stabe gingen die Wogen hoch; auch ich mußte mich durchringen und machte mich zum Vertreter der neuen Taktik. Alles, was auch weiterhin die Sommeschlacht für Artillerie- und Fliegerverwendung sowie für das Zusammenwirken der Waffen gelehrt hatte, wurde in der neuen Vorschrift verwertet. Sie wurde ein Lehrbuch für das gesamte Heer und die Armeen unserer Verbündeten, soweit es die Verhältnisse bei ihnen zuließen. Ohne diese Einschränkung war diese Vorschrift gefahrvoll; den in ihr festgelegten Anforderungen konnten nur Truppen entsprechen, die, wenn auch nicht mehr erstklassig ausgebildet, so doch von dem Gefühl selbstloser Hingabe und echter Mannszucht durchdrungen waren.

Die „Abwehrschlacht" fand ihre Ergänzung durch die „Ausbildungsvorschrift für die Fußtruppen im Kriege", die bei dem Armee-Oberkommando des Generals Fritz v. Below aufgestellt wurde. Sie legt Zeugnis von dem tiefen Verständnis dieses bedeutenden Generals für das Wesen unserer Infanterie ab. In meinem Stabe entstand noch eine größere Zahl anderer Vorschriften für die Sonderwaffen und für den Stellungsbau. Die Ausbildungsvorschrift für die Artillerie wurde im laufenden Winter noch nicht beendet. Die „Abwehrschlacht" enthielt ihre wesentlichsten Punkte. Es hatte sich im Laufe des Krieges herausgestellt, daß die „Schießkunst" noch nicht zum alten Eisen geworfen werden durfte, daß sie vielmehr recht erheblich zu vertiefen sei. Zu diesem Zweck wurden besondere schieß- und waffentechnische artilleristische Monatsblätter durch den General der Artillerie im Großen Hauptquartier an die Truppen verteilt.

Auf allen Gebieten herrschte ein reges geistiges Leben im Heere. Wir standen im engsten Gedankenaustausch mit der Truppe. Die Armee erhielt wohl das Beste, was überhaupt zu geben war.

Vorschriften auf dem Papier allein nützten nichts, sie mußten in Fleisch und Blut des Offiziers und des Mannes übergegangen sein. Wir schufen einen Kursus für höhere Truppenführer und Generalstabsoffiziere bei Valenciennes zur Klärung der Anschauungen über die Abwehrschlacht. Auch der deutsche Kronprinz führte bei Sedan ähnliches ein.

Bei den Armeen waren Lehrkurse aller Art insonderheit für die Ausbildung junger Offiziere als Kompagnieführer und der Unteroffiziere eingerichtet.

Für alle Waffen bildeten die Erhaltung und Festigung der Mannszucht

die erste Grundlage; ohne sie kann eine Armee nicht bestehen. Sie mußte auch jetzt das Gegengewicht bilden gegen viele unvermeidliche Erscheinungen im Leben der Truppen. Im Felde wurden die Unterkunftsverhältnisse durch das viele Herumwerfen der Verbände und den dauernden Wechsel immer ungünstiger. Die Gefahr der Selbsthilfe war gesteigert. Das Gefühl für „Mein" und „Dein" ging vielfach verloren. Bekleidung und Ausrüstung waren schlechter geworden, die Instandhaltung wurde dadurch erschwert. Viele Gründe, nicht zuletzt der Mangel an Licht in den Unterständen, führten zu einer Vernachlässigung des Äußeren. Der Soldat ließ sich gehen. Das Kriegsleben mußte auf den Menschen einwirken. Starke Charaktere wurden gekräftigt, die aber wurden selten; die Moral der breiten Masse mußte Schaden leiden, und zwar um so mehr, je länger der Krieg dauerte. Kein denkender Soldat konnte das übersehen. Das war in allen Kriegen so gewesen. Um so größer wurde das Bedürfnis nach geistiger Kräftigung aus der Heimat, die selbst stark sein mußte, nach Festigung des Pflichtgefühls, nach Mannszucht. Äußerlich bildete die Art, wie der Soldat sich an öffentlichen Orten bewegte, Ehrenbezeugungen erwies, einen sicheren Prüfstein für den Wert der Truppe. Es war nicht alles gut, was man da zu sehen bekam.

Der Infanterie wurden die neuen Formen und das Schießen gelehrt, Gruppen- und Kompagnieführerkurse wurden überall weitergeführt.

Die Ausbildung der Maschinengewehrschützen wurde auf breitester Grundlage betrieben, für die Scharfschützenabteilungen ein besonderer Übungsplatz eingerichtet.

Die Artillerie verbesserte ihre Schießausbildung und die Zusammenarbeit mit den Fliegern auf unseren Artillerieschießplätzen. Die Verwässerung, die durch die sehr zahlreichen Neuformationen eingetreten war, erforderte einen Ausgleich durch sorgfältigste Ausbildung an allen Teilen der Front.

Auch Minenwerferformationen, Pioniere und Nachrichtentruppen erhielten Schul- und Übungsplätze, auf denen die Sonderaufgaben dieser Waffen geübt, aber auch den Offizieren der anderen Waffen gelehrt wurden.

Die Ausbildung wurde ununterbrochen gefördert, sowohl bei den Truppen in Stellung wie hinter der Front. Es herrschte ein ähnliches Leben, wie wir es im Frieden gewöhnt waren. Überall bestrebte man sich, ernstlich, die Armee für ihre schwere Aufgabe zu schulen und ihre Verluste erträglich zu machen.

Die Heimat arbeitete nach ähnlichen Grundsätzen. Die Grundbedingungen waren aber ungünstige, das Ausbildungspersonal überaltert. Die Verpflegungsverhältnisse waren mangelhaft, die Ersatztruppenteile zu sehr mit der Heimat, zu wenig mit dem Heere verbunden. Es war mein steter

Wunsch, die Ausbildung des Ersatzes, soweit irgend möglich, in Rekrutendepots hinter der Front zu verlegen. Der Anfang war gemacht. In der Folge geschah hierin noch mehr.

Selbstverständlich war es aller Führer und auch mein Bestreben, daß die praktische Arbeit nicht zur Ermüdung der Truppe führte. Die körperliche Ruhe war ein unbedingtes Erfordernis auch für die Mannszucht, und nur bei genügender Erholung konnte sich der Soldat nach und nach von seinen schweren seelischen Eindrücken entspannen. Für seine gute Unterbringung mußte gesorgt werden. In leeren Baracken war eine Erholung unmöglich. Die Wohnungsausstattungen hatten wir dem Lande zu entnehmen. Leider aber blieben sie nicht immer an Ort und Stelle, sie wurden von den Truppen bei ihrer Verlegung mitgenommen. Für die Zerstreuungen die geboten werden konnten, sorgten die so gern gehörte Militärmusik, körperliche Spiele aller Art, Lichtspiele und sonstige Aufführungen sowie Büchereien.

Die Reihen der Friedens-Unteroffiziere waren gelichtet; ein großer Teil war — gleich den Offizieren — vor dem Feinde geblieben, ein anderer war zu Neubildungen versetzt oder tat daheim Ausbildungsdienst. Dem aus der Front hervorgegangenen Ersatz fehlte die Schulung in Führung und Sorge für die Mannschaften. Das Leben im Schützengraben verwischte zum Schaden der Mannszucht die Rangunterschiede; die Gefahr, daß sie in ihrer Autorität geschädigt würden, war nicht zu vermeiden. Die meisten Unteroffiziere blieben vorbildliche Unterführer im Kampf und verläßliche Gehilfen der Offiziere; sie haben ihre schweren Pflichten treulich erfüllt, das Vaterland schuldet auch ihnen besonderen Dank.

Der Offizier war sich seiner ernsten Aufgabe, Erzieher und Lehrer seiner Truppe zu sein, voll bewußt. Auch dies will gelernt sein. Im Frieden brauchte der Offizier 12 bis 15 Jahre bis zum Kompagniechef. Dann war ihm das, was ihn befähigte, seinen Beruf auszufüllen: seine dienstlichen Kenntnisse, die Menschenbehandlung, die Fürsorge für seine Untergebenen, in Fleisch und Blut übergegangen. Jetzt mußten junge Männer nach ein bis zwei Jahren Dienstzeit Kompagnien führen. Manche haben es gekonnt, bei anderen hat es an vielem gefehlt. Auch dies Können ist eine Gabe, ein Ergebnis der Erziehung und des menschlichen Taktes. Eifer und Tapferkeit können es nicht immer ersetzen. In der Heimat und an der Front wurde an der Durchbildung der Kompagnieführer gearbeitet, aber die aus der Truppe herauskommende Klage über den unerfahrenen Kompagnieführer hatte eine tiefinnere Berechtigung. Wir standen einer sehr ernsten Erscheinung gegenüber. Es war die Gefahr, daß das vorbildliche Verhältnis zwischen Offizier und Mann verloren ging.

Der gute, aber so oft angegriffene Friedensoffizier fehlte, ihn deckte der grüne Rasen. In der kurzen Kriegszeit war ein Offiziernachwuchs mit gleich hohen Eigenschaften und gründlichen Kenntnissen und mit solchem Verantwortungsgefühl seinen Leuten gegenüber, wie ihn die lange Friedenszeit geschaffen hatte, nicht zu erziehen. Eine glänzendere Rechtfertigung konnte unser ganzes Heersystem gar nicht finden, als sie dieser Krieg gebracht hat. Ein bekannter sozialdemokratischer Abgeordneter, der mich in Kowno als Zeitungsberichterstatter aufsuchte, betonte mir gegenüber besonders, wie sehr er sein Urteil über die aktiven Offiziere ändern müsse. Sie sorgten mit tiefem Verständnis und großer Hingabe für den Mann, den Offizieren des Beurlaubtenstandes fiele dies schwerer. Ich war erfreut über dies treffende, offene Eingeständnis.

Unter diesen Verhältnissen hätte mehr davon Gebrauch gemacht werden müssen, tüchtige Friedensunteroffiziere zu Offizieren zu befördern. Dies geschah stellenweise. Mein früherer Regimentsschreiber in Düsseldorf war bereits im Herbst 1914 Offizier im Feldregiment geworden.

Bei der ungenügenden Ausbildung und der mangelnden Erfahrung der Kompagnieführer, namentlich für den inneren Dienst, trat der Bataillonskommandeur schärfer in die Erscheinung als im Frieden. Aber die Bataillonskommandeure waren sehr oft Offiziere des Beurlaubtenstandes, die naturgemäß gerade für den inneren Dienst keine vertieften Kenntnisse besaßen, wenn sie auch durch ihr höheres Lebensalter sicherer wirkten. Auch diesen Herren mutete der Krieg bei ihren vorgeschrittenen Jahren ganz Außerordentliches zu, wenn sie immer wieder während der Abwehrschlachten in vorderster Linie eingesetzt werden mußten. Gesundheit und Nervenkraft wurden auch bei ihnen ungeheuer beansprucht. Als Führer im Kampf haben ebenso wie die aktiven Bataillonsführer auch die Offiziere des Beurlaubtenstandes Vortreffliches geleistet.

Den Regimentskommandeuren lagen die vielseitigsten und schwierigsten Aufgaben ob; sie trugen unmittelbar und überall die Verantwortung für ihre Truppe und waren der höheren Führung über Auftreten und Stimmung, Erfolg und Nichterfolg, Gedeih und Verderb jedes einzelnen Angehörigen ihres Verbandes Rechenschaft schuldig. Die Persönlichkeit, das Wollen, das Können des Kommandeurs spiegelte sich in der äußeren Haltung und dem inneren Gehalt ihrer Truppe, insbesondere des Offizierkorps, wider. Er mußte seine Offiziere und Mannschaften mit seinem Geiste durchdringen; er war ihr Vorbild und ihr Halt, ihr treusorgender Berater und Freund in Zeiten der Ruhe wie im Kampf.

Er konnte im Schützengrabenkrieg auf Truppe und Offizierkorps nur schwer einwirken, drückte ihnen schließlich aber doch seinen Stempel auf. Der starke Abgang an Regimentskommandeuren infolge Verwun-

dungen veranlaßte ihren häufigen Wechsel. Es fehlte ihnen oft die Zeit, die innerhalb des Regiments zum Herausbilden eines gegenseitigen Vertrauensverhältnisses nötig war. Andererseits hatten Kommandeure ihre Stellung sehr lange inne, beinahe während des ganzen Krieges. Es gab Kommandeure, die ihre Regimenter infolge schwerer Kämpfe drei- bis viermal vollständig neu auffüllen mußten. Das war menschlich eine zu hohe Belastung. Ein Stück ihres Herzens blieb doch jedesmal zurück.

Nächst dem Regimentskommandeur war der Divisionskommandeur die am meisten hervortretende Erscheinung geworden, wie es im Frieden der Kommandierende General gewesen war. Bei den vielen Truppenschiebungen im Stellungskriege hatte der Korpsverband zum Schaden des Ganzen nicht aufrechterhalten werden können, so sehr die Oberste Heeresleitung dies auch erstrebte. Die Divisionen wurden in allem immer selbständiger, und damit gewann der Divisionskommandeur stets höhere Bedeutung. Bei seiner Dienststelle liefen alle Fäden von oben und unten zusammen, in der Kampfführung, der Ausbildung und Verwaltungstätigkeit. Er wurde zum Erzieher der Truppe. Die Auswahl zum Divisionskommandeur konnte gar nicht sorgfältig genug sein.

Der Generalstabsoffizier war etwas Besonderes. Seine Aufgabe wurde immer schwerer, je technischer die Kriegführung wurde. Es genügte nicht mehr, allgemeine Kenntnis aller Waffen und Verständnis für ihre Verwendung zu haben. Er mußte ein guter Artillerist werden und dazu über Fliegerverwendung, Nachrichtenwesen, die Nachschubfragen und tausend andere Dinge ein klares Urteil haben sowie Einzelheiten beherrschen, für deren Erledigung dem Kommandeur keine Zeit blieb. Die Befehle, die er zu entwerfen hatte, wurden immer vielseitiger und länger, obschon das Streben war, sie kurz zu halten. Es wurden leider Kunstwerke vielen Könnens und Wissens, je technischer unsere Kriegführung wurde. Das war nicht anders möglich, wenn alles klappen sollte. Die Vielseitigkeit zwang die Generalstabsoffiziere oft, vieles in ihrer Hand zu vereinigen. Es mußte aber gefordert werden, daß dadurch die Selbsttätigkeit anderer Dienststellen nicht litt und auch die Person des Kommandeurs nicht in den Hintergrund trat. Beides habe ich nie billigen können.

Der Kommandeur blieb Kommandeur. Er war der verantwortliche Erzieher und Führer seiner Truppe, er konnte sie gar nicht oft genug sehen. Der Generalstabsoffizier war sein Berater und Handlanger und verantwortlich, daß das Räderwerk ohne Reibungen weiterging und alles klappte. Die Aufgaben beider waren verschieden; für beide blieb reichlich Raum zur Betätigung; beiden gemeinsam war die Sorge für die Truppe. Der Generalstabsoffizier der Division hatte zudem keine eigene Verantwortung, die Korps- und Armeechefs hatten diese in dem im soldatischen

Leben möglichen Umfange. Zurückstehen und rastloses Schaffen waren von jedem Generalstabsoffizier zu fordern.

Die Auswahl und Ausbildung der Generalstabsoffiziere waren schwer. Ich nahm nur Offiziere, die den Frontdienst kannten. Die eingehende Friedensschulung ließ sich nicht durch Kriegserfahrungen und den Unterricht ersetzen, der den Generalstabsoffizieren in besonderen Lehrkursen bei Sedan zuteil wurde. Zu der Obersten Heeresleitung kamen auch Klagen aus der Truppe, namentlich über ihre Jugend, aber im allgemeinen waren sie angesehen. Der Generalstab gebrauchte zahlreiche Offiziere, die dadurch der Truppe entzogen wurden. Ich mußte jüngere Herren nehmen, damit nicht die Truppe zu viele Offiziere verlor, die zu Kommandeuren geeignet waren. Ich habe viele kluge, aufrechte und mannhafte Charaktere unter ihnen angetroffen, die ihr Handwerk verstanden und es mit Takt verrichteten. Der vorher erwähnte sozialdemokratische Führer bezeichnete mir gegenüber den Generalstabsoffizier, auch in Abänderung früherer Ansichten, als die Seele der Kriegführung. So war es auch.

Nach dem Kriege ist mir gesagt worden, der Generalstab habe mir aus persönlichen Gründen nicht richtig gemeldet und die Lage dauernd zu günstig dargestellt. Diese Behauptung entspricht nicht den Tatsachen und entwürdigt den Generalstab, dem die Armee so unermeßlich viel zu danken hat.

Ich habe nicht dem Generalstabsoffizier, sondern den Offizieren stets mein volles Augenmerk zugewandt, sie waren für mich immer das Rückgrat der Armee. In einem meiner letzten Entwürfe vom Oktober 1918 hielt ich den Offizier für berufen, an dem Wiederaufbau des Landes entscheidend mitzuwirken.

Unsere Offiziere haben ihre Schuldigkeit getan. Ihre hohen Verluste legen ein beredtes Zeugnis dafür ab. Daß viele Offiziere zu unerfahren waren, daraus kann ihnen ein Vorwurf nicht gemacht werden, das lag einzig und allein in den Kriegsverhältnissen und in den ungeheuren Abgängen begründet. Auch diese unerfahrenen Offiziere wußten tapfer in den Tod zu gehen. In Kampf, Not und Gefahr rief der Soldat immer nach seinem Offizier, auch wenn er ein blutjunges Menschenkind war, und sah auf ihn. Mögen auch Offiziere nicht den richtigen Verkehrston mit den Untergebenen gefunden, mögen sogar einige ihnen gegenüber schwer gefehlt haben — das Verhältnis des Offizierkorps in seiner Allgemeinheit wird dadurch nicht berührt. Es war so, wie es bei den Kriegsverhältnissen nur sein konnte.

In der langen Zeit des Stellungskrieges hatte die Bevormundung der niederen Führer bedenkliche Fortschritte gemacht. Dies war ein ungemein bedauerlicher Auswuchs, der in den vielen zur Verfügung stehenden Fernsprechverbindungen, zum Teil aber auch in der Unerfahrenheit unterer

Dienststellen ihre Ursache hatte. Jeder Führer brauchte Spielraum für seine Betätigung. Ich habe immer wieder bei den Kommandostellen wie bei dem Generalstab darauf hingewirkt, daß hier keine Beschränkungen platzgriffen, die wider die Natur des Krieges sind. —

Die Ausbildung der Armee für die Abwehr war für die Oberste Heeresleitung eine ungemein umfangreiche Arbeit. Ich hatte die Genugtuung, daß die Oberkommandos des Westens mit den von uns getroffenen Maßnahmen einverstanden waren.

Ende Januar 1917 war naturgemäß noch nichts abgeschlossen. Die Neu- und Umbildungen waren noch im Gange. Das Heer begann sich nur sehr allmählich zu kräftigen. Die Truppen hatten zu stark gelitten. Die Grundsätze der neuen Vorschriften waren verstanden, indes noch nicht Gemeingut der Truppe geworden. Die Kriegsmaterialausstattung blieb auch jetzt rückständig. Die Spannung an der Westfront hatte sich trotz aller Mühe und rastloser Arbeit noch nicht entscheidend geändert.

Auch im Osten und in Rumänien wurde fleißig nach ähnlichen Grundsätzen gearbeitet wie im Westen. Es war dem Oberbefehlshaber Ost und Generalfeldmarschall v. Mackensen überlassen, sie nach den Bedürfnissen des Kriegsschauplatzes zu ändern. Im übrigen war der Zustand der Truppen dort ähnlich wie im Westen.

In der österreichisch-ungarischen Armee wurde die Ausbildung gefördert. Sie gewann nur langsam an Kraft.

General v. Below hatte sich auch der bulgarischen Armee angenommen; wir standen aber der Sprache und dem Volksempfinden der Bulgaren fremd gegenüber. Wir konnten bei dem Mißtrauen der Bulgaren gegen deutsche Bevormundung nur schwer Boden gewinnen. Der Halt der bulgarischen Armee begann sich indes zu festigen, obschon seitens ihres Oberkommandos selbst nichts Tatkräftiges für die Ausbildung geschah.

In der türkischen Armee arbeitete ernstlich nur Liman Pascha. Die türkischen Truppen in Galizien und Rumänien wurden nach deutschem Muster und nicht ohne Erfolg ausgebildet. Sie befriedigten dort, während ihr Zustand an den übrigen Kampffronten minderwertig blieb.

Die Oberste Heeresleitung hatte alles versucht, das Kriegsinstrument zu schärfen. Der Versuch, es auch zahlenmäßig durch Bildung der polnischen Armee kraftvoller zu gestalten, um die Überlegenheit des Feindes auch hierin auszugleichen, war inzwischen kläglich gescheitert.

X.

Die Ausnutzung der wehrfähigen Kräfte Polens, das wir vom russischen Joche befreit hatten, für die Kriegführung des Vierbundes lag nahe.

Ich hatte mir dies früher bereits durch den Kopf gehen lassen und schließlich auch die Werbungen für die polnische Legion begünstigt. Sie wollten allerdings nicht recht vom Fleck kommen. In der Zusammensetzung der polnischen Legion, vornehmlich aus galizischen Polen, sollte sich nichts ändern, die Rußlands hielten sich durchaus abseits.

In den ersten Phasen des Krieges rechnete Polen darauf, mit Hilfe Rußlands zur Selbständigkeit zu kommen. Ein Manifest des Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch hatte die Wiederherstellung des Königreichs in seinen alten Grenzen unter dem Zepter des russischen Zaren in Aussicht gestellt und zweifellos bei allen Polen einen tiefen Eindruck hervorgerufen. Jetzt hatte die Kriegslage sich vollständig geändert. Sie konnten auf die Selbständigkeit ihres Volkes nur im Zusammengehen mit den Mittelmächten rechnen, sofern es gelang, Rußland niederzuwerfen. Dies mußten wir aus militärischen Gründen erstreben. Es erschien mir möglich, daß Polen seine Söhne dazu hergeben würde, von Rußland frei zu kommen. Seine Interessen berührten sich hier mit denen der Mittelmächte, wie schließlich noch in vielen anderen Punkten.

Als ich am 29. August Erster Generalquartiermeister wurde, fand ich eine Abmachung des Reichskanzlers mit Baron v. Burian, dem gemeinsamen Minister des Auswärtigen der Doppelmonarchie, aus Wien vom 11. August vor, daß Deutschland und Österreich-Ungarn sich verpflichteten, ein selbständiges Königreich Polen mit erblicher Monarchie und konstitutioneller Verfassung zu errichten mit einer eigenen Armee, deren Führung einheitlich sei und Deutschland zufalle. Die Absicht der Gründung dieses Nationalstaates solle baldmöglichst von beiden Monarchen kundgegeben werden, die Konstitutierung des Staates erst später erfolgen. Auch Wilna war diesem Polen zugedacht, dessen Grenzen, soweit dies im Friedensvertrage durchsetzbar, möglichst weit nach Osten auszudehnen seien.

Dieses Polen sollte in das Bündnis der beiden Kaiserreiche aufgenommen und seine auswärtige Politik entsprechend eingerichtet werden.

Die beiden Zentralmächte garantierten sich ihren bisherigen polnischen Besitzstand und besprachen Grenzabtretungen, die von Russisch-Polen zur militärischen Sicherung ihres Gebiets notwendig seien. Die Berichtigungen sollten auf das militärisch unbedingt Notwendige beschränkt werden. Herr v. Bethmann hatte mich im Herbst 1914 und im Jahre 1915 mehrfach nach meinen Ansichten über die Führung der Grenze gefragt.

Über die wirtschaftliche Zukunft Polens gingen die Ansichten auseinander. Herr v. Bethmann beabsichtigte den Zollanschluß an Deutschland; Baron Burian ging dies zu weit. Er wünschte ein eigenes polnisches Zollgebiet.

Als beiderseitiger Wunsch war festgestellt, daß die Zoll- und Verkehrs-

schranken, die das deutsche und österreichisch-ungarische Gebiet noch trennten, möglichst herabgesetzt würden.

Besondere Vorbehalte für den allerdings unwahrscheinlichen Fall eines Sonderfriedens mit Rußland waren nicht gemacht.

Es war klar, und die Naturen des Herrn v. Bethmann wie des Baron Burian sprechen dafür, daß diesen Abmachungen sehr lange Erörterungen vorausgegangen sein müssen, deren Beginn wahrscheinlich noch im Jahre 1915 zu suchen sein wird.

Am 5. April 1916 hatte jedenfalls der Reichskanzler erklärt, daß die polnische Frage aufgerollt sei und Deutschland und Österreich-Ungarn deren Lösung finden müßten.

Der Generalgouverneur in Warschau hatte sich ebenfalls mit der Frage der Aufstellung eines polnischen Heeres beschäftigt und war zu einem ungemein günstigen Ergebnis gekommen.

Die Gründung des Königreichs Polen mit einer eigenen Armee stand somit nach den Abmachungen der führenden Staatsmänner fest. Der Generalgouverneur Polens hielt die Bildung dieser Armee nicht nur für möglich, sondern auf Grund seiner Beobachtungen für aussichtsreich. Die ungemein gespannte Kriegslage forderte für den Vierbund mehr als dringend einen Kräfteausgleich. Die Oberste Heeresleitung mußte pflichtgemäß die Frage nach der Bildung eines polnischen Heeres weiter verfolgen. Jedes Zögern wäre hier ein Fehler gewesen; handelte es sich doch immer um Sieg oder Niederlage, um Tod oder Leben des deutschen Volkes. Was später eintreten konnte, war spätere Sorge. Die Kriegslage, in der wir uns Anfang September befanden, hatte uns die Gefahr, in der wir schwebten, allzu deutlich vor Augen geführt.

Sehr bald fand in Pleß mit den für die Politik und Kriegführung verantwortlichen Stellen Deutschlands und Österreich-Ungarns unter Hinzuziehung des Generals v. Beseler eine Reihe von Besprechungen über die polnische Frage statt, in denen für mich nur die Frage der polnischen Armee als Kraftzuschuß für die Kriegführung eine Bedeutung hatte.

General v. Beseler blieb bei seiner günstigen Auffassung, obschon General v. Conrad vor jedem Optimismus dringend warnte. General v. Beseler bezeichnete als Grundbedingung für volles Gelingen die Verkündigung des Königreichs und die Bildung einer einheitlichen Verwaltung in Polen unter Anschluß des Generalgouvernements Lublin an das Generalgouvernement Warschau. Erst dann würden die Polen sehen, daß die Mittelmächte es ernst mit der Verwirklichung der polnischen Pläne meinten. Hierin lag auch meines Erachtens eine innere Berechtigung. Ich trat Baron Burian gegenüber im Interesse der Aufstellung des polnischen Heeres sehr warm für diese Vereinigung ein. Die führenden Staats-

männer fanden keinen Ausgleich. Baron Burian standen die Wünsche der Doppelmonarchie und die Sorgen vor inneren Schwierigkeiten höher als die Interessen der gemeinsamen Kriegführung. Die von der deutschen Obersten Heeresleitung und General v. Beseler befürwortete Vereinigung der beiden Generalgouvernements fiel unter den Tisch. Trotzdem aber glaubte General v. Beseler eine Armee bilden zu können, wenn die Mittelmächte die Errichtung eines Königreichs Polen verkündigten. Er schlug zunächst die Aufstellung von vier bis fünf Divisionen vor. Die polnische Legion sollte den Stamm für sie bilden. Er hoffte, diese Divisionen im April 1917 der Obersten Heeresleitung zur Verfügung zu stellen und dann weitere zu bilden. Viel war es nicht, die Hoffnung auf ein Mehr aber vorhanden. Der Krieg konnte sich noch jahrelang hinziehen. Jeder nur mögliche Kräftezuschuß mußte angenommen werden. Die Kriegslage gebot, auf die Vorschläge des Generals v. Beseler einzugehen. Die Oberste Heeresleitung betrat den Weg, den dieser für gangbar hielt.

Die Reichsregierung ging nun an die Ausführung des Programms des Herrn v. Bethmann und des Barons Burian für die Schaffung des Königreichs Polen, während wir mit General v. Beseler und dem k. u. k. Oberkommando über die Aufstellung der polnischen Armee berieten.

Unterstaatssekretär Wahnschaffe bat mich, dem Minister v. Löbell meine Ansichten über die Notwendigkeit einer polnischen Armee auszusprechen. Ich folgte seinem Wunsche und begründete diese Notwendigkeit in einem Privatbriefe durch die eiserne Forderung des Krieges nach mehr Menschen.

Im einzelnen bin ich über die Vorgänge in Berlin nicht unterrichtet. Der Reichskanzler und General v. Beseler traten dort warm für die Aufstellung der polnischen Armee und die Bildung des Königreichs Polen ein. Gegen die Errichtung des Königreichs Polen erhoben sich indes an vielen Stellen Deutschlands schwere Bedenken. Sofort gingen von Berlin Gerüchte aus, ich habe den Plan geschaffen. Ich bat die Regierung wiederholt um Klarlegung der Vorgänge, aber leider fand sich trotz meiner Bitte kein Staatsmann, der die Frage in aller Form richtigstellte. Wie beim U-Bootkrieg, so wurde die Oberste Heeresleitung hier im Herbste 1916 das zweite Mal in den politischen Meinungsstreit ohne ihr Zutun und jetzt in entstellender Weise hineingezogen. War es ein Wunder, daß ich mich von diesen Vorgängen auch rein menschlich abgestoßen fühlte? Alle Herren, die mit mir zusammengearbeitet haben, wissen, daß ich für eine offene Aussprache stets zu haben war, alle Gegengründe gern anhörte, aber unbedingte Aufrichtigkeit verlangte.

Ich wurde vom Reichskanzler noch bei Abfassung des Aufrufs zur Gründung des Königreichs Polen beteiligt.

Der Aufruf selbst war unklar; ich sprach mich in dem Sinne aus.

Die Erklärung des Königreichs am 5. November sowie alle Maßnahmen zur Bildung eines polnischen Heeres waren Schläge ins Wasser. Es wurde uns sehr bald klar, daß General v. Conrad die Verhältnisse richtig beurteilt hatte. Auf die Verstärkung unserer Kriegführung durch polnische Truppen mußte ich endgültig verzichten. Auch General v. Beseler erkannte jetzt, daß er sich geirrt habe. Die Frage der Aufstellung einer polnischen Armee war damit endgültig gescheitert. Der hin und wieder auftauchende Gedanke an Bildung einer nationalpolnischen Truppe, den von Zeit zu Zeit General v. Beseler und die österreichisch-ungarische Regierung vertraten, wurde von nun an von der Obersten Heeresleitung ablehnend behandelt. Für sie lag in der Wehrhaftmachung Polens bei dessen unklarer Haltung jetzt eine Gefahr, der zu steuern ebenso ihre Pflicht war wie vorher der Versuch, einen Kräftezuwachs zu erhalten.

Unendlich viel Zeit und Kraft ging mit diesen fruchtlosen Verhandlungen verloren, bei denen nur das eine von Interesse war, mit welcher Beharrlichkeit die österreichisch-ungarischen Staatsmänner in Polen ihre Ziele gegen uns verfolgten.

Die Aufstellung einer polnischen Armee fiel aus politischen Gründen. Polen schien sein Ziel lieber durch die Entente gegen Deutschland und Österreich-Ungarn erreichen zu wollen. Menschen hatte Polen genug, auch wenn es an Deutschland und Österreich-Ungarn Arbeiter abgab. Die Menschenfrage hat in diesem Sinne bei der Bildung der Armee überhaupt keine Rolle gespielt. Es war klar, daß wir auch weiterhin Arbeitskräfte in Polen in dem größtmöglichen Umfange zu gewinnen suchten und das Land für die Kriegführung ausnutzten.

Wenn jetzt die Verhältnisse in Polen und unseren Ostgebieten mit jenem Versuch, ein Königreich Polen zu errichten, in Zusammenhang gebracht werden, so geht das weit über das Ziel hinaus. Auch ohne die Proklamierung des Königreichs und den Versuch, eine polnische Armee zu bilden, wären diese Erscheinungen gekommen, sie liegen allein in historischen Ursachen, in dem starken polnischen Nationalbewußtsein und in dem früheren Gegensatz zwischen Deutschen und Polen begründet.

Bei den Erörterungen über die Errichtung des Königreichs Polen und die Bildung einer polnischen Armee besprachen wir auch die Möglichkeit eines Sonderfriedens mit Rußland. Es wurden die Schwierigkeiten hervorgehoben, die für ihn naturgemäß aus den polnischen Absichten der Mittelmächte entstehen würden. Ein Sonderfrieden mit Rußland hat stets in den Gedankengängen des deutschen Volkes eine besondere Rolle gespielt; ich erhielt schon im Herbst 1914 „verbürgte“ Nachricht von der Anwesenheit des Grafen Witte in Berlin. Natürlich war das ein Hirngespinst. Eng-

land und Frankreich hielten Rußland viel zu fest. Stürmer war hier seit langem Ministerpräsident. Man sprach jetzt wieder einmal von Friedensmöglichkeiten unter seiner Mitwirkung. Selbstverständlich wäre auch mir ein Frieden mit Rußland sehr erheblich lieber gewesen als die ganze polnische Armee, zumal mit dem Königreich Polen, dem ich, aus der Provinz Posen gebürtig, in meinem innersten Herzen ablehnend gegenüberstand. Die polnische Armee konnte nur wenige Divisionen bringen, die gegenüber einer Entlastung Deutschlands durch den Wegfall Rußlands aus der Zahl seiner Feinde vollständig verschwanden. Das war ein sehr einfaches Rechenexempel. Man braucht darüber kein Wort zu verlieren. Der Übelstand lag daran, daß auch in diesem Fall Wünsche und Hoffnungen noch lange keinen Frieden machen, und über das Wünschen und Hoffen kamen Reichsleitung und Diplomaten nicht hinaus. Sie fühlten wohl auch selbst, daß dies keinen Untergrund hatte, sonst hätten sie im August kein polnisches Programm aufgestellt, das sich scharf gegen Rußland richtete. Es verblieb auch jetzt nur bei Betrachtungen über den Frieden, wie sie jeden Tag angestellt werden konnten. Von einer nur einigermaßen greifbaren Möglichkeit, mit Stürmer überhaupt in Verbindung zu treten, war nicht die Rede, ebenso wenig von auch nur den entferntesten Versuchen Stürmers. An eine Friedensmöglichkeit mit Rußland glaubte niemand. Die Kriegslage im September und Oktober war nicht danach angetan, auch wenn die Entente schon im Oktober einsehen mußte, daß der große Ansturm im Herbst 1916 nicht gelingen würde. Am 21. Oktober sprach sich der Reichskanzler dahin aus, daß zur Zeit keinerlei Aussicht auf Sonderfrieden mit Rußland bestehe. Dieses sei viel zu abhängig von England.

*

Ich hatte, um der Obersten Heeresleitung die Grundlagen für die weitere Kriegführung zu schaffen und das Kriegsinstrument zu kräftigen, ein weites und tiefes Arbeitsfeld zu beackern. Ich konnte naturgemäß nicht überall selbst die Pflugschar führen und säen. Wo ich verständnisvolle Mitarbeit und die gleich ernste Auffassung vom Kriege fand, da ging gute Saat auf, oft aber sproßte es nur kümmerlich, und das Feld trug keine Frucht; auch Unkraut kam auf und überwucherte, was bis dahin gut gestanden hatte.

Der Entente-Angriff im ersten Halbjahr 1917.

I.

Nach menschlichem Ermessen mußte im Jahre 1917 der Schwerpunkt unserer Abwehrkämpfe im Westen liegen, auch wenn es im Osten noch so heiß herging. Ein unmittelbares Zusammenarbeiten mit dem k. u. k. Oberkommando war nicht mehr in dem Maße erforderlich wie bei dem Feldzug gegen Rumänien, nachdem die Befehlsgliederung an der Ostfront einfacher war. Die Oberste Heeresleitung gehörte jetzt an die Westfront; ich schlug Spaa oder Kreuznach als neues Quartier für uns vor. Spaa wurde abgelehnt, Kreuznach war besonders geeignet, weil dort viele nach der Front laufende Kabel vorbeiführten. Die dortigen Hotels und Fremdenhäuser boten günstige Unterkunft. Die Einrichtung von Kreuznach, Münster am Stein und Bingen als Großes Hauptquartier wurde befohlen, die Umsiedlung für die zweite Februarhälfte in Aussicht genommen. Vorläufig sollte die Möglichkeit bestehen bleiben, nach Pleß zurückzukehren.

Das k. u. k. Oberkommando ging nach Baden bei Wien.

Am 1. Februar 1917 begann der U-Boot-Unterwasser-Kreuzerkrieg. Es stellte sich bald heraus, daß besondere Schutzmaßregeln gegen Holland und Dänemark nicht nötig wurden. Die dafür in Aussicht genommenen Stäbe und Truppen wurden für die Westfront frei.

Im Westen war auf die Fortsetzung des englischen Angriffes auf dem Sommeschlachtfeld, vielleicht unter Ausdehnung nach Norden, zu rechnen. Es war möglich, daß er von einem französischen Angriff zwischen Roye und Noyon begleitet sein, wahrscheinlicher aber, daß Frankreich, ähnlich wie im Herbst 1915, unsere Front Soissons—Reims—Argonnen angreifen würde. Die Entente kam damit zu einer strategischen Auswertung ihrer Angriffe durch den Druck gegen beide Flanken unseres nach Frankreich hineinspringenden Bogens, der hierfür so günstige Aussichten bot. Welchen Teil der Front sich der französische Angriff im besonderen auswählen würde, war nicht zu vermuten. Ein französischer Nebenangriff bei Roye blieb auch dann möglich. Nachrichten wiesen auch auf die Lothringer Front und den Sundgau, wo der Ausbau unseres Stellungssystems noch keine wesentlichen Fortschritte gemacht hatte. Wir hatten dort immer ein gewisses Schwächegefühl, da örtliche Unternehmungen in dieser Gegend jederzeit möglich waren und wir nur schwer Verstärkungen dorthin bekamen.

Auf Verdun wurde zuweilen in Nachrichten hingewiesen. Hier war der Franzose jederzeit in der Lage, anzugreifen. Schließlich wurde noch von einer Verlängerung des englischen Angriffs nach Norden gesprochen, es blieb somit keine Stelle unserer Front übrig, auf der wir uns nicht auf nachhaltige Verteidigung einrichten mußten; die Lage war unklar.

Daß an der Isonzofront die Kämpfe weitergehen würden, war nicht zu bezweifeln; Triest blieb das Ziel Italiens. In Mazedonien und am Vardar waren Angriffe mehr als wahrscheinlich, in der Türkei — sowohl in Palästina wie auf Bagdad — mit Sicherheit zu erwarten.

Im Osten rechnete ich vornehmlich mit einem Angriff auf den Südteil der Front, auf k. u. k. Truppen. Ein plötzlicher russischer Vorstoß in Richtung Mitau Ende Januar hatte den Oberbefehlshaber Ost und auch uns aufgeschreckt, es gelang noch gerade, ihn mit eilig zusammengezogenen Reserven aufzufangen.

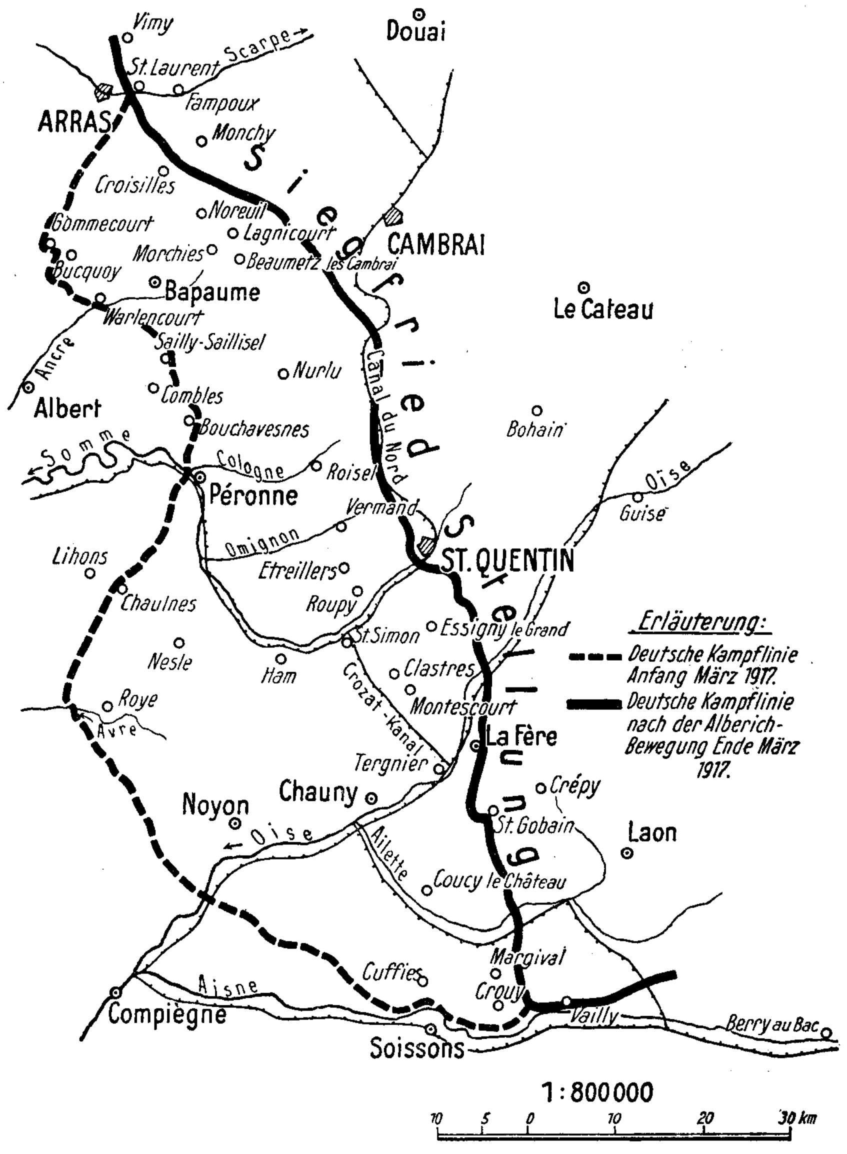
Wann der große Ansturm einsetzen würde, war noch nicht zu übersehen. Im Osten war er vor dem April kaum zu erwarten; die große russische Frühjahrsoffensive 1916 hatte im März begonnen und war durch Witterung und Bodenverhältnisse stark beeinträchtigt gewesen. Eine so frühe Wiederholung war wenig wahrscheinlich. Es blieb möglich, daß auch die Entente im Westen so lange mit dem Angriff zögern würde. Die Lage an der Somme war aber so gespannt, daß wir auf einen früheren Anfang gefaßt sein mußten.

Die Gesamtlage erforderte für uns Hinausschieben des Kampfes im Westen, soweit dies möglich war, um den U-Booten Zeit zur entscheidenden Wirkung zu lassen. Auch taktische Gründe und noch nicht genügende Munitionsmengen sprachen hierfür.

Gleichzeitig mußten wir durch Kürzung der Front zu einer günstigeren Kräftegruppierung kommen und uns mehr Reserven schaffen. Wir standen in Belgien und Frankreich mit 154 gegen etwa 190 zum Teil sehr erheblich stärkere Divisionen, für unsere lange Front ein besonders ungünstiges Kräfteverhältnis. Es war zudem anzustreben, Frontteile möglichst lange feindlichen Großangriffen zu entziehen, indem der Gegner verhindert wurde, mit starken Kräften davor aufzutreten. Wir gewannen damit zugleich Stellungen, in denen schwächere und im Verlaufe der Schlacht abgekämpfte Divisionen eingesetzt werden konnten.

Aus diesen Erwägungen heraus entstand — in engstem Zusammenhang mit dem Beginn des U-Bootkrieges — der Entschluß, aus dem nach Frankreich vorspringenden Bogen unserer Front in die Siegfriedstellung, die Anfang März verteidigungsfähig sein sollte, zurückzugehen und die in einem 15 km breiten Streifen vor der neuen Stellung vorbereiteten Zerstörungen planmäßig durchzuführen.

Die Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht hatte die Räumungs- und Zerstörungsarbeiten unter dem Deckwort „Alberich" in einem Terminkalender bearbeitet und sie auf fünf Wochen verteilt. Wir konnten sie — falls ein feindlicher Angriff es notwendig machte — jederzeit abbrechen und die Bewegung beginnen. Die Hauptsache war die Vermeidung der



Skizze 15. **„Alberich-Bewegung" zwischen Arras und Soissons März 1917.**

Schlacht, dann kam die Bergung unseres gesamten Materials, soweit es nicht in der Stellung eingebaut war, und von Kriegsrohstoffen sowie endlich die Zerstörung der Verkehrswege, Ortschaften und Brunnen, um dem Feinde für die nächste Zeit ein Festsetzen vor der neuen Stellung mit stärkeren Kräften zu verwehren. Ein Vergiften der Brunnen war verboten.

Der Entschluß, die Front zurückzunehmen, war ungemein schwer. Es lag darin ein Eingeständnis unserer Schwäche, das beim Feinde erhebend, bei uns niederdrückend wirken mußte. Da er aber militärisch geboten war, so blieb keine Wahl. Er mußte zur Tat werden. General v. Kuhl und ich waren hierüber in dauernder Verbindung. Der Generalfeldmarschall und Seine Majestät willigten ein. Am 4. Februar erging der Befehl, Alberich plangemäß auszuführen. Der erste Alberichtag war der 9. Februar. Der Rückzug mußte demnach am 16. März beginnen, konnte aber unter feindlichem Druck auch jederzeit früher eingeleitet werden. Dabei wäre neben einem großen Materialverlust ein Teil der operativen Wirkung, der in den Zerstörungsarbeiten lag, verloren gegangen. Gleichzeitig erhielt Oberstleutnant Nicolai Weisungen zur Irreführung des Feindes durch besondere Nachrichten, die diesem zuzuleiten waren. Er sowohl wie Oberst v. Haeften hatten auf die eigene wie die neutrale Presse einzuwirken, um die geschilderten Eindrücke nicht aufkommen zu lassen. Ich unterrichtete den Reichskanzler persönlich über die Absichten.

Die Alberícharbeiten nahmen ihren planmäßigen Verlauf. Sie gelangen vollständig. Aus dem zu räumenden Gebiet wurden viele Kunstschätze geborgen und nach den Bestimmungen der Haager Landkriegsordnung in dem besetzten Gebiet aufbewahrt. Daß viel Hab und Gut der Bewohner verdarb, war tief bedauerlich, aber nicht zu vermeiden. Die Bevölkerung wurde großenteils nach Osten abgeschoben, nur zum kleinen Teil in einigen Ortschaften, z. B. Noyon, Ham, Nesle, versammelt und, für mehrere Tage mit Lebensmitteln versehen, zurückgelassen. Auf der einen Seite durfte der Gegner durch wehr- und arbeitsfähige Bewohner keinen neuen Kräftezuwachs erhalten, auf der anderen Seite war es erwünscht, ihm möglichst viel Esser zuzuschieben.

An der englischen Sommefront hatte die Kampftätigkeit nie ganz aufgehört. Anfang März mehrten sich die Anzeichen für den Wiederbeginn der Schlacht nördlich der Somme. Auch südlich Roye traten Angriffsabsichten der Franzosen schärfer hervor. Ob beides durch unsere Maßnahmen hervorgerufen wurde, muß dahingestellt bleiben. Es war eine starke Nervenprobe für die örtlichen Führer, trotzdem den Zeitpunkt festzuhalten, der ursprünglich für den Beginn der Bewegung angesetzt war

Es ließ sich dies insofern nicht vollständig ermöglichen, als im Norden etwa vom 11., im Süden etwa vom 13. ab geringere Frontverlegungen vorgenommen wurden, um dem immer wahrscheinlicher werdenden Angriff auszuweichen.

Die große Rückwärtsbewegung begann dann planmäßig am 16. März und wurde in einem Zuge in einigen wenigen großen Sprüngen geführt; es lag der Obersten Heeresleitung daran, im allgemeinen den Kampf zu vermeiden und der Truppe Zeit zum Einrichten der Siegfriedstellung zu geben, bevor der Feind vor ihr mit überlegenen Kräften eintraf. Verschiedentlich waren in Reserve befindliche Divisionen zur Aufnahme in die neue Stellung eingesetzt, anderen Orts mußten die bisher am Feinde stehenden auch weiterhin in der Front verbleiben.

Nur südlich St. Quentin sollte der Feind nach Überschreiten der Somme und des Crozat-Kanals angegriffen werden; es geschah auch, aber der Angriff wurde nicht mit rechter Wucht geführt. Seine Erfolge waren nicht in die Augen springend. Die Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht und auch wir in der Obersten Heeresleitung hatten erwogen, ob ein großer Gegenangriff auf der ganzen Siegfriedfront möglich sei. Wir hätten gern durch einen größeren taktischen Erfolg das Eingeständnis unserer Schwäche wieder ausgeglichen. Die Stärkeverhältnisse und der Zustand der Truppen schlossen auf unwegsam gemachtem Kampffelde einen Kräfteeinsatz aus, der einen wirklichen Erfolg verbürgt hätte. Die Oberste Heeresleitung mußte auf einen großen Gegenangriff wohl oder übel verzichten.

Die Ententeheere folgten unseren zurückgehenden Armeen dicht auf. Sie machten aus unserem Rückzuge einen großen Erfolg für sich. Es war aber in der Presse so wirkungsvoll und geschickt vorgearbeitet, daß ihnen dies nicht gelang. Tatsächlich hatten sie keinen militärischen Erfolg errungen. Sie hatten auch dank der von uns ausgestreuten Nachrichten unsere Räumungs- und Zerstörungsarbeiten nicht verhindert. Die ganze Bewegung war eine glänzende Leistung der Führer und Truppen und legt Zeugnis ab von der sorglichen, vorausschauenden Arbeit des deutschen Generalstabes.

Wir standen jetzt gefestigter und geschlossener als in unserer bisherigen ausgedehnten Stellung. Seine taktischen Maßnahmen sah der Feind durchkreuzt. In den bisherigen Richtungen vermochte er nicht mehr anzugreifen. Das Gelände, das wir durchschritten hatten, war unwirtlich geworden. Um dort Krieg zu führen, mußte es erst wieder hergerichtet werden. Um darüber hinweg anzugreifen, war erst unendlich viel zu bauen. Der Gegner setzte sich daher auch nur mit verhältnismäßig geringen Kräften vor unserer neuen Front fest. Wir konnten nun unsererseits unsere Linien durch Herausziehen von Divisionen verdünnen. Das,

was wir durch die Alberichbewegung und Besetzung der Siegfriedstellung erreichen wollten, war vollständig eingetreten. Es hat lange vorgehalten. Die Rückwärtsbewegung hat sich in hohem Maße bezahlt gemacht. Alle Führer wünschten, das deutsche Heer hätte recht viele solcher Siegfriedstellungen mit ihren Betonunterständen gehabt, das Kriegführen 1918 wäre leichter geworden. Es fehlten aber die Arbeitskräfte zu deren Bau. Gute Stellungen verloren später auch durch die Tanks, die über die breitesten Hindernisse hinwegfuhren, an Stärke.

Daß die Entente uns der sehr nachhaltigen Zerstörungen und der Verschiebung der Bevölkerung wegen von neuem Hunnen nannte und alle Register ihrer Propaganda wider uns aufzog, mußten wir hinnehmen. Das war ihr Recht. Wir hatten auf Grund des Kriegsrechts gehandelt, nicht einmal in dem Umfange wie die Kriegführenden im Sezessionskriege in Nordamerika. Bei dem Rückzug in Polen 1914 waren wir mit dem Lande schonend verfahren. Da setzte ich bei den weiten Entfernungen meine Hoffnung allein auf die Zerstörung der Bahnen. Hier, bei den geringen Entfernungen, mußte das Land härter getroffen werden. Damals konnten wir die Bewohner des feindlichen Landes unbehelligt lassen, jetzt verlangten Menschlichkeit und Notwehr, daß wir die Bevölkerung verschoben. Sollten wir sie in den zerstörten Orten verkommen lassen? In allen unseren Maßnahmen entschieden allein die Kriegsnotwendigkeiten. Im übrigen waltete die Menschlichkeit, die nur möglich war. Wir waren doch zu groß, um das Unglück anderer durch ungerechtfertigte Härten und böswillige Maßnahmen zu erhöhen. So war es nicht nur hier, so war es allerorts. Wir gingen nur da mit Schärfe vor, wo es, zum Beispiel in der Spionageabwehr, unsere militärische Sicherheit erforderte.

II.

In strategischer Auswertung unserer rückwärtigen Bewegung rechnete ich Ende März mit einer Verschiebung des englischen Angriffs nach Norden. Wo er stattfinden würde, war mit Sicherheit nicht zu übersehen. Ein Angriff bei Arras lag nahe.

Bei der 3. Armee hatte Mitte Februar 1917 auf dem Schlachtfelde der Septemberkämpfe 1915 in der Champagne eine örtliche Unternehmung zur Stellungsverbesserung stattgefunden. Sie war geglückt. Unter dem erbeuteten Material befand sich ein Befehl der 2. französischen Inf. Div. vom 29. Januar, der mit Sicherheit auf einen großen französischen Angriff an der Aisne für April hinwies. Dies war ein ungemein wichtiger Anhaltspunkt. Den Nachrichten, die von Angriffen in Lothringen und im Sundgau sprachen, wurde von nun an wenig Beachtung geschenkt.

Dank ihrer vielen Arbeitskräfte war die Entente in der Lage gewesen, nicht nur den Abschnitt Verdun, sondern einen großen Teil ihrer Front wie ein Angriffsfeld mit den erforderlichen Verkehrsanlagen und Munitionseinrichtungen herzustellen. Ihr war es dadurch möglich, in kürzester Frist auf verschiedenen Teilen der Front zum Angriff überzugehen, ohne durch umfassende Arbeiten ihre Absichten zu verraten. Die Lichtbilderaufnahmen der feindlichen Stellungsbauten und Arbeiten sowie die dauernde Nachprüfung durch neue Aufnahmen unserer Flieger konnten deshalb auch nur allgemeine Anhaltspunkte für die feindlichen Absichten geben.

Die französische Front zwischen Vailly an der Aisne und den Argonnen war besonders gut ausgebaut, so daß hier Angriffsarbeiten überhaupt nicht vonnöten waren. Welche Arbeiten südlich des Chemin des Dames tatsächlich hergerichtet waren, sahen wir bei unserem Angriff 1918. Der Ausbau scheint schon 1915/16 erfolgt zu sein, vielleicht wollte Frankreich hier 1916 angreifen, ist aber durch den deutschen Angriff auf Verdun daran gehindert worden.

Die Verhältnisse an unserer Westfront waren festere geworden; aber der Druck der Sommeschlacht und der Kämpfe vor Verdun lag noch auf den Gemütern und erhöhte die natürliche Spannung, die jeder Verteidigung innewohnt und die Nerven martert.

Die Befehlsgliederung war verbessert worden.

Die Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht befehligte die 4., 6., 1. und 2. Armee zwischen dem Kanal und La Fère.

Hieran schloß sich die Heeresgruppe Deutscher Kronprinz — 7., 3., 5. Armee — bis etwa zur Orne östlich Verdun und dann

die Heeresgruppe Generalfeldmarschall Herzog Albrecht von Württemberg, der die 4. Armee an General Sixt v. Armin abgegeben hatte — Armeeabteilung C., A., B. —, Chef war General Krafft v. Dellmensingen. Durch die Bildung dieser Heeresgruppe waren die Verhältnisse an der elsaß-lothringischen Front sehr erheblich gesundet.

Die zwischen Arras und Laon vorgenommene Frontverkürzung machte es möglich, dort das Oberkommando der 1. Armee herauszulösen. Es wurde bei der Heeresgruppe Deutscher Kronprinz beiderseits Reims zwischen der 7. und 3. Armee eingesetzt. Solch Herauslösen und Einschieben eines Armee-Oberkommandos ist namentlich wegen der damit verbundenen Änderungen im Etappenaufbau des Heeres eine langwierige Angelegenheit. Es kann, wenn es nicht zu sehr starken Reibungen kommen soll, nicht von heute auf morgen gemacht werden. Ich hoffte, daß das Armee-Oberkommando mit dem Hauptquartier in Rethel eingerichtet sein würde, bevor der französische Angriff auf die Heeresgruppe Deutscher Kronprinz begann.

Die Truppen hatten durch die Alberichbewegung noch zwei weitere Monate zur Erholung und Ausbildung gehabt. Viel Kraft war zwar bereits zurückgewonnen, aber bei der Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht gab es immer noch müde Divisionen.

Die Ausbildung war gehoben. Die neu aufgestellten Formationen waren bereits zum Teil an ruhigen Fronten eingesetzt, zum Teil wurden sie erst einsatzfähig. Aus Rumänien waren Divisionen in Belgien eingetroffen. Die Oberste Heeresleitung hatte auch für den Westkampf nicht geeignete Divisionen gegen kampfkräftige der Ostfront ausgetauscht, trotz der hiermit verbundenen Schwächung dieser Front.

Der Stellungsbau war gefördert. Die nach Beziehen der Siegfriedstellung freiwerdenden Arbeitskräfte wurden hinter die voraussichtlichen Angriffsfronten verteilt; nun mußte hier das rückwärtige Stellungssystem beschleunigt vervollständigt werden. Die Kriegsgerätausrüstung hatte sich gebessert, die größeren Munitionsmengen verdankten wir wesentlich dem verringerten Verbrauch während weiterer Monate. Eine Reserve war angesammelt, die eine gewisse Sicherheit gab, sofern die Kämpfe im Osten und Westen nicht zu lange anhielten. Das Hindenburg-Programm wurde allmählich wirksam. Der weitere Nachschub an Munition war gesichert.

An der italienischen Front war Ruhe. In Mazedonien waren im Februar und März örtliche Angriffe der Entente bei Monastir und am Cernabogen blutig abgewiesen.

Auf den asiatischen Kriegsschauplätzen der Türkei hatten mit Einsetzen der für die Kriegführung günstigen Jahreszeit die Kämpfe begonnen. Die Engländer hatten ihre Vorbereitungen beendet und griffen an. In Palästina scheiterten dank dem Einwirken des Obersten v. Kreß die englischen Angriffe gegen Gaza.

In Mesopotamien zeigte es sich sehr bald, daß die türkische Armee im Irakgebiet nicht mehr widerstandsfähig war. Kut el Amara fiel am 25. Februar. Bereits am 11. März wurde Bagdad von den Engländern besetzt, ein schwerer Verlust für die Türkei. Sie wurde dadurch gezwungen, auch das persische Grenzgebiet zu räumen. Infolge dieser Ereignisse trat Enver mit der Bitte an die deutsche Oberste Heeresleitung heran, ihm ein deutsches Heeresgruppenkommando mit einem deutschen Hilfskorps zur Wiedernahme von Bagdad zur Verfügung zu stellen. Die Vorbereitung dieser Unternehmung erforderte Monate. Die Etappeneinrichtungen mußten fertig sein, bevor die Truppen antraten. Die Fertigstellung des Amanus-Tunnels für Vollbahnbetrieb im Januar 1917 und die für den Herbst bevorstehende Aufnahme des Schmalspurbetriebes durch den Taurus-Tunnel verbesserten die Verbindungen in Kleinasien. Das von Enver beabsichtigte Unternehmen erschien ausführbar. Wir konnten vielleicht mit wenigen deut-

schen Bataillonen starke türkische Truppen wieder zum Kampf bringen und England zu größerer Kräfteentfaltung im Irak zwingen. Die Oberste Heeresleitung ging, wenn auch nicht gerade freudig, auf die Bitte Envers ein. General v. Falkenhayn erhielt auf dessen Wunsch das Heeresgruppenkommando. Das Kriegsministerium begann mit Aufstellung des schwachen Asienkorps.

Im Osten war eine gewaltige Änderung eingetreten. Im März stürzte die von der Entente begünstigte Revolution den Zaren. Eine stark sozialistisch gefärbte Regierung ergriff die Gewalt. Welche Gründe die Entente hatte, mit der Revolution zu arbeiten, ist nicht klar. Sah sie sich einer Volksbewegung gegenüber, an der sie nicht vorbeigehen konnte und sich daher ihr zugesellte, oder war der Zar aus Sorge vor innerem Umsturz friedlich geworden und deshalb zu beseitigen? Oder waren es noch andere Gründe? Das eine ist sicher, die Entente versprach sich von der Revolution Vorteile für ihre Kriegführung, zum mindesten wollte sie retten, was zu retten war. Darum zögerte sie nicht, zu handeln. Der Zar mußte fallen, der zur Genugtuung der Entente den Krieg begonnen hatte. Hierin lag eine unendliche Kraft des Willens, die vor nichts zurückschreckte, wenn es für das Vaterland den Krieg zu gewinnen galt. Sie hätte auch gehandelt, wenn Stürmer 1916 wirklich friedensfreundlich gewesen wäre.

Auf die Zustände in Rußland warf der Ausbruch der Revolution ein grelles Schlaglicht; Volk und Heer waren morsch, sonst wäre sie unmöglich gewesen. Das Heer war auch dort ein Teil des Volkes, wie bei uns; auch dort waren Heer und Volk eins. Wie oft hatte ich auf die russische Revolution zur Entlastung unserer militärischen Lage gehofft, immer war es nur ein Luftschloß gewesen; nun war sie da und kam doch überraschend. Mir fiel eine Zentnerlast vom Herzen. Daß sie später auch unsere Kraft untergraben würde, konnte ich damals nicht für möglich halten.

In welchem Umfange eine Entspannung im Osten eintreten würde, war in keiner Weise zu übersehen; auch mit Angriffen mußte weiterhin gerechnet werden, aber trotzdem bedeutete die Revolution wegen der unweigerlich damit verbundenen Minderung der Kriegsfähigkeit Rußlands eine erhebliche Schwächung für die Entente und eine wesentliche Entlastung unserer so überaus schweren Lage. Die Erleichterung bestand für die Oberste Heeresleitung zunächst darin, daß sie im Osten Truppen und Munition sparte. Sie nahm auch den Austausch im Westen abgekämpfter Divisionen mit besseren aus dem Osten in weitem Umfange vor.

Durch eine ins Leben zu rufende Propaganda sollte der Friedensgedanke in der russischen Armee unmittelbar scharf entwickelt werden.

Der Ausbruch der russischen Revolution war eines jener Ereignisse,

das kein Feldherr als sicheren Faktor in seine Rechnung einstellen darf. Jetzt erst war sie keine Hoffnung mehr, sondern Wirklichkeit, mit der ich als Soldat arbeiten konnte.

Unsere Gesamtlage hatte sich erheblich gebessert. Den Kämpfen im Westen sah ich nunmehr mit Vertrauen entgegen.

Der U-Bootkrieg hatte gute Ergebnisse. Die Erwartungen der Marine waren weit übertroffen. Der Ausfall der Tonnage und des versenkten Guts mußte wirken. Der „Economist" vom 7. September 1918 nennt das Frühjahr 1917 die kritischste und tödlichste Zeit, die England seit Kriegsbeginn durchlebt hatte. Die Entente sah sich auch gezwungen, Menschenkräfte und Kriegsgerät, die ihr bisher für den Landkrieg zur Verfügung standen, im Seekrieg einzusetzen. Das wurde in immer steigendem Maße der Fall.

Die Vereinigten Staaten erklärten am 5. April, daß zwischen ihnen und uns der Kriegszustand bestehe. Der Niedergang Rußlands, unsere Erfolge im U-Bootkrieg, der Wunsch, die U-Bootabwehr durch ihre Machtmittel zu verstärken, werden hierbei mitgesprochen haben. Schon am 3. Februar hatte Amerika mit uns die diplomatischen Beziehungen abgebrochen. Ob es möglich gewesen wäre, in der Zwischenzeit zu einem Ausgleich mit ihm zu kommen, ohne die Grundlagen des U-Bootkrieges zu treffen, muß ich bezweifeln. Der Versuch des Auswärtigen Amtes mit Mexiko in militärische Beziehungen zu treten, hat in den Vereinigten Staaten die Stimmung gegen uns verschärft. Trotz meiner Warnungen benutzte dieses Amt eine veraltete und leicht zu entziffernde Geheimschrift.

Bald nach der Kriegserklärung Amerikas stand uns die ganze Welt gegenüber, nur wenige Staaten, darunter auch Argentinien und Chile, bewahrten trotz des feindlichen Druckes ihre Neutralität.

Auch die anderen Vierbundstaaten traten mit den Vereinigten Staaten in den Kriegszustand, nur Bulgarien nicht. Der amerikanische Vertreter blieb in Sofia. Die deutsche Regierung unterließ es, seine Abberufung bei der bulgarischen Regierung durchzusetzen, obschon ich mehrfach darum bat. Dies Unterlassen sollte sich später sehr schwer rächen.

Der Hinzutritt der Vereinigten Staaten zu der Zahl unserer Feinde war für mich nicht überraschend. Ich hatte damit, auch wenn der U-Bootkrieg nicht in der verschärften Form geführt worden wäre, für den Fall gerechnet, daß unsere Waffen siegreich blieben. Schon im Frühjahr 1915 hatte sich ein amerikanischer Korrespondent an der Ostfront in diesem Sinne ausgesprochen. Er gab sicherlich nicht nur die eigene Ansicht wieder.

Amerika kannte Deutschland im Frieden nicht und sah es jetzt, sowie die Vorgänge in Europa, in Blutsverwandtschaft mit England, nur

durch die Brille der Entente-Propaganda an. Die Bevölkerung deutscher Abstammung besaß nur geringen Einfluß. Das Ausspielen ihrer Herkunft gegen ihr neues Vaterland, wie es von uns eine Zeitlang geschah, war wenig geschickt und mußte abstoßend wirken. Über die Haltung der irischen Bevölkerungsteile habe ich Klarheit nicht gewonnen. Die Unterdrückung dieses unglücklichen Landes ließ die Vereinigten Staaten kalt.

Schon die Antwort Wilsons auf den Brief des Kaisers vom Herbst 1914, in dem dieser das Gerechtigkeitsgefühl Amerikas für die belgischen Greuel anrief, gab zu denken.

Ihre wirtschaftlichen Interessen führten die Vereinigten Staaten immer inniger auf Seite der Entente. England hatte seine Stellung als erste Kapitalmacht an sie abgetreten. Die Entente war ihnen tief verschuldet. Deren Niederlage hätte eine Einbuße für sie bedeutet.

Die Haltung der Vereinigten Staaten in der Munitionslieferungsfrage ließ keinen Zweifel an der einseitigen Auffassung ihrer Neutralität zu. Die Durchführung der völkerrechtswidrigen Ungeheuerlichkeiten Englands zur See war nur möglich, wenn Amerika sie gestattete. Bei einer Besprechung im Auswärtigen Amt, einige Jahre vor dem Kriege, wurde mir gegenüber ausgeführt, daß Amerika solchen Maßnahmen nie zustimmen würde. Wir rechneten bestimmt mit unbeschränkter Einfuhr durch Holland.

In der Tat erhob die amerikanische Regierung Einspruch gegen die Willkür der englischen Seekriegführung.

In ernstem Tone war die Protestnote der Vereinigten Staaten vom 30. März 1915 gehalten. Sie stellte fest, daß die sogenannte englische Blockade „eine fast unbedingte Verneinung der souveränen Rechte der jetzt im Frieden lebenden Nationen sei", und schließt mit dem Hinweis, „daß gegenüber den augenblicklichen Feinden Großbritanniens eine Duldung des englischen Vorgehens die Annahme einer unneutralen Haltung bedeuten würde, die mit den unter den gegenwärtigen Umständen vorliegenden feierlichen Verpflichtungen der Regierung der Vereinigten Staaten unvereinbar sei". Diese Erklärung war deutlich. Eine zweite amerikanische Note vom 5. November 1915 hebt in Schärfe hervor, daß die sogenannte Blockade vom 11. März desselben Jahres als ungesetzlich, unwirksam und daher unrechtmäßig bezeichnet werden müsse. Beide Einsprüche erfuhren eine glatte Abweisung von seiten Englands. Die Regierung der Vereinigten Staaten nahm sie hin. Nach ihrem eigenen Urteil bewahrte sie fast zwei Jahre hindurch eine unneutrale Haltung gegenüber Deutschland.

Botschafter Graf Bernstorff urteilt über diese Tatsache in einer Denkschrift an Regierung und Volk der Vereinigten Staaten, nach der „Times" vom 13. April 1915, wie folgt:

„Wenn das amerikanische Volk wahre Neutralität zu beobachten wünscht, so wird es Mittel finden, um der ausschließlichen und einseitigen Massenausfuhr ein Ende zu machen oder zum mindesten diesen Ausfuhrhandel als Zwangsmittel dazu zu verwenden, um einen gesetzmäßigen Handel mit Deutschland, namentlich mit Nahrungsmitteln, aufrecht zu erhalten.“

Von einseitiger Begünstigung zur offenen Parteinahme war nur ein kleiner Schritt.

Ich will hier nur zwei Stimmen wiedergeben:

Der kürzlich verstorbene amerikanische Botschafter in London, Choate, schrieb unter dem 7. April 1917 an Earl Grey:

„Wie Sie wissen, bin ich von Anfang an der Meinung gewesen, daß wir einstweilen der Sache der Bundesgenossen besser dadurch dienen könnten, daß wir neutral blieben und alles lieferten, was wir an Waffen und Munition, ja auch an etlichen Mannschaften, wie ich glücklicherweise sagen darf, liefern könnten; daß es aber nichts destoweniger unsere Pflicht sein würde, den Krieg beendigen zu helfen, auf dem rechten Wege, durch völlige Unterdrückung des preußischen Militarismus und den Sieg der Zivilisation, wenn wir das durch unsern Eintritt in den Krieg mit all' unserer Macht und mit Hilfe aller unserer unerschöpflichen Hilfsquellen zu tun vermöchten. Die Stunde ist jetzt gekommen.“

Der amerikanische Admiral Sims sprach sich am 3. Juni 1917 in London wie folgt aus:

„Als 1910 die amerikanische Flotte England besuchte, hielt ich eine kurze, aber vielleicht undiplomatische Rede. Darin äußerte ich meine Meinung, die jetzt in die Tat umgesetzt wird. Ich sagte damals, wenn je die Zeit käme, wo der Bestand des englischen Reiches ernstlich bedroht wäre, dann könnte England auf jedes Schiff, jeden Dollar und jeden Blutstropfen jenseits des Atlantik zählen.“

Besonders charakteristisch für die Auffassung offizieller amerikanischer Kreise ist folgende Unterhaltung einer Vertrauensperson mit einem amerikanischen Generalkonsul, die sich mit jenen Äußerungen deckt.

Auf die Frage, ob die „Lusitania“-Affaire wirklich zum Eingreifen Amerikas geführt habe, antwortete der Generalkonsul:

„— Nein, dies war nur das Streichholz, das das Stroh anzündete, und es ist tüchtig zur Propaganda ausgenutzt worden. Wir hätten sonst andere einleuchtende Gründe ausfindig machen müssen, um in dieses Geschäft eintreten zu können! Hätten wir uns nicht mit den Alliierten verbündet, dann wären wir nach dem Kriege nirgend mehr gewesen — jetzt erwarten wir Nr. I zu werden, — und wir werden Nr. I werden!“ —

Auf die Frage, welche Rolle Amerika als Nr. I spielen werde, sagte er:

„Deutschland ist zweifellos das fleißigste Land Europas vor dem Kriege gewesen. Wir (Amerika) und ebenso England sahen, zu welcher gewaltigen Höhe Deutschland emporstieg, daß es innerhalb einiger wenigen Dekaden zur größten Macht gelangt wäre, und daß es nicht nur ganz Europa, sondern die Welt insgesamt geführt (dictated) hätte. Es wurde eine Gefahr, und wir (Amerika) erkannten diese Tatsache. Aus diesem Grunde sind wir an die Sache herangetreten, und wir glaubten sie zu durchschauen. Wir sind überzeugt, daß unser Volk nach dem Kriege die Führung haben wird. Wir werden nicht nur Deutschland, sondern ganz Europa führen. Die Nationen werden viel von uns erwarten, vor allem den Frieden, und sie werden ihn bekommen, aber zu unseren Bedingungen und zu unseren Preisen!" —

„Wird Amerika auch seinen Verbündeten seinen Willen auferlegen?"

„Ja, das werden wir! Aber sie werden bessere Bedingungen erhalten als die anderen Länder (Zentralmächte), ebenso wie wir (Amerika) bessere Bedingungen von ihnen (Alliierten) erhalten werden. Es ist das alles ja nur ein Geschäft. Das ist der Krieg immer nur gewesen!" —

Bezüglich der Stellung Amerikas nach dem Kriege hat sich der amerikanische Generalkonsul verrechnet, allerdings nur, weil die Revolution Deutschland wehrlos gemacht und damit England die Herrschaft über die Welt gegeben hat. Amerika fehlte der Gegenspieler in Europa.

Wie dem auch sei, für Deutschland war der Krieg jedenfalls kein Geschäft. Er war uns aufgezwungen. Es ging um unsere wirtschaftliche Zukunft und Freiheit, es ging für uns um Tod und Leben.

Ich lasse es dahingestellt, wie weit sich die vorstehenden Ansichten mit denen des Präsidenten Wilson und eines großen Teils der Bevölkerung der Vereinigten Staaten decken. Jedenfalls hatten sie maßgebenden Einfluß gewonnen. Unter dem Vorwand des U-Bootkrieges trat Amerika in einer für die Entente kritischen Zeit gegen uns in den Krieg. Ob dies ohne U-Bootkrieg so frühzeitig geschehen wäre, daß die Vereinigten Staaten uns 1918 zu siegen hinderten, kann bezweifelt werden. Wie sich aber bis dahin ohne U-Bootkrieg die Verhältnisse zu Lande entwickelt hätten, ist nicht zu ergründen.

Tatsächlich war am 9. Januar 1917 ein Zusammensturz Rußlands in keiner Weise zu übersehen und ist auch von niemand in Betracht gezogen worden. Wir rechneten für den Fall des U-Bootkrieges mit einer für uns günstig entscheidenden Wirkung, spätestens bevor Amerika mit seinen Neuformationen in den Krieg eingreifen konnte, ohne den U-Bootkrieg aber mit einem Zusammenbruch des Vierbundes 1917.

Die Geschichte dieses Jahres nahm einen ganz anderen Gang: Die Westfront hielt sich, der U-Bootkrieg brachte keine Entscheidung, aber Rußland brach zusammen. Wir erreichten an der Ostfront einen Zustand, der sich zwischen Krieg und Frieden bewegte. Damit trat die Möglichkeit ein, an die niemand vor dem Herbst 1917 denken konnte: die Entscheidung des Krieges im Jahre 1918 auf dem Lande durch einen Angriff zu erstreben, der erfolgreich sein mußte, wenn der U-Bootkrieg wenigstens bis dahin die Tonnage so gemindert hatte, daß eine Überführung der amerikanischen Neuformationen in schneller Folge nicht mehr möglich war, oder wenn er die feindlichen Transportschiffe auch nur teilweise traf. Dieses mußte nach den von der Marine gemachten Angaben erwartet werden.

III.

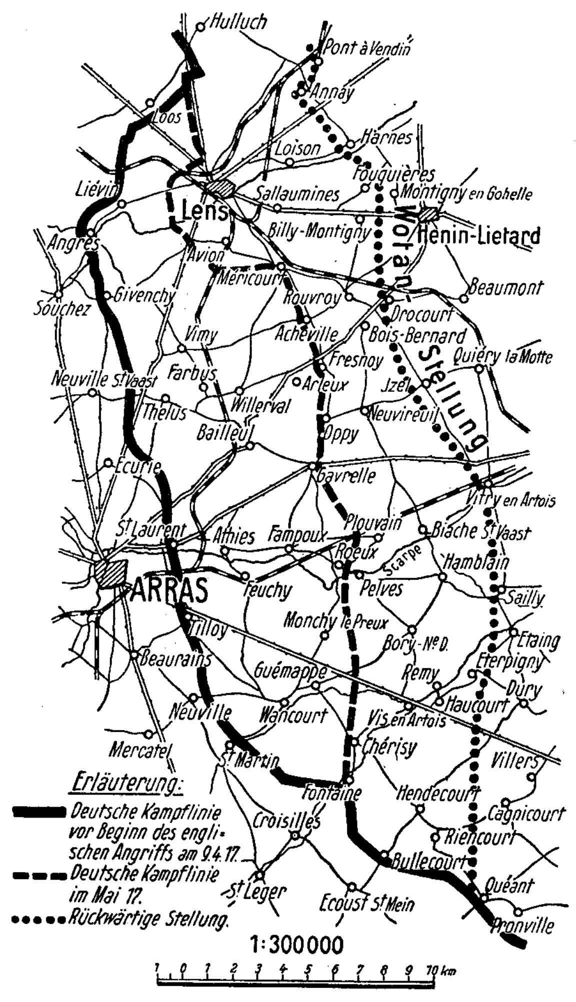
Die Oberste Heeresleitung begann mit dem großen Ententeangriff in Frankreich, an der Isonzofront und in Mazedonien für Mitte April zu rechnen. Ich war von Kreuznach aus, wohin wir Ende Februar übergesiedelt waren, häufig an der Westfront und hatte mit den Heeresgruppen- und Armee-Oberkommandos, auch mit den an den gefährdetsten Stellen stehenden Generalkommandos die Lage besprochen und taktische Ansichten ausgetauscht.

Die Heeresgruppen Kronprinz Rupprecht und Deutscher Kronprinz wurden an Divisionen, Artillerie und Munition verstärkt und erhielten auch alles das zugeführt, dessen sie zunächst für siegreiche Abwehr bedurften. Wo Wünsche zu erfüllen waren, half ich aus, so gut es ging.

Die 6. Armee hatte den Wunsch nach einer Stellungsberichtigung durch einen örtlichen Vorstoß bei Souchez zwischen Lens und Arras und bereitete ihn Anfang April vor. Am 6. April war für mich kein Zweifel, daß ein großer englischer Angriff bei Arras unmittelbar bevorstand. Auf die Unternehmung bei Souchez wurde verzichtet. Ich bat die Heeresgruppe, die Reserven durch die 6. Armee an das Kampffeld näher heranzuziehen. Die letzten Angriffe bei Verdun im Oktober und Dezember hatten von neuem die alte Wahrheit gelehrt, daß Reserven zur Schlacht dicht herangehören. Die „Abwehrschlacht" hatte daher vorgesehen, daß auf den angegriffenen Fronten an vielen Stellen in zweiter Welle „Eingreifdivisionen" bereitgestellt würden, die dem in die vorderen Linien einbrechenden Feind entgegengehen und ihn zurückwerfen sollten.

Die Divisionen der zweiten und dritten Welle wurden von der 6. Armee zwar vorbewegt, aber am 8. nicht nahe genug herangeführt. Am 9. traf die Armee nach nicht langer, aber ungemein starker Artillerievorbereitung ein

von Tanks vorgetragener, gewaltiger Stoß beiderseits der Scarpe. Einige unserer vordersten Divisionen ließen sich überrennen. Die ausharrenden Nachbardivisionen erlitten starke Verluste. Es gelang dem Feinde schon in



Skizze 16. **Frühjahrsschlacht bei Arras 1917.**

den Vormittagsstunden, in unsere Artillerieaufstellung einzudringen und Höhen zu gewinnen, die das Gelände weit nach Osten zu beherrschten. Die Eingreifdivisionen waren nicht da, um den Feind zurückzuwerfen. Nur einzelne Teile konnten mit Kraftwagen herangeführt werden. Es war eine ungemein kritische Lage, die für das Ganze gefahrvoll werden konnte, wenn der Gegner weiterstieß.

Der Engländer begnügte sich aber mit seinem großen Erfolg und setzte wenigstens am 9. April den Angriff nicht weiter fort.

In Kreuznach beging ich an diesem Tage meinen Geburtstag. Ich hatte dem erwarteten Angriff mit Vertrauen entgegengesehen und war nun tief niedergeschlagen. Sollte das das Ergebnis aller Sorgen und Mühen des letzten halben Jahres sein? Waren die Vorschriften der „Abwehrschlacht“ falsche gewesen, und wenn dies der Fall war, was dann? Die Vorgänge der Schlacht konnte ich im einzelnen noch nicht übersehen.

Ich ließ mir Offiziere kommen, die die Schlacht in vorderster Linie mitgemacht hatten, und gewann auch durch Ferngespräche den Eindruck, daß die von der Obersten Heeresleitung gegebenen Grundsätze richtig waren. Sie nun aber auch richtig anzuwenden, das war die Kunst der Führung. Hier hatte zudem eine Division, die sonst als gut galt, versagt.

Die Schlacht bei Arras am 9. April bildete einen schlechten Beginn des Entscheidungskampfes in diesem Jahre.

Der 10. April und die darauffolgenden Tage waren kritische Tage. Eine Einbruchsstelle von 12 bis 15 km Breite und bis zu 6 und mehr Kilometern Tiefe ist nicht ohne weiteres zu stopfen. Bei dem übergroßen Ausfall an Menschen und Geschützen nebst Munition, den solcher Einbruch verursacht, gehört sehr viel dazu. Aufgabe der Obersten Heeresleitung war es, für Reserven im großen zu sorgen. Es war aber bei den vorhandenen Truppen und der Kriegslage einfach nicht möglich, gleich hinter jeder vielleicht ausfallenden Division eine zweite zu haben. Ein Tag wie der 9. April warf alle Berechnungen über den Haufen. Es mußten Tage vergehen, bis eine neue Front sich wirklich bilden und festigen konnte. Die Beendigung der Krise hing, auch wenn schließlich die Truppen da waren, wie immer in solchen Fällen sehr wesentlich davon ab, ob der Feind nach seinem ersten Siege weiter angriff und uns das Bilden einer festen Front durch neue Erfolge erschwerte. Bei der einmal eingetretenen Schwächung waren solche nur zu leicht zu erringen.

Der Engländer griff vom 10. ab in der Einbruchsstelle in großer Stärke, aber schließlich doch nicht großzügig an; er dehnte seinen Angriff nach beiden Seiten, namentlich nach Süden bis Bullecourt, aus. Am 11. gewann er Monchy, während wir in der Nacht zum 12. die Vimyhöhen räumten. Der 23. und 28. April sowie der 3. Mai waren wiederum schwere Großkampftage. Zwischendurch wurde örtlich erbittert gerungen. Die Kämpfe hielten weiterhin an, wir machten kleinere erfolgreiche Gegenangriffe und erlitten andererseits hier und dort geringere Geländeverluste.

Der Oberbefehlshaber der 6. Armee, Generaloberst Frhr. v. Falken-

hausen, dem Oberst v. Loßberg als Chef beigegeben war, organisierte tatkräftig die Verteidigung in der neuen Linie, unterstützt von der Heeresgruppe und der Obersten Heeresleitung. Ein weiteres Zurückverlegen der Kampffront in die noch im Ausbau befindliche Wotanstellung, wie es eine Zeitlang die 6. Armee im Auge hatte, wurde nicht mehr nötig.

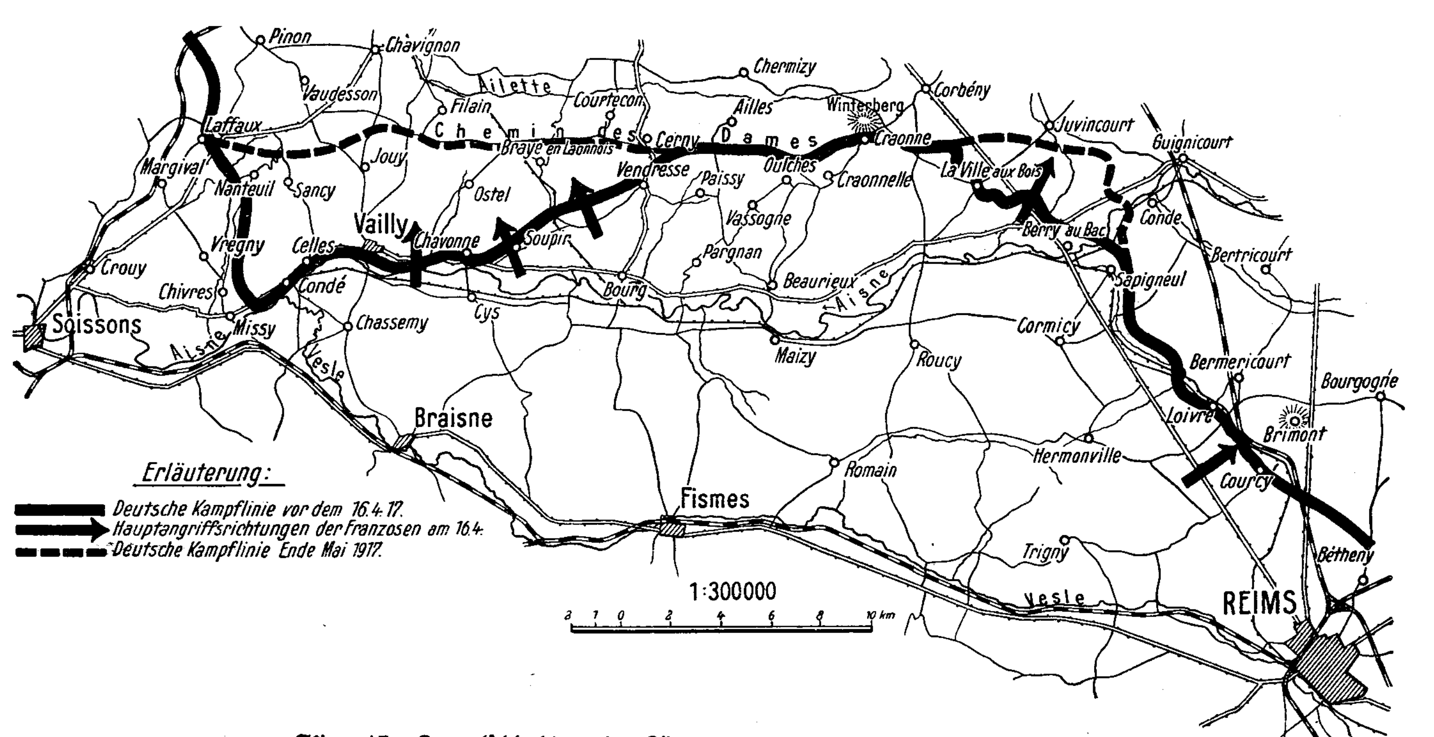
Die Schlacht bei Arras stand in der zweiten Aprilhälfte auf ihrem Höhepunkt und beanspruchte in hohem Maße Reserven und Kriegsgerät, als am 16. April auch der Franzose seine großangelegten Angriffe an der Aisne und in der Champagne begann.

Die zweifellos weitgehenden, strategischen Ziele, die sich der englische Angriff gesteckt hatte, sind mir nicht bekannt geworden. Daß ein großer Durchbruch, nicht nur eine Zermürbungs- oder Ablenkungsschlacht geplant war, nehme ich trotz der immerhin schmalen Angriffsfront an. Möglich, daß auch das englische Heer die Sommeschlacht noch nicht vollständig überwunden hatte und hier zu einem Nebenangriff geschritten war, während die französische Armee die Entscheidung bringen sollte.

General Nivelle hatte das große strategische Ziel: schon in den ersten Tagen zwischen Vailly und Reims zu einem Durchbruch durch die deutsche Front zu kommen. Ein bald danach einsetzender Stoß östlich Reims bis zur Suippe sollte die Durchbruchsstelle erweitern, unsere Front auf etwa 70 km Ausdehnung ins Wanken bringen! Der Schwerpunkt der Entscheidung lag bei der französischen Armee vor der Heeresgruppe Deutscher Kronprinz.

Der Druck von Arras nach Osten auf Douai und der Durchbruch beiderseits Reims über Rethel in Richtung Mezières sollte die Siegfriedstellung umfassen, deren Bau durch zahlreiche Flieger festgestellt war. Die Entente wollte unsere ganze Front bis zum Meere erschüttern.

Die Abwehrvorbereitungen waren durch die Heeresgruppe Deutscher Kronprinz und die 7. und 3. Armee mit ungemeiner Sorgfalt getroffen. Der Kronprinz und sein Chef, Oberst Graf Schulenburg, waren unermüdlich tätig. Oberbefehlshaber der 7. Armee war General v. Boehn, einer der besten Generale des deutschen Heeres, ein altpreußischer Offizier von echtem Schrot und Korn, ein Erzieher der Truppen und ein Mann von unerschütterlicher Energie. Sein Chef, Oberst Reinhardt, ein kluger Kopf, bildete in seiner sorgsamen Arbeit die Ergänzung des Oberbefehlshabers. General v. Einem, der Oberbefehlshaber der 3. Armee, ist als Kriegsminister bekannt, ein geistreicher und weitblickender Offizier und Kenner des Heeres und der Psyche der Truppen. Sein Chef, Oberst, später General v. Oldershausen, von rücksichtsloser Frische und großer Arbeitsfreudigkeit, war auch hier das richtige Gegenstück zu seinem Oberbefehlshaber. A. O. K. 3 schied nachher für die Schlacht aus. In der ersten April-

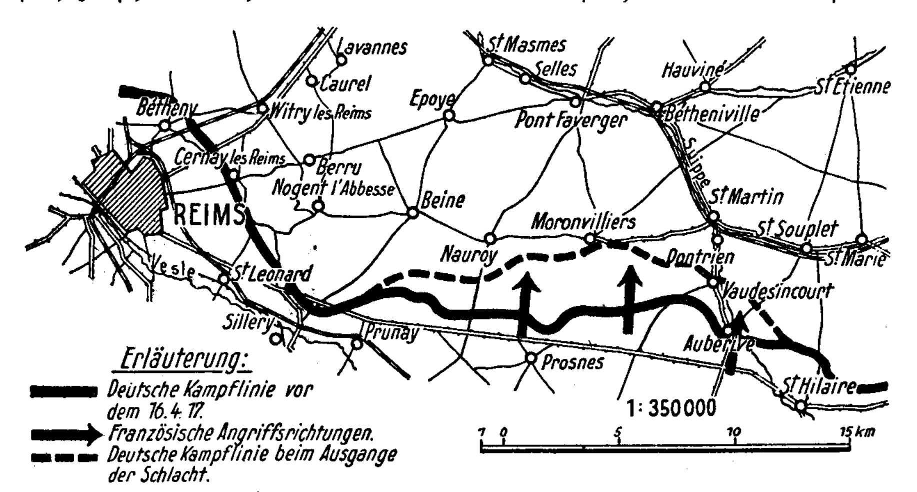


Skizze 17. Doppelschlacht an der Aisne und in der Champagne Frühjahr 1917.

hälfte übernahm A. O. K. 1 unter General Fritz v. Below den Befehl. Ihm stand Oberstleutnant v. Klüber zur Seite, der in der Sommeschlacht weitgehende Erfahrungen gewonnen hatte und ebenso wie sein General ein besonders klares, taktisches Urteil besaß. Er wurde später in Ausübung seines Dienstes in Halle von Spartakisten ermordet!

Die Truppe wollte zunächst an den Angriff nicht glauben, sie bemerkte keine Angriffsvorbereitungen. Erst allmählich stellte sie ihr Empfinden auf die bevorstehenden schweren Kämpfe ein.

Nach tagelanger Artillerievorbereitung griff der Franzose am 16. April früh zwischen Bailly und dem Brimont nordwestlich Reims an. Auf dem



Skizze 18. **Doppelschlacht an der Aisne und in der Champagne Frühjahr 1917.**

Chemin des Dames brach er an verschiedenen Stellen ein; er zwang uns zu einer verlustreichen Zurücknahme unserer Truppen aus dem bei Bailly vorspringenden Bogen auf die Höhenlinie des Chemin des Dames. Weiter östlich hielten sie sich festgeklammert an dem nach Norden scharf in das Ailettetal abfallenden Rücken. Zwischen dem Winterberg und der Aisne drang der Franzose mit Tanks bis Juvincourt vor und wurde hier durch eine Eingreifdivision am weiteren Vorgehen gehindert. Hart östlich der Aisne hielten die Truppen ihre Stellungen. Nach dem Brimont zu erfolgte abermals ein Einbruch, der durch den Stoß einer Eingreifdivision wieder ausgeglichen wurde.

Am 17. und 18. April erneuerte der Feind den Ansturm, vermochte aber keine Erfolge zu erringen.

Inzwischen hatten auch die Angriffe in der Champagne begonnen. Sie richteten sich gegen das Höhengelände von Moronvilliers. Eine Division versagte. Wir verloren die entscheidenden Höhen.

Als der Franzose den nördlichen Hang herabsteigen wollte, kam er in unser Artilleriefeuer und blieb liegen. Unsere Eingreifdivisionen wurden leider, wie ich in persönlicher Rücksprache mit den Regimentskommandeuren einer Division feststellte, übereilt eingesetzt, so daß am 19. die Wiedernahme des Höhengeländes mißlang. Sein Verlust war schmerzlich, denn der Ausblick von ihm aus nach Norden ging weit in das Land hinein, wir mußten uns jetzt aber damit abfinden.

Der Höhepunkt der Schlacht im April war überwunden.

Bei den Kämpfen hatte die französische Infanterie eng massiert angegriffen und außergewöhnlich viel verloren.

Sowohl an der Aisne wie in der Champagne versuchte General Nivelle Anfang Mai nochmals den Sieg zu erringen. Unsere Front hatte sich wieder geordnet und straff organisiert, so daß auch auf beiden Kampfstellen der gewaltigen Doppelschlacht der neue Angriff unter schwersten Verlusten scheiterte.

Der 7. Mai brachte an der ganzen Front noch schweren Kampf, dann flaute der Angriff an der Aisne, nach dem 9. auch in der Champagne ab, um sich hier noch einmal am 20. wieder zur vollen Stärke zu entfalten.

Die französische Offensive war ungemein blutig zusammengebrochen. Obschon Frankreich sie als Sieg feiern mußte, wurde seine Stimmung gedrückt. Der Kriegsminister gab im Juli zu, daß der Angriff unter Verlusten gescheitert sei, die nicht wiederkehren dürften. Sie waren so groß gewesen, daß die Moral der Armee zu leiden begann und Meutereien vorkamen, von denen allerdings nur spärliche Nachrichten nach und nach zu unserer Kenntnis gelangten. Erst spät sahen wir klar.

Auch im französischen Oberkommando trat eine Änderung ein. General Nivelle wurde durch General Pétain ersetzt. Beide waren durch Verdun bekannt geworden, General Pétain durch seine Verteidigungskämpfe im Frühjahr und Sommer 1916, General Nivelle durch seine Angriffe vom Oktober bis Dezember. Was dort Erfolg gehabt hatte, sollte im Frühjahr 1917 die französische Armee zum endlichen Siege führen.

Aus dem Siege war dank unserer Abwehrtaktik und der Haltung der Heeresgruppe Deutscher Kronprinz eine Niederlage der französischen Armee geworden. Wir hatten mit äußerster Anstrengung einen großen Erfolg errungen und uns in der Ausbildung dem Feinde überlegen gezeigt.

Unser Truppen- und unser Munitionsverbrauch war auch hier ganz außerordentlich hoch gewesen. Wie die Kämpfe weitergehen und welche Anforderungen noch an uns gestellt würden, konnten wir nicht übersehen.

Das Nichteintreten von russischen Angriffen ließ es im Frühjahr 1917 trotz allen Ernstes der Lage an unserer Westfront nicht zu einer allgemeinen Krise in der Gesamtlage kommen, wie wir sie im September 1916

erlebt hatten. Von nutzlosen Betrachtungen war ich kein Freund, ich konnte es aber doch nicht unterlassen, mir Rechenschaft von der Entwicklung unserer Lage zu geben, falls der Russe im April/Mai angegriffen und auch nur kleine Erfolge gehabt haben würde. Wir hätten dann, wie im Herbst 1916, mitten in einem ungemein schweren Kampf gestanden. Auch unser Munitionsbestand wäre bedenklich gesunken. Setze ich jetzt nachträglich die russischen Erfolge vom Juli für den April/Mai ein, so weiß ich kaum, wie die Oberste Heeresleitung der Lage hätte Herr werden sollen. Im April und Mai des Jahres 1917 hat uns trotz unseres Sieges in der Aisne-Champagne-Schlacht allein die russische Revolution vor Schwerem bewahrt.

Der russische Angriff kam später, im Juli, zwei bis drei Monate nach Einsetzen der englisch-französischen Offensive; das war kein vereintes Schlagen, wie im Herbst 1916, das war ein getrenntes Marschieren, und wir konnten, auf der inneren Linie handelnd, die einzelnen Gegner auch einzeln abwehren und bewältigen.

Auch an der italienischen Front wurde im Mai heftig gekämpft. Die 10. Isonzoschlacht endete für die italienische Armee wiederum erfolglos.

In Mazedonien brach eine groß angelegte feindliche Offensive vor den bulgarischen Linien zusammen.

Der U-Bootkrieg hatte in den Monaten April und Mai weiter gut gewirkt und unsere Westfront entlastet.

IV.

Nach ihrem großen Fehlschlag im April und Mai und dem bisher eingetretenen Ausfall Rußlands sahen sich England und Frankreich vor einer neuen Lage. Sie beschlossen einen zweiten gewaltigen Angriff, um noch im Jahre 1917 zu siegen. Zugleich wollten sie sich aber auch die Gewähr dafür verschaffen, daß ihnen der Enderfolg jedenfalls 1918 gewiß sei. Sie legten den Schwerpunkt ihres Angriffs nach Ypern, zur Einnahme der deutschen U-Bootbasis in Flandern. Die Überführung der Neuformationen der Vereinigten Staaten nach Frankreich für das Jahr 1918 war durch den Kampf gegen unsere U-Boote sicherzustellen.

Die französische Armee verhielt sich vorläufig untätig, um sich nach der erlittenen Niederlage innerlich zu festigen. Sie nahm später nur örtliche Kampfhandlungen, wennschon von großer Stärke, vor. Die Schwerkraft des englischen und belgischen Heeres, unterstützt durch Franzosen, wurde zum Angriff in Flandern bereit gestellt. Auch am Isonzo, in Mazedonien und Palästina sollte von neuem angegriffen werden.

Im Sommer 1917 machte ich mir naturgemäß über die bereits in

Ausführung begriffenen feindlichen Absichten und Maßnahmen zunächst kein so klares Bild, wie ich es im Juli und August gewann.

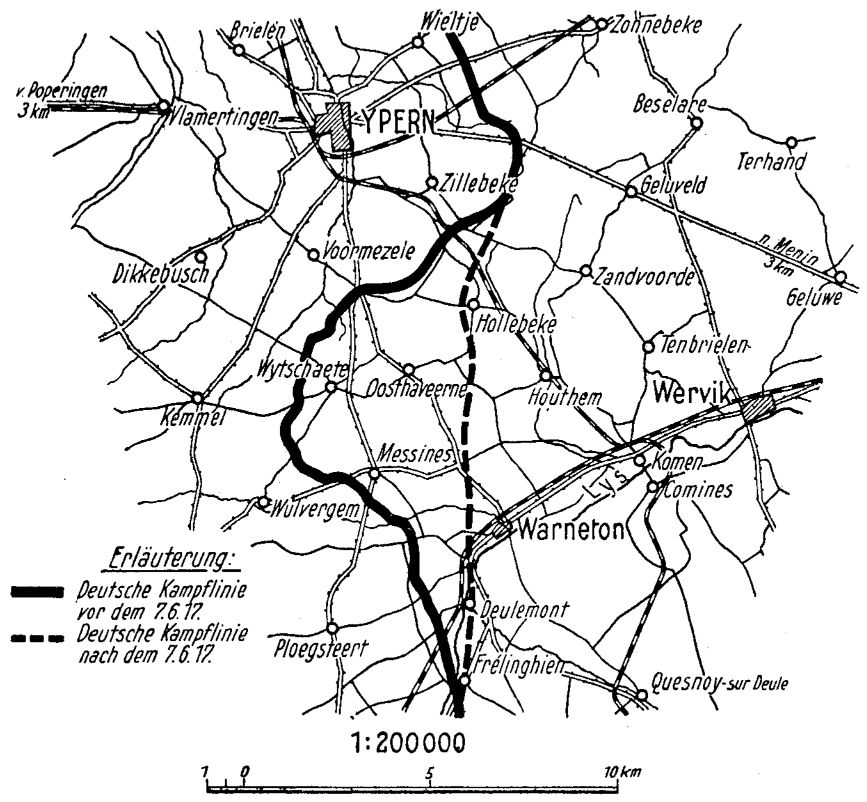
Ein Abflauen der französischen Angriffe wurde in der zweiten Maihälfte fühlbar. Die Zurückhaltung des französischen Heeres dauerte weiter an. Mit dem jederzeit möglichen Wiederbeginn ihres Angriffs hier oder an anderen Stellen mußte ich indes rechnen. Die englische Armee setzte die Kämpfe auf dem bisherigen Schlachtfelde östlich Arras auch in der zweiten Maihälfte fort; zwar nicht mit der Kraft, wie seinerzeit in den Sommeschlachten, aber doch weiter an unserem Marke zehrend.

Anfang Juni machte sich erhöhte Tätigkeit des Feindes vor dem südlich Ypern in die feindliche Stellung hineinspringenden Wytschaete-Bogen bemerkbar. Die Wegnahme desselben hat tatsächlich die große Flandernschlacht bereits im Juni eingeleitet. Solange er in deutscher Hand war, wurde jeder englische Angriff bei und nördlich Ypern von Süden her flankiert. Die taktische Lage der deutschen Truppen im Wytschaete-Bogen war keine günstige. Es schwebten Erwägungen, ihn zu räumen und die Sehnenstellung einzunehmen. Die Armee glaubte aber, ihn halten zu können. Ein abgeschlagener Angriff ist für jeden Verteidiger wegen der damit eintretenden, unendlich schweren Verluste des Gegners wertvoll, so stimmten die Heeresgruppe und auch die Oberste Heeresleitung dem Halten des Bogens zu. Es wäre geglückt, die Stellung zu behaupten, wenn nicht der Engländer ganz außerordentliche Minensprengungen vorgenommen und dadurch seinem in üblicher Weise mit gewaltiger Artillerie und dichten Infanteriemassen geführten Angriff Bahn gebrochen hätte. Unter dem Eindruck dieser Sprengungen gelang am 7. Juni dem Feinde der Einbruch.

Die Höhen von Wytschaete und Messines waren in den früheren Jahren Stätten regen Minenkrieges gewesen. Seit langem hatte die beiderseitige Sprengtätigkeit aufgehört; es war Ruhe eingetreten und in den Horchstollen feindliches Arbeiten nicht mehr festgestellt. Die Minen müssen daher schon lange geladen gewesen sein. Die moralische Wirkung der Sprengung war ungemein groß: unsere Truppe gab an verschiedenen Punkten dem feindlichen Infanterieansturm nach. Ein gewaltiges, in den Wytschaete-Bogen hineinschlagendes Artilleriefeuer verhinderte ein wirkungsvolles Eingreifen unserer Reserven und ein Wiederherstellen der Lage. Die Sehnenstellung wurde jetzt mit unserer Zustimmung bezogen. Wünschen nach noch weiteren Abschrägungen trat ich entgegen. Der 7. Juni hat uns viel gekostet. Der Einsatz war durch das Gelingen des feindlichen Angriffs sehr hoch gewesen. Auch hier dauerte es viele Tage, bis die Front wieder gefestigt war. Die englische Armee setzte ihre Angriffe nicht fort; sie hatte augenscheinlich nur die Ausgangsstellung für ihren großen Flandernangriff verbessern wollen.

Zunächst erneuerte sie die Kämpfe wieder auf dem alten Schlachtfeld bei Arras; auch zwischen La Bassée und Lens griff der Engländer an. Es waren Abnutzungskämpfe für uns, vom Feinde herbeigeführt, um unsere Aufmerksamkeit von Ypern abzuziehen.

In dem Oberbefehl der 6. Armee war eine Änderung eingetreten. Generaloberst Frhr. v. Falkenhausen war für den verstorbenen General-



Skizze 19. **Kämpfe im Wytschaetebogen 1917.**

oberst Frhrn. v. Bissing Generalgouverneur von Belgien geworden. Er war eine besonders hervortretende Persönlichkeit, der wir auch in der neuen Stellung unser vollstes Vertrauen entgegenbrachten. Die 6. Armee hatte General Otto v. Below erhalten, er übergab das Heeresgruppenkommando in Mazedonien an General v. Scholtz, der zuletzt an der Ostfront eine Armee befehligt hatte.

Der Abschluß der Aisne-Champagne-Schlacht hatte die 7. und 1. Armee in einer Linienführung zurückgelassen, die namentlich auf dem Chemin des Dames an vielen Stellen recht ungünstig war. Ein Aufgeben des Höhen-

rückens hätte einen französischen Erfolg bedeutet und niederdrückend auf die Truppen gewirkt, die ihn so tapfer gehalten hatten. Die Heeresgruppe Deutscher Kronprinz und die 7. Armee wollten in einer Reihe kleinerer Unternehmungen Stellungsverbesserungen vornehmen, um zu einer Linienführung zu kommen, die als Dauerstellung geeignet war. Dies entsprach auch den Ansichten der Obersten Heeresleitung. In vielen, mit großer Umsicht von den beteiligten Kommandobehörden vorbereiteten und von der Truppe geschickt ausgeführten Kämpfen wurde hier nach und nach eine günstigere Front geschaffen und der Geist der Truppe neu belebt.

Auch General v. Gallwitz, der Oberbefehlshaber der 5. Armee, wollte aus diesem Grunde auf dem westlichen Maasufer eine örtliche Stellungsverbesserung vornehmen, die die dortige Gruppe für besonders wichtig hielt. Die Heeresgruppe Deutscher Kronprinz befürwortete die Anträge, und die Oberste Heeresleitung stimmte zu. Die Angriffe am 18. und 19. Juni hatten Erfolg. Es trat hier aber dasselbe in Erscheinung wie an anderen Orten: daß das Angreifen leichter ist als das Halten des Gewonnenen.

Bei jedem derartigen Angriff im Stellungskriege, wie ihn die 7. und jetzt die 5. Armee führten, wurde mit feindlichen Gegenstößen gerechnet, ihre Abwehr daher bei der Kräfte- und Munitionsberechnung, die die Oberste Heeresleitung sich einreichen ließ, mitberücksichtigt. Wir wollten jedem uferlosen Plan vorbeugen. Trotzdem alles auf diese feindlichen Gegenangriffe eingerichtet war, gelangen sie nur gar zu oft. Die 7. Armee war ihrer Herr geworden. Vor Verdun entrissen uns die Franzosen wieder zum größten Teil den Gewinn. Ich war froh, als die Kämpfe dort abgeschlossen waren, und nicht zufrieden, daß ich die Angriffe bei Verdun zugelassen hatte. Ebensowenig wie als Chef im Osten war ich jetzt ein Freund des „Herumbataillierens", bei dem der Gewinn die Verluste nicht aufwog.

Bei der 4. Armee saß der Engländer noch seit 1914 in einem engen Brückenkopf hart an der Küste auf dem östlichen Yserufer. Diese Stelle blieb immer ein schwacher Punkt des Marinekorps. Die 4. Armee, der dies Korps unterstand, erhielt die Genehmigung, diesen Brückenkopf zu nehmen. Am 10. Juli fand der Angriff statt. Er gelang in frischem Ansturm: die Yser verhinderte wirkungsvoll alle feindlichen Gegenstöße.

Trotz der harten Kämpfe um den Wytschaete-Bogen in der ersten Junihälfte und anderen Kämpfen an der englischen Front war doch die Gefechtstätigkeit im Westen von Mitte Mai bis in den Juli hinein eine derartige gewesen, daß sich die Truppen wenigstens teilweise kräftigen und wir uns Reserven schaffen konnten. Das Westheer war wohl vorbereitet, als sich im Osten die Ereignisse zuspitzten.

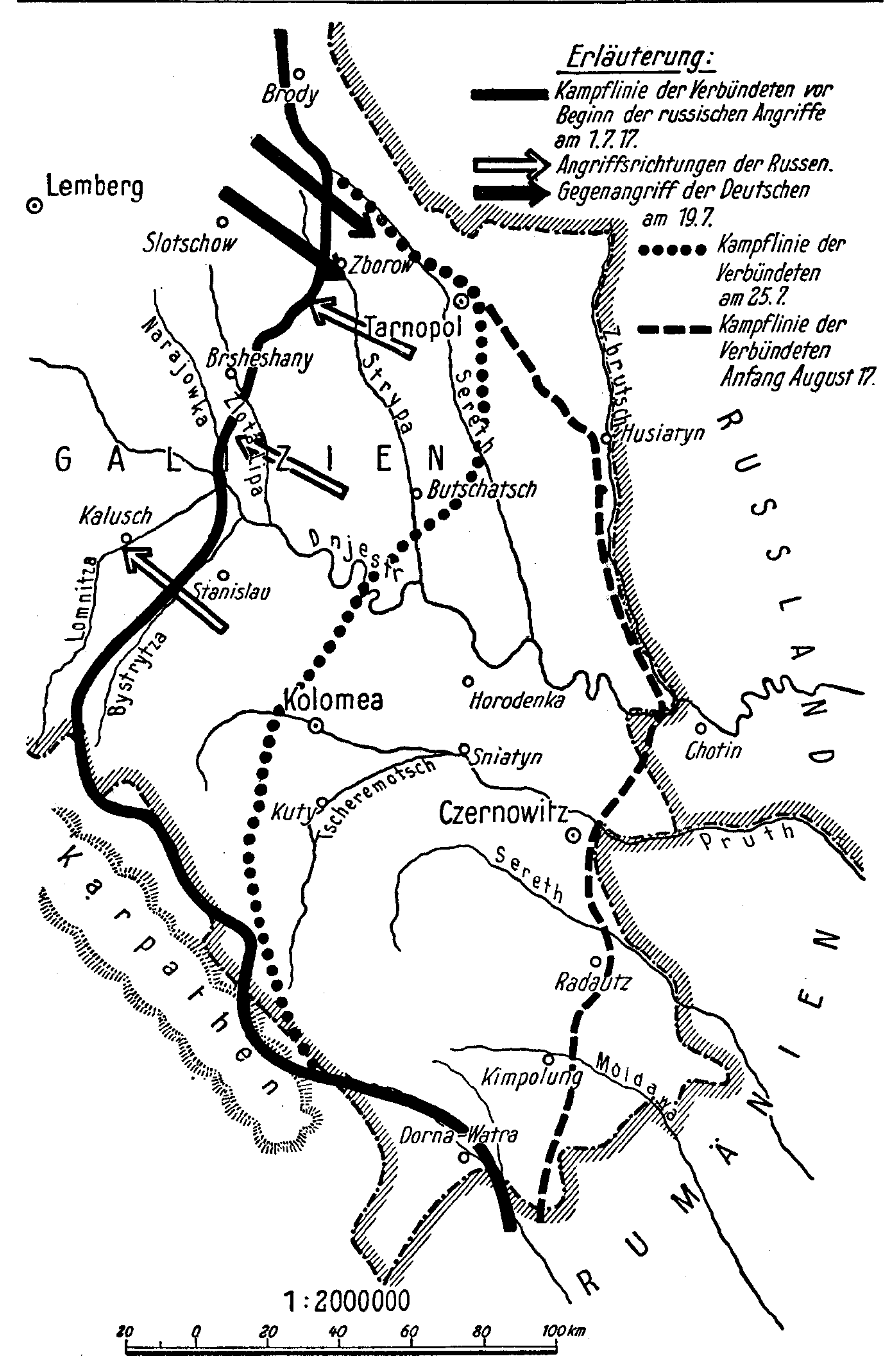
V.

Was wir mit Sicherheit angenommen hatten, war eingetreten: die russische Revolution schwächte die Kampfkraft des Heeres. Der Friedensgedanke schien in Rußland Boden zu gewinnen. Die Stellung der neuen russischen Regierung und des russischen Volkes und Heeres zu ihm war indes nicht einheitlich. Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Miljukow, verlangte Fortsetzung des Krieges und Umformung der Karte Europas auf Kosten des Vierbundes, andere Minister sprachen von einem Frieden ohne Annexionen und Kontributionen und vom Selbstbestimmungsrecht der Völker. Von allen wurde das Festhalten an dem Bündnis mit den Ententemächten betont. Mit ihrer zielbewußten Arbeit gegen jede Friedensströmung in Rußland war zu rechnen. Für ein Nachlassen ihres Vernichtungswillens gegen uns ergab sich nicht der geringste Anhalt.

Das Verhalten der russischen Truppen war stellenweise entgegenkommend; wir gingen gern darauf ein. An anderen Frontteilen blieb eine Gefechtstätigkeit bestehen; wir vermieden sie indes auch hier.

Die Gesamtkriegslage war in den Monaten April und Mai bis in den Juni hinein nicht danach angetan, eine größere Kampftätigkeit an der Ostfront zu suchen; auch die Reichsleitung fürchtete, es könnte durch einen Angriff unserseits die Zersetzung Rußlands aufgehalten werden. Anfang April, als die Verhältnisse dort in voller Entwicklung waren, führte die Heeresgruppe Linsingen einen örtlichen Angriff gegen einen aus den Kämpfen des Jahres 1916 am Stochod nordöstlich Kowel verbliebenen Brückenkopf aus. An und für sich war es ein bedeutungsloses Unternehmen, doch war die Zahl der russischen Gefangenen so erheblich, daß auch ich verwundert war. Der Reichskanzler trat an mich mit dem Ansuchen heran, aus diesem Erfolge möglichst wenig zu machen. Ich ging, wenn auch ungern, auf seinen Wunsch ein. Die Truppe, die den Angriff ausgeführt hatte, verdiente dies nicht. In der Presse haben unsere zurückhaltenden Äußerungen über unseren Kampf am Stochod verschiedentlich Befremden erregt. Ich konnte dies verstehen, hielt es aber für meine Pflicht, den Wünschen des Reichskanzlers nachzukommen, um wirklich vorliegende Friedensaussichten nicht zu stören. Die Oberste Heeresleitung verbot weiterhin jede Kampfhandlung.

Mit dem schärferen Hervortreten Kerenskis im Mai wuchs die große Gefahr, daß sich die russische Armee wieder festige. England, Frankreich und die Vereinigten Staaten sparten keine Anstrengung, um dies Ziel zu erreichen. Diesem gegenüber wurde die Lage im Großen Hauptquartier oft genug dahin besprochen, daß ein schneller Angriff an der Ostfront mit Divisionen, die der Oberbefehlshaber Ost bereitstellen konnte,



Skizze 20. **Kämpfe in Ostgalizien Sommer 1917.**

verstärkt durch einige Westdivisionen, besser sei als ein Zusehen; jetzt wäre es noch Zeit, die russische Armee in verminderter Kampfkraft zu treffen. Ich ging nicht darauf ein, obschon sich die Lage im Westen gebessert hatte. Ich wollte nichts tun, um selbst nur dem Schein nach eine wirkliche Friedensmöglichkeit zu stören. Auch militärisch war dies Handeln berechtigt, weil jede Revolution an der Kampfkraft eines Heeres frißt und es zersetzt. Allerdings wurde ich bedenklich, ob dies zuträfe, als am 1. Juli der russische Angriff zunächst in Galizien begann. Die Zeit unerquicklichen Abwartens im Osten war zu Ende. Jetzt war die Oberste Heeresleitung durch nichts beschränkt und hatte volle Freiheit des Handelns.

Der russische Angriff war großzügig geplant. Aus dem Rigaer Brückenkopf, bei Dünaburg, am Narotsch-See, bei und südlich Smorgon und in ganz Ost-Galizien, von der Bahn Tarnopol—Zborow—Lemberg an bis an die Karpathen heran, sollte angegriffen werden. Hier im Süden lag der Schwerpunkt der Handlung.

Dem Oberbefehlshaber Ost waren Ende Juni die Angriffsabsichten nicht verborgen geblieben, zahlreiche Überläufer kündeten sie an. Er traf alle Abwehrmaßnahmen. Um einen von ihm erstrebten Gegenstoß zu führen, brauchte er Verstärkungen aus dem Westen. Hier war es zwar augenblicklich ruhiger, aber es mußte angenommen werden, daß die Kämpfe weitergingen. Wie es dort auch kam, die Oberste Heeresleitung mußte die Lage im Osten ausnutzen, wie sie sich ihr bot. Um, wenn es irgendwie ging, mit Rußland entscheidend abzurechnen und so nach einer Seite hin freie Hand zu bekommen, wurden sechs Divisionen im Westen für den Osten freigemacht. Mehr war zur Zeit nicht möglich. Die Offiziere, die an der Westfront befehligten, gaben die Divisionen nur ungern für den Osten her. Sie konnten nicht die Größe des Zieles erkennen.

Die günstigste Stelle für einen Angriff an der Ostfront war, nächst einem Dünaübergang oberhalb Riga, die Linie Zborow—Sereth-Niederung in Ost-Galizien. Von hier konnte eine Umfassung der südwärts stehenden Teile des russischen Heeres erstrebt werden. Diesen Gedanken wollte der Oberbefehlshaber Ost jetzt zur Tat umsetzen. Die Oberste Heeresleitung konnte damit einverstanden sein. Wie nun der Angriff verlaufen, wie er sich auswerten würde, ob als Operation, wie ich im stillen hoffte, ob nur als taktischer Gegenstoß, und wie die russische, aber auch die k. u. k. Arme sich überhaupt schlagen würden, das blieben Fragen, deren Lösung ich mit größter Spannung harrte.

Der russische Angriff in Ost-Galizien erfolgte mit größtem Munitionsaufwand und in dichten Massen; wo k. u. k. Truppen standen, hatte er Erfolge, deutschen und türkischen gegenüber nicht. Am 1. Juli brachen zwischen Zborow und Brsheshany starke russische Kräfte in die dortige öster-

reichisch-ungarische Front ein. K. u. k. Truppen gingen in Menge zum Feinde über. Der Oberbefehlshaber Ost mußte erhebliche Reserven einsetzen, um den Stoß am 2. aufzufangen. Weitere russische Angriffe brachen zusammen. Der Angriff auf die Südarmee begann am 4. Juli. Das mehrtägige heiße Ringen endete mit einem vollen Abwehrerfolge der Armee des Generals Grafen v. Bothmer, die fast ausschließlich aus deutschen Truppen bestand.

Südlich des Dnjestr hatte der russische Angriff gegen die k. u. k. 3. Armee am 6. und 7. Juli vollen Erfolg. Die k. u. k. Truppen wichen zurück, eine frisch eintreffende deutsche Division suchte den Rückzug aufzuhalten, wurde aber mit zurückgerissen. Die Russen drangen bis an die Lomnitza vor und besetzten Kalusch. Die Lage war für den Oberbefehlshaber Ost kritisch. Er hatte seine Reserven zu dem beabsichtigten Gegenangriff zwischen Zborow und dem Sereth in Richtung Tarnopol versammelt, ebendorthin waren auch die Westdivisionen im Anrollen. Wie im Vorjahre die Front des Erzherzogs Karl gestützt werden mußte, bevor wir zu einem Aufmarsch gegen Rumänien kamen, so mußte der Oberbefehlshaber Ost jetzt wieder die k. u. k. Truppen, und namentlich die k. u. k. 3. Armee verstärken, bevor er seine Bereitstellung zum Gegenstoß durchführen konnte. Es ist in hohem Grade anzuerkennen, daß er trotz der Schwankungen südlich des Dnjestrs und trotz der heftigen Angriffe, die jetzt auch im Norden einsetzten, zu dem Stoß nördlich Zborow kam und die Operation rücksichtslos durchführte.

Bei Kalusch waren wir vom Glück begünstigt. Die russische Armee hatte bereits zu viel von ihrem früheren Angriffsgeist eingebüßt und war nicht mehr über die Lomnitza gegangen. Die ersten eintreffenden deutschen Truppen vermochten daher, auch dank tatkräftigen Eingreifens des Majors Frhrn. v. dem Bussche von meinem Stabe, die Lage zu halten. Am 15. Juli konnten sie Gelände gewinnen; damit war die Krise überstanden.

Von den Angriffen gegen die alte Front des Oberbefehlshabers Ost war der südlich Smorgon bei Krewo am 21. Juli erfolgende besonders heftig; der Russe brach in eine dort auf sehr breiter Front stehende Landwehr-Division ein, die sich ungemein tapfer wehrte. Es sah einige Tage sehr ernst aus, bis Reserven und unser Artilleriefeuer die Lage wiederherstellten. Der Russe räumte wieder unsere Gräben. Er war nicht mehr der alte.

Inzwischen hatte die Angriffsgruppe ihren Aufmarsch zwischen Zborow und dem Sereth vollzogen. Leider mußte der Angriff infolge überaus ungünstiger Witterung um zwei bis drei Tage bis zum 19. Juli aufgeschoben werden. Es war dies der Tag, an dem im deutschen Reichstage die

Friedensresolution beraten wurde. Der Erfolg des Angriffs war glänzend, auf 20 km Breite wurde bis zu 15 km Tiefe Gelände gewonnen. Das ganze Heer war gehoben — im deutschen Reichstage wurde der Sieg deutscher Waffen als Stimmungsmache bezeichnet.

An dem nächsten Tage wurde der Stoß in Richtung Tarnopol fortgesetzt, das bereits am 25. Juli fiel. Die russische Front südlich der Eisenbahn Zborow—Tarnopol begann sich von unseren Stellungen loszulösen. Aus dem taktischen Gegenstoß wurde die Operation großen Stils. Die Lockerung der russischen Front dehnte sich immer weiter nach Süden aus. Die Südarmee, die k. u. k. 3. und 7. Armee, die besonders stark mit deutschen Truppen durchsetzt war, traten an. Bis in die Bukowina hinein war die Ostfront in Bewegung. Die russische Armee wich in Unordnung zurück, ihr Mark war durch die Revolution krank geworden.

Am 2./3. August hatten wir unter steten Kämpfen den Zbrutsch erreicht, Czernowitz und Kimpolung genommen. Damit hatte die operative Auswertung des Gegenstoßes vom 19. Juli ihr Ende erreicht. Zwar erhoffte ich vorübergehend noch ein Vordringen der k. u. k. 3. und 7. Armee in die Moldau hinein, die Angriffskraft der k. u. k. Truppen war aber zu gering, und die der deutschen allein genügte nicht. Die rückwärtigen Verbindungen gestalteten sich außerdem so schwierig, daß eine geordnete Versorgung der Armeen sich vor Herstellung der Bahnen nicht bewältigen ließ. Hieran wurde zwar mit starken Kräften gearbeitet, die Zerstörungen waren aber so gründlich, daß Wochen vergehen mußten, bis an eine Weiterführung der Operationen südlich des Dnjestr gedacht werden konnte.

Die deutschen Truppen hatten sich wie im Herbst vorigen Jahres im Bewegungskrieg hervorragend bewährt; sie fühlten sich wie erlöst aus dem ungeheuren Bann des Stellungskrieges. Die k. u. k. Armee hatte trotz aller auf sie angewandten Sorge ein Nachlassen der Kampfkraft gezeigt, das in hohem Maße erschreckend war.

Am Zbrutsch flackerte der Kampf noch einige Tage hin und her, südlich Czernowitz drückte die Heeresgruppe des Erzherzogs Joseph, der seinerzeit an Stelle Kaiser Karls den Oberbefehl in Ungarn übernommen hatte, noch etwas weiter nach Osten vor; die Operation war aber beendet, obschon an der rumänischen Front Kämpfe begonnen hatten.

Hier hatte am 24. Juli in den Bergen zwischen Focsani und der Grenze ein russisch-rumänischer Entlastungsangriff eingesetzt. Er traf eine schwache Stelle der Front und hatte örtlichen Erfolg.

Unser Vordringen nördlich der Karpathen — Dnjestr abwärts und durch die Bukowina gegen die Moldau — legte den Gedanken nahe, die Operationen gegen die rumänischen Truppen wieder aufzunehmen und,

während die k. u. k. Armeen über Czernowitz und südlich im Vormarsch blieben, am unteren Sereth anzugreifen. Die Erwägungen führten dazu, das Alpenkorps im Juli nach Rumänien zu fahren und somit die Westfront noch weiter zu schwächen. Die Erörterungen über diesen Angriff waren noch nicht abgeschlossen, als jener russisch-rumänische Vorstoß erfolgte. Nun ergaben sich als Angriffsrichtungen für die Heeresgruppe Mackensen ein Vordringen auf dem westlichen Sereth-ufer nach Norden und für den südlichen Teil der Heeresgruppe Erzherzog Joseph vom Oitoz-Paß her in Richtung Otzna. Die Kämpfe begannen in der ersten Augusthälfte und dauerten bis in die zweite hinein. Sie hatten an beiden Stellen örtliche Erfolge und zwangen auch den Gegner zur Aufgabe seines Geländegewinnes vom 31. Juli.

Die rumänische Armee hatte durch die Einwirkung Frankreichs derart an Festigkeit gewonnen, daß strategische Erfolge für uns ausgeschlossen erschienen, solange nicht die Offensive aus der Bukowina wieder in Fluß gebracht wurde. Dies war vorläufig nicht möglich. Die Angriffe der Heeresgruppen Mackensen und Erzherzog Joseph wurden eingestellt. Der Rumäne griff nun seinerseits ohne Erfolg an. Allmählich schlief die Kampftätigkeit auch hier wieder ein.

*

Der große Ententeangriff, dem wir im Frühsommer 1917 erliegen sollten, war ausgeklungen, durch die russische Revolution war es zu einem einheitlichen Handeln nicht gekommen. Bei dem englisch-französisch-italienischen Ansturm fiel Rußland aus, und als Rußland die Offensive ergriff, war die Westfront bereits geschwächt. Wir hatten hier, wenn auch mit erheblichen Nackenschlägen, ausgehalten und an der Ostfront einen großen Gewinn zu verzeichnen. Der militärische Niedergang Rußlands lag offenkundig vor aller Welt.

Sechs Monate des U-Bootkrieges waren verflossen. Er hatte viel, rein zahlenmäßig mehr, aber in seinem Enderfolge nicht das geleistet, was vorausgesagt war. Noch hatte ich die Hoffnung, daß die Vermutungen der Marine sich doch in naher Zeit erfüllen würden. Aber ich begann mich jetzt mit der Frage zu beschäftigen, ob wirklich auch so viele U-Boote gebaut würden, wie es möglich sei. Es mußte alles geschehen, um die Wirkung des U-Bootkrieges zu steigern. Allerdings war die Oberste Heeresleitung nicht imstande, bei der gespannten Kriegs- und Wirtschaftslage Facharbeiter in größerem Umfange aus dem Heeresdienst für die Marine zu entlassen oder das Hindenburg-Programm zu ihren Gunsten einzuschränken.

V.

Durch eiserne Arbeit und Entschlossenheit, begünstigt durch die russische Revolution, war es geglückt, die militärische Lage zu entspannen. Das Fehlen eines geschlossenen Willens in Deutschland wie in Österreich-Ungarn sollte indes unter dem Druck dieser Umwälzung und der wirtschaftlichen Notlage sowie unter dem wachsenden Einfluß der feindlichen Propaganda daselbst Verhältnisse zeitigen, die die Kriegsfähigkeit der beiden verbündeten Staaten immer mehr herabsetzten und das militärisch Gewonnene gefährdeten. Die Hoffnung der Völker der Entente auf den inneren Zusammenbruch ihrer Feinde erhielt von nun an stetig neue Nahrung. Der Friede mußte unermeßlich erschwert und das Kriegsende hinausgeschoben werden.

Reichskanzler v. Bethmann und Graf Czernin standen beide ganz unter dem Einfluß der russischen Revolution. Beide befürchteten gleiches für ihre Länder. Beide dachten ausschließlich daran und an leider recht ferne Friedensmöglichkeiten, während sie, solange der Friede noch nicht erreicht war, für die Kriegführung Entscheidendes zu leisten hatten. Sie mußten die Volkskraft durch schaffende Tätigkeit ebenso heben, wie es der Obersten Heeresleitung mit der Kampfkraft des Heeres in hartem Ringen mit einem gewaltigen Feinde gelungen war. Ihre Politik gipfelte in stetem Nachgeben nach innen, sie verzichteten darauf, das Volk zu führen. Sie übersahen infolge ihrer ganzen Gedankenrichtung, welchen unsagbaren Schaden sie damit der nach außen zu vereinigenden Macht ihrer Länder und hierdurch der Kriegführung zufügten. Beide Männer, die das Schicksal in den ernstesten Zeiten an die Spitze ihrer Völker gestellt hatte, waren keine Kraftnaturen, wie die Verhältnisse sie erforderten. Auch nach innen waren schwere Kämpfe zu führen, darüber bestand kein Zweifel. Graf Czernin hatte es mit seinem Völkergemisch unendlich schwer. Herr v. Bethmann konnte es besser haben, er brauchte nur in den Gedankengängen zu handeln, wie sie sich aus dem Wesen dieses Krieges und aus unserer Lage gegenüber dem Vernichtungswillen unserer Feinde mit zwingender Gewalt ergaben. Statt immer mehr den Gedanken des Verständigungsfriedens zu pflegen, der praktisch nie zu erreichen war, mußte er das Volk zusammenfassen, ihm Ziele und große Aufgaben weisen und dem Heere geben, was wir forderten. Dem deutschen Volke war immer wieder zu zeigen, wofür es kämpfte, und wie der Feind in seinem tiefsten Innern dachte. Die Mehrzahl wäre ihm wie 1914 gefolgt. Unbelehrbare gibt es immer. War wirklich eine Täuschung über das Denken und die Ziele unserer Feinde nach ihrer ganzen Geschichte, nach ihrer ganzen Denkungsart und auch nach ihren Antworten auf unser Friedensangebot vom 12. Dezember und die Wilson-

Note vom 18. Dezember möglich? War zu verkennen, daß das Nachlassen der Kriegsfähigkeit der Heimat die Kraft der Kriegführung lähmen mußte?

Wie ernst die Lage von der Obersten Heeresleitung angesehen wurde, hatten der Entschluß zum U-Bootkrieg und das Zurückverlegen der Front in die Siegfriedstellung drastisch und auch dem Nichtmilitär verständlich gezeigt. Es mußte der Regierung klar sein, daß nur wirkliches und durchgreifendes Schaffen helfen konnte.

An einem der ersten Apriltage 1917 erhielt der Kaiser den Besuch des Kaisers Karl in Homburg. In seiner Begleitung befanden sich Graf Czernin und General v. Arz. Der Reichskanzler, der Generalfeldmarschall und ich waren gleichfalls nach Homburg befohlen.

Herr v. Bethmann und Graf Czernin hatten sich schon vorher gesehen. Am 27. März hatten beide Herren Vereinbarungen getroffen, die in dem „Wiener Dokument" vom gleichen Tage niedergelegt sind. Es umfaßt ein Minimalprogramm der Friedensbedingungen, das sich auf den status quo ante stellt, und ein Programm für einen günstigen Kriegsausgang, das sich den von mir vertretenen Gedankengängen anschließt. Von einem Verzicht nach irgendeiner Richtung hin war nicht die Rede.

Dieses wichtige Dokument kam erst am 5. Februar 1918 zur Kenntnis der Staatssekretäre und der Obersten Heeresleitung.

Während sich in Homburg die Majestäten und die Staatsmänner besprachen, hatten General v. Arz, der Generalfeldmarschall und ich eine Beratung über die Lage. Wir hatten die Siegfriedstellung bezogen und sahen den großen Aprilangriffen entgegen. Ich hielt damals den englischen Ansturm für dicht bevorstehend. Der Erfolg des U-Bootkrieges war im März gut gewesen. Das Reichsamt des Innern begann seine Wirkung hoch einzuschätzen. Die Bedeutung Amerikas wurde voll gewürdigt. Unsere Beurteilung der Lage war ernst, doch zuversichtlich, wir hofften für die nächste Zeit die Ententeangriffe abzuwehren und mußten im übrigen den U-Bootkrieg und die Entwicklung der Verhältnisse in Rußland abwarten.

General v. Arz hatte für die k. u. k. Fronten die gleichen Hoffnungen, setzte aber hinzu, daß die k. u. k. Armee infolge des Rohstoffmangels und des stark beanspruchten Menschenmaterials nur noch bis zum Winter kämpfen könne. Es herrschte über die Notwendigkeit, zunächst den Krieg mit aller Energie fortzuführen, kein Zweifel. Wie sich die Verhältnisse zum Winter gestalten würden, war nicht zu übersehen.

Gegen 12 Uhr mittags war Besprechung zwischen dem Reichskanzler, dem Grafen Czernin, dem Generalfeldmarschall, General v. Arz und mir. Der Reichskanzler fragte mich vor Beginn der Sitzung, ob ich die Zeit zu einem Friedensschritt für gekommen hielte. Ich konnte ihm nur antworten, daß wir vor einer großen Kraftanstrengung der Entente stünden und ich

nicht glaube, daß jetzt militärisch der geeignete Zeitpunkt sei. Weiter wurde die Frage nicht verfolgt, auch nicht im Zusammenhang mit der russischen Revolution. Graf Czernin schlug vor, wir sollten zur Herbeiführung eines baldigen Friedens Elsaß-Lothringen an Frankreich geben. Österreich-Ungarn würde Galizien mit Polen vereinigen und für eine Angliederung Polens an Deutschland eintreten. In diesem Augenblick wurde unser Zusammensein mit den beiden Staatsmännern, das etwa zehn Minuten gedauert hatte, unterbrochen. Der Reichskanzler und Graf Czernin wurden zu den beiden Kaisern gerufen. Damit war für mich der offizielle Teil der Kaiserzusammenkunft beendet. Ich wurde nur noch am Nachmittag von Kaiser Karl empfangen.

Graf Czernin setzte mir nach dem Frühstück in einem Privatgespräch seine Ansichten auseinander. Er begründete zunächst seinen Wunsch nach Frieden mit den inneren Verhältnissen der Doppelmonarchie. Ich hatte keinen Grund, mit meinem persönlichen Denken zurückzuhalten. Ich war schließlich auch Sohn meines Vaterlandes und hatte das gute Recht, auszusprechen, was ich dachte. Ich habe Graf Czernin geantwortet, daß er die Völker der Doppelmonarchie fester führen und ihren Geist heben müsse. Er entgegnete mir, das wäre nicht möglich. Ich wandte mich darauf seinen Vorschlägen zu. Sein polnisches Projekt erschien mir sehr fragwürdig; welche Stellung würde Polen dazu einnehmen? Wie würde es auf unsere östlichen Landesteile wirken! Ich war über diesen ganzen Plan um so mehr erstaunt, als die österreichisch-ungarische Polenpolitik in Warschau jeder Aufrichtigkeit den deutschen Interessen gegenüber entbehrte. In diesem polnischen Projekt war alles unklar, dagegen war die Abtretung Elsaß-Lothringens an Frankreich für uns eine recht eindeutige Frage, von der meines Erachtens so lange nicht die Rede sein konnte, so lange wir nicht geschlagen waren. Jedes Volk steht und fällt mit seiner Ehre. Daß Elsaß-Lothringen aber deutsches Land und es für uns ein Ehrenpunkt sei, zur Verteidigung dieses Besitzes bis zum äußersten zu kämpfen, darin waren sich alle Parteien bis auf die Unabhängige Sozialdemokratie stets einig gewesen. Jede Regierung und auch die Oberste Heeresleitung, die das verkannt hätten, wären damals mit Recht von dem empörten Volkswillen fortgefegt worden. Unsere Lage war gewiß ernst, aber wir waren auch noch zu großen Kraftäußerungen fähig, wir mußten nur wollen. Die Abtretung Elsaß-Lothringens war ein offenes Schwächebekenntnis, das auch von harmlosen Gemütern als solches beurteilt worden wäre. Es war damals durch nichts begründet. Mit Sicherheit war zu erwarten, daß die Entente in all diesen Projekten nichts anderes sehen würde, als irgendeine Falle oder als ein Eingeständnis unserer militärischen Niederlage, das ihre Forderungen erheblich gesteigert haben würde.

Graf Czernin konnte mir auf meine Frage, ob die Entente sich denn wirklich mit der Abgabe Elsaß-Lothringens bescheiden würde, keine bestimmte Antwort geben.

Auffallend ernst äußerte sich Graf Czernin über die inneren Verhältnisse Deutschlands. Er muß sehr gute Berichterstatter gehabt haben. Damit war unsere Unterhaltung beendet.

Von dem Ausscheiden Galiziens aus dem österreichischen Staatsverbande sprach Graf Czernin nicht wieder. Er verfolgte noch eine Zeitlang den Gedanken, daß Rumänien in die Einflußsphäre Österreich-Ungarns, der Osten einschließlich Polens in die Deutschlands falle. Das waren großzügige und klare Gedanken, denen sich die Oberste Heeresleitung nur anschließen konnte. Sie wurden in den Kreuznacher Abmachungen vom 17./18. Mai niedergelegt.

Bald darauf vertrat aber Graf Czernin mit großem Eifer und Geschick die austro-polnische Lösung und gab damit Österreich-Ungarns wahres Gesicht frei. Der Verzicht Österreich-Ungarns auf Polen würde in der Monarchie einen niederschmetternden Eindruck machen. Es handle sich auch um das Prestige des jungen Kaisers. Es war die klare Absicht des Grafen Czernin, uns sowohl in Polen wie in Rumänien an die Wand zu drücken.

Die austro-polnische Lösung brachte schwere Gefahren für Preußen-Deutschland mit sich. Der Generalfeldmarschall und ich befürchteten, daß sie den Zerfall des Bündnisses bedeute und unsere Ostprovinzen unmittelbar bedrohe. Die Polen würden ihre Ansprüche auf deutsches Gebiet stets verfolgen und die preußischen Polen ihnen in die Hand arbeiten. Die Regierung in Wien würde gezwungen sein, sich zum Sachwalter dieser Wünsche zu machen. So lange diese nur von einem alleinstehenden Polen vertreten würden, könnte sich Deutschland damit abfinden, wenn aber ein slawisches Österreich dahinterstünde, dann erhielte das Ganze plötzlich ein anderes Gesicht: Deutschland wäre in seinen Lebensinteressen ernstlich bedroht, der Konflikt zwischen den beiden Reichen geschlossen und fände Deutschland in einer ganz ungemein schwierigen militär-politischen Lage. Die Provinz Schlesien wäre umfaßt und unsere Verbindung nach Ostpreußen, Litauen und Kurland bedroht. Die Angliederung dieser beiden Gebiete war damals durchaus keine Phantasterei. Mir war es auch nicht klar, wie sich Deutschland wirtschaftlich mit der austro-polnischen Lösung abfinden wollte, die uns in Polen selbst die größten Schwierigkeiten bringen mußte und uns von dem russischen Markt abschloß. Wir wußten doch aus Erfahrung, welche Erschwernisse Österreich-Ungarn als Durchgangsland unserem Handel nach dem Balkan machte. Die Frage sollte von uns in Zukunft noch oft besprochen werden, und ihre Beurteilung innerhalb der deutschen Regierung noch eigentümliche Wandlungen durchmachen.

Ein baldiger Friedensschluß wurde von Österreich-Ungarn dauernd erörtert. So wurde in einem Brief Kaiser Karls an Seine Majestät um Mitte April ein Frieden, eventuell unter großen Opfern, behandelt. Die Gefahren einer internationalen Revolution waren sehr eingehend geschildert und darauf die dringende Notwendigkeit eines solchen Friedens begründet. Diesen und ähnliche Briefe gab Seine Majestät dem Reichskanzler zur Beantwortung. Der Generalfeldmarschall und ich hatten uns dazu vom militärischen Standpunkt gutachtlich zu äußern, ebenso wie der Chef des Admiralstabes von seiten der Seekriegführung. Natürlich sagten wir pflichtmäßig das, was wir für richtig ansahen; wie unser Gutachten verwertet wurde, war Sache des Reichskanzlers. In diesem Fall deckten sich die Auffassungen desselben mit unserer wie auch mit der des Chefs des Admiralstabes.

Der Reichskanzler stellte sich in seiner Anwort von Anfang Mai auf den Standpunkt, daß bei den augenblicklich weitgehenden Erwartungen der Entente auf einen entscheidenden Erfolg ihrer Offensive und ihren Hoffnungen auf ein Wiedererstarken Rußlands eine zu auffällig unterstrichene Friedensbereitschaft zur Erfolglosigkeit verdammt sein würde; der auf ihr ruhende Schein hoffnungsloser Erschöpfung der Mittelmächte könne nur die Kräfte des Gegners von neuem beleben. Augenblicklich wäre ein Frieden nur durch Unterwerfung unter den Willen unserer Feinde zu erkaufen, aber einen solchen Frieden würde das Volk nicht verstehen und ertragen.

Die Verhältnisse in Rußland hätten sich bisher zu unseren Gunsten entwickelt, immer mehr dränge sich dort der Wunsch nach Frieden hervor. Unsere ernste Aufgabe wäre es, den Entwicklungs- und Zersetzungsprozeß in Rußland aufmerksam zu verfolgen und zu begünstigen sowie kommende russische Sondierungsversuche so zu behandeln, daß sie zu tatsächlichen Friedensverhandlungen führten. Vielleicht stellten diese dann das Präludium zum allgemeinen Frieden dar.

Der Brief des Kaisers Karl hatte hiermit seine offizielle Erledigung gefunden.

Graf Czernin trat noch bei vielen Gelegenheiten für den Frieden ein. Er befürwortete zwar auch weiterhin deutsche Abtretungen an Frankreich, ob aber die Entente friedensgeneigt sei, ob irgend ein greifbarer Weg zum Frieden bestünde, hat er dabei nicht sagen können. Graf Czernin würde es sicherlich getan haben, wenn er einen solchen Weg gefunden hätte.

Er hat in seiner Rede vom 11. Dezember 1918 über die Kriegs- und Friedensfragen lange Ausführungen gemacht. Wohl nur, um zu zeigen, daß er das Unglück hätte kommen sehen. Das ist ein unfruchtbares

Geschäft. Schwarzseher sind immer kluge Leute; wenn das Unglück eintritt, dann werden sie wegen ihrer Weisheit angestaunt. Die Menge streut ihnen und damit auch sich Weihrauch. Sie hat das Unglück immer vorausgesehen. Tritt es nicht ein, dann sind Schwarzseher und Menge erst recht zufrieden. Beide haben es immer gut. Die Männer der Tat sind schlechter daran. Sie sind nur gerechtfertigt, wenn Erfolg eintritt. Dann jubelt ihnen allerdings die Menge zu. Wird der Erfolg nicht erzielt, kommt sogar Unglück, dann steinigt dieselbe Menge jene Männer der Tat. Schwarzseher und Menge fragen nicht, was haben sie, was haben die Männer der Tat zur Verhütung des Unglücks getan. Von der urteilslosen Masse ist dies nicht zu erwarten. Ich bin aber überrascht, daß Graf Czernin denselben Weg geht. Hat er sich und der Welt Rechenschaft darüber gegeben, was er in der Lage, die er vorgefunden, Tatsächliches vollbracht hat, um den Krieg nicht zu verlieren und um sein und seiner Bundesgenossen Land vor Unglück und Schmach zu bewahren?

Leider hat es Graf Czernin unterlassen, uns früher die Tatsachen mitzuteilen, die erst durch dieselbe Rede zu meiner Kenntnis gekommen sind. Er sagte nämlich:

„Es haben verschiedene Male Fühlungnahmen zwischen unseren und Vertretern der Entente stattgefunden, aber diese Fühlungnahmen haben sich leider niemals bis zu konkreten Bedingungen verdichtet. Wir hatten öfter den Eindruck, daß wir imstande seien, einen Separatfrieden ohne Deutschland schließen zu können, jedoch niemals wurden uns die konkreten Bedingungen genannt, unter welchen Deutschland seinerseits Frieden schließen könne. Niemals wurde uns vor allem erklärt, daß Deutschland seinen vorkriegerischen Besitzstand würde behalten können.... Dadurch, daß die Entente niemals erklären wollte, daß sie mit einem Deutschland sprechen wolle, welches keine Eroberungsabsichten habe, daß die Entente immer erklärte, sie wolle Deutschland vernichten, zwang sie uns gewaltsam den Verteidigungskrieg für Deutschland auf und erschwerte unsere Rolle in Berlin ganz unermeßlich."

Solche Worte hätten, wenn sie eher gesprochen wären, das Gerede vom Versöhnungsfrieden bei uns zum Verstummen gebracht und unseren Kriegswillen zum Segen des Vaterlandes von neuem entfacht.

Graf Czernin hat geschwiegen. Er hat damit eine ungeheure Verantwortung auf sich geladen. Oder hat er den Reichskanzler verständigt, und hat dieser es unterlassen das Volk aufzuklären? Das deutsche Volk hat ein Recht auf Wahrheit.

Nicht nur in Berlin, wie Graf Czernin meint, sondern auch in Wien fehlte der Staatsmann, der den Aufgaben dieses Krieges gewachsen war und der gemeinsam mit den Führern am Feinde den Sieg erkämpfte.

Die leitenden Staatsmänner glaubten nicht an den Sieg, fanden nicht den Weg zum Frieden und blieben trotzdem im Amt!

VI.

Die inneren Vorgänge in Deutschland im Frühjahr und Sommer 1917 habe ich, wie jede Schwächeäußerung, im Interesse der Kriegführung und des Friedens ungemein bedauert. Rückschauend kann ich sagen: unser Niedergang begann offensichtlich mit dem Ausbruch der Revolution in Rußland. Auf der einen Seite beherrschte die Regierung die Sorge vor ähnlichen Zuständen wie dort, auf der anderen das Gefühl der Unfähigkeit, die breite Masse des Volkes mit neuer Kraft zu erfüllen und ihren aus unendlich zahlreichen Gründen nachlassenden Kriegswillen zu stählen. Gewiß erschwerten die Unsicherheit unserer Kriegslage und später das Ausbleiben des von anderen Stellen leider zu sicher angenommenen Erfolges des U-Bootkrieges das Heben der geistigen Spannkraft. Es war gar nicht zu verkennen, daß sie darunter litt. Aber schließlich war im Sommer 1917 infolge des Niedergangs Rußlands unsere militärische Lage besser als die der Entente. Wir konnten mit Recht hoffnungsfreudig sein. Unser seelischer Verfall hatte auch andere Ursachen. Es fehlte die Entschlußkraft der Regierung, Mißstände mit starker Hand zu beseitigen. Hierneben stand der Reichstag ohne geschlossenen Willen, teils um unsere Zukunft aufrichtig besorgt, teils allein aus eigennützigen Gründen bestrebt, Macht zu gewinnen.

Am 7. April erschien ein Erlaß Seiner Majestät, der das Wahlrecht in Preußen betraf. Ich erfuhr von dem Schritt erst nach seiner Bekanntgabe. Der Kaiser, aber auch der Reichskanzler v. Bethmann, sprachen nie über innere Angelegenheiten mit mir. Ich hatte ein solches Gespräch auch nicht zu suchen, da mir innere Politik fern lag.

Der Zusammenhang des Wahlrechtserlasses mit der russischen Revolution war zu offensichtlich. Das war das Bedenkliche. War eine Änderung des Wahlrechts — und dies war zweifellos der Fall — nötig, dann mußte sie vor dem Kriege, spätestens im August 1914, als ein freier Entschluß einer starken Regierung mit erhabener Geste gegeben werden. Die Regierung stellte jetzt zudem die Krone in den Mittelpunkt der politischen Erörterung, anstatt sie aus dem Parteigetriebe fernzuhalten. Der Schritt befriedigte außer engen Volkskreisen nur den Feind, der mit Genugtuung die Ursache erkannt haben wird. Die Regierung hätte sich bei jedem Schritt, den sie tat, immer wieder fragen müssen: wie wirkt er nicht nur auf das eigene Land, wie wirkt er auf die Stimmung der feindlichen Völker? Während des Krieges mußten auch die inneren Fragen durch den

Gedanken an den Feind beherrscht und geleitet werden. Drängen sich die innerpolitischen Verhältnisse immer schärfer hervor, dann beginnt die Kriegsfähigkeit eines Volkes zu sinken, das sollte sich jeder Staatsmann sagen. Der Erlaß vom 7. April und der spätere vom 11. Juli deckten unsere Blöße dem Feinde auf und zeigten die Angst vor der Revolution. Wo Rauch ist, so mußte der Feind folgern, da glimmt es zum mindesten. Also Brand kann entstehen. Der Umsturz wird kommen! Der Schluß konnte für den Feind nur lauten: Ausharren und schüren, bis das Ziel, der Umsturz in Deutschland und Deutschlands Vernichtung, erreicht ist.

Die Wirkung des Aprilerlasses nach innen war zum Teil die gleiche wie nach außen. Die zerstörenden Elemente witterten die Angst der Regierung und wurden anspruchsvoller. Die Streiks in der zweiten Aprilhälfte waren ihre Antwort; sie waren ein Widerhall der russischen Revolution und bewiesen zugleich die erschreckende Teilnahmlosigkeit für die hart kämpfende Front. Sie zeigten auch den Umfang, in dem die Arbeitermassen den bisherigen Führern entglitten waren. Eine beruhigende Wirkung des Erlasses, wie sie die Regierung wohl erhoffte, trat nicht ein, dazu war der Zeitpunkt versäumt und die Regierung selbst nicht stark genug und nicht fähig, aus sich heraus etwas Neues zu schaffen.

Das Volk bewegte das preußische Wahlrecht nur wenig, nur einige politische Kreise und Zeitungen beschäftigte es lebhaft. Leider gab es Anlaß, den Riß im Innern zu vertiefen und die unterirdische Wühlarbeit zu verstärken; im Heer fand die ganze Frage keinen Anklang, die Marine, der Heimat näher und in Ruhe, soll sich mehr damit befaßt haben. Ich dachte nur mit Sorgen an Wahlkämpfe während des Krieges. Sie mußten eine erneute Schwächung unserer Kampfkraft bringen. Ich hielt eine Wahl auch für eine Ungerechtigkeit gegen den Soldaten am Feinde, der nach damaligen richtigen Begriffen nicht mitwählen durfte. Von Freunden und Gegnern des Wahlrechts wurde ich in den Parteienstreit hineingezogen, obschon ich nie zu der Frage Stellung genommen habe. Ich sprach mich oft in diesem Sinne auch Ministern gegenüber aus. Persönlich erhoffte ich eine Lösung der Wahlrechtsfrage auf berufsständischer Grundlage, wie sie auch Bismarck als die geeignetste vorgeschwebt hatte. Diese konnte vielleicht unserm stockenden und unfruchtbaren öffentlichen Leben neue Kraft geben. Zu solcher Einsicht waren wir damals noch nicht fähig. Das jetzt aufgekommene unklare Wort „Verankerung der Arbeiterräte in der Verfassung" weist von neuem auch auf eine berufsständische Volksvertretung, zum mindesten in einer ersten Kammer, hin. Undenkbar ist, daß nur ein Stand verfassungsmäßige Rechte haben und die anderen leer ausgehen sollen.

Weitere Erscheinungen bekundeten das Nachlassen unseres Kampfwillens, der noch am 27. Februar, allerdings vor dem Ausbruch der

russischen Revolution, im Reichstage in erhebender Weise betont worden war. Immer schärfer drang, in vollständigem Verkennen des Vernichtungswillens des Feindes, der Gedanke nach einem Versöhnungsfrieden in das deutsche Volk; er wurde besonders von denen begierig aufgenommen, die von einem Siege Gefahren für ihr innerpolitisches Begehren befürchteten. In den Monaten Mai und Juni fanden zur vermeintlichen Förderung des Friedens, von der Regierung begünstigt, viele Reisen von Abgeordneten nach Stockholm, Österreich-Ungarn und der Schweiz statt. Wir gingen dort in die von der Entente bereiteten Fallen. Ich war gegen diese Reisen, ebenso der Oberbefehlshaber in den Marken. Eine Entscheidung des Kaisers sprach sich für die Reisen aus. Der stellvertretende Generalstab in Berlin mußte die Pässe ausstellen. Auch Graf Czernin entsandte die Sozialistenführer Österreich-Ungarns nach Stockholm. Von hier aus sollten, gestützt auf die russische Revolution, die Arbeitermassen der feindlichen Staaten aufgerufen werden, damit auch sie die „Versöhnung der Menschheit" verkündeten und durchsetzten. Diese Bestrebungen zeugten nicht von Menschenkenntnis und trugen in keinem Fall der Psyche der feindlichen und eigenen Völker Rechnung; wohl aber verfolgten sie zum Teil ausgesprochen revolutionäre Zwecke. Beim Feinde wurde kein Eindruck hervorgerufen, dagegen bei uns im Lande und in Österreich-Ungarn der Kriegswille immer mehr geschwächt. Das Vertrauen auf die eigene Kraft ging verloren. Immer mehr ließ sich die Regierung die Leitung der Regierungsgeschäfte aus der Hand nehmen, und zwar, was noch viel schlimmer war, nicht vom Volk in seiner Gesamtheit, sondern von bestimmten ihrer ganzen geschichtlichen Vergangenheit nach nur kritisierenden, nicht aufbauenden Gruppen.

Der Entente waren solche Versammlungen und alles Gerede ihrer Feinde vom Verständigungsfrieden nur zu recht. Sie gaben ihr Aufschluß über unser Denken. Sie aber ließ in richtiger Einschätzung der Volkspsyche keine Sozialistenführer reisen und fühlte sich durch nichts gebunden. Sie verfolgte ganz andere Ziele. Frankreichs Gedanken, Deutschland zu vernichten, gab Ministerpräsident Ribot im Sommer 1917 so klaren Ausdruck, daß kein Mißverständnis möglich war, wenn man sich ihm nicht absichtlich hingab. Kein Mensch mit nur einigermaßen Wirklichkeitssinn konnte bezweifeln, daß alle schönen Schlagworte für die Entente nur Aushängeschilder bedeuteten, die die Masse betören, der Gewalt aber nur den Schein des Rechts geben sollten. Regierung, Reichstag und der größte Teil des Volkes nahmen alles für bare Münze. Im Reichstag drohten sozialdemokratische Abgeordnete, das erste Mal im Kriege, offen mit der Revolution. Der „Helotenfriede", von dem der Reichskanzler in diesen Tagen der Obersten Heeresleitung gegenüber sprach, der kommen würde, wenn wir

nachgäben, solange beim Feinde keine Friedensneigung durchbräche, war im Anmarsch.

Die Oberste Heeresleitung sah und betonte bei der starken Haltung der feindlichen Regierungen mit steigender Sorge den Stimmungsniedergang der Heimat, namentlich in Berlin, der notgedrungen auf den Geist des Volkes und des Heeres verderblich einwirken mußte. Der Generalfeldmarschall hatte Seiner Majestät schon verschiedentlich darüber Vortrag gehalten, wie sehr die Oberste Heeresleitung die Unterstützung des Reichskanzlers vermisse. Noch viel häufiger waren wir an diesen herangetreten, unsere innere Kriegsfähigkeit zu festigen.

Am 19. Juni 1917 schrieb der Generalfeldmarschall v. Hindenburg an ihn, indem er vor der Anschauung warnte, der Krieg würde spätestens im Herbste beendet sein:

„Diese Gefahren (des U-Bootkrieges) werden sicher von klar denkenden Leuten unter unseren Feinden erkannt. Wenn sie trotzdem für die Fortsetzung des Krieges sind, so rechnen sie darauf, daß der Zusammenbruch Deutschlands und seiner Bundesgenossen vor dem eigenen erfolgt. Diesen Zusammenbruch erhoffen sie vielleicht militärisch durch einen Sieg zu Lande herbeizuführen, vor allem aber erwarten sie ihn in wirtschaftlicher und innerpolitischer Beziehung, d. h. durch Ernährungsschwierigkeiten und Rohstoffmangel, durch Uneinigkeit, Unzufriedenheit und den Sieg der deutschen radikalen Sozialdemokratie. Sie gründen sich dabei auf das Nachlassen unserer inneren Widerstandskraft, auf das Anwachsen internationaler Strömungen, auf unsere Ernährungslage und auf unsere leider an vielen Stellen laut verkündete Friedenssehnsucht.

Ein Erstarken unserer inneren Kraft wird aber unsere Gegner auch am ehesten von der Nutzlosigkeit, den Krieg bis zur beginnenden Zerstörung ihrer eigenen Lebensbedingungen fortzusetzen, überzeugen. Hingegen wird jede Klage über fehlgeschlagene Hoffnungen, ein jeder Ausdruck von Erschöpfung und Friedenssehnsucht bei uns und unseren Bundesgenossen, jedes Wort über eine angebliche Unmöglichkeit, einen weiteren Winterfeldzug zu überstehen, mit Sicherheit kriegsverlängernd wirken."

Der Reichskanzler antwortete darauf unter dem 25. Juni in ungemein gedrückten Wendungen. Das Denken des Reichskanzlers war anders als das unsrige. Er fand keinen Ausweg aus der Lage und noch weniger die Kraft zum Handeln. Er befürchtete jenen „Helotenfrieden", sprach aber von Verständigungsfrieden, obschon er selbst die Friedensgeneigtheit Englands hierfür als Voraussetzung ansah und daran verzweifelte, Lloyd George hierzu zu bringen.

Seine Ansicht in bezug auf die Lage im Innern wurde indes bald zuversichtlicher, wie wir das aus einem Telegramm an den Kaiser vom 5. Juli feststellen konnten.

Inzwischen hatte der Generalfeldmarschall am 27. Juni an den Kaiser selbst geschrieben:

„Die schwerste Sorge ist aber augenblicklich das Sinken der Stimmung im Volke. Sie muß gehoben werden, sonst verlieren wir den Krieg. Auch unsere Bundesgenossen bedürfen einer starken Rückenstärkung, sonst ist die Gefahr vorhanden, daß sie abfallen. Dazu gilt es, im Innern die schwierigsten wirtschaftlichen und für die Zukunft bedeutsamsten Fragen zu lösen .... Es entsteht die Frage, ob der Kanzler zur Lösung dieser Fragen — und sie müssen richtig gelöst werden, sonst sind wir verloren — imstande ist."

Den äußeren Ausdruck fand die Minderung unserer geistigen Kriegsfähigkeit in der Sitzung des Reichstags-Hauptausschusses vom 6. Juli. Nach einer uns vollständig überraschenden Rede des Abgeordneten Erzberger, in der er die völlige Aussichtslosigkeit des U-Bootkrieges behauptete und die Möglichkeit bestritt, den Krieg überhaupt zu gewinnen, brach die Stimmung im Reichstage vollständig zusammen. Der Reichskanzler hatte sich, so schien es, bei seinem überraschenden Meinungswechsel am 5. Juli einer Täuschung hingegeben. Klar trat in die Erscheinung, wohin wir im Innern bereits getrieben waren, wo wir schon standen. Ging es in Deutschland so weiter, geschah nichts für die Ermutigung und seelische Stärkung des Volkes, so war der kriegerische Niedergang in der Tat unausbleiblich.

Der Kriegsminister teilte unsere Anschauungen über die schädliche Wirkung der Berliner Vorgänge auf unsere militärische Lage und hielt einen diesbezüglichen Vortrag des Generalfeldmarschalls bei Seiner Majestät dem Kaiser für notwendig. Der Generalfeldmarschall und ich begaben uns daraufhin noch am 6. abends nach Berlin. Der Kaiser sah indes die Vorgänge daselbst als eine ausschließlich innere Angelegenheit an, die die militärischen Stellen nicht berühre, die zudem durch den Kriegsminister verfassungsmäßig vertreten wären. Unsere Anwesenheit in Berlin am 7. verlief daher nach jeder Richtung hin ergebnislos. Wir kehrten abends nach Kreuznach zurück.

Die Lage in Berlin verschärfte sich. Am 8. Juli stimmte der Reichskanzler, obschon er damals den Vernichtungswillen des Feindes richtig einschätzte, den Mehrheitsparteien zu der von ihnen beabsichtigten Friedensresolution zu und stellte ihnen gleichzeitig die Einführung des Reichstagswahlrechts für die Wahlen zum preußischen Abgeordnetenhaus in bestimmte Aussicht. Beides mußte diesen Willen des Feindes ins Unermeßliche steigern. Am 10. nachmittags fühlte sich der Reichskanzler veranlaßt, sein Abschiedsgesuch einzureichen, das aber am 11. vormittags abgelehnt wurde.

In Kreuznach hatten wir vorübergehend an die Nachfolgerschaft des Fürsten v. Bülow geglaubt. Die Verhältnisse wurden noch verworrener, als plötzlich die k. u. k. Regierung augenfällig Partei für den Reichskanzler v. Bethmann und gegen den Fürsten v. Bülow nahm.

Der Kaiser hatte sich für das Bleiben des Reichskanzlers v. Bethmann entschieden; auch der Kronprinz, der in Berlin eingetroffen war, hatte sich damit abgefunden. Ich konnte nach allem Vorgefallenen den Kanzler nicht mehr für den geeigneten Mann halten, der die Kriegsarbeit leisten würde, die dieser Krieg von ihm forderte, und der das deutsche Volk aus dem Tiefstand seiner geistigen Spannkraft heraus zum Siege führen könnte. Daß die Oberste Heeresleitung, um auf dem Schlachtfelde zu siegen, der Mitarbeit des Staatsmannes daheim bedurfte, war mir immer klarer geworden, je mehr ich nach Übernahme meines Amtes die Lage übersah. Diese Mitarbeit hatten wir nicht gewonnen. Nationales Denken und Empfinden daheim waren zurückgegangen. Es fehlte der politischen Leitung jede Gestaltungsgabe, jede starke, die Seele des Volkes packende und dann auch seine Kräfte entfaltende Idee. 1914 durchglühten uns die Liebe und Hingabe an das Vaterland und das Vertrauen zum eigenen Können. Wir mußten jetzt neuen Schwung, neuen Antrieb erhalten, der das deutsche Volk hinwegführte über jahrelange Leiden und Nöte, Bitternisse und Enttäuschungen, der es wieder mit heiligem Feuer, mit Kraft und Zuversicht erfüllte und es in den Stand setzte, die Wehrmacht am Feinde mit neuem Impuls zu durchdringen. Der Reichskanzler unterschätzte den Wert solcher Imponderabilien. Das deutsche Volk aber mußte weiter darben.

Der Reichskanzler hatte die Ablehnung unseres Friedensangebots durch die Feinde vorübergehen lassen, ohne dem Volk zu zeigen, daß es nach dem Willen unserer Feinde keinen billigen Frieden haben könne, daß uns vielmehr nach seiner eigenen Überzeugung und seinen Worten ein „Helotenfrieden" erwartete. Er hatte das Volk nicht mit neuer kriegerischer Entschlossenheit erfüllt, es nicht aufgerufen zum Kampf für sein Leben und seine Ehre gegen einen starkwilligen, unsere Vernichtung erstrebenden Feind — statt dessen ließ er, selbst zweifelnd an unserem Sieg, zu, daß das Gerede über einen nicht erreichbaren Verständigungsfrieden uns entnervte, der Entente dagegen Trümpfe in die Hand spielte.

Die völkerrechtswidrigen Handlungen Englands, die es zu seiner Würgeblockade gegen unser Fleisch und Blut befähigte, wurden nicht mit flammendem Protest erwidert, die Herzen nicht mit starkem, männlichem Haß erfüllt, der heilige Zorn des Volkes nicht gegen einen unmenschlichen Feind gerichtet — statt dessen zugelassen, wie der Unwille über die Zustände daheim, die ihre Ursache in jener Blockade fanden, sich nach innen richtete, die Wirkung der Blockade vertiefte und unser Volksleben zerfraß.

Die unmenschlichen Mißhandlungen unserer Kriegsgefangenen, die doch Fleisch von unserem Fleisch sind, durften kein Gefühl erwecken, das sich nach außen — natürlich nicht gegen die in unserer Hand befindlichen Gefangenen richtete — statt dessen wurde jede Zornesäußerung unterdrückt und Verbitterung gesät.

Der Reichskanzler stellte sich nicht vor seinen kaiserlichen Herrn, als Wilson bei Eintritt der Vereinigten Staaten in den Krieg den Versuch machte, sich zwischen Kaiser, Fürsten und Volk zu stellen. Der Reichstag widersprach, aber der Reichskanzler schwieg. Er rief nicht das Volk auf zur Verteidigung des monarchischen Gedankens, der damals noch wie heute fest in Millionen deutscher Herzen wurzelt — statt dessen hinderte er es nicht, daß die Axt angelegt wurde an das Kaisertum und des Reiches Herrlichkeit.

Es fehlte der politischen Führung überdies die starke Hand, die kraftvoll regierte. Die Masse des Volkes wollte damals noch nicht billige Schlagworte, sie wollte die Überzeugung haben, daß in der Lebenshaltung und Lebensführung keine Übervorteilungen vorkämen, daß hierin wirklich alles nach Gerechtigkeit und Billigkeit geschähe; sie wollte auch Frieden, aber nie einen Frieden, wie wir ihn jetzt erleben und auch damals erhalten haben würden. Es fehlte der Regierung der Wille zum Siege, es fehlte der Glaube an deutsche Kraft, die sich während drei Jahren doch so glänzend offenbart hatte und jetzt nur wegen Mangel an Führung ins Wanken geraten war. So erhielt das Heer nicht das, was es zum Siege auf dem Schlachtfelde gebrauchte. Ich glaubte nicht mehr, daß unter dem jetzigen Reichskanzler ein Wandel einträte. Die Hoffnung, die ich bei meinem Eintritt in die Oberste Heeresleitung gehabt hatte, in vollster Übereinstimmung mit dem Reichskanzler für den Sieg zu arbeiten, war zusammengebrochen. Ich schrieb deshalb mein Abschiedsgesuch.

Die in Preußen-Deutschland schwebenden Verfassungsfragen berührten mein dienstliches Handeln nicht. Persönlich sah ich die Scheidewand, die der Reichskanzler zwischen dem Monarchen und dem Volk errichtete, für bedauerlich an. Der Kaiser lernte zu wenig Menschen kennen. Verschiedentlich, wenn auch vergebens, hatte ich den Reichskanzler v. Bethmann gebeten, ihn mit führenden Männern zusammenzubringen. Das konnte nur einem guten Ausgleich dienen. Die etwaige Aufnahme parlamentarischer Staatssekretäre in das Kabinett schien mir deshalb nicht unzweckmäßig. Ich hoffte auch, daß durch sie das Vaterland eher das für den Krieg erhalten würde, was es so dringend brauchte.

Der Generalfeldmarschall schloß sich mir an und reichte gleichzeitig sein Abschiedsgesuch ein. Die Gesuche gingen am 12. abends nach Berlin, nachdem am Nachmittage eine vorläufige Benachrichtigung an

General v. Lyncker abgesandt war. Gleichzeitig traf ein dringendes Telegramm des Kriegsministers ein, der in Rücksicht auf unsere militärische Lage einen nochmaligen Vortrag des Generalfeldmarschalls in Berlin für nötig hielt. Auch der Kaiser wünschte uns zu sprechen.

Inzwischen hatte der Kronprinz am 12. vormittags eine Rücksprache mit den Parteiführern des Reichstags, die sich der Mehrzahl nach für sofortigen Kanzlerwechsel erklärten oder ausführten, daß ihnen an einem Verbleib des Kanzlers nichts liege. Für ihn trat niemand ein.

Auf Vortrag des Kronprinzen hin entschloß sich nunmehr der Kaiser, ein erneutes Abschiedsgesuch des Reichskanzlers v. Bethmann anzunehmen.

Als wir am 13. früh in Berlin eintrafen, war die Entscheidung des Kaisers bereits gefallen. Ich hoffte, daß ein Mann die Regierungsgewalt übernähme, der die Kräfte des deutschen Volkes zum einheitlichen Handeln zusammenfassen würde.

Der Generalfeldmarschall und ich waren bei unserer ersten Anwesenheit in Berlin am 7. Juli bereit gewesen, Mitglieder des Reichstags im Generalstabsgebäude in zwangloser Form Aufklärung über unsere Kriegslage zu geben. Es lag mir daran, beruhigend zu wirken. Diese Besprechung fand nun am 13. nachmittags statt. Vor Beginn der Sitzung sprachen auch Staatssekretär Dr. Helfferich und Unterstaatssekretär Wahnschaffe sehr erregt mit mir über die Möglichkeit der Friedensresolution.

Unser Verharren in der Verteidigung das erste halbe Jahr 1917 hindurch, die verschiedenen Mißerfolge bei Arras, im Wytschaete-Bogen und in Galizien, wo wir noch nicht angegriffen hatten, der bisher nicht eingetretene entscheidende Erfolg des U-Bootkrieges und unsere ernste Verpflegungs- und Rohstofflage hatten starke Besorgnisse hervorgerufen. Hierüber sollte gesprochen werden. Alle Welt befand sich aber unter dem Eindruck der vom Reichstage unter Mitwirkung des Grafen Czernin beabsichtigten, vielleicht auch von ihm veranlaßten Friedensresolution. So entstand in Berlin die an sich vollständig irrtümliche Meinung, wir wären zur Teilnahme an der Beratung der Friedensresolution eingetroffen. Tatsächlich kamen auch die Abgeordneten immer wieder auf sie zurück.

Wir faßten unsere Auffassung der Lage etwa dahin zusammen, daß sie zu Lande ernst, aber gesichert sei. Wir müßten einfach durchhalten, da unsere Feinde den Frieden nicht wollten. Die Munitionsversorgung habe sich gebessert, und Rohstoffe wären genügend vorhanden. Über die bevorstehenden Operationen in Galizien wurden der Geheimhaltung wegen und weil ihr Verlauf gar nicht vorauszusehen war, keine Angaben gemacht. Auf den Erfolg des U-Bootkrieges vertrauten wir, auch wenn er bisher nicht die entscheidende Wirkung gehabt hatte, die wir erhofften. Die Möglichkeit des Transportes des Amerikaner-Heeres nach Frankreich wurde

in dem Sinne besprochen, wie ihn die Marine vertrat, nämlich daß die Überführung nur in beschränktem Umfange denkbar sei. Über die Friedensresolution äußerten wir uns lediglich zurückhaltend; sie entspräche nicht unserer Ansicht, weil sie den Geist der Truppen und den Siegeswillen des Volkes schädlich beeinflussen, von dem Feinde aber als Schwächebekenntnis ausgelegt werden würde und daher eine für uns ungünstige Wirkung ausüben müsse. Auch deuteten wir die etwaigen nachteiligen Folgen auf Bulgarien an, das weitgehende Friedensforderungen verfolgte.

Ich führte aus: Wir werden siegen, wenn hinter dem Heer das Volk in geschlossener Einigkeit steht. Dazu muß die Volksvertretung helfen.

Die Begegnung war durchaus zwanglos. Staatsminister Dr. Helfferich bat die Abgeordneten, vorläufig in bezug auf die Friedensresolution nichts zu veranlassen. Er lud sie für den nächsten und übernächsten Tag zu sich zu einer Besprechung in das Reichsamt des Innern ein, der neue Reichskanzler würde zugegen sein — die Herren sagten es zu. Die Friedensresolution stand indes am nächsten Tage früh bereits im „Vorwärts". Ich hatte das noch auf Anregung des Unterstaatssekretärs Wahnschaffe zu verhindern gesucht und den Abgeordneten Südekum gebeten, seinen Einfluß in diesem Sinne auf den „Vorwärts" geltend zu machen. Die Veröffentlichung war jedoch nicht mehr aufzuhalten. Damit hatte sich die Reichstagsmehrheit festgelegt. Jede weitere Beratung erschien mir wenig zweckvoll und aussichtsreich.

Reichskanzler wurde Dr. Michaelis. Herr v. Valentini, der Chef des Zivilkabinetts des Kaisers, hatte dem Generalfeldmarschall einige Herren genannt, unter denen Seine Majestät auswählen würde. Fürst Bülow, für den der Generalfeldmarschall dem Kaiser gegenüber gelegentlich eintrat, war nicht darunter. Graf Hertling habe abgelehnt und geäußert, er könne mit der Obersten Heeresleitung nicht zusammenarbeiten. Ich war darüber nicht weiter erstaunt. Aus einem Schriftwechsel mit ihm durch den bayerischen Kriegsminister v. Hellingrath hatte ich leider die Überzeugung gewinnen müssen, daß er sowie ganz München die Oberste Heeresleitung mit den Augen der Wilhelmstraße ansah. Später wurde Graf Hertling Reichskanzler, und bei seinem Abgang äußerte er mir seine Befriedigung über das gute Zusammenarbeiten mit der Obersten Heeresleitung. Der Generalfeldmarschall sprach sich Herrn v. Valentini gegenüber dahin aus, er würde den Herrn begrüßen, den Seine Majestät ernennen würde. Ich war überrascht, daß nicht jederzeit ein Nachfolger für den Reichskanzler seitens der entscheidenden Instanzen bereitgehalten wurde, und daß Deutschland in dieser für sein Geschick so bedeutungsvollen Frage von der Hand in den Mund leben mußte. Der Weg, den unsere innere Entwicklung gegangen war, hatte nicht Raum zur Entfaltung von Per-

sönlichkeiten gegeben. Es war ganz auffallend, wie der Offizierstand, dessen Mitglieder als die gebundensten angesehen würden, entschlußfreudige Charaktere großgezogen, dagegen die Beamtenlaufbahn das in so ausgesprochenem Maße leider nicht vermocht hatte. Führende Männer des öffentlichen Lebens hielten sich abseits und gingen ihren Berufen nach. Vielleicht waren im Reichstage ausgesprochene Persönlichkeiten vorhanden, die die Geschicke des Landes leiten konnten. Bei dem herrschenden Parteiwesen war es ausgeschlossen, daß sie hervortraten. Wir waren arm an Männern. Neue schöpferische Köpfe hatte unser politisches System nicht hervorgebracht. Es hat sich durch seine Unfruchtbarkeit sein Urteil gesprochen.

Unsere Teilnahme an den weiteren parlamentarischen Besprechungen im Reichsamt des Innern über die Friedensresolution war von dem neuen Reichskanzler angeregt worden. Ich bat ihn, davon Abstand zu nehmen. Das Gefühl, daß wir unsere Aufgabe mit dem vorhergegangenen Tage beendet hätten und nur in den politischen Wirwarr hineinkämen, beherrschte mich. Der Reichskanzler blieb bei seiner Bitte stehen. Wir wollten ihn, so weit es uns möglich war, bei Übernahme der schweren Erbschaft stützen und entschlossen uns, seinem Wunsche zu entsprechen. Es lag uns zugleich daran, dadurch Dr. Michaelis zu zeigen, welchen Wert wir auf vertrauensvolles Zusammenarbeiten mit der Reichsregierung legten. Der Generalfeldmarschall und ich äußerten uns oft auch schriftlich in diesem Sinne dem neuen Reichskanzler gegenüber.

Bei der Zusammenkunft war uns äußerst bemerkenswert, daß die Notwendigkeit der Friedensresolution von den Mehrheitsparteien mit der inneren Stimmung begründet wurde. Nur so könne die Masse zum weiteren Durchhalten befähigt werden, falls der erwünschte Friede nicht käme. Das war ein trübes Stimmungsbild und noch erheblich schlechter, als ich erwartet hatte. Gleichzeitig drang die Hoffnung auf einen feindlichen Zusammenbruch durch. Die russischen Sozialisten wollten die übrigen Ententestaaten zur Verzichtleistung zwingen. Im übrigen kam Neues nicht zur Erörterung. Der Generalfeldmarschall sprach sich nochmals als ältester Vertreter der Obersten Heeresleitung gegen die Resolution aus. Ich wies nur die neben mir sitzenden Herren der Mehrheitsparteien darauf hin, daß in der Resolution jede Bezugnahme auf das Heer fehle. Die Herren nahmen infolgedessen noch einen Satz auf, der dem Heere den Dank des Volkes aussprach. Beim Auseinandergehen bat ich den Abgeordneten Erzberger, die Friedensresolution zu verhindern. Ich hatte im übrigen das Gefühl, daß meine Anwesenheit bei der Besprechung über die Friedensresolution nicht notwendig gewesen und ich besser nicht hingegangen wäre. Dem habe ich später Ausdruck gegeben, unter anderem auch gegenüber dem Abgeordneten Müller-Meiningen.

Die Friedensresolution ging von der Tribüne des Reichstages in die Welt. Sie erzielte auf unsere Feinde, wie klar vorauszusehen war, keine politische Wirkung. Der Feind faßte sie als ein Schwächebekenntnis auf. Bulgarien und die Türkei begannen an unserem Siege zu zweifeln. Nach innen wirkte sie nicht so, wie die Antragsteller erhofften. Statt nun aber aus der ablehnenden Haltung unserer Feinde die Folgen zu ziehen und den Kampfwillen zu stärken, trieb man, ohne mit dem Feinde zu rechnen, immer mehr in den unglückseligen Gedanken eines Verständigungsfriedens hinein, den wir jederzeit haben könnten. Hierin sollte das Verhängnis der Friedensresolution liegen. Die Oberste Heeresleitung hat sie militärisch für nicht richtig gehalten. Der Generalfeldmarschall und ich ermächtigten aber den Reichskanzler, unsere Zustimmung zu seiner Stellungnahme zu ihr öffentlich auszusprechen, weil er einen Konflikt mit der Mehrheit des Reichstags im Interesse unserer Kriegführung vermieden sehen wollte. Wir nahmen damit die Friedensresolution auch auf unsere Schultern, wir hielten dies für weniger schädlich als Wirren im Innern. So weit waren die inneren Zustände Deutschlands gekommen! Wir hofften, daß der neue Reichskanzler sie, wenn auch nur langsam, bessern würde, und hielten deshalb ein Entgegenkommen auf seine Wünsche für notwendig.

Die Stimmungsverschlechterung der Heimat hatte sich mir in Berlin förmlich aufgedrängt. Ich durfte die Hände nicht in den Schoß legen und zusehen, wie der seelische Niedergang unseres Volkes weiter vorschritt und unsere Kriegsfähigkeit in Frage stellte. Darum wiederholte ich bei dem neuen Reichskanzler die Bitte, die ich im Dezember des Vorjahres seinem Vorgänger vorgelegt hatte, die Führung der Presse und die Aufklärung des Volkes durch eine unmittelbar unter ihm, dem Reichskanzler, stehende Stelle in die Hand zu nehmen. Er sagte mir Besprechung des Antrags auf Ende August zu.

VII.

Der Geist in der Heimat gebot dringend, zu handeln. Wir hatten die besten Aussichten, den Krieg zu gewinnen. Aber er war noch nicht beendet, das Gewonnene mußte erhalten bleiben. Vieles hatte noch hinzuzukommen. Die Gemütsverfassung in der Heimat stellte alles in Frage. Auch die unmittelbare Wühlarbeit im Heere wurde bemerkbar. Am 25. Juli schrieb der Generalquartiermeister: „Es besteht die Gewißheit, daß die unabhängige Sozialdemokratie eine die Manneszucht im höchsten Maße schädigende Wühlarbeit im Heere betreibt." Daß dem bereits zu dieser Zeit schon so war, wird von dem Führer der Unabhängigen sozialdemokratischen Partei, Ledebour, bestätigt. Er sagte in einer Versamm-

lung der Arbeiter- und Soldaten-Räte in Verbindung mit den Vorgängen zwischen dem 5. und 9. November 1918:

„Diese vier Tage bis zum 9. November benutzten Scheidemann und seine Genossen, um die Früchte der fast zweijährigen Arbeit der Unabhängigen zu ernten."

Ein anderer Führer, Richard Müller, gab an: „Die Vorbereitungen zur Revolution sind schon im Juni 1916 getroffen worden, wenn auch damals noch nicht so zielklar."

Die Unabhängige sozialdemokratische Partei hat den Umsturz seit langem planmäßig vorbereitet. Die Reichstagsmehrheit, ein Teil der Presse und des Volkes leisteten dieser Arbeit leider — vielfach unbewußt — Vorschub.

Ich hatte im Juli 1917 die bestimmte Ansicht gewonnen, daß die Oberste Heeresleitung unter den vorliegenden Verhältnissen nicht bis Ende August untätig sein dürfte. Das, was sie zur Wiederbelebung unserer geistigen Kriegsfähigkeit ins Leben rufen konnte, war sogleich anzuordnen. Ich war mir bewußt, daß dies nur Stückwerk sei, solange die Regierung nicht selbst tatkräftig auf diesem Gebiete vorging.

Mir fehlte auch bei der Langsamkeit und Unklarheit der inneren Regierungsmaschine jede Gewähr, daß unter dem neuen Reichskanzler ganze Arbeit gemacht würde, selbst wenn er sich persönlich an die Spitze der Aufklärungstätigkeit stellte. Es war auch für ihn nicht leicht, etwas durchzudrücken und etwas Neues ins Leben zu rufen, da die meisten Reichsstellen von demselben Geist beherrscht waren, der bisher von dem Reichskanzlerpalais ausgegangen war, ihm zum mindesten nicht widerstrebten, was in der Wirkung gleich ist.

Ich hatte schon seit langem die Frage eines Aufklärungs-Unterrichts für das Heer erwogen. Sie wurde jetzt brennend. Nach dem Entwurf, den mir Oberstleutnant Nicolai vorlegte, schuf die Oberste Heeresleitung den vaterländischen Unterricht beim Feldheer, doch nur einen schwachen Ersatz für die bei der Entente so eindringliche Aufklärungsarbeit nach innen.

Die Bedeutung des vaterländischen Unterrichts oder, wie es zunächst noch hieß, der Aufklärungstätigkeit unter den Truppen war in folgenden Sätzen zusammengefaßt:

„Das deutsche Heer ist durch den Geist, der es beseelt, seinen Feinden überlegen und seinen Verbündeten ein starker Rückhalt.

Zu Beginn des Krieges war die Grundlage dafür Begeisterung und in langer Friedensausbildung anerzogene Mannszucht. Die drei Kriegsjahre haben diese Grundlage verschoben und erweitert. Verständliche Sehnsucht nach Heimat, Familie und Beruf kann die Kampfentschlossenheit lähmen und den Willen, bis zum endgültigen Sieg durchzuhalten, abschleifen.

Die Länge des Krieges brachte auch in zunehmendem Maße für Heimat und Heer Entbehrungen und Opfer. Je mehr diese Lasten auf den Geist des Heeres drücken, um so mehr müssen Überzeugung, Pflichtgefühl und klare Entschlossenheit Grundlagen der Kampfkraft des Heeres werden.

Hierfür zu sorgen, ist Aufgabe des vaterländischen Unterrichts unter den Truppen."

Unter dem 15. September 1917 schrieb ich:

„Der feindliche Vernichtungswille und die Notwendigkeit unseres Weiterkämpfens kommt den im Etappen-, Besatzungs- und Heimatsdienst verwendeten Truppen weniger zum Bewußtsein als den Kampftruppen selbst. Deswegen ist dem Geist unter den Etappentruppen besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden und der vaterländische Unterricht bei ihnen in besonderem Maße zu pflegen.

Auf die Wechselwirkung zwischen Heimat und Heer ist in den Richtlinien hingewiesen. Im Geist und für die Erfüllung der vaterländischen Aufgaben sind Volk und Heer untrennbar. Infolgedessen hat die in Verbindung mit den Zivilbehörden stattfindende Belebung des vaterländischen Geistes unter der Bevölkerung große Bedeutung. In dieser Richtung zu wirken, müssen die Kommandobehörden in der Heimat sich ganz besonders angelegen sein lassen."

Ich dehnte den vaterländischen Unterricht bewußt auf die Heimat aus, obschon ich mich sonst dort von unmittelbarer Betätigung fernhielt. Ich konnte aber nicht zusehen, wie hier alles bergab ging. Ich dachte anregend zu wirken, fand aber seitens der Behörden keinerlei, auch nicht die geringste Unterstützung, obschon der Reichskanzler Dr. Michaelis und Staatssekretär v. Kühlmann anerkannten, daß irgendeine Organisation für die Hebung der Stimmung zu schaffen sei. Es bestand der Eindruck, daß alles unterlassen werden sollte, was nationale Leidenschaften entfachen konnte. Wir waren ja so weit gekommen, daß wir die Entfaltung des nationalen Gefühls als ein fluchwürdiges Verbrechen ansahen.

Das Kriegsministerium erklärte sich mit der Ausdehnung des vaterländischen Unterrichts auf den Bereich der stellvertretenden Generalkommandos einverstanden. Im Sommer 1918 wurde ihm auf seinen Wunsch ein weitgehender Einfluß auf diesen eingeräumt.

Als erstes Gebot des Unterrichts bezeichnete ich die Besprechung der Ursachen des Krieges, Deutschlands wirtschaftliche Entwicklung, ihre Bedeutung und die Folgen eines verlorenen Krieges, besonders auch für den deutschen Arbeiter, die Notwendigkeit, weiterzukämpfen, bis der Vernichtungswille unserer Feinde gebrochen und Sicherheit für die wirtschaftliche Weiterentwicklung geschaffen sei.

Ferner betonte ich unsere berechtigte Hoffnung auf den endgültigen Sieg und die Notwendigkeit der Führung und der Autorität auf der einen, der Unterordnung auf der anderen Seite.

„Das eigene Ich muß zurücktreten vor dem gemeinsamen großen Ziel. Streiks gefährden den Krieg und kosten das Blut der Truppe, Friedensduselei verlängert ebenso wie Mißmut den Krieg. Einigkeit im Innern macht stark, alles andere schwächt."

Ich stellte als unser Kriegsziel „die Sicherstellung unserer Zukunft" hin und endigte: „Volk und Heer müssen bis zum endgültigen Friedensschluß in voller Stärke und Einigkeit hinter den Führern des Reichs stehen."

Diese Weisungen trugen der damaligen Kriegslage Rechnung. Sie ergaben sich aus den unseligen Gedankengängen der Heimat von selbst. Ich glaubte an den Endsieg und fürchtete unseren Niedergang. Ich tat alles, um dem Volk den Ernst der Lage zu zeigen, ohne den Geist noch weiter zu drücken, den seelischen Faktor schätzte ich stets ungemein hoch ein und mit mir viele andere; leider auch diejenigen, die die geistige Kriegsfähigkeit des deutschen Volkes und damit die Mannszucht im Heere bewußt untergruben. Dazwischen stand aber die breite Masse der Psyche des eigenen Volkes; auch der des Feindes, verständnislos gegenüber.

In meinem Sinne hat das Kriegspresseamt immer wieder und wieder die Aufklärungsorgane darauf hingewiesen, die Gefahren eines unglücklichen Krieges zu schildern.

Der vaterländische Unterricht sollte sich von jedem Parteigetriebe fernhalten. Ich rechnete hierzu auch Stellungnahme für und gegen die Friedensresolution und Erörterung der Kriegszielfrage. Abweichungen duldete ich nicht. Doch hatte ich nichts dagegen einzuwenden, daß Vorgesetzte, sofern sich Mannschaften mit Fragen über Kriegsziele vertrauensvoll an sie wendeten, ihren Untergebenen in ruhiger und sachlicher Form die eigene Ansicht über diese Frage zum Ausdruck brächten.

Es war kein gutes Zeichen, daß dieser Unterricht im Reichstage im Oktober wieder einmal nur von dem engen Standpunkt heimatlicher Parteiungen angesehen wurde, während man sein Wesen nicht erkannte. Die Satzungen des Unterrichts wurden eingehend geprüft; man fand nichts daran auszusetzen. Ich war gespannt, ob nicht der Wunsch laut würde, daß auch die Regierung handeln solle, und ob sie nun nicht selbst Antrieb zum Handeln fühlte. Der Reichstag begnügte sich jedoch mit der Kritik, nutzbringende Arbeit lag auch ihm fern. Die Regierung war froh, daß eine scheinbare Klippe umschifft war. Das Volk aber blieb über die ihm drohenden Gefahren im unklaren.

In Deutschland gab es indessen noch Männer, die die Denkungsart des Feindes richtig erkannt hatten. Sie wollten den Kriegswillen stärken

und gründeten die „Vaterlandspartei". Ich habe in keinen Beziehungen zu ihr gestanden. Ihr Wirken war mir aber im Interesse der Kriegführung hochwillkommen; daß sie in ihren Zielen zu weit ging, schadete nichts. Kriegsstürme sorgen schon dafür, daß Bäume nicht in den Himmel wachsen.

Ich begann zu hoffen, daß durch die Vaterlandspartei nun doch etwas Gutes erreicht werden könnte. Dies Hoffen war von kurzer Dauer. Auch die Vaterlandspartei wurde in das Gebiet der inneren Politik gezogen: wir trieben eben nur innere statt Kriegspolitik. Der Schwung der Vaterlandspartei — mag auch ihr Name kein glücklicher und auch sonst bei ihrer Gründung dies und jenes der Sache nicht vorteilhaft gewesen sein — wurde durch ihre Gegner und die Regierung gebrochen. Graf Hertling folgte hierbei nicht nur den Mehrheitsparteien, es entsprach dies zu meinem Erschrecken seinen ureigensten Anschauungen. Statt der Kriegführung Bundesgenossen zuzuführen, nahm die Regierung ihr solche, ohne selbst Ersatz zu geben. Es war wirklich so: der Herrgott im Himmel verließ sein deutsches Volk, weil es sich selbst verlassen hatte.

Mir lag daran, persönlich einen Einblick in den vaterländischen Unterricht zu gewinnen. Ich ließ deshalb in Kreuznach von dem Aufklärungsoffizier aus Saarbrücken einen Vortrag halten, wie er es in der breiten Öffentlichkeit tat. Der Vortragende, Leutnant Schmetzer, schilderte die Folgen eines unglücklichen Krieges für unsere Arbeiter besonders ergreifend. Er zeigte, wie sie arbeits- und brotlos oder Sklaven des internationalen Kapitals würden. Ich kann es nur aussprechen, wir alle, die wir dem Vortrage zuhörten, waren bewegt. Ich glaubte, er böte allgemeines Interesse, namentlich auch für den Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, und ließ ihn in dessen Gegenwart wiederholen. Leider haben sich die Hoffnungen, die ich daran knüpfte, nicht erfüllt.

Von den durch ihren täglichen Dienst voll in Anspruch genommenen Frontoffizieren, insonderheit von den jugendlichen Kompagnieführern, war nicht vorauszusetzen, daß sie dem vaterländischen Unterricht genügendes Verständnis entgegenbringen würden. Er sollte deshalb von Offizieren geleitet werden, die den Pulsschlag der Heimat und des Heeres fühlten und es besonders verstanden, sich in die Gedankengänge der Soldaten an der Front hineinzuleben. Sie sollten sich wieder an hierzu befähigte Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften wenden, auch Männer aus der Heimat heranziehen. Der Unterricht stellte eine vollständig neue Aufgabe dar, er hatte in der Armee selbst Mißtrauen und viele Schwierigkeiten zu überwinden. Auch war die verständnisvolle Auswahl der Aufklärungsoffiziere nicht leicht. Es mußte viel Zeit vergehen, ehe sich alles einlebte.

Auch nach Einrichtung des vaterländischen Unterrichts blieb ich mit den Armee-Oberkommandos über den Geist und die Stimmung des Heeres

in dauernder Verbindung und benutzte jede Gelegenheit, Einblick in seine Psyche zu gewinnen. Ich hörte dabei, daß die Feldgeistlichen ihrem verantwortungsreichen Amte mit Hingebung und Nutzen entsprachen und der Truppe im Schützengraben große Seelenwerte gaben.

Der vaterländische Unterricht bei den stellvertretenden Generalkommandos stieß naturgemäß auf noch mehr Schwierigkeiten als beim Heere. Auch hier wirkten Männer aller Parteien mit. Die Regierung hielt sich ihm vollständig fern.

Besondere Sorge machte dem Soldaten seine Zukunft nach dem Kriege. Bei den wirtschaftlichen Erscheinungen der Heimat und dem hier immer mehr um sich greifenden wirtschaftlichen Egoismus und der rücksichtslosen Gewinnsucht war dies natürlich. Ich hatte mich schon als Chef des Oberbefehlshabers Ost in einer Zeit, in der die Verhältnisse in der Heimat noch nicht zugespitzt waren, bemüht, durch Mitteilungen in den Armeezeitungen die Soldaten darüber aufzuklären, was die Heimat für die Kriegsbeschädigten und Hinterbliebenen tat. Ich habe mich mit diesen Fragen viel beschäftigt und sah mit Bedauern, wie das Dankgefühl der Daheimgebliebenen den Kriegsbeschädigten gegenüber erheblich schwand und daß auf den Seelenzustand der Kriegsbeschädigten sehr oft nicht die gebührende Rücksicht genommen wurde. Die Frage ging das ganze deutsche Volk an und durfte nicht zu parteipolitischen Zwecken ausgenutzt werden.

Die Fürsorge für die Soldaten und die Hinterbliebenen der Gefallenen war mir ein Herzensbedürfnis. Ihre beste Förderung war der Endsieg, der allein die erforderliche Grundlage für sie bildete. Ich wollte aber doch noch persönlicher wirken. Eine Spende für Kriegsbeschädigte im Mai 1918, an der ich mitarbeitete und die damals meinen Namen trug, hatte glänzenden Erfolg. Ins Leben gerufen wurde sie durch eine begeisterte deutsche Frau, Fräulein Emma Tscheuschner; diese wurde in ihrer großen Arbeit von Direktor Henrich auf das tatkräftigste unterstützt. Die Ludendorff-Spende brachte weit über 150 Millionen, ein Ergebnis, wie es noch nicht dagewesen war. In der Revolution erhielt die Spende den Namen „Volksspende". War es den Volksbeauftragten, war es der ersten Regierung der deutschen Republik, nicht recht, daß mein Name mit einer Wohltätigkeitsveranstaltung verbunden blieb, die gerade meines Namens halber soviel gebracht hatte und von der viele tausend Kriegsbeschädigte Nutzen haben? Das Urteil über diese Handlung überlasse ich der Menschheit — und den Kriegsbeschädigten, die aus der Ludendorff-Spende verdiente Wohltaten genießen, falls sie überhaupt meinen Namen erfahren.

Was aus dieser Stiftung in ihrer anderen Bezeichnung geworden ist, weiß ich im einzelnen nicht. Daß aus ihr Vorschüsse auf die staatliche

Fürsorge gezahlt sind, entspricht nicht meinen Anschauungen. Dazu war sie nicht da. Ich wollte helfen — jetzt geht es mir wie ein Stich durchs Herz, wenn ich erwerbsunfähige Kriegsbeschädigte auf der Straße — betteln sehe. Auch das nennt man Dank und nationales Gewissen!

Besonders bedeutungsvoll erschien mir in der Kriegsbeschädigtenfürsorge die Frage, wie tapfere Männer, die Glieder verloren hatten, wieder zu lebens- und arbeitsfreudigen Menschen zu erziehen wären, um sie damit sich selbst und dem Vaterlande wiederzugeben. Alle darauf gerichteten Bestrebungen und die Fortschritte in der Herstellung der künstlichen Glieder verfolgte ich mit lebhaftem Empfinden.

Bei der Versorgung handelte es sich nicht nur um die der Hinterbliebenen und Kriegsbeschädigten, sondern auch darum, den gesunden Soldaten, die arbeiten wollten, eine wirtschaftliche Sicherstellung nach dem Kriege zu ermöglichen. Das war eine Pflicht des Staats und der Daheimgebliebenen gegenüber dem Stande, der selbstlos so Unendliches für sie getan hatte. Den Soldaten waren billige Wohnungen und billiges Land mit Eigentumsrecht unter vorteilhaften Bedingungen und unter Ausschluß der Spekulation zu geben. Allerdings konnte dies nur sehr langsam und schrittweise geschehen und durfte nicht den früheren Besitzer vergewaltigen und rechtlos machen. Die Ausführungen des Bodenreformers Herrn Damaschke über die Notwendigkeit, das Wohnen, namentlich für unsere Arbeiterbevölkerung, zu verbilligen und von der Ausbeutung fern zu halten, sowie seine geschichtliche Darstellung haben einen großen Eindruck auf mich gemacht. Seine Mitteilungen über die Wohnungsnot nach dem Kriege 1870/71 erschienen mir in hohem Grade wichtig. Die Oberste Heeresleitung wandte sich an den Reichskanzler, betonte die große Bedeutung der Wohnungsfürsorge für die Nachwirkung des Krieges auf Volks- und Wehrkraft und bat um ein Reichsgesetz über Heimstättenrecht und Kriegerheimstätten, gleichzeitig um Bereitstellen von Geldmitteln für den Bau kleiner Wohnungen und um Sicherung gegen Einflüsse der Bodenspekulation. Die Oberste Heeresleitung interessierte den Feld-Sanitätschef Generalstabsarzt v. Schjerning für die gesamte Bevölkerungspolitik, der er und seine Mitarbeiter, vor allem Oberstabsarzt Dr. Hochheimer, sich mit der größten Hingabe annahmen. Ihre Gedanken fanden Niederschlag in einer Denkschrift, die ebenfalls an den Reichskanzler ging.

Mich beseelte der Wunsch, ein zufriedenes und wehrhaftes Geschlecht nach dem Kriege zu erziehen. Ich wollte im Baltikum ein großes Siedlungsgebiet für Soldaten und die später aus Rußland in großer Zahl zu erwartenden deutschen Rückwanderer schaffen. Die weiten, unbewohnten und unbearbeiteten Flächen dort boten Raum für deutsche Siedlungen, ohne die Landesbewohner zu beengen. Auch Elsaß-Lothringen war zu Sied-

lungszwecken heranzuziehen; das alte deutsche Land sollte hierdurch endlich wieder deutschen Charakter erhalten. Ein weites Arbeitsgebiet von höchster nationaler Bedeutung tat sich auf. General Hahndorff nahm sich dieser Fragen mit weitem Blick an. Gemeinnützige Siedlungsgesellschaften, denen die erfahrensten Kreise aus Deutschland zur Verfügung standen, wurden geschaffen und gingen sofort an das Werk. Damals ereiferten sich die Gemüter über die Siedlungsgesellschaften. Wie richtig der Grundgedanke war, sollte die Zukunft beweisen. Eine der ersten Maßnahmen der republikanischen Regierung war der Entwurf eines Ansiedlungsgesetzes, das in seinen Grundlinien auf den von der Obersten Heeresleitung durch Professor Ludwig Bernhard entworfenen Verordnungen für Kurland beruht. Seiner Verwirklichung stehen jetzt allerdings die außerordentlichen Preissteigerungen und die Unmöglichkeit, Baustoffe zu beschaffen, entgegen. Auch in der Kriegsfürsorge hat die Revolution Wasser in den Wein gegossen und nur genommen, statt zu geben. Geld ist verschleudert worden, der verdiente Soldat ist leer ausgegangen.

Wir sorgten auch für die im Kriegsdienst befindlichen Studenten und höheren Schüler, deren wirtschaftliche Zukunft immer weniger gesichert erschien. Von ihrer Förderung erhoffte ich einen besonderen Nutzen für unser Vaterland. Der preußische Kultusminister Dr. Schmidt arbeitete mit seinem warmen Empfinden führend mit.

VIII.

Außer der Kriegführung und den damit zusammenhängenden großen Fragen lag mir in Kreuznach noch recht viel anderes zu tun ob, auch anscheinend Unwichtiges, aber doch ein Glied des Ganzen. Das Leben hatte sich hier so eingespielt wie in den früheren Hauptquartieren. Der Feldmarschall, andere Herren und ich wohnten in einer Villa, die schon Kaiser Wilhelm I., jenen großen Monarchen und Menschenkenner, beherbergt hatte, unter dessen Zepter Deutschlands Traum nach Einigkeit verwirklicht wurde. Unsere Geschäftszimmer lagen im Oranienhof. Der Weg dorthin von unserer Villa war kurz. Die regelmäßigen Gänge boten vielen mir wohlwollenden Menschen Gelegenheit, mich durch einen Gruß und auch durch Blumen zu erfreuen. Sonst hielt ich mich in meinem Leben stets abseits, weil — ich die Menschen kenne.

Mein täglicher Erholungsgang führte mich nach dem Rosengarten oberhalb der Stadt oder auch nur in die Anlagen beim Oranienhof, selten wo anders hin. Im Frühjahr 1918 wurden dieser schöne Rosengarten und der Garten vor dem Oranienhof in wenigen Stunden durch reißendes Hochwasser zerstört. Wie die Revolution im Herbst über Deutschland kam, so

ging die Flut im Frühjahr über Kreuznach. Das in langen Jahren mühsam von der Stadt Aufgebaute wurde in wenigen Stunden vernichtet. Das Niederreißen ging entsetzlich schnell. Das Aufräumen der Gärten und Häuser und das Beiseiteschaffen des Schlammes und Morastes begannen sofort, aber es dauerte lange, lange Zeit, und die Spuren der Hochflut blieben allerorts zurück. War das ein Vorzeichen gewesen?

Viele Gäste kamen und gingen. Für alle mußten trotz meiner ungeheuren Arbeitslast Zeit und Worte gefunden werden. Mit den Vertretern des preußischen und auch des bayerischen Kriegsministeriums waren Besprechungen über die Erhaltung und Steigerung der Kampfkraft des Heeres nötig. Der Geist in der Heimat und die Ersatzfrage verschwanden nicht von der Tagesordnung. Auch Fragen der Zukunft des Heeres wurden behandelt. Die Abrüstungsgedanken eilten der Weltordnung ebenso voraus, wie der Gedanke des Verständigungsfriedens. Mir als praktisch denkendem Mann schien eine Abrüstung vor Änderung der Weltordnung ebenso unmöglich wie den demokratischen Regierungen Englands, Frankreichs und der Vereinigten Staaten. Die Verpflegungssorgen und die anderen Sorgen der Heimat traten oft an mich heran. Es wurden mit einem Wort alle Grundlagen der Kriegführung unausgesetzt bearbeitet, immer wieder überprüft und, soweit es in meiner Macht stand, vervollständigt oder ihre Sicherstellung bei der Reichsregierung beantragt. Mit welch traurigem Ergebnis, das habe ich in der wichtigsten Frage, der der geistigen Kriegsfähigkeit des deutschen Volkes, gezeigt.

Auf kriegspolitischem Gebiet lag mir vornehmlich die Behandlung der Dobrudscha, des Gebiets des Oberbefehlshabers Ost und Elsaß-Lothringens ob.

In der Dobrudscha ging der Kampf der Bulgaren gegen die deutsche Etappenverwaltung mit all seinen Begleiterscheinungen weiter. Im Juni war der Zar mit Radoslawow in Kreuznach. Radoslawow führte nun selbst den Vorstoß, um das Etappengebiet in bulgarische Verwaltung, d. h. wie er damals hoffte, die Dobrudscha an Bulgarien zu bringen. Es wurde wieder einmal viel hin- und hergeredet. Ich zog auch die Ausnutzung der reichen serbischen Kohlenfelder für die Kriegswirtschaft des Vierbundes durch Deutschland in den Bereich der Verhandlungen; es wurden Aufzeichnungen gemacht, aber dabei blieb es. Es war eine Zeitvergeudung, während meine Gedanken durch die Vorgänge an der Front beansprucht wurden. Es bedeutete dies eine fast unerträgliche Zumutung durch den ungeheuren Zwang, unter den ich mich häufig selbst stellen mußte. Solche harte Selbsterziehung wäre vielen gut. Im vorliegenden Fall gelang es der Obersten Heeresleitung, den bulgarischen Angriff auf die Etappenverwaltung abzuschlagen, die Frage wenigstens

auf die lange Bank zu schieben. Der Regierung glückte es auch jetzt nicht, Herrn Radoslawow zur Abberufung des Vertreters der Vereinigten Staaten aus Sofia zu bewegen, ich nehme an, daß sie sich wieder darum ernstlich bemüht hat.

Das Gebiet des Oberbefehlshabers Ost hatte ich Ende August 1916 verlassen. Die Verwaltung, die ich eingerichtet hatte, trug nur den militärischen Anforderungen Rechnung, sie arbeitete auch 1917 gut. Ihrem Wirken mußte nun allmählich mehr politischer Inhalt gegeben werden.

Es war damit zu rechnen gewesen, daß die Proklamation des Königreichs Polen am 5. November auf die Litauer niederdrückend wirken und im Gebiet des Oberbefehlshabers Ost eine großpolnische Agitation ins Leben rufen würde. Die Richtlinien für eine neutrale Behandlung der völkischen Fragen und Gleichstellung aller Nationalitäten genügten allein nicht mehr.

Auf meine Bitte erließ Staatssekretär v. Jagow eine öffentliche Kundgebung in den Zeitungen des besetzten Gebiets mit dem Zweck, die Litauer zu beruhigen. Diese Äußerung erschien gleichzeitig mit der Proklamation des Königreichs Polen. Die litauische Bewegung, die bisher ausschließlich von der Schweiz ausgegangen war, kam nun im Lande selbst im Fluß, daneben wuchs die großpolnische Bewegung, deren Ziel die Angliederung Litauens an Polen war. Solche Agitation zu dulden, hatten wir keinerlei Veranlassung. Polen hatte durch sein Verhalten bei der Heeresbildung klar gezeigt, daß es lediglich politischer Kriegsgewinnler sein wollte. Wir mußten jetzt ausschließlich an unsere eigene Zukunft und die Gefahren denken, die von den Polen kommen konnten. Der Oberbefehlshaber Ost erhielt deshalb in Übereinstimmung mit der bisher befolgten Politik die Weisung, daß jede Stärkung des Polentums, das nur auf Kosten anderer Nationalitäten gewinnen konnte, im Gebiet des Oberbefehlshabers Ost unerwünscht sei.

Die Litauer nahmen selbst den Kampf mit den Polen auf, indem sie ihre Empfindungen und Wünsche schärfer betonten. Im März 1917 reichten sie hierüber eine Eingabe an den Oberbefehlshaber Ost ein. Dieser legte nun der Obersten Heeresleitung eine Denkschrift über die Wege vor, die die deutsche Politik im Verwaltungsgebiete einschlagen müsse. Wir gaben die Denkschrift an den Reichskanzler mit der Bitte weiter, einen bestimmten Beschluß zu fassen für die im Befehlsbereich des Oberbefehlshabers Ost zu treibende völkische Politik. Die Oberste Heeresleitung führte dabei etwa aus, daß es ausgeschlossen sei, daselbst eine ausgesprochene Polenpolitik zu treiben. Ein Polen, das sich um Ost- und Westpreußen herumlegte, sei mit der militärischen Sicherheit Deutschlands nicht vereinbar. Die deutsche Herrschaft im Gebiete des Oberbefehlshabers Ost müsse sich auf die Litauer und die Weiß-

ruthenen stützen. Gleichzeitig schlugen wir eine Besprechung dieser Fragen vor, deren schnelle Lösung mir sehr am Herzen lag. Hier wie überall vertrat ich den Standpunkt, daß der Reichskanzler die politischen Richtlinien festzusetzen habe, sie mußten nur mit der militärischen Sicherheit zu vereinigen sein. Die politischen Weisungen durchzuführen war in diesem Fall die Aufgabe der Obersten Heeresleitung und des Oberbefehlshabers Ost.

Am 5. April fand die erste Besprechung mit Vertretern des Reichskanzlers unter Vorsitz des Generalquartiermeisters, General Hahndorff, in Bingen statt.

Des Generalfeldmarschalls und mein Endziel für die zukünftige Gestaltung des in der Verwaltung des Oberbefehlshabers Ost stehenden Landes war ein Herzogtum Kurland und ein Großfürstentum Litauen, beide, zugleich zum gegenseitigen Interessenausgleich, im engsten Anschluß an Deutschland und in Personalunion mit Seiner Majestät, sei es als König von Preußen oder als Kaiser von Deutschland. Deutschland-Preußen erhielt dadurch eine militärische Sicherung vor neuen Überfällen Rußlands und zugleich Land für die Versorgung unserer Soldaten nach dem Kriege.

Die Grenzen Kurlands waren gegeben.

Die Feststellung des Begriffs Litauen war schwer. Die litauische Bevölkerung in ihrer Masse, aber durchsetzt von polnischen Großgrundbesitzern, wohnt im allgemeinen nördlich der Linie Dünaburg—Wilna—Olita—Suwalki. Südlich davon strahlen die Litauer in das von Polen durchdrungene und stark polonisierte Weißruthenen-Gebiet hinein. Wilna, Grodno und andere Städte waren polnisch. Erst bei Bjalystok fing das geschlossene Polentum an. Juden lagerten sich über ganz Litauen. Deutsche wohnten hauptsächlich an der ostpreußischen Grenze. Die Litauer waren in dem Verwaltungsgebiet des Oberbefehlshabers Ost, südlich Kurland, in geringer Überzahl und bildeten somit ein Gegengewicht gegen die Polen. Sie waren von diesen genau so bedroht wie unsere östlichen Grenzgebiete und daher unsere natürlichen Bundesgenossen, die zu stärken und an uns heranzuziehen wir unbedingt erstreben mußten. So weit gingen meine Ausführungen am 5. April noch nicht. Mir lag zunächst daran, vom Reichskanzler die Zustimmung zu einer ausgesprochen litauischen Politik zu erhalten. Die Besprechung zeitigte noch kein Ergebnis.

Bereits am 23. desselben Monats fand in Kreuznach eine zweite Beratung statt. Rußland hatte nach Ausbruch der Revolution den Litauern weitgehende Versprechungen gemacht. Jetzt erkannte auch der Reichskanzler die Notwendigkeit an, ihnen gegenüber klare Politik zu treiben. Am 30. April wurde eine allgemeine Einigung dahin erzielt, daß im ganzen Gebiet des Oberbefehlshabers Ost nach fol-

genden Leitsätzen zu handeln wäre: Das Deutschtum sei zu bevorzugen, aber auch nur jeder Schein zwangsweiser Germanisierung, von der ich nie ein Freund war, allen Nationalitäten gegenüber zu vermeiden. Das Wort „eindeutschen“ ist mir immer unangenehm gewesen. Die Litauer wären mit allen Mitteln zu gewinnen und die Weißruthenen der nördlichen Gebiete den Litauern näherzubringen. In den südlich gelegenen Teilen wurde hierauf in Rücksicht auf die Polen verzichtet.

Eine polnische Propaganda wäre zu verhindern, aber ohne dabei durch eine öffentliche Stellungnahme in Widerspruch mit der Politik des Generalgouverneurs in Warschau zu kommen.

Diese Sätze legten die Reichsregierung noch nicht endgültig fest, gaben aber den Weg für eine klare Politik gegenüber den Litauern frei. In Übereinstimmung mit der Regierung veröffentlichte der Oberbefehlshaber Ost am 30. Mai die Genehmigung zur Bildung eines litauischen Vertrauensrates, in dem die Litauer die Mehrheit bilden, die anderen Nationalitäten durch einzelne Mitglieder vertreten sein sollten. Der Vertrauensrat war als ein Landesorgan gedacht, das die Wünsche der Litauer der Verwaltung zu übermitteln hatte.

Die allgemeinen Verhältnisse drängten immer mehr dazu, endgültige Klarheit über unsere Ziele im besetzten Ost-Gebiet zu gewinnen. Die unter der feindlichen Propaganda ins Leben getretenen Schlagworte vom annexionslosen Frieden und von dem Selbstbestimmungsrecht der kleinen Nationen waren geeignet, die litauische Frage einer Lösung entgegenzuführen, die den deutschen Interessen widersprach. Sie ließ den Polen die Möglichkeit offen, auch in jenen Gebieten die Oberhand zu erhalten, in denen sie sie bisher noch nicht hatten.

Die Oberste Heeresleitung trat am 21. Juli an das Auswärtige Amt — der Reichskanzler Dr. Michaelis war eben in seine hohe Stelle gekommen — mit dem Vorschlage heran, in Kurland und Litauen eine völkische, und zwar in Litauen eine ausgesprochen litauische Politik zu treiben. Wir strebten endgültig die Verwirklichung unserer Gedanken über Kurland und Litauen an. In beiden Gebieten sollten „Landesräte“ ins Leben gerufen werden.

Am 25. Juli erklärte sich Staatssekretär Zimmermann mit dem Zeitpunkt und der Art des beabsichtigten Vorgehens einverstanden. Unser inzwischen in Ostgalizien eingetretener Erfolg hatte die Lage weiter geklärt. Der Staatssekretär riet nur „im Hinblick auf die nicht zu übersehenden Zukunftsmöglichkeiten“ ab, „uns äußerlich erkennbar oder auch nur innerlich auf das bestimmte Ziel einer Personalunion festzulegen“. Er betonte aber später, „er wolle damit die Gestaltung keineswegs von der Hand weisen“. Wann die Regierung sich vor der Öffentlichkeit zu dieser Politik bekennen

würde, war ihre Sache, mir genügte es, von dem Auswärtigen Amt die Zustimmung zu einer klaren Politik gewonnen zu haben. Ich betonte ihm gegenüber meine Genugtuung, daß zwischen ihm und der Obersten Heeresleitung Einigung über die Politik der nächsten Zeit im Bereich des Oberbefehlshabers Ost erzielt worden sei. Dieser erhielt Anfang August entsprechende Weisungen, die zur Bildung von „Landesräten" führen sollten.

Ich hoffte, daß wir bei genügender Festigkeit und Stetigkeit das Ziel erreichen würden. Die Litauer konnten im Rahmen dieser Lösung besser zu ihrem Recht kommen als im Anschluß an Polen oder Rußland. Urteilsfähige Litauer hatten auch klar erkannt, daß sie nur mit Hilfe Deutschlands ihr Volkstum erhalten konnten. Hierzu gehörte die Geistlichkeit, die uns in höherer Einsicht und dank der von uns betriebenen Rückkehr des Bischofs von Kowno wohlgesinnt war. Die litauische Demokratie glaubte an die Macht des Schlagwortes von dem Selbstbestimmungsrecht der kleinen Nationen, obschon dieses in dem Völkergemisch Litauens gar nicht gerecht auszuüben war. Sie sah, befangen in politischen Theorien, nicht die Polengefahr, die in Wirklichkeit auch ihr Land bedroht.

Die dritte Frage, die mich im Sommer 1917 beschäftigte, war die elsaß-lothringische. Die Oberste Heeresleitung konnte sie naturgemäß nur von dem Standpunkt aus betrachten, den zu vertreten ihre Aufgabe war, und das war nun einmal der militärische. Die Eindrücke, die ich als Brigadekommandeur in Straßburg gewonnen hatte, und die vielen traurigen Erfahrungen dieses Krieges, die sich auf Elsaß-Lothringen beziehen, ließen keinen Zweifel in mir aufkommen, daß die staatsrechtliche Stellung Elsaß-Lothringens als Reichsland ein Zwitterding sei und nicht den Interessen der Bewohner entsprach. Vom Reichstage aus wurde zu viel hineinregiert. Es wurde eine unklare und schwächliche Politik getrieben, die niemanden befriedigen konnte. Ich strebte den Anschluß Elsaß-Lothringens an Preußen an, das bedeutete keineswegs ein „Verpreußen" seiner Bewohner. Preußen hat die Rheinprovinz in sich aufgenommen, ihre Bevölkerung hat dabei ihre Eigenart behalten und sich kraftvoll entwickelt; warum sollte nicht auch Elsaß-Lothringen einen ähnlichen Weg zum Glück seiner Bewohner gehen, die in ihrer Stammesart und wirtschaftlich aufs engste mit Deutschland verbunden sind. Auch andere Lösungen konnte man sich denken. Jedenfalls mußte die Einheitlichkeit der Kommandogewalt über die an der Grenze stehenden Truppen, des Grenzschutzes und der Eisenbahnen voll gewährleistet sein. Dies war allerdings bei einer anderen als der preußischen Lösung, wenn der Frage wirklich in allen Einzelheiten auf den Grund gegangen würde, nur schwer zu erreichen.

Ich habe mich vom militärischen Standpunkt aus gegen eine Autonomie als die wenigst glückliche Lösung ausgesprochen. Welche aber

auch gewählt werden würde, die Grundbedingung war, dem unberechtigten französischen Einfluß wirklich entgegenzutreten und dafür den deutschen zu setzen; hierher gehörten meines Erachtens Verdeutschung des Klerus und des Beamtentums. Der Klerus rekrutierte sich noch immer aus französischen Anstalten, ebenso einige Schwestern- und Lehrerinnen-Organisationen. Das schrie wirklich gen Himmel! Konnte Deutschland nicht ebensogut Geistliche sowie Schwestern und Lehrerinnen stellen? Auch in die Beamtenschaft gehörte deutscher Geist! Es brauchten ja nicht die berüchtigten „Ostelbier" genommen zu werden, die so unendlich viel für Deutschlands Größe getan haben, mit ihrem schroffen Sinn aber in Elsaß-Lothringen vielleicht nicht am Platze waren. Die Rheinlande und Süddeutschland konnten genügende Kräfte stellen.

Endlich mußte französischer Besitz in Elsaß-Lothringen in deutsche Hand übergeführt werden, wie es von der Entente als Kriegsrecht proklamiert war. Hierbei war auch Land für die angestrebte Siedlung deutscher Soldaten zu gewinnen.

Der Kampf gegen das Privateigentum war eine der Ungeheuerlichkeiten dieses Krieges. 1870/71 waren Deutsche aus Frankreich ausgewiesen worden. Das galt damals als ein besonderer Verstoß gegen das Völkerrecht. Aber das Privateigentum dieser Deutschen hatte Frankreich nicht angetastet. Zu Beginn des jetzigen Krieges war England sehr bald zur Liquidation der deutschen Geschäfte geschritten und hatte damit klar gezeigt, aus welchem Grunde es in den Krieg getreten war. Es wollte die ihm lästige deutsche Konkurrenz in der ganzen Welt beseitigen. Englands Parole folgten die anderen Ententestaaten. Die schwarzen Listen dienten Ähnlichem, zum Teil sollten sie die Blockade noch verschärfen. Sie trafen mit ungeheurer Schwere das neutrale Ausland, das — schwieg. Der Volkskrieg nahm immer ungeheuerlichere Formen an.

Es schien mir notwendig, daß über die Zukunft Elsaß-Lothringens zwischen den höchsten Militär- und Zivilbehörden Übereinstimmung herrsche. Generalfeldmarschall Herzog Albrecht von Württemberg, der seit dem Frühjahr 1917 die Militärgewalt in Elsaß-Lothringen vertrat, mußte klaren Bescheid erhalten. Ich wandte mich daher an die Regierung und schlug ihr eine Besprechung vor. Sie fand statt. Klarheit wurde nicht gewonnen.

Die Schlacht in Flandern und der Zusammenbruch Rußlands Sommer und Herbst 1917.

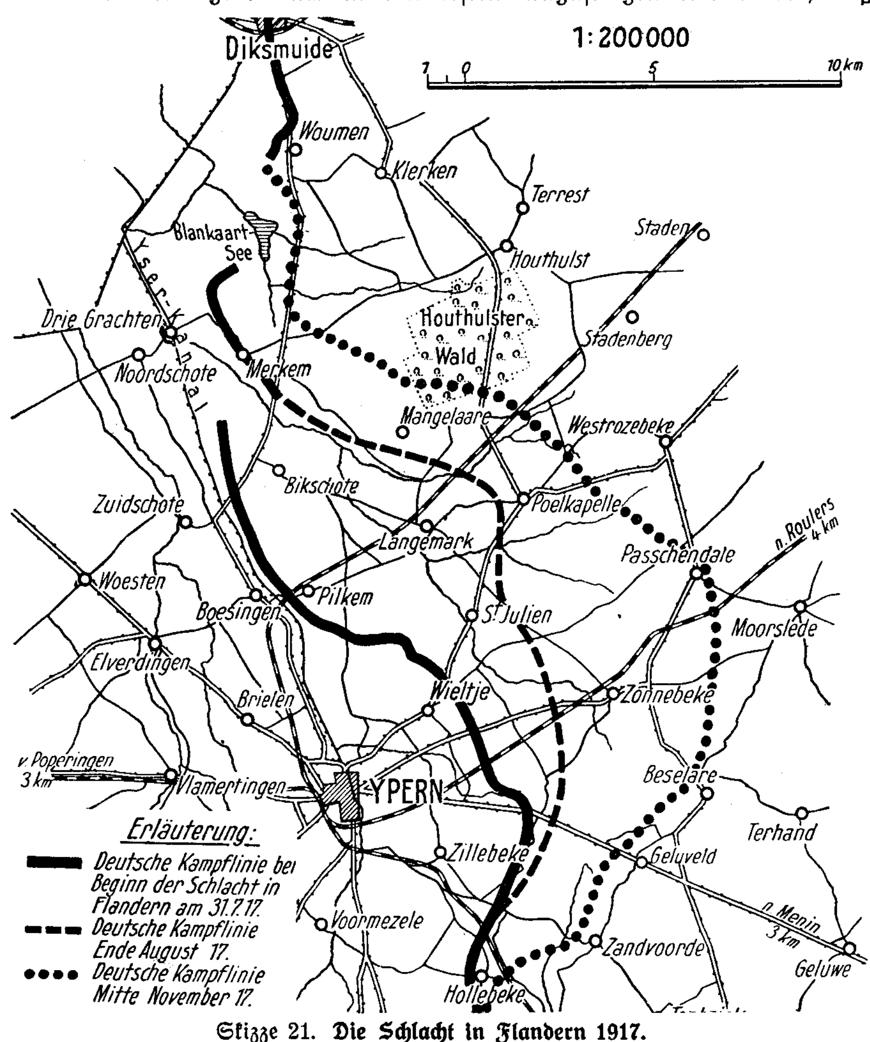
I.

Nach dem Auftakt im Wytschaete-Bogen am 7. Juni begann nach tagelanger artilleristischer Feuervorbereitung am 31. Juli die Schlacht in Flandern und damit das zweite große strategische Handeln der Entente im Jahre 1917: Ihr Ringen um den Endsieg und um unsere U-Bootsbasis in Flandern. Die Kämpfe dehnten sich auf große Teile der Westfront, auf die italienische, mazedonische Front, später bis nach Palästina hinein aus.

Die Schlachten an der Westfront wurden in einer Weise verlustreich und schwer für uns, wie es das deutsche Heer noch nicht erlebt hatte; trotzdem durfte die Oberste Heeresleitung die Truppen im Westen nicht aus dem Osten verstärken. An der Ostfront war endlich ganze Arbeit zu tun. Dazu mußten wir dort stark genug bleiben. Rußland und Rumänien waren zu schlagen, um 1918 die Entscheidung im Westen durch einen Angriff in Frankreich unter Mitwirkung des U-Bootkriegs zu erstreben, falls dieser allein die erhoffte Wirkung noch immer nicht erzielt haben sollte. Die Kriegslage verlangte, daß ich Schweres auf mich nahm; so Schweres, daß es auch an mir rüttelte. Ich mußte dies tun, die Gefahren konnten 1918 zu groß werden. Daß die Oberste Heeresleitung den Armeen des Westens nicht einen Mann vorenthielt, der nicht an anderer Stelle dringend notwendig war, das war selbstverständlich. Von dem Deutschen Kronprinzen wurde mir im Laufe der Ereignisse oft gesagt, ich solle die Lage im Westen nicht überspannen. Ich wußte wohl, was die Oberste Heeresleitung in Rücksicht auf die Lage 1918 tat, als sie die Truppen im Westen dieser ungeheuren Belastung aussetzte: Ich sah die kommende Gefahr, sofern der U-Bootkrieg nicht doch noch wirkte. Allerdings gehörte ich nicht zu den Leuten, die vor Gefahren nachgeben; ich war in meiner Stellung, um sie zu überwinden und alles zur Verhinderung eines großen Unglücks für das Vaterland aufzubieten.

Im Osten mußten wir weiter auf Rußland herumhämmern und ihm neue Schläge versetzen, um diesen Koloß zum Zusammenbrechen zu bringen. Schon während der Operation in Ostgalizien hatte ich mittels Fernsprecher Oberst Hoffmann angefragt, wie er sich zu einem Dünaübergang oberhalb Rigas stelle. Natürlich brauchte er hierzu Truppen, die

zur Zeit noch in Galizien fochten. Der Oberst war sogleich Feuer und Flamme. Der Oberbefehlshaber Ost traf unverzüglich die ersten vorbereitenden Anordnungen. Als in den ersten Augusttagen klar wurde, daß



Skizze 21. **Die Schlacht in Flandern 1917.**

der Vormarsch in Ostgalizien und der Bukowina anzuhalten und an eine Wiederaufnahme der Offensive daselbst erst nach Wiederherstellung der Eisenbahnen zu denken sei, erhielt der Oberbefehlshaber Ost die Weisung, den Dünaübergang auszuführen. Ich glaubte damals, daß dies etwa am 20. August der Fall sein könnte, und hoffte, dort bald Truppen freizubekommen. Mitte oder Ende September, nach Wiederherstellung der

Bahnen südlich des Dnjestrs, dachte ich dann so weit zu sein, daß die Operationen aus der Bukowina und über den Sereth in die Moldau beginnen könnten. Hierzu waren die Truppen von Riga wieder nach Süden zu fahren.

Die Tage vom 31. Juli bis in den September hinein waren Tage einer Hochspannung von ungeheurer Stärke. Am 31. Juli hatte in Flandern der Engländer, auf dem linken Flügel von einigen französischen Divisionen unterstützt, in etwa 25 km Breite angegriffen. Er hatte dazu so gewaltige Artillerie- und Munitionsmassen eingesetzt, wie sie auch im Westen bisher selten gewesen waren. Der Feind war auf der ganzen Front an vielen Stellen auch mit Tanks eingebrochen. Kavallerie-Divisionen standen zum Nachhauen bereit. Mit Einsatz der Eingreif-Divisionen gelang es der 4. Armee, deren Generalstabschef inzwischen Oberst v. Loßberg geworden war, dem feindlichen Erfolg Einhalt zu gebieten und ihn örtlich zu beschränken. Das Ergebnis war aber für uns neben einem Geländeverlust auf ganzer Angriffsfront von 2 bis 4 km Tiefe eine sehr erhebliche Einbuße an Gefangenen und Gerät sowie ein starker Kräfteverbrauch auch an Reserven.

Im August entbrannte der Kampf an vielen Stellen der Westfront. In Flandern griff die Entente wieder am 10. an, auch ihr wird der 31. Juli schwere Verluste gebracht haben. Der 10. August war für uns erfolgreich, dafür traf uns am 16. wieder ein neuer großer Schlag. Der Engländer gewann bis über Poelkapelle Boden und konnte nur mit Aufbietung aller Kraft eine kurze Strecke zurückgeworfen werden. In den nächsten Tagen hielt die Kampftätigkeit mit verminderter Stärke an. Am 22. war wieder schwerer Großkampftag. Mit dem 25. August endigte der zweite Abschnitt der Flandernschlacht. Er hat uns viel gekostet.

Weiter südlich brach am 15. August ein Angriff mehrerer englischer Divisionen abermals in unsere Stellung nördlich Lens ein und entriß uns eine wichtige Höhe.

Auf dem alten Kampffeld der Arrasschlacht beiderseits der Scarpe war am 9. ein feindlicher Vorstoß gescheitert.

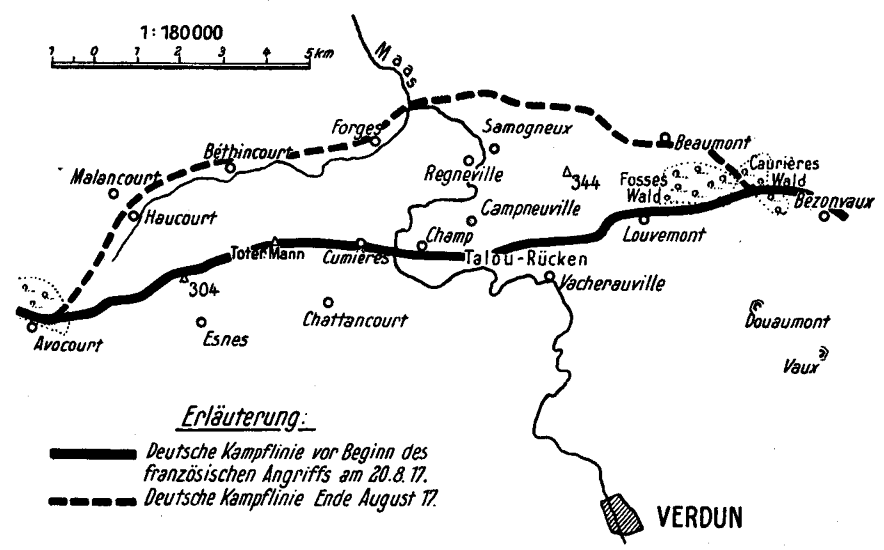
Ende August wurde die Siegfriedstellung nördlich St. Quentin von Franzosen vergeblich angegriffen. Es war nichts Ernstes gewesen.

Weitere französische Nebenangriffe erfolgten auf dem Höhenrücken des Chemin des Dames.

Den Hauptstoß führte Frankreich bei Verdun am 20. und 21. August. Der Angriff kam der 5. Armee nicht überraschend. Bestimmte Geländeteile, z. B. der Talou-Rücken, waren, wie schon Wochen vorher befohlen und vorbereitet, rechtzeitig geräumt worden. Als der Ansturm erfolgte, der ohne Tanks geführt wurde, da brach er doch wieder tief in unsere Stellungen ein. Auf dem linken Ufer, hart an der Maas, hatte eine Division versagt, auf dem rechten hatten wir ebenfalls nicht glücklich gekämpft, und doch war hier

wie in Flandern wohl alles Mögliche geschehen, um jeden Mißerfolg auszuschließen. Auch der 21. und 26. August brachten den Feinden Erfolge und uns Einbuße an Kraft. Das französische Heer war wieder angriffsfähig. Es hatte den Stimmungsniedergang schnell überwunden. Die Staatsmänner in Paris stellten gerade in diesen Tagen Friedensbedingungen auf, die der militärischen Lage der Entente nicht entsprachen.

Die gleichzeitigen verlustreichen Augustkämpfe in Flandern und vor Verdun lasteten schwer auf den Truppen der Westfront, man sah sich der ungeheuren Gewalt des feindlichen Artilleriefeuers trotz aller Beton-



Skizze 22. **Kämpfe vor Verdun August 1917.**

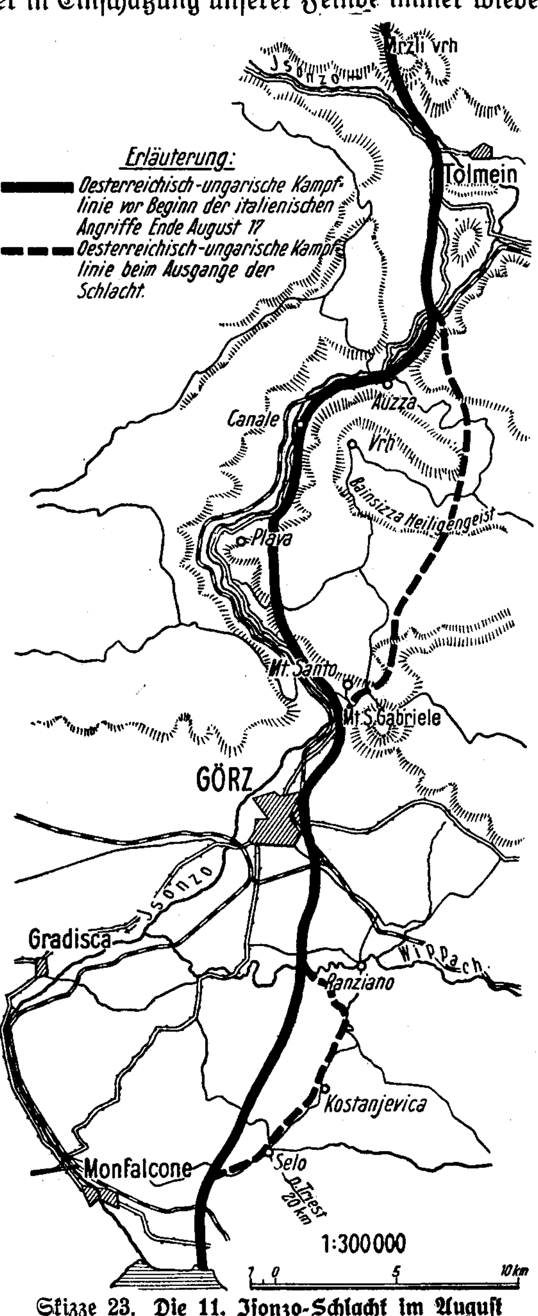
bauten mit einer gewissen Hilflosigkeit gegenüber. Die Truppe zeigte nicht mehr überall in der Abwehr die Festigkeit, die die örtliche Führung mit mir erhofft hatte. Der Feind mußte sich unserer Taktik der Eingreif-Divisionen anzupassen. Angriffe mit weitgesteckten Zielen, wie sie General Nivelle in der Aisne-Champagne-Schlacht unternommen hatte, kamen nicht mehr vor; er war auf unsere Gegenstöße gefaßt und richtete sich durch eine gewisse Zurückhaltung im Ausnutzen von Erfolgen hierauf ein, das konnte uns nach anderer Seite hin naturgemäß nur recht sein.

Auch ich war aufs äußerste beansprucht. Die Verhältnisse im Westen schienen unsere anderweitigen Pläne zu verhindern. Der Kräfteverbrauch war besorgniserregend hoch gewesen und hatte alle Erwartungen übertroffen. Der Angriff an der Düna mußte immer wieder hinausgeschoben werden. Konnte die Oberste Heeresleitung das Festlegen der Divisionen im Osten überhaupt verantworten? Nicht nur

der Deutsche Kronprinz, auch einzelne sehr ruhig denkende Chefs schüttelten den Kopf. Ich sagte mir aber in Einschätzung unserer Feinde immer wieder, in diesem Kriege ginge es allein um Sieg oder Niederlage, ein Mittelding gäbe es bei dem Vernichtungswillen der Feinde nicht. Ich war überzeugt, daß der Westen trotz alledem noch mehr aushalten würde, selbst wenn ihm das Schicksal eine noch stärkere Belastungsprobe auferlegen sollte. Auch hier lag wieder ein Fall vor, in dem Menschenkunst versagte.

Die Oberste Heeresleitung beließ es bei dem Angriff über die Düna, von dem sie sich wegen der Nähe von Petersburg einen besonders großen Erfolg versprach, obschon es nicht ihre Absicht war, ihn weit auszudehnen. Er sollte in rein strategischer Beziehung uns nur eine große Stellungsberichtigung bringen, die uns Truppen sparte.

Der Angriff in der Moldau behielten wir als zweiten entscheidenden Schlag im Auge. Aber aus dieser Operation, die sich wegen schwieriger Eisenbahnbauten hinausschob, sollte nichts werden. Auf der Isonzofront hatte Ende



Skizze 23. Die 11. Isonzo-Schlacht im August und September 1917.

August die 11. Isonzoschlacht auf 70 km Breite begonnen und den Italienern Gewinn gebracht. Anfang September wurde das Ringen erbittert fortgesetzt. Es war wiederum für die italienische Armee erfolgreich. Die k. u. k. Armeen hatten zwar standgehalten, ihre Verluste im Karstgebirge waren aber so schwer gewesen, ihr Geist war so erschüttert, daß bei den maßgebenden militärischen und politischen Stellen Österreich-Ungarns die Überzeugung entstand, die k. u. k. Armeen würden eine Fortsetzung der Schlacht und einen 12. Isonzo-Angriff nicht aushalten. Die österreichisch-ungarische Armee an der italienischen Front brauchte Stützung durch deutsche Truppen. Wir konnten nicht nach der Moldau hinein angreifen. Ein Einsetzen deutscher Divisionen in Italien zur reinen Abwehr war keine Maßregel, die unserer ernsten Lage entsprach. Die Oberste Heeresleitung mußte sehen, daß sie auch hier zu einem Angriff, vielleicht zu einer Operation kam, um doch noch eine Verbesserung unserer Gesamtkriegslage zu erzielen.

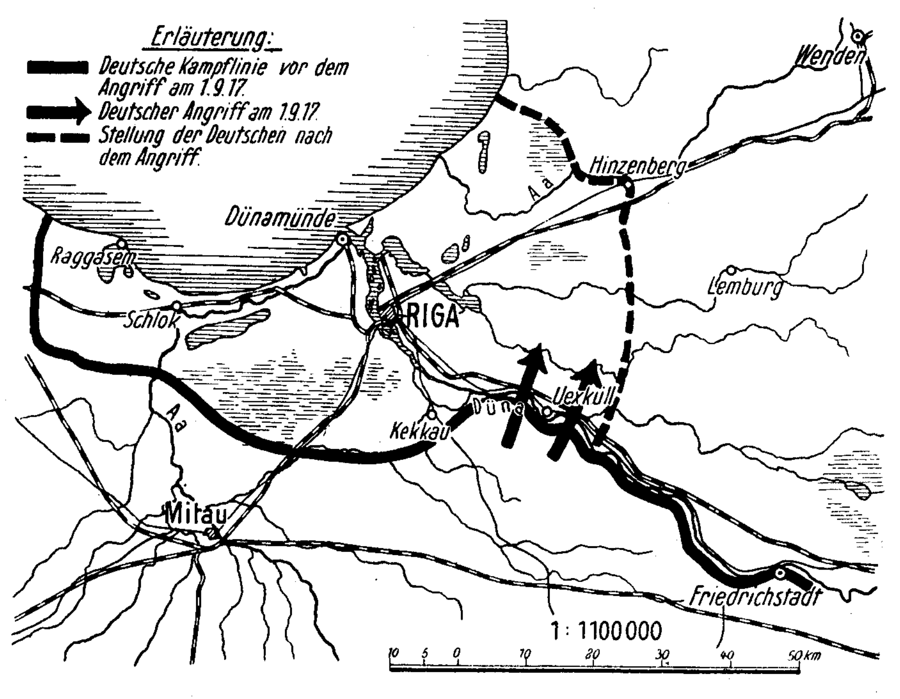
Das Aufgeben der Operation in der Moldau ist mir schwer geworden. Sie erschien mir bedeutungsvoller als eine solche gegen Italien. Jener Angriff konnte den Krieg an der Ostfront bei der Lage in Rußland seinem Ende entscheidend näherbringen. Daß dieses Ziel bei der Zersetzung des russischen Volkes und des russischen Heeres auch ohne größere militärische Kraftanstrengung erreicht zu werden vermochte, war damals nicht zu übersehen. Der Angriff gegen Italien konnte gewiß wirksam werden und die Westfront unmittelbar entlasten; ob er aber in Verbindung mit der Kohlennot Italien eine innere Krise bringen würde, mußte dahingestellt bleiben. Diese Frage wurde allgemein skeptisch beurteilt. Trotz dieser verschiedenen Bewertung der etwaigen Erfolge mußte der Angriff gegen Italien Mitte September beschlossen werden, um den Zusammenbruch Österreich-Ungarns zu verhindern. Es blieb nur zu prüfen, wie Rußland auch nach dem Schlage bei Riga getroffen werden könnte, um seine Auflösung zu beschleunigen. Der Ausspruch Moltkes: „Die Strategie ist ein System der Aushilfen", bleibt ewig wahr.

Sehr viel stürmte auf mich um die Monatswende August/September ein. Berlin nahm mich stark in Anspruch. Auf einer Fahrt nach dem Westen hatte ich einen Eisenbahnunfall. Ein anderer Zug war in den Wagen, in dem ich mit meinen Herren beim Abendessen saß, hineingefahren und hatte ihn umgeworfen. Das brachte aber nur kurzen Schreck. Schwer traf mich der Heldentod meines ältesten Sohnes oder richtiger des ältesten Sohnes meiner Frau aus ihrer ersten Ehe. Eigene Kinder habe ich nicht. Ich hatte meinen Sohn, mit dem mich, wie mit seinen Geschwistern innige Zuneigung verband, noch kurz vorher frisch und blühend, begeistert für seinen Beruf und sein Vaterland, in Lille gesehen.

Er wurde im Luftkampf über dem Kanal abgeschossen. Erst nach Wochen fanden wir den Leichnam angespült an der holländischen Küste.

Nach der Hochspannung trat Ruhe ein, in Flandern von Ende August, vor Verdun und in Italien von Anfang und Mitte September an. Wie lange sie anhalten würde, wußte niemand.

Auch an der mazedonischen Front hatte die Entente in der Zeit vom 30. August bis 8. September an verschiedenen Stellen heftig angegriffen, ohne indes Erfolge zu erringen. Örtliche Kämpfe im Gebirge, westlich des



Skizze 24. **Riga 1917.**

Ohrida-Sees, waren für die große Kriegführung insofern von Bedeutung, als sie Bulgarien zur Verlängerung seiner Front zwangen.

In Rumänien wurde zwischen dem Sereth und dem Grenzgebirge gekämpft. Im übrigen herrschte an der ganzen Ostfront bis Riga hinauf nur geringe Kampftätigkeit. Ein örtlicher deutscher Angriff bei Czernowitz hatte nur eine dringend nötige Stellungsverbesserung zum Zweck.

Die Front zwischen den Karpathen und Tarnopol wurde nun gelockert, um Reserven für die weiteren Operationen zu gewinnen.

Am 1. September fand der Übergang über die Düna bei Üxküll südöstlich von Riga angesichts einer starken feindlichen Stellung statt. Von den

höheren Kommandostellen unterstützt, hatte die 8. Armee, General v. Hutier mit seinem Generalstabschef General v. Sauberzweig, die Unternehmung gründlich vorbereitet. Der Übergang gelang. Der Russe hatte den linksufrigen Brückenkopf rechtzeitig geräumt und zeigte auch hier, abgesehen von wenigen Ausnahmen, nur geringe Widerstandskraft. Ich atmete auf, als der Schlag endlich gefallen war. Die 8. Armee wurde sehr bald angehalten. Sie begann sofort hinter ihrer vordersten Linie den Stellungsausbau auf der kürzesten Entfernung zwischen der Düna und dem Rigaischen Meerbusen. Zwei Divisionen gingen unverzüglich nach dem Westen, um dort andere für Italien freizumachen, die Ostfront hatte starke Kräfte dorthin abzugeben. Trotz der Absicht, gegen Italien zu schlagen und trotz der überaus gespannten Lage im Westen, wo die Kämpfe jeden Augenblick wieder entbrennen konnten, behielt der Oberbefehlshaber Ost noch einen gewissen Kräfteüberschuß, um Rußland noch weiter in Atem zu halten. Dies war nur ein schwacher Ersatz für die Operation in die Moldau hinein, aber immer besser als nichts. Den Vorwurf der Kräftezersplitterung durch eine nachträgliche Kritik muß ich mir gefallen lassen. Es geht nicht immer alles nach dem Schema — und ich erreichte das Ziel.

II.

Der Angriff Österreich-Ungarns aus Tirol 1916 hatte, abgesehen von der geringen Angriffskraft der k. u. k. Truppen, daran gekrankt, daß er für die Stelle, an der er angesetzt war, mit zu schwachen Kräften geführt wurde, und die k. u. k. Armee am Isonzo nicht gleichzeitig antrat. Es war militärisch verführerisch, wieder diesen Gedanken und Möglichkeiten nachzugeben; ich mußte aber im September 1917 davon ausgehen, daß die k. u. k. Armeen augenblicklich stark ermattet seien und Deutschland nur etwa sechs bis acht Divisionen abgeben könne. Mit diesen Kräften wäre ein Stoß aus Tirol ein Unding gewesen. Sie konnten nur wirken, wenn sie eine Stelle trafen, an der der Gegner besonders schwach und eines Angriffs nicht gewärtig war. Wurde zudem durch Wahl des Orts eine strategische Auswertung des Angriffs ähnlich wie in Ostgalizien ermöglicht, so war alles geschehen, was zunächst zu tun war; das Weitere mußte dann sorgsamer Vorbereitung und wiederum der Waffenentscheidung überlassen bleiben.

Ein für den Angriff günstiger Frontteil bot sich zwischen Flitsch und Canale. Das Gelände schien ihm allerdings hier fast unüberwindliche Schwierigkeiten zu bereiten. Die Verbindungen, die österreichischerseits zur Angriffsfront führten, waren denkbar schlecht. Aber die Italiener erwarteten daselbst keinen Angriff und waren nur schwach. Gelang der über-

raschende Stoß über die Berge nördlich Cividale auf Udine, dann wankte die italienische Isonzofront. Wir konnten zur Operation kommen. Der wärmste Vertreter dieses Gedankens war Oberstleutnant Wetzell. Zunächst mußte die Oberste Heeresleitung sich Gewißheit verschaffen, ob ein Angriff dort überhaupt möglich und, wenn dies der Fall, wie er ausführbar sei? General Krafft v. Dellmensingen, zu dieser Zeit Chef des Generalstabes der Heeresgruppe Herzog Albrecht, erhielt mit Major Frhr. v. Willisen unter Zustimmung des Generals v. Arz den Auftrag, Geländeerkundungen an Ort und Stelle vorzunehmen. Das Ergebnis ließ die Ausführung des Gedankens als möglich erscheinen. Es wurde für die weiteren Entschließungen der Obersten Heeresleitung maßgebend. Ich wandte mich nun der neuen großen Aufgabe mit aller Hingabe zu.

General v. Krafft und Major v. Willisen hatten ferner vortreffliche Vorschläge für die Ausrüstung der Truppen gemacht. Die Oberste Heeresleitung trat hierüber sofort mit dem k. u. k. Armee-Oberkommando in Verbindung, das vor allem Tragtierkolonnen und Gebirgsartillerie für die deutschen Formationen abgeben sollte. Das Fehlen von Gebirgsartillerie in der deutschen Armee ist vor dem Kriege und während desselben oft störend empfunden worden. Es wurden auch solche Formationen aufgestellt; für diesen Feldzug reichten sie natürlich nicht aus. Österreich-Ungarn war auch durchaus in der Lage, auszuhelfen, wir brauchten nicht immer alles selbst zu schaffen.

Von besonderer Bedeutung war die Auswahl der Truppen. Es mußten an erster Stelle solche genommen werden, die ebenso wie das Alpenkorps aus den Karpathen Gebirgs-Kriegserfahrungen hatten und entsprechende Ausrüstung besaßen. Es waren dies die 117. und die 200. Inf. Div. Diese standen zur Zeit in der Bukowina und sollten hier durch Dehnung der Linien der dort stehenden k. u. k. Truppen freigemacht werden.

Die Oberste Heeresleitung nahm zu Gefechtshandlungen auf den anderen Kriegsschauplätzen auch gern solche Divisionen, die bisher nur im Westen gekämpft oder besonders hart gelitten hatten. Bei der Bedeutung der Westfront und den zahlenmäßig schwachen Abgaben von dort ließen sich jedoch die Wünsche vieler Verbände, auch einmal an anderer Stelle zu kämpfen und zu angreifen, nur in beschränktem Maße durchführen. Die Auswahl fiel jetzt auf die 5., 12. und 26. (Württ.) Inf. Div. und einige Jäger-Bataillone, die später zu der deutschen Jäger-Division zusammengestellt wurden. Sechs bis sieben Divisionen wurden gegen Italien verfügbar gemacht, zwei waren dem Westen entnommen und dort durch jene beiden Divisionen von Riga her ersetzt.

Außerdem hatte der Osten noch zwei weitere Divisionen freizu-

machen, die später, wenn es die Lage irgendwie gestattete, nach Italien, sonst nach dem Westen gefahren werden sollten.

Zu den für den Angriff bestimmten Divisionen traten ferner deutsche Artillerie-, Pionier-, Minenwerfer-, Flieger-, Luftschiffer- und Nachrichtenformationen, Kraftwagen- und Trainkolonnen und Etappeneinrichtungen aller Art, mit einem Wort, alles das, was eine Armee braucht. Die Truppen erhielten, soweit nötig, Gebirgsausrüstung durch den Generalintendanten und ihre Kriegsministerien. Die Ausbildung im Gebirgskrieg begann sofort. Für die Artillerie war besondere Anweisung zum Schießen im Gebirge notwendig.

Es wurde mit General v. Arz vereinbart, daß die deutschen, verstärkt durch k. u. k. Truppen, die 14. Armee unter General Otto v. Below, bisherigem Oberbefehlshaber der 6. Armee, bilden sollten. General v. Krafft wurde sein Chef, Major Frhr. v. Willisen trat als ältester Generalstabsoffizier zum A. O. K. 14 über.

General v. Below wurde bei der 6. Armee durch General v. Quast, einen klardenkenden und entschlossenen Führer, General v. Krafft bei der Heeresgruppe Herzog Albrecht durch Oberst Heye, den langjährigen verdienten Chef des Generals v. Woyrsch, ersetzt.

Die Vorbereitungen der Operation gegen Italien hatten einen regen Verkehr mit dem k. u. k. Armee-Oberkommando in Baden bedingt. General v. Waldstätten war häufiger in Kreuznach. Das eine stand von vornherein fest, daß die deutsche Armee den Hauptstoß zu führen hatte, von dessen Gelingen alles abhing. Sie wurde deshalb auch an der entscheidenden Stelle beiderseits Tolmein versammelt, die deutschen Jäger kamen in das Flitscher Becken.

Kaiser Karl wollte mit dem k. u. k. Armee-Oberkommando die Operation leiten. Ich hatte der deutschen Obersten Heeresleitung durch die Vorbereitungen, das deutsche Armee-Oberkommando und Fernsprechverbindungen genügenden Einfluß gesichert.

Leider war ersichtlich, daß die Operation erst nach Mitte Oktober beginnen würde.

Die Unternehmungen an der Ostfront nahmen im September ihren Fortgang. Der Brückenkopf von Jakobstadt war bereits am 21. September in kraftvollem, wohldurchdachtem Angriff genommen. Es sollte jetzt ein solcher gegen die Inseln Ösel, Moon und Dagö folgen. Er beanspruchte eine Division und eine Radfahrer-Brigade, die von der flandrischen Küste vorübergehend nach dem Osten abgegeben wurden. Die Unternehmung war in vortrefflicher Zusammenarbeit mit der Marine seit Mitte September in Vorbereitung. Ende des Monats waren in Libau Flotte, Transportschiffe und Landungskorps verwendungsbereit. Wegen un-

günstiger Windverhältnisse verzögerte sich die Ausführung der Landung aber auch bis Mitte Oktober.

Das Hinausschieben der Operation gegen Italien und der Unternehmung gegen die Inseln bis Ende und Mitte Oktober sollte für uns wiederum eine ungeheure Belastungsprobe werden.

Nach einer Spanne tiefer Ruhe im Westen, die bereits bei einigen Stellen die Hoffnung aufkommen ließ, die Flandernschlacht sei vorüber, setzte dort am 20. September wieder ein gewaltiger Ansturm gegen unsere Linien ein. Der dritte blutige Akt der Schlacht hatte begonnen. Der Schwerpunkt des Angriffs lag in Richtung Paschendale—Geluveld. Der Engländer strebte sichtlich den Besitz des Höhengeländes an, das zwischen Ypern und Roulers—Menin liegt und nach beiden Seiten weiten Überblick gewährt. Die Höhen waren auch für uns ungemein wichtig; sie boten uns Erdbeobachtungsstellen und einen gewissen Schutz gegen feindliche Sicht.

Auch bei dem Angriff am 20. hatte der Feind Erfolge. Sie zeigten die überlegene Kraft des Angriffs im Gegensatz zur Verteidigung. Die Stärke lag nicht in gegnerischen Tanks begründet, diese waren unbequem, wurden aber doch außer Gefecht gesetzt. Die Gewalt des Angriffs lag in der Artillerie und in dem Umstande, daß die unsrige die feindliche Infanterie bei ihrer Versammlung und vor allem bei ihrem Ansturm nicht genügend traf.

Ein neuer englischer Angriff am 21. wurde abgeschlagen. Aber bereits der 26. brachte der 4. Armee wieder einen besonders schweren Großkampf mit allen seinen uns Kräfte kostenden Erscheinungen. War auch der Geländeverlust zu ertragen, so wog doch der damit verbundene Ausfall an lebendiger Kampfkraft wieder um so schwerer. Wir standen an der Westfront wieder mitten in einem großen Ringen und mußten uns auf Fortsetzung der Angriffe an vielen Stellen der Front gefaßt machen.

Der Oktober kam und mit ihm ein Monat, der zu den schwersten des Krieges gehört. Die Welt — und diese fing sehr bald in meiner Umgebung an — sah Tarnopol, Czernowitz, Riga, später Ösel, Udine, den Tagliamento und den Piave. Sie sah nicht die Sorge in meinem Herzen, sie sah nicht mein tiefes inneres Mitgefühl mit den Leiden unserer Truppen im Westen. Mein Verstand war im Osten und in Italien, mein Herz war an der Westfront; der Wille mußte Verstand und Herz in Übereinstimmung bringen. Ich war schon lange freudlos geworden.

Die Kämpfe der dritten Flandernschlacht hatten dasselbe planmäßige Gepräge behalten, wie die der zweiten und die vor Verdun: Beschränkung der Tiefe des Einbruchs, um sich unseren Gegenangriffen zu entziehen und diese dann durch Massenfeuer der Artillerie zu zerschlagen. Nach jedem Angriff besprach ich mit General v. Kuhl und Oberst v. Loßberg die

taktischen Erfahrungen teils an der Front, teils durch Fernsprecher. Auch jetzt fuhr ich nach Flandern, um mit Offizieren, die die Kämpfe mitgemacht hatten, die gleichen Fragen zu behandeln. Nach irgendeiner Richtung hin mußte unsere Abwehrtaktik weitergebildet werden. Das Gefühl hatten wir alle; es war nur so unendlich schwer, das Richtige zu finden. Wir konnten nur vorsichtig umhertasten. Die Vorschläge, die mir von an Ort und Stelle befindlichen Herren gemacht wurden, bewegten sich mehr in Richtung unserer früheren Taktik. Sie liefen auf ein allerdings nur geringes Verstärken unserer vorderen Linie und Verzicht auf die Gegenangriffe der Eingreifdivisionen hinaus; diese sollten durch örtliche Gegenstöße ersetzt werden. Eine schon vor Beginn des feindlichen Angriffs dicht herangeführte und auf breite Front verteilte Division der zweiten Welle sollte sie führen. Während die vordere Linie sich so wieder etwas verdichtete, um dadurch kampfkräftiger zu werden, vertiefte sich das gesamte Kampffeld noch mehr. Das bedeutete für die Oberste Heeresleitung im wesentlichen die Bereitstellung einer zweiten Division hinter jeder Kampfdivision vorderer Linie, also einen Kräfteverbrauch, wie er bisher noch nicht da war. Daß durch die Verwendung einer zweiten Division beinahe hinter jeder vorderen die Sicherheit der Verteidigung wuchs, war ein einfaches Rechenexempel; ebenso einfach aber war auch das zweite, daß die Fronten dann an anderer Stelle viel mehr verdünnt werden mußten, als es bisher geschehen war. Ich wollte sehen, was ich machen konnte. Den taktischen Änderungen stimmte ich zu, wenn auch in meinem Stabe gegen die Abkehr von der „Abwehrschlacht“ Bedenken geäußert wurden. Ich glaubte, den Fronterfahrungen den Vorzug geben zu müssen.

Eine weitere taktische Erscheinung, die überall hervorgehoben wurde, war der Wert der Erdbeobachtung der Artillerie. Nur so konnte die angreifende und namentlich die in unsere Linien eingebrochene feindliche Infanterie vernichtend getroffen, Massenfeuer nach den entscheidenden Punkten des Schlachtfeldes schnell vereinigt werden.

Über die Tanks war das Urteil ein ruhiges; eine besondere Gefahr wurde in ihnen nicht gesehen. Ich sprach absichtlich von einem „Tankschrecken“; der Ausdruck wurde von den anwesenden Frontoffizieren abgelehnt.

Daß die 4. Armee an Artillerie nebst Munition, Fliegern und sonstigen Waffen von vornherein so reich wie möglich ausgestattet war, ist selbstverständlich. Auch Oberst v. Loßberg, der immer sehr viel haben wollte, war schließlich mit seiner Heeresgruppe und mit mir zufrieden. Über die Operationen im Osten und in Italien urteilten die Herren im Westen mit zunehmender Besorgnis.

Anfang Oktober lebte der Artilleriekampf wieder auf. Der 2. und 3. Oktober brachten Artillerieschlachten größter Stärke. Am 4. morgens begann auch der Infanteriekampf. Er war von seltener Schwere und wurde überstanden, aber doch wiederum nur mit Einbuße ungeheurer Kraft. Es zeigte sich, daß die bei meiner letzten Anwesenheit im September eingeleitete Verdichtung der vorderen Linie nicht das Heilmittel war. Ich ging nun nach eigenem Urteil vor, ohne weiter zu fragen, und empfahl der 4. Armee die Bildung eines Vorfeldes, d. h. die Bildung eines schmalen Streifens zwischen der vordersten feindlichen Linie und der Linie, die die Truppe in beweglicher Verteidigung halten sollte. Der Feind mußte dies Vorfeld, wenn er angriff, durchschreiten. Unsere Artillerie fand Zeit, ihn zu fassen, bevor er unsere Hauptwiderstandslinie erreichte. Die große Schwierigkeit bestand in dem Ausweichen der Vorfeldbesatzung beim Angriff und in dem Heranziehen des Artilleriefeuers an die eigene Linie. Der Begriff „Vorfeld" hat später verschiedene Auslegungen erfahren. Die Gedanken verwirrten sich oft. Die Grundlage war einfach und klar. Die 4. Armee folgte meinem Vorschlage über ein Vorfeld nur mit Zurückhaltung, erst allmählich aus innerer Überzeugung.

Ferner wirkte ich unausgesetzt auf die Massenverwendung der Artillerie und stärkste Feuervereinigung hin.

Der 9. und 12. Oktober brachten wieder schwere Schlachten. Die Front hielt besser als am 4., wenn auch stellenweise erhebliche feindliche Einbrüche erfolgten. Der Kräfteverbrauch an den Großkampftagen der 4. Flandernschlacht war außerordentlich hoch. Es wurde im Westen knapp an Truppen. Die beiden im Osten noch bereitgestellten und schon auf der Fahrt nach Italien begriffenen Divisionen wurden abgedreht und nach Flandern gezogen. Die Unternehmung gegen Ösel war wenigstens in Fluß gekommen, aber der italienische Angriff konnte nicht vor dem 22. Oktober beginnen. Witterungsverhältnisse erforderten noch einen Aufschub bis zum 24. Diese Tage brachten den Höhepunkt der Krise.

III.

Mit dem 22. Oktober begann der fünfte Akt des ergreifenden Dramas in Flandern. Ungeheure Munitionsmengen, wie sie Menschenverstand vor dem Kriege nie erdacht hatte, wurden gegen Menschenleiber geschleudert, die, in tiefverschlammten Geschoßtrichtern zerstreut, ihr Leben notdürftig fristeten. Der Schrecken des Trichterfeldes vor Verdun wurde noch übertroffen. Das war kein Leben mehr, das war ein unsägliches Leiden. Und aus der Schlammwelt wälzte sich der Angreifer heran, langsam, aber doch stetig und in dichten Massen. Im Vorfelde von unserem Munitions-

hagel getroffen, brach er oft zusammen, und der einsame Mann im Trichterfelde atmete auf. Dann kam die Masse heran. Gewehr und Maschinengewehr waren verschlammt. Mann rang gegen Mann, und — die Masse hatte nur zu oft Erfolg.

Was der deutsche Soldat in der Flandernschlacht geleistet, erlebt und gelitten, wird für ihn zu allen Zeiten ein ehernes Denkmal sein, das er sich selbst auf feindlichem Boden errichtet hat!

Auch des Feindes Verluste waren schwer. Als wir im Frühjahr 1918 das Schlachtfeld in Besitz nahmen, bot sich ein grausiges Bild vieler unbeerdigter Leichen. Ihre Zahl belief sich auf Tausende. Zwei Drittel waren Feinde, ein Drittel waren deutsche Soldaten, die hier den Heldentod gefunden hatten.

Und doch muß es ausgesprochen werden: einzelne Truppenteile überwanden nicht mehr so wie früher die zersetzenden Einflüsse der Abwehrschlacht.

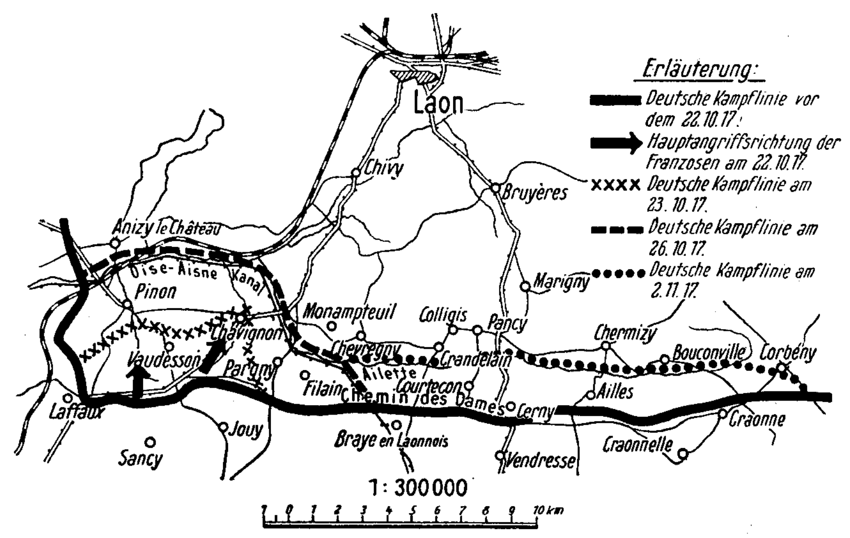
Auch der 26. und 30. Oktober, der 6. und 10. November waren Großkampftage schwerster Art. Der Feind drängte wie ein wilder Stier gegen die Eisenwand, die ihn von unserer U-Bootsbasis fernhielt. Er warf seine Wucht gegen den Houthoulster Wald, er warf sie auf Poelkapelle, Passchendale, Beselare, Geluveld und Zandvoorde; er erreichte sehr viele Einbeulungen. Es schien, als ob er die Wand niederrennen würde; aber sie hielt, wenn auch durch ihr Fundament ein leises Zittern ging. Die Eindrücke, die ich fortgesetzt bekam, waren äußerst schwere. Taktisch war alles geschehen; das Vorfeld war gut. Unsere Artilleriewirkung hatte sich erheblich gebessert. Beinahe hinter jeder Kampfdivision stand eine zweite als hintere Welle. Auch in dritter Linie waren noch Reserven. Wir wußten, daß der Feind hohen Kräfteverbrauch hatte. Wir wußten aber auch, er war außerordentlich stark und hatte, was gleich wichtig war, einen außerordentlichen Willen. Lloyd George wollte den Sieg. Er hatte England in der Hand. Nur das eine wußten wir nicht: Wie lange die Schlacht noch weitergehen würde. Auch der Feind mußte einmal ermatten.

Gleichzeitig hatte der Franzose angegriffen. Er hatte sich dafür die günstige Stellungsbiegung südwestlich Laon, die sogenannte Laffaux-Ecke, ausgesucht. Um Mitte Oktober herum wurde die feindliche Absicht, hier anzugreifen, erkannt; die Armee nahm volle Abwehrbereitschaft ein, es wurde ihr das zugeführt, dessen sie ihrer Meinung nach für die Verteidigung bedurfte. Sie wollte trotz Abratens in sicherer Erwartung eines Erfolges jenen Bogen halten und traf ihre Maßnahmen mit nie versagender Sorgfalt. Die Oberste Heeresleitung hätte trotzdem das Räumen des Bogens befehlen müssen.

Der feindliche Ansturm am 22. Oktober glückte. Eine Division

war der Einwirkung des überaus starken Gasbeschusses erlegen und gab dem feindlichen Ansturm nach. Der Gegner drang auf Chavignon vor und schlug eine schmale, aber tiefe Einbuchtung in den Bogen, die uns nun veranlaßte, seine Räumung und die Zurücknahme der Front hinter den Oise—Aisne-Kanal zu befehlen. Die Verluste waren sehr schmerzlich gewesen, einige Divisionen wieder zerschlagen.

Aus dieser Zurückverlegung unserer Verteidigungslinie ergab sich mit Zwang die Räumung des Höhenrückens des Chemin des Dames. Sie wurde befohlen und nach Zurückführung des Geräts in der



Skizze 25. **Die Schlacht um die Laffaux-Ecke am 22. Oktober.**

Nacht vom 1./2. November planmäßig ausgeführt. An und für sich war es gleichgültig, ob wir südlich oder nördlich der Ailette standen, nachdem wir aber den Sommer über um den Chemin des Dames gekämpft hatten, wurde mir der Befehl, ihn aufzugeben, sehr schwer. Ein Stehenbleiben aber hätte nur dauernde Verluste gefordert.

Der Feind hatte am 23. Oktober beim Vordringen gegen den Kanal weitere Kampferfolge, später wurden alle Angriffe, die auch nach Norden herumfaßten und sich nach Osten zu ausdehnten, abgewiesen.

Wie im August vor Verdun, so hatte hier der Franzose, unterstützt durch außerordentliche Artilleriemassen, kraftvoll gekämpft.

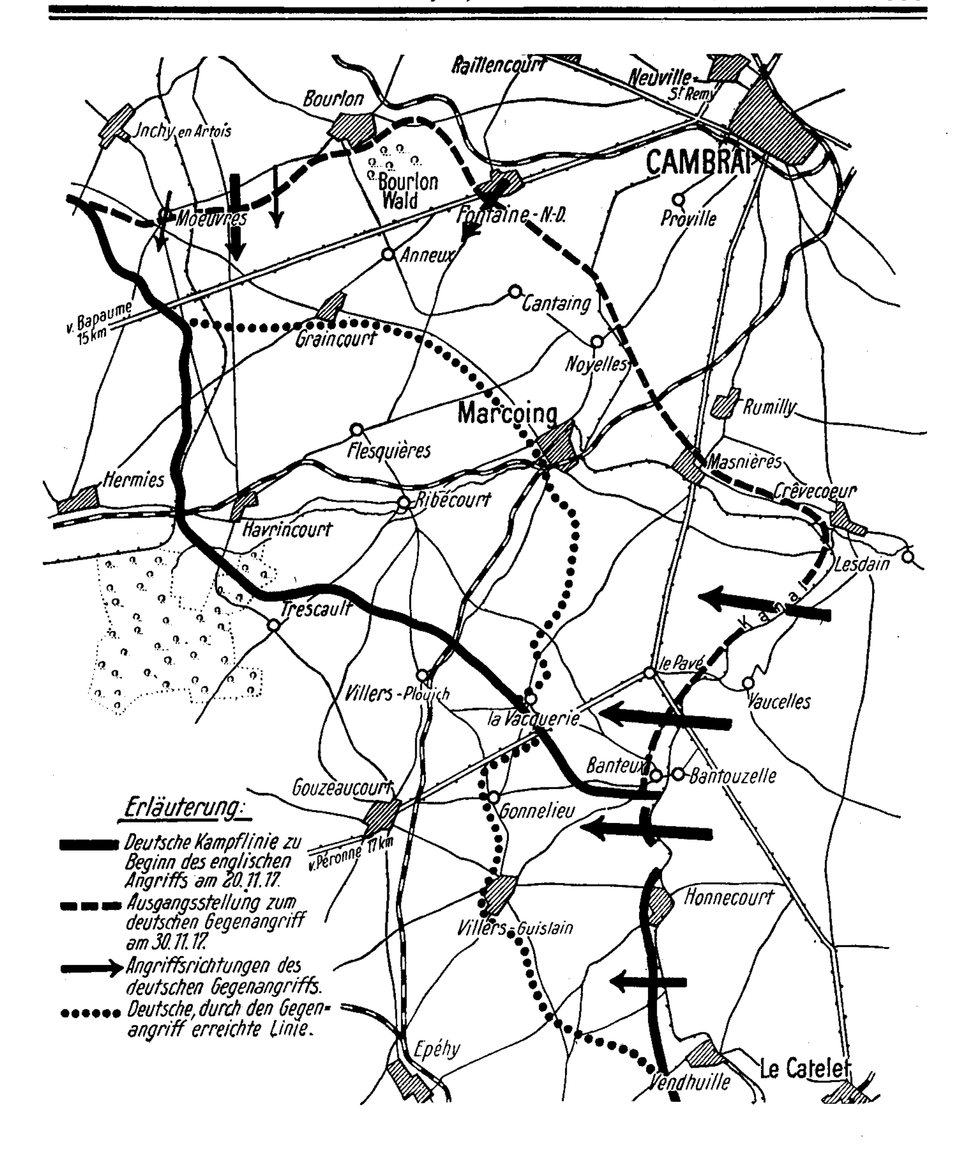
Während im Westen die schweren Oktoberschlachten bis zum Weißbluten der beteiligten Heere ausgekämpft wurden, war im Osten die Unternehmung gegen die Inseln glücklich beendet. Der Feldzug gegen Italien hatte begonnen. Unsere Truppen eilten dort von Sieg zu Sieg.

Im Westen entspannte sich die durch die Schlacht in Flandern und die Schlacht um die Laffaux-Ecke und deren Nachwehen entstandene Krise. Wir warteten auf die Fortsetzung der Angriffe in Flandern und an der französischen Front, da traf uns am 20. November überraschend bei Cambrai ein neuer Schlag. Die Siegfriedstellung war nur schwach besetzt. Die Kämpfe weiter nördlich, namentlich die starken Truppenansammlungen in Flandern, hatten die Heeresgruppe Rupprecht mit Zustimmung der Obersten Heeresleitung veranlaßt, die in der Siegfriedstellung stehenden Divisionen — abgekämpfte oder Landwehr-Divisionen — immer weiter zu strecken. Hier trat dadurch ein ernstliches Gefahrsmoment ein, das wir sofort auszugleichen erstrebten. Der Austausch müder West- gegen kampfkräftige Ostdivisionen hatte bei dem Stande der Dinge im Osten begonnen. Die um Mitte November im Osten abfahrende 107. Inf.-Div. war für die Gegend von Cambrai bestimmt. Sie war mit ihrem Anfang dort gerade eingetroffen, als der feindliche Stoß erfolgte.

Der Engländer hatte unter dem Schutze der Dunkelheit und der großen Waldungen von Havrincourt während mehrerer Nächte bedeutende Tankgeschwader und Kavallerie-Divisionen zwischen den von Bapaume und Péronne auf Cambrai führenden Straßen zusammengezogen und war am 20. frühzeitig nach kurzem, kräftigem Feuerschlag seiner Artillerie zum Angriff angetreten. Die Tanks überfuhren Hindernisse und Gräben und öffneten so der nachfolgenden Infanterie und den Kavallerie-Divisionen den Weg. Als ich bald nach 8 Uhr morgens mit dem Generalstabschef der 2. Armee sprach, meldete er mir bereits feindliche Einbrüche in unsere Front. Ich setzte darauf sofort einige Divisionen, die hinter der Heeresgruppe Deutscher Kronprinz noch mehr oder minder unausgeruht standen, mit der Bahn in die Gegend von Cambrai und südlich in Bewegung und bat die Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht, ihrerseits Kräfte in die Gegend nördlich Cambrai zu schieben. General v. Kuhl war, noch bevor er Nachricht von der Schlacht bei der 2. Armee hatte, im Kraftwagen zur 4. Armee gefahren. Das Inmarschsetzen der Divisionen dieser Heeresgruppe verzögerte sich dadurch.

Der Befehl an eine Truppe zum Abtransport mit der Bahn bedeutet noch nicht ihr Eintreffen. Sie muß zu den Einladebahnhöfen marschieren, hier sind Züge bereitzustellen Auf den einzelnen Strecken können die Züge sich nur in zeitlich bestimmten Zwischenräumen folgen; dazu kommt die Fahrtdauer. Es vergingen daher meistens zwei bis drei Tage und mehr, ehe eine Division in etwa 30 Eisenbahnzügen ihr Ziel erreichte; selten ließ es sich schneller einrichten.

Der erste Zug mit Verstärkungen konnte vor dem 21. früh nicht bei Cambrai eintreffen; der 23. November mußte herankommen, bis hin-



Skizze 26. **Cambrai 1917.**

reichende Kräfte vereinigt waren, um sich dem feindlichen Angriff entgegenzustellen. Das Fehlen von Kraftwagenkolonnen zum Truppentransport machte sich hier empfindlich bemerkbar.

Klarheit über die Größe des Einbruchs gewann ich erst gegen Mittag; eine große Sorge stieg in mir auf. Es war jedoch bereits alles in Aus-

führung, was veranlaßt werden konnte. So mußte ich denn auch hier dem Schicksal seinen Lauf lassen.

Der englische Armeeführer nutzte seinen großen Anfangserfolg nicht aus, sonst wäre es uns nicht gelungen, die Einbruchsstelle örtlich zu begrenzen; hätte er ihn ausgenutzt, wie würde dann das Urteil über den italienischen Feldzug lauten? So war der Krieg, den wir gegen die Welt zu führen hatten! Tatsächlich wurde am 22. nachmittags und am 23. der Stoß in der Linie Moeuvres—Bourlon—Fontaine—Noyelles—Masnières aufgefangen. Auch Truppen, die sich am ersten Tage von Tanks hatten überrennen lassen, schlugen sich gut, ebenso wie die frisch aus dem Osten eintreffende 107. Inf. Div. Ihrem Eingreifen ist die schnelle Beschränkung des feindlichen Einbruchs wesentlich zuzuschreiben. Die Absicht, wenn möglich dem englischen Angriff selbst in die Flanke zu gehen, stand sofort fest. In der Theorie ist solch ein Entschluß leicht zu fassen, in der Praxis war die Ausführung im Westen unendlich schwer. Das Versammeln und Bereitstellen der Truppen zum Angriff mit der Heranbeförderung der ungeheuren Munitionsmengen kostet Zeit. Die Verteidigung frißt zudem Kraft.

Die englischen und französischen Armeen unternahmen an anderen Stellen nichts Großes. In der gestoßenen Einbuchtung lief sich der Angriff unter schweren Kämpfen tot, ohne daß von uns zu hoher Kräfteeinsatz gefordert wurde. Bis zum 29. November abends hatte der Oberbefehlshaber der 2. Armee, General v. der Marwitz, genügende Kräfte für einen Gegenangriff zusammen. Der Schwerpunkt desselben sollte auf dem südlichen Teil des Schlachtfeldes in der Stoßrichtung Banteux—Gouzeaucourt liegen, während von Norden her ein Nebenangriff von westlich Bourlon nach Süden geführt wurde. Diesmal war der Engländer überrascht. Unser artilleristisch gut unterstützter Gegenangriff am 30. November hatte Erfolg, nicht ganz den, den ich erhoffte, aber es war doch endlich an der Westfront ein Sieg im Angriff! Das fürsorgliche Denken des Chefs des Generalstabes der 2. Armee, Oberstleutnants Stapff, und die Tatkraft des Oberbefehlshabers hatten sich bezahlt gemacht. Der Erfolg war um so bemerkenswerter, als er größtenteils von halb abgekämpften Truppen erzielt wurde, die für den Angriff nicht besonders vorgebildet waren. Nur eine Erscheinung war ernst: Der Erfolg hatte deshalb nicht den Umfang bekommen, der möglich war, weil eine gute Division, statt den Kampf weiterzuführen, sich durch ein feindliches Proviantdepot aufhalten ließ.

Der Engländer führte Reserven zum Gegenstoß heran und griff seinerseits an. Die Schlacht dauerte noch bis zum 5. Dezember. Wir gewannen in ihrem Verlauf das verlorengegangene Gelände im allgemeinen wieder, an einzelnen Stellen neues dazu. Wir hatten einen vollen Sieg

über einen erheblichen Teil des englischen Heeres errungen. Es war ein guter Abschluß des so überaus schweren Ringens im Jahre 1917. Unser Kampf hatte wertvolle Anhaltspunkte für eine Angriffsschlacht im Westen gebracht, falls wir im Jahre 1918 hierzu kommen sollten.

Engländer und Franzosen griffen in Frankreich nicht weiter an. Auch das zweite strategische Handeln des Jahres 1917 hatte ihnen Mißerfolg gebracht. Sie mußten sich sogar entschließen, Divisionen nach Italien ihrem geschlagenen Bundesgenossen zu Hilfe zu senden. Die Ruhe im Westen, die wir in unserer Erschöpfung so dringend nötig hatten, trat endlich ein.

IV.

Der Angriff gegen Italien bei Tolmein begann am 24. Oktober.

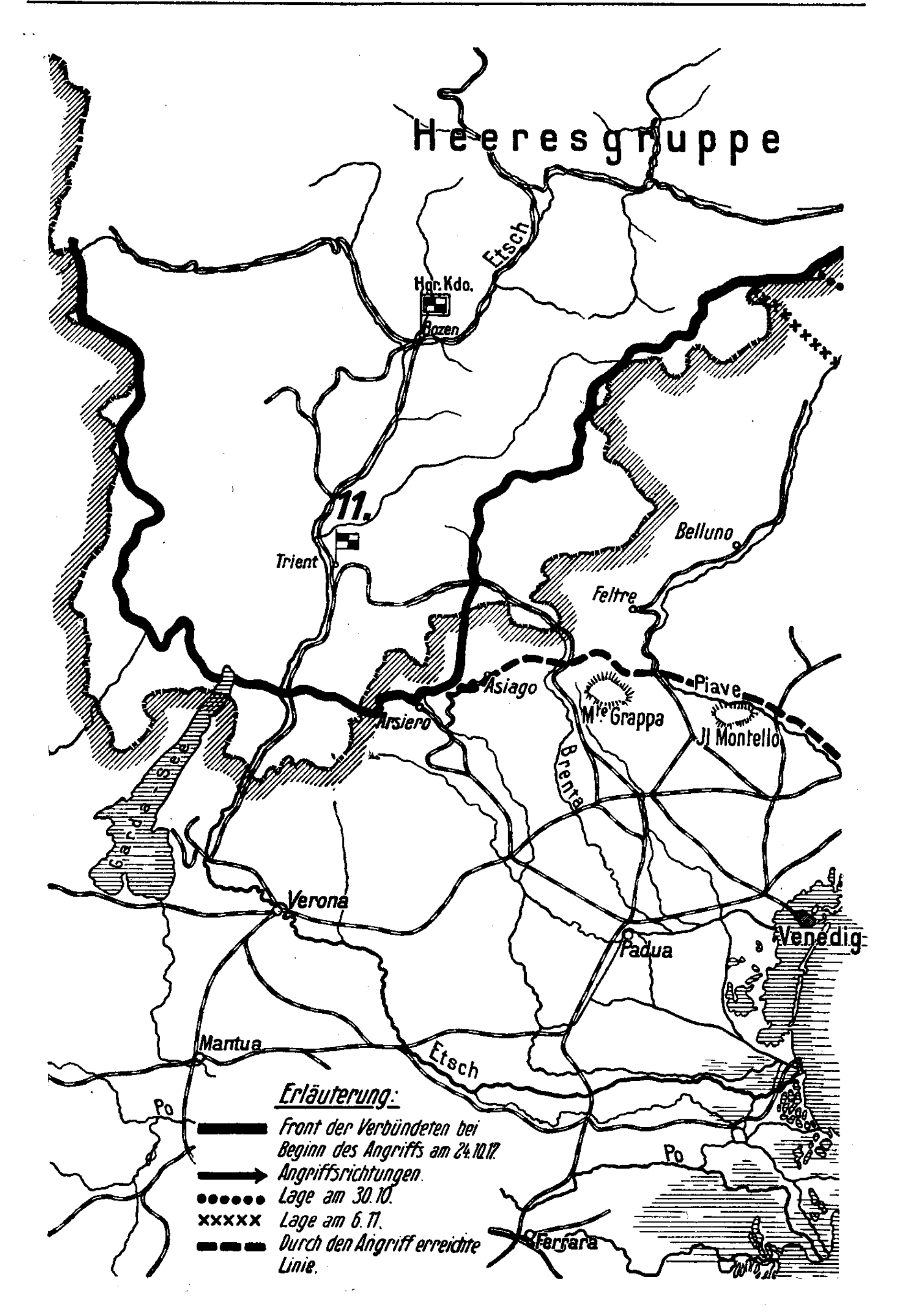
Die Flitscher Gruppe unter dem k. u. k. General v. Krauß und die deutsche 14. Armee sollten sich in den Besitz des Gebirgsstockes setzen, der etwa von Flitsch bis Canale das rechte Isonzoufer begleitet und in dem Matajur, 1643 m, südwestlich Karfreit, seine höchste Erhebung hat. Während alle Divisionen das Gebirge ersteigen sollten, hatte die 12., General Lequis, von Tolmein auf Karfreit und um den Matajur herum in Richtung Cividale auf der Talstraße vorzustoßen.

Dem Vorgehen der 14. Armee sollte sich die Heeresgruppe Boroevic vom Karst in ostwestlicher Richtung anschließen.

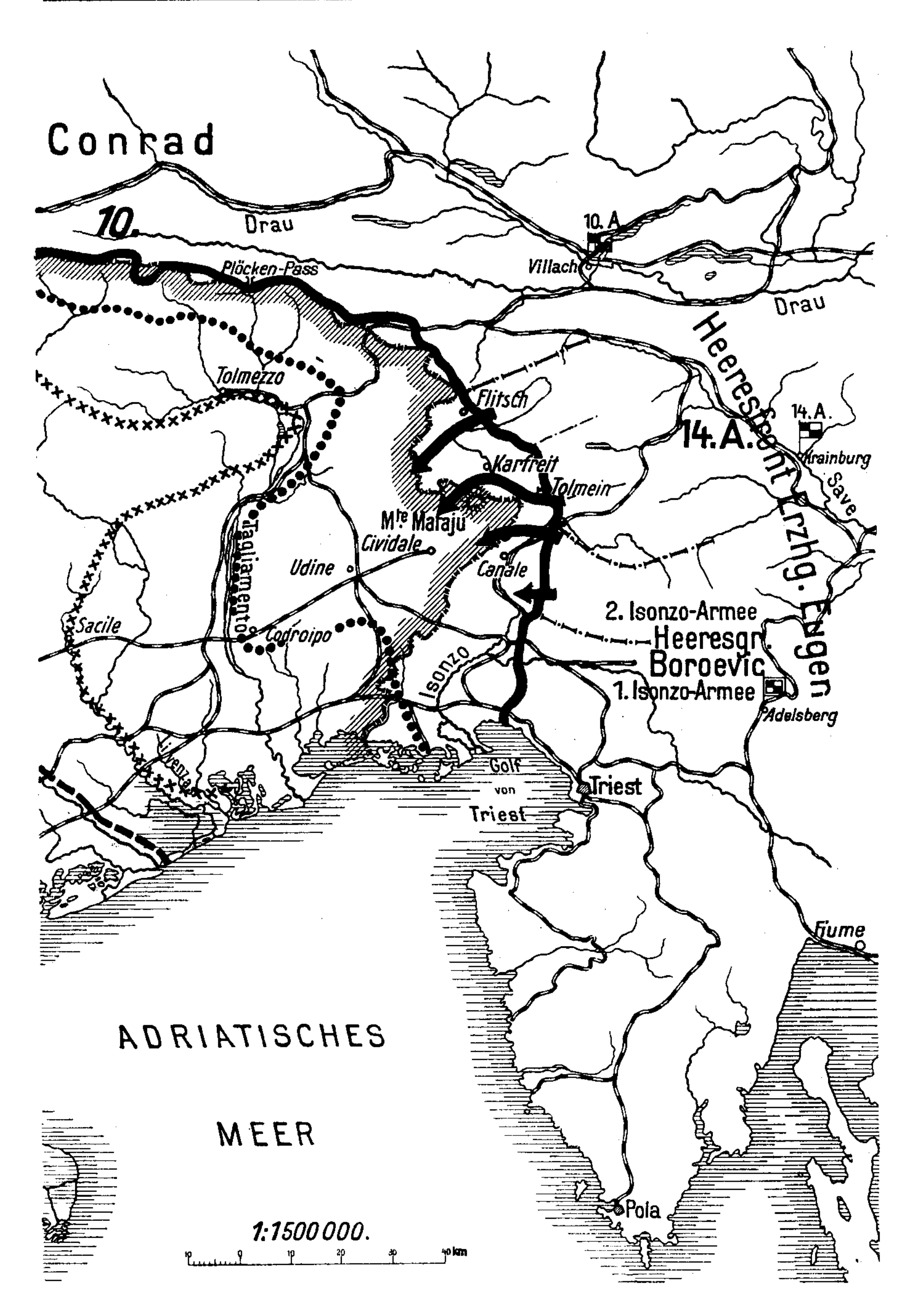
Der Aufmarsch der 14. Armee war sehr schwierig gewesen. Es standen lediglich zwei stellenweise sehr schmale Gebirgsstraßen zur Verfügung, auf denen nur Märsche in einer Richtung möglich waren. Auch hier gehörte die ganze Sorgsamkeit und das scharfe Denken des deutschen Generalstabsoffiziers dazu, daß die Bewegungen sich reibungslos vollzogen und auf die Stunde genau beendet waren. Zunächst wurden die Artillerie- und Minenwerfer-Verbände und große Munitionsmengen rechtzeitig unter dem schwachen Schutz einiger österreichisch-ungarischer Bataillone nach vorn geschafft. Die Infanterie-Divisionen wurden erst zuletzt vorgezogen.

Der Aufmarsch dauerte Tage und wurde dem Italiener verraten. Die erbitterten feindlichen Angriffe im Westen in der zweiten Oktoberhälfte standen bereits in gewissem inneren Zusammenhang mit unseren italienischen Plänen. Unsere Schwächung im Westen sollte ausgenutzt werden. Taktisch scheint Cadorna nichts veranlaßt zu haben. Vielleicht hielt er den Angriff für aussichtslos.

Nach einer Feuervorbereitung von wenigen Stunden durch Artillerie und Minenwerfer mit Brisanz- und Gasmunition begann am 24. vormittags der Aufstieg auf die Berge, während die 12. Inf. Div. mit größter Energie im Tal auf und über Karfreit vorstieß. Schon am 25. war die



Skizze 27. Feldzug



in Italien 1917.

entscheidende Höhenlinie in unserem Besitz, auch der Matajur wurde von verschiedenen Seiten genommen.

Am 27. war bereits weiter im Gebirge gegen den oberen Tagliamento Raum gewonnen und Cividale besetzt. Die italienische Nordfront an der Kärntner Grenze und die Isonzofront gerieten ins Wanken. Die Heeresgruppe Boroevic drängte leider nicht scharf genug nach, so daß von den Italienern mehr entwichen, als fortkommen durften.

General v. Below erhielt Weisung, während sein rechter Flügel im Gebirge blieb, mit seinem linken Flügel über Udine scharf nach Codroipo und südlich vorzustoßen, um diesseits des Tagliamento den Feind entscheidend zu treffen. Am 30. November wurden so noch 60 000 Italiener östlich des Tagliamento gefangen und am 1. Dezember dieser Fluß auf seinem ganzen Laufe Tolmezzo abwärts erreicht.

Der 30. November war wieder einmal ein guter Tag. In Frankreich der Sieg bei Cambrai und in Italien jener Erfolg.

Ich hatte schon im November General v. Arz gebeten, die Heeresgruppe Conrad in Tirol aus der Heeresgruppe Boroevic zu verstärken und hier einen kräftigen Angriff, sei es Brenta abwärts oder in der Gegend Asiago—Arsiero, zu führen. General v. Boroevic war jetzt, nachdem die Operation gelungen, zu stark, General v. Conrad zu schwach. General v. Arz sagte mir zu. Die Bahnen waren aber zu kläglich, eine namhafte Truppenverschiebung konnte nicht erzielt werden.

Der Tagliamento wurde am 6. überschritten und bereits am 11. Dezember der Piave, Il Montello abwärts, erreicht. Weitere Truppen drückten im Gebirge gegen Feltre. Demgegenüber wich die italienische Armee Piave aufwärts über Belluno eilends aus dem Gebirge zurück.

Der rechte Flügel der 14. Armee wandte sich nun über Feltre gegen die Gebirgsmassive zwischen Brenta und Piave, um sich den Abstieg in die Ebene zu erkämpfen, im übrigen gebot dieser Fluß, der Hochwasser führte, einen Halt. Jenseits des Piave stand der Italiener wieder in größerer Ordnung. Die ersten englischen und französischen Truppen trafen bei ihm ein.

Hier, wie im August in der Bukowina und Ostgalizien, mußten die Eisenbahnen im Rücken des Heeres erst wieder hergestellt werden, bevor an die Fortsetzung der Bewegungen in der Ebene gedacht werden konnte. Die Witterung im Gebirge wurde ungünstig, die Kämpfe dort nahmen die Truppe stark mit; sie gewann noch Gelände, aber sie vermochte nicht mehr den entscheidenden Gebirgsklotz, den Monte Grappa, zu nehmen. Die Stoßkraft der am Isonzo begonnenen Offensive hatte ihr natürliches Ende erreicht. Neuer Kräftezuschuß hätte sie auch jetzt noch eine Strecke weitergeführt; General v. Conrads Truppen besaßen

aber nicht die nötigen artilleristischen Mittel und nicht die infanteristische Angriffskraft. Seine Vorwärtsbewegung, die am 4. Dezember und damit viel zu spät für die große Operation begann, blieb sehr bald stecken. Eine deutsche Division, die die Oberste Heeresleitung sehr gern von der Westfront her in das Trentino geschoben hätte, konnte im November nicht abgegeben werden. Als wir es dann später taten, da traf sie nicht mehr rechtzeitig ein. Auch hier waren die Bahnen zu schlecht.

Anfang Dezember gewann ich nach Rücksprache mit General v. Krafft den Eindruck, daß von einer Fortsetzung der Operation über den Piave nichts mehr zu erwarten sei. Wir schlugen daher dem General v. Arz vor, den Befehl zum Einstellen der Operation zu geben und deutsche Truppen zum Abtransport nach dem Westen bereitzustellen.

Die Operation gegen Italien hatte das erreicht, was von ihr nur erhofft werden konnte. Die italienische Armee war gründlich geschlagen und brauchte Stützung durch ihre Bundesgenossen. Die k. u. k. Armee sowie die Westfront waren entlastet. Österreich-Ungarn und seine Armee hatten neuen Auftrieb erhalten. Da auch Rußland jetzt Waffenstillstand schloß, so schien sich die Doppelmonarchie wieder auf weiteren Krieg einzustellen. Die Oberste Heeresleitung hörte nichts mehr davon, daß die k. u. k. Armee jetzt, d. h. zu Winters Beginn, wie es früher angegeben wurde, ausscheiden müsse. Ihre geringe Kampfkraft hatte auch dieser Feldzug von neuem bestätigt. Sie hatte die kommende Ruhe für die innere Festigung und Ausbildung dringend nötig. Sie fühlte sich durch den Erfolg gehoben.

Deutsche Führung und deutsche Truppen hatten neuen Ruhm erworben und ihre Überlegenheit im Bewegungskriege wiederum bewiesen. Die Kraft war an einigen Stellen durch Erscheinungen vermindert, die im Wesen einer jungen Truppe liegen.

V.

Auf dem mazedonischen Kriegsschauplatz trat nach der erhöhten Kampftätigkeit im September wieder größere Ruhe ein, die vorläufig anhalten sollte. General v. Scholtz setzte sein Streben, die bulgarischen Truppen auszubilden und kampfkräftig zu erhalten, unermüdlich fort. Sämtliche deutschen Kommandobehörden in Mazedonien arbeiteten in gleichem Sinne. Die bulgarische Oberste Heeresleitung widmete diesen bedeutungsvollen Fragen auch fernerhin kaum Interesse.

Inzwischen hatte die Entente in ihren Bemühungen, die königlich griechische Armee in ihren Dienst zu bringen, nicht nachgelassen. König Konstantin war entthront, sein Sohn Alexander sein Nachfolger geworden. Venizelos regierte. Das griechische Heer war mobilgemacht. Die Bildung von kampfkräftigen Truppen ging aber nur langsam vorwärts.

In Palästina und Mesopotamien verschlechterten sich die Verhältnisse für die Türkei weiter.

Die Unternehmung gegen Bagdad war für Herbst 1917 oder Frühjahr 1918 beabsichtigt. Die Vorbereitungen hatten begonnen. Trotz der durch die Inbetriebnahme der Tunnel verbesserten Bahnverhältnisse kamen sie nicht vorwärts. Der Verkehr blieb schlecht und unregelmäßig. Die örtlichen Kommandobehörden glaubten aber mit der von der Obersten Heeresleitung bereitgestellten Unterstützung aller dieser Schwierigkeiten Herr zu werden; sie haben dabei den Türken zu sehr vertraut.

Die strategische Grundbedingung für die Unternehmung gegen Bagdad war das Halten der Palästinafront. Ich habe die Aufmerksamkeit Envers immer wieder auf diesen Punkt gelenkt und ihn sehr oft gebeten, diese Front zu verstärken und namentlich für bessere betriebliche Verhältnisse auf den syrischen Bahnen zu sorgen. Die Oberste Heeresleitung unterstützte Enver darin, so gut sie konnte. Was sie gab, war nicht allzu viel. Dieses kam dann noch in unkundige türkische Hände.

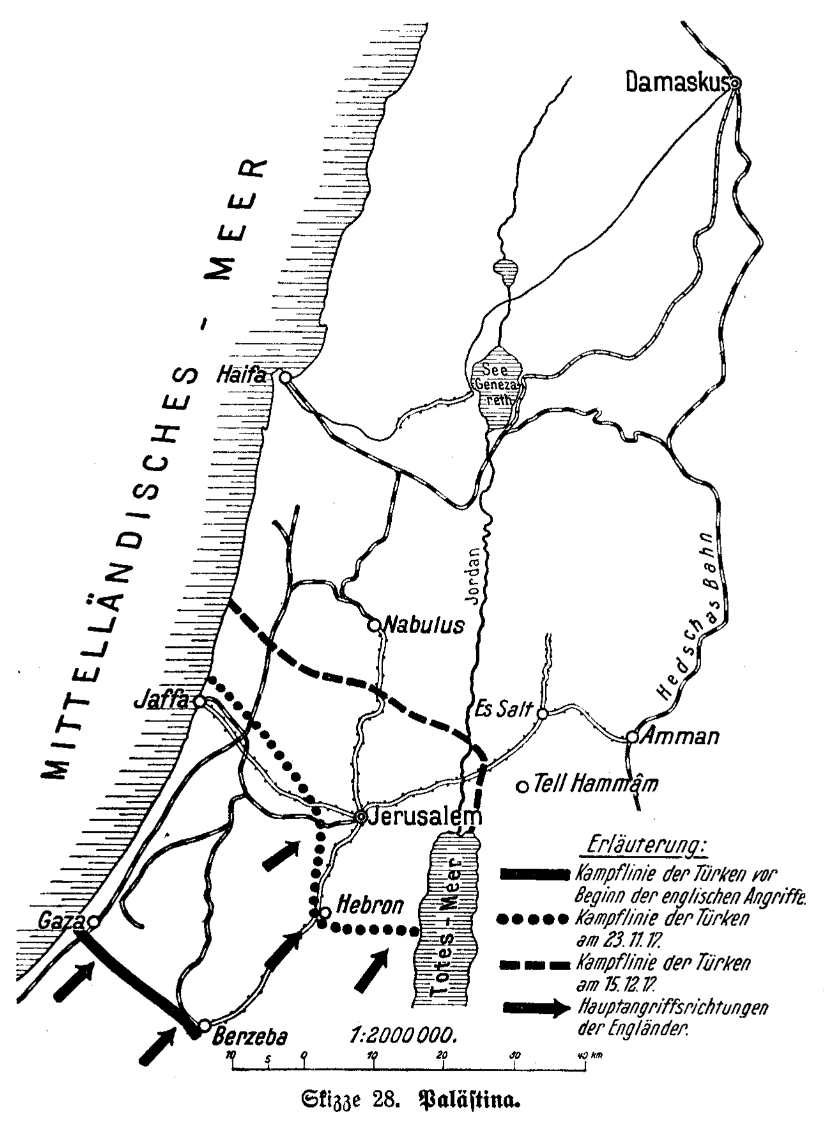
In dem Bestreben, die Verhältnisse der türkischen Armeen in Palästina zu bessern, stand Oberst v. Kreß obenan. Er übersah, wie ich nachträglich erkannte, alle Leiden und Sorgen der Armeeleitung in Palästina besser als die Herren in Konstantinopel. Diese machten sich ein viel zu günstiges Bild und übermittelten es in das Große Hauptquartier.

In Konstantinopel faßte man den Gedanken, Palästina besser zu schützen, allmählich auf. Man wollte ihn aber jetzt in offensivem Sinne lösen. Die Operation gegen Bagdad fiel sang- und klanglos unter den Tisch, statt dessen wurde ein Angriff in Palästina beabsichtigt. Hier wurde nun auch das deutsche Heeresgruppenkommando v. Falkenhayn eingesetzt.

Oberst v. Kreß hatte die Möglichkeit eines Angriffs in Rücksicht auf die Verbindungen und den Zustand der türkischen Truppen bezweifelt. Er hat Recht behalten. Statt der Türken griffen die Engländer an. Der Oberst hatte nach dem Mißlingen ihres Angriffs auf Gaza im März versucht, durch Streifen und Flieger gegen ihre rückwärtigen Verbindungen auf der Sinai-Halbinsel zu wirken. Es gelang ihm wohl auch einmal, die Wasserleitung zu zerstören, aber ernstlichen Schaden vermochte er ihr und der Eisenbahn nicht zuzufügen.

Ende August gingen starke englische Kavalleriemassen gegen Berzeba vor, um hier den linken Flügel der Gazafront zu umfassen und an die Wasserversorgung Jerusalems heranzukommen. Die Unternehmung scheiterte ebenso wie entsprechende Versuche am 2. und 18. Oktober. Erst am 2. November gelang es den Engländern, Berzeba zu nehmen. Gleichzeitig griffen sie unter Mitwirkung der Flotte Gaza an. Die türkische Armee wurde zum Rückzug gezwungen und zum Schutze

Jerusalems in der Linie Jaffa—Hebron—Totes Meer angehalten. Die englische Armee folgte langsam. Am 17. nahm sie Jaffa und entwickelte auch in Richtung Jerusalem starke Kräfte. Die Türkei focht hier den Kampf



Skizze 28. **Palästina.**

nicht bis zur Entscheidung durch, sondern wich in eine Stellung südlich Nabulus, zwischen dem Meer und dem Jordan, aus. Am 9. Dezember besetzten englische Truppen Jerusalem. Die türkische Armee hatte starke Einbuße erlitten. Ihre weitere Widerstandsfähigkeit war nur gering ein-

zuschätzen. Das deutsche Asienkorps traf nach und nach auf der Palästinafront ein. Es gab dem Bundesgenossen einen gewissen Halt.

Von weitgehender Bedeutung war die Niederlage der Türken auf die Haltung der Araber, die sich immer mehr England zuwendeten.

In Mesopotamien dehnte es nach der Besetzung von Bagdad seine Herrschaft weiter den Euphrat und Tigris stromaufwärts aus. Im Oktober war es im Besitze von Ramadieh—Samara. Im November wurde noch mehr Gelände in Richtung Mosul gewonnen.

An beiden Fronten, in Palästina sowohl wie in Mesopotamien, hatte die Kampfkraft der Türken sehr erheblich nachgelassen. Es war ersichtlich, daß nur durch einen neuen Kräftezuschuß die Lage dort zu halten war.

An der russisch-türkischen Front hatte die Kampftätigkeit auch ferner vollständig geruht. Enver wollte auf meine Bitte hin aus dieser Front die Armee in Mesopotamien verstärken. Ob die Truppen aber wirklich abgegangen sind, konnte nicht festgestellt werden.

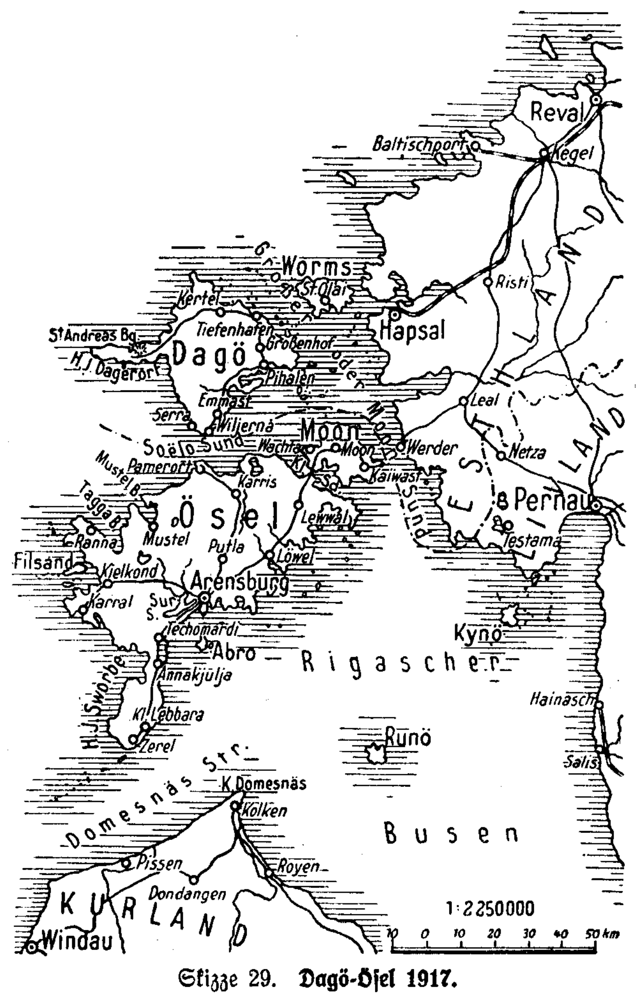
VI.

An der rumänischen Front hielten die Kämpfe noch in den September hinein ohne Ergebnis an, um dann endlich abzuflauen.

An der Ostfront war Ruhe. Östlich Riga nahmen wir Mitte Oktober unsere Vortruppen auf die Dauerstellung zurück. An den langen Fronten begann allmählich reger Verkehr von Graben zu Graben. Wir versuchten weiterhin, das Friedensbedürfnis in der russischen Armee zu stärken.

Am 11. Oktober lief die Flotte aus Libau zur Unternehmung gegen die dem Rigaischen Meerbusen vorgelagerten Inseln aus. Der Stoß zielte auf Petersburg und mußte, da recht vielen Menschen das Verständnis für Zeit und Raum fehlt, auch dort eindringlich wirken. Es war mir eine Genugtuung, daß die Flotte hierdurch Gelegenheit bekam, sich zu betätigen. Die lange Ruhezeit hatte Ereignisse gezeitigt, die ein überaus bedenkliches Schlaglicht auf die Wühlarbeit der Unabhängigen sozialdemokratischen Partei in einzelnen Marineteilen warfen, aber auch auf den Seelenzustand des deutschen Volkes und damit auf unsere Kriegsfähigkeit. Was ein schwacher Bruchteil des Volkes erstrebte, hatte seinen Niederschlag in der Marine gefunden. Die äußeren Umstände, in denen sie lebte, und die dauernde Berührung mit der Heimat hatte die Ausbreitung revolutionärer Ideen begünstigt. Die zahlreichen Abkommandierungen oft der tüchtigsten aktiven Offiziere mittleren Dienstalters und Ingenieure für den U-Bootkrieg von den Schiffen der Hochseeflotte waren für die Mannszucht nicht vorteilhaft gewesen. Neue kriegerische Beschäftigung mußte die Moral der Marine heben und stärken.

Der Marine fielen das Bereitstellen der Transportschiffe und die Deckung der Transportflotte sowie der Landung, später die Mitwirkung bei den Operationen von See aus und die Aufrechterhaltung der Verbindungen des Landungskorps mit Libau zu.



Skizze 29. **Dagö-Ösel 1917.**

Das Landungskorps — die 42. Inf. Div. und die Radfahrer-Brigade — unterstand General v. Kathen, Chef war Oberst v. Tschischwitz. Die Führung lag damit in besonders guten Händen.

Als Landungsstelle war die Taggabucht an der Nordwestecke der Insel Ösel erkundet und ausgewählt.

Während die Flotte nach Niederkämpfung der Batterien auf der Halbinsel Sworbe — der Südspitze der Insel Ösel — in den Rigaischen

Meerbusen eindrang und gegen den Moonsund vorging, fuhren Torpedoboote nördlich um die Insel herum. Sie hatten den langen Damm, der Ösel mit Moon verbindet, unter Feuer zu nehmen und den feindlichen Truppen auf Ösel den Rückzug abzuschneiden. Weiterhin sollten sie von Norden in den Moonsund vorstoßen. Die Marine hoffte, Teile der feindlichen Seestreitkräfte, die sich dort dauernd aufhielten, zur Schlacht zu stellen oder abzuschneiden. Die Bewegungen der auf Ösel gelandeten Truppen verfolgten das Ziel, schnell jenen Damm in die Hand zu bekommen, die ganze Insel einzunehmen und dabei den Verteidigern der Halbinsel Sworbe in den Rücken zu fallen.

Die Absichten glückten, nur ein kleiner Teil der Besatzung konnte auf dem Damm entfliehen. Am 16. war die Insel Ösel in unserem Besitz, am 18. fiel Moon. Bald darauf war auch Dagö fest in unserer Hand. Die Marine hatte Gelegenheit, gegen feindliche Seestreitkräfte zu wirken.

Der Kampf an der Ostfront war hiermit vorläufig beendet.

Wieweit die letzten Angriffe die Entwicklung der Dinge in Rußland beschleunigt haben, entzieht sich meiner Kenntnis; Tatsache ist, daß die Zersetzung der russischen Armee im Herbst mit dem Emporkommen der Bolschewisten sehr schnell fortschritt. Der Offizier verlor seine bevorzugte Stellung, ihm wurde jede Autorität genommen. Er sollte nicht mehr gelten als der Mann in Reih und Glied, bald sollte er noch weniger sein und überhaupt keine Rechte mehr haben. Die Entrechtung des Offiziers fand in Rußland bei vielen Billigung. Auch dort gab es zahlreiche kurzsichtige Leute, die nicht einsahen, daß auf der Autorität der Halt der Armee und jede Weltordnung beruht, und daß sie an der Weltgesellschaftsordnung zu rütteln begannen, als sie die Autorität des Offiziers erschütterten. Hetman Skoropadski sagte mir, er hätte gar nicht gemerkt, wie sein Armeekorps, das er im Kriege befehligt hatte, ihm unter der Hand verschwunden sei. Auf einmal wäre es weg gewesen. Diese schlichte Erzählung machte einen gewaltigen Eindruck auf mich.

Die russische Revolution blieb in der Armee bei der Entrechtung des Offiziers nicht stehen. Sie setzte an Stelle der Kommandogewalt den Soldatenrat und schritt weiter. Sie nahm allen nichtproletarischen Soldaten die Waffen und schuf die Rote Garde. Auf rein politischem Gebiet handelte sie entsprechend. Der „Bourgeois" galt nichts, der Proletarier und proletarische Arbeiterrat alles. Die proletarische Arbeiter- und Soldatenwelt mit ihren Räten sollte jetzt die Welt regieren und eine neue Weltordnung schaffen. Was bisher war, wurde grausam zerstört, die Kultur verwüstet. Der Besitz sollte beschränkt, die Arbeitsfreudigkeit getötet werden. Das Weib wurde Gemeingut. Die niederen Instinkte drängten sich immer schärfer vor. Es entstand immer ausgesprochener eine blutige Diktatur

weniger Männer, die sich auf ihnen ergebene Truppen stützten, deren Leidenschaften sie alles nachsahen, auch wenn es chinesische Söldner waren. Das von dieser Diktatur beherrschte Land ging zugrunde. Das war für die Machthaber bedeutungslos.

Es war das Seltsame geschehen: Diejenigen, die nicht genug über Vergewaltigung und gegen den Krieg hatten sprechen können, achteten nicht das Recht der Mehrheit, vergewaltigten schärfer, als je eine Regierung es getan, riefen zum Kampf auf und führten Krieg, zunächst allerdings nicht gegen äußere Feinde, sondern überhaupt gegen alles Bestehende. Kein Wort der Versöhnung oder Verständigung klang zu den Andersdenkenden hinüber.

Bald erkannten auch alle, die vorher an der Autorität in Heer und Volk nicht genug rütteln konnten, die Gefahr, in die sie sich selbst und ihr ganzes Land gestürzt hatten. Zu einer Bewaffnung aller antibolschewistisch gesinnten Parteien und zu ihrem so dringend nötigen Zusammenschluß unter Zurückstellung einzelner Sonderbestrebungen zur Wiedergeburt des Landes kam es in Rußland aber nicht.

Bauern- und Bürgertum sahen sich waffenlos ihren Vergewaltigern gegenüber und verfielen dem anarchischen Zersetzungsprozeß. Wann sie je wieder Lebenskraft erhalten werden: wer weiß es? Nirgends sieht das Auge eine Möglichkeit hierzu, und ein Hoffen allein wäre eine nur zu gefährliche Selbsttäuschung. Vielleicht sahen Bauern und Bürger in Rußland, ähnlich wie viele Kreise bei uns in Deutschland im Frühjahr 1919, den Bolschewismus mit fatalistischem Gleichmut als ein unabweisbares Verhängnis an, aus dem die Rettung von selbst kommen müsse. Das ist ein unmännliches Denken. Es hat sich in Rußland schwer gerächt. Nicht tatenloses Zusehen, sondern starkes und kluges Handeln, ein richtiges Einschätzen des Feindes, seiner Stärken und Schwächen, aber auch weitsichtige Reformen des Wirtschaftslebens, die nach dem Kriege unter allen Umständen hätten kommen müssen, helfen aus der bolschewistischen Not.

In Rußland ergriff vom Oktober 1917 an der Bolschewismus fest und immer fester die Gewalt.

Daß die Zersetzung der russischen Armee und des russischen Volkes für Deutschland und Österreich-Ungarn eine außerordentliche Gefahr war, daran konnte für mich kein Zweifel sein. Um so größer war daher meine Sorge, mit der ich an die Schwäche unserer und der k. u. k. Regierung dachte. Durch die Entsendung Lenins nach Rußland hatte unsere Regierung auch eine besondere Verantwortung auf sich genommen. Militärisch war die Reise gerechtfertigt, Rußland mußte fallen. Unsere Regierung aber hatte darauf zu achten, daß nicht auch wir fielen.

Die Vorgänge in Rußland ließen kein Gefühl voller Genugtuung

in mir aufsteigen. Sie erleichterten unsere Kriegslage entscheidend, aber es blieb doch auch viel Gefahr zurück.

Schon im Laufe des Sommers hatte ich die Waffenstillstandsbedingungen mit Rußland entworfen. Sie gingen von dem Streben aus, zu einer Verständigung mit diesem zu kommen, die Kriegführung brauchte den Frieden im Osten.

Der Grundgedanke des Waffenstillstandes war Einstellung der Feindseligkeiten in den Linien, die zur Zeit innegehalten wurden. Ich verlangte keine Räumung von Gebietsteilen oder Übergabe von Waffen. Die Bedingungen enthielten nichts, was den Waffenstillstand und den kommenden Frieden erschweren konnte. Der Entwurf wurde der Reichsregierung und den verbündeten Obersten Heeresleitungen zugestellt und erhielt zustimmende Antworten. Kleinere Abweichungen änderten hieran nichts. Mit der Reichsregierung wurde vereinbart, daß die Waffenstillstandsverhandlungen, wenn sie von Front zu Front geführt würden, durch die Oberste Heeresleitung unter Hinzuziehung eines Vertreters des Reichskanzlers zu leiten wären. Dieser sagte zu, in die Friedensabordnung auch einen solchen der Obersten Heeresleitung aufzunehmen, der naturgemäß unter, nicht neben dem Bevollmächtigten des Reichskanzlers stand.

Ich war mit allen Vorbereitungen fertig für den Fall, daß Rußland mit Waffenstillstandsanträgen an uns herantreten würde. Im November war die bolschewistische Zersetzung des russischen Heeres so weit vorgeschritten, daß die Oberste Heeresleitung ernstlich daran denken konnte, die Ostfront zu schwächen und die Truppen im Westen zu verstärken. Wir hatten damals etwa 80 Divisionen im Osten, ein Drittel unserer gesamten Macht. Ich mutete nun auch den österreichisch-ungarischen Truppen auf immer weiteren Fronten das Halten von Stellungen zu. Mit dem k. u. k. Oberkommando und dem Oberbefehlshaber Ost wurden die näheren Einzelheiten über das Freimachen möglichst zahlreicher deutscher Truppen an der siebenbürgischen, der Bukowina- und ostgalizischen Front besprochen. General v. Arz erklärte sich auch damit einverstanden, k. u. k. Truppen aus Italien nach dem Osten zu fahren. Selbstverständlich waren das Maßnahmen, die weit in die Zukunft gingen. Sie mußten aber jetzt schon eingeleitet werden, damit die Transporte bei den schlechten Eisenbahnverhältnissen und der gespannten Verkehrslage im besetzten Gebiet und in der Heimat im kommenden Frühjahr, der für uns entscheidenden Zeit, beendet wären. Die Verhältnisse in Rußland ließen allzu durchgreifende Entschlüsse indes noch nicht zu.

Von Ende November an rollten unablässig Truppenzüge von Ost nach West. Es handelte sich nicht mehr um einen Austausch im Westen abge-

kämpfter gegen frische Divisionen, sondern um eine wirkliche zahlenmäßige Verstärkung des Westens.

Die Ausbildung aller Truppen im Osten nach Westgrundsätzen wurde gefördert. In Rumänien geschah ähnliches.

Der Gedanke, in Frankreich im Jahre 1918 anzugreifen, bewegte schon im November viele Führer des Westens, mich wohl in erster Linie. Ich erwartete daher mit größter Spannung den Tag, an dem die russische Regierung uns um Waffenstillstand bitten würde. An der Front kam es im November an vielen Stellen zum Abschluß örtlicher Waffenruhen. Die Verbände, die mit uns verhandelten, wurden immer größer, schon kamen einzelne russische Armeen mit Anträgen zur Beendigung der Feindseligkeiten. Friedensverhandlungen, die in Dünaburg erstrebt wurden, zerschlugen sich. Waffenstillstandsverträge wurden hier und da wieder gekündigt. Es war ein wirres Bild, halb Krieg, halb Frieden.

Am 26. November fragte der russische Höchstkommandierende, Volkskommissar Krylenko, funkentelegraphisch an, ob die deutsche Oberste Heeresleitung zum Waffenstillstand bereit sei. Wir antworteten zustimmend. Bereits am 2. Dezember überschritten die russischen Unterhändler die deutschen Linien. Die Verhandlungen begannen unverzüglich in Brest-Litowsk, wo der Oberbefehlshaber Ost immer noch sein Hauptquartier hatte. Gleichzeitig entsandten die vier verbündeten Mächte ihre Abordnungen. Schon am 7. Dezember war eine Waffenruhe für zehn Tage geschlossen. General Hoffmann leitete diese Verhandlungen sehr geschickt und wußte Abschweifungen der bolschewistischen Vertreter zu verhindern. Es wurde nur zur Sache gesprochen. Die russischen Vertreter kehrten mit dem Waffenstillstandsentwurf vorübergehend nach Petersburg zur Einholung neuer Anweisungen zurück. Am 12. begannen die Verhandlungen von neuem. Am 15. wurde der Waffenstillstand unterzeichnet. Er sollte nach Ablauf der Waffenruhe am 17. Dezember 12 Uhr mittags beginnen und bis zum 14. Januar 1918 12 Uhr mittags andauern. Würde er mit siebentägiger Frist nicht gekündigt, so lief er stillschweigend weiter.

Der ursprüngliche Entwurf hatte keine grundsätzlichen Änderungen erhalten, die russische Front war unverändert geblieben, auch eine Demarkationszone war nicht geschaffen. Demarkationslinien waren die gegenseitigen Drahthindernisse. Es war sogar auf russischen Wunsch an gewissen Übergangsstellen Verkehr von Front zu Front zugelassen worden. Die Absicht einer Propaganda wurde klar erkannt. Der Oberbefehlshaber Ost war überzeugt, durch entsprechende Maßnahmen diesen Versuch vereiteln zu können. Wir nahmen deshalb auch diese Bedingung auf uns, nur um zum Abschluß zu kommen. Der Vertrag galt offiziell für die ganze russische Front. Die Macht der Räteregierung aber reichte nicht so weit. Es wurde

deshalb nötig, an der rumänischen und kleinasiatischen Front auf der gleichen Grundlage in Sonderverhandlungen einzutreten. Sie führten ebenfalls zu einem vollen Ergebnis. Der Waffenstillstand von Focsani wurde am 9. Dezember geschlossen. Es ist nützlich, unsere Bedingungen mit denen zu vergleichen, die der Vernichtungswille der Entente den Vierbundmächten auferlegte.

Nach drei Jahren gewaltigen Ringens ruhten die Waffen an der ganzen Front. Was deutsche Führung und Truppen in dieser langen Zeit gegen eine gewaltige Übermacht kämpfend geleistet hatten, wird stets ein durch nichts zu löschendes Ruhmesblatt vaterländischer Geschichte und des deutschen Mannes bleiben, der hier gestritten und geblutet hat.

Das Ziel, das ich militärisch mit äußerster Anspannung aller, auch meiner Kräfte in der zweiten Jahreshälfte angestrebt hatte, war erreicht. Die Westfront hatte gehalten, die italienische Armee war geschlagen, und die k. u. k. Armeen in Italien waren von frischem Geiste belebt. Die mazedonische Front stand fest. Im Osten waren die Waffenstillstandsverhandlungen beendet, der Weg zum Frieden für die Diplomaten freigemacht. Die Verhandlungen sollten um Weihnachten in Brest-Litowsk beginnen. Wir hatten Aussicht, den Krieg siegreich zu beenden.

Nur in Kleinasien war nicht alles gut verlaufen, das trat gegen die großen Ereignisse in Europa vollständig zurück.

Truppen und Führer, die im Westen gekämpft hatten, konnten sich mit Stolz sagen, daß ihre Leistungen die Grundlage für dieses gewaltige Ergebnis waren. Durch das Standhalten im Westen war der Feldzug im Osten und gegen Italien gewonnen. Auch hier hatte der deutsche Mann Heroisches geleistet.

Wie im Vorjahre hatte das Zusammenarbeiten der Obersten Heeresleitung mit den Verbündeten Großes erzielt.

Die Entente stand unter dem Eindruck dieses Umschwunges der Kriegslage. Sie hatte noch die Hoffnung auf Amerika. Die Stimmung in Frankreich war aber trotzdem seit der Aisne-Champagne-Schlacht unsicher geblieben. Im November wurde Clemenceau Ministerpräsident. Er war der stärkste Mann Frankreichs. Er hatte 1870/71 miterlebt und war seitdem einer der glühendsten Vertreter des Revanchegedankens. Clemenceau wußte genau, was er wollte. Er trieb nur Kriegspolitik, unterdrückte jede Friedensregung und festigte den Geist seines Landes. Sein Vorgehen gegen Caillaux zeigte klar, was wir von ihm zu erwarten hatten. Auch er dachte nur an den Sieg und stellte, wie Lloyd George, sein Land hinter sich. Die feindliche Kriegführung gewann gewaltig an Kraft. Ebenso wurde in Amerika der Kriegswille immer ausgesprochener. Die Regierung griff auch dort mit größter Schärfe gegen alles Denken an den Frieden

ein. Italien überwand unter der starken Hand Clemenceaus und Lloyd Georges den anfänglich schweren Eindruck seiner Niederlage. In den feindlichen demokratischen Staaten hatte die Regierungsgewalt immer mehr den Charakter der Diktatur angenommen.

VII.

Durch die Friedensresolution des deutschen Reichstages fühlte sich der Vatikan zu einem besonderen Friedensschritt angeregt. Mitte August erschien die Friedensnote des Papstes vom 1. dieses Monats, die sich an die Oberhäupter der kriegführenden Staaten wandte.

Die Note stellte sich ganz auf den Boden eines Friedens ohne Annexionen und Kontributionen und dachte uns starke Zumutungen zu, während die Entente sehr gut abschnitt. Die deutsche öffentliche Meinung nahm zu ihr in gleicher Weise wie im Juli zur Friedensresolution Stellung. Die rechtsstehende Presse lehnte sie ab, die der Mehrheitsparteien behandelte sie wohlwollend und rief auch die bessere Einsicht des Feindes an, sich ebenfalls auf den Boden der Friedensnote zu stellen. Die Ententepresse behandelte sie durchaus abweisend. Sie ist auch dabei geblieben. Entsprechend war die Stellungnahme der Regierungen.

Reichskanzler Dr. Michaelis las uns seinen Antwortentwurf in Kreuznach vor. Ich versprach mir auch von diesem Versuch, zum Frieden zu kommen, nichts. Die Antwort deckte sich ebenfalls nicht mit meinen Anschauungen. Ich stellte aber meine Bedenken zurück und machte nur unwesentliche Gegenvorschläge. Diesen rein theoretischen Versuchen gegenüber, zum Frieden zu kommen, konnte ich mich nur abwartend verhalten, so unangenehm mir auch das dauernde Sprechen vom Frieden im Interesse einer kraftvollen Kriegführung mehr und mehr wurde. Wenn ich zurückblicke, so bedaure ich, daß ich gegen alles dies nicht mit aller Kraft aufgetreten bin. Frieden, den ich ebenfalls wünschte, sollte die Diplomatie schließen, aber dem Volke dauernd davon zu sprechen, solange der Gegner an seinem Vernichtungswillen festhielt, das taugte zu nichts. Das Vorgehen der Entente war darin vorbildlich weitsehend.

Unsere Antwort, auch die Österreich-Ungarns, war entgegenkommend, in vielen Punkten diplomatisch ausweichend. Durch die Bezugnahme auf die Friedensresolution des Reichstages, die auf Wunsch der sieben, zur Mitarbeit herangezogenen Reichstagsabgeordneten erfolgte, wurde unsere Stellungnahme scharf festgelegt.

Die Entente hat ablehnend oder überhaupt nicht sachlich geantwortet. Der Schritt des Papstes hatte keinerlei Erfolg. Es war immer das alte Lied. Das deutsche Volk wollte ehrlich Frieden, aber die Entente lehnte ihn

ab. Sie ließ das Schlagwort des „Verständigungs- und Versöhnungsfriedens“ immer wieder in ihrer stillen und doch so eindringlichen Propaganda bei uns und im neutralen Auslande aussprechen, sollte sie sich aber zu ihm öffentlich bekennen, dann wich sie aus; sie verfolgte nach wie vor einzig und allein den Gedanken, Deutschland vernichtend zu treffen.

Der Schritt des Papstes konnte keinen Erfolg haben. Es ist jetzt eigenartig zu sehen, wie der Papst von den Verhandlungen in Versailles ferngehalten wird. Die Entente dankt ihm seine Friedensnote nicht.

Bei seinem Amtsantritt hatte ich dem Reichskanzler Dr. Michaelis mitgeteilt, daß Herr Hugo Stinnes Verbindung mit dem japanischen Gesandten in Stockholm habe und sich hoffnungsvoll äußere. Er sei im Begriff, dorthin zu fahren, und habe Aussicht, den Gesandten zu sehen. Der Reichskanzler empfing daraufhin Herrn Stinnes. Ich habe die Angelegenheit nicht weiter verfolgt.

Ende August oder Anfang September hieß es plötzlich, es böte sich Gelegenheit, mit der Entente zu Besprechungen zu kommen. Der Reichskanzler und Herr v. Kühlmann, der bei dem Kanzlerwechsel Staatssekretär des Auswärtigen geworden war, sprachen es geheimnisvoll aus. Durch Oberst v. Haeften hatte ich erfahren, daß aus dem neutralen Ausland im Anschluß an eine Rede des früheren englischen Ministerpräsidenten Asquith am 27. Juli und bald darauf folgenden Äußerungen Lloyd Georges die Kunde kam, England erwarte von uns eine Erklärung über Belgien. Der Reichskanzler sagte mir jetzt, die Anregung zu etwaigen Besprechungen sei von England gegeben. Ich war naturgemäß erfreut: sollte England friedenswillig geworden sein, dann waren die Friedensaussichten jetzt besser als bei früheren Gelegenheiten, wo nur wir einseitig vorgingen. Ich beurteilte deshalb auch die Friedensfrage günstiger als bisher.

Das Friedensgespräch führte zu verschiedenen Erörterungen mit dem Reichskanzler über die belgische Frage.

Der wirtschaftliche Anschluß Belgiens an das Deutsche Reich wurde unser Ziel. Die engen wirtschaftlichen Beziehungen, die schon im Frieden zwischen Deutschland und Belgien bestanden, wurden hierbei in Berücksichtigung gestellt. Die Reichsleitung glaubte damit eine Basis für eine Anknüpfung mit England zu besitzen. Ich erwartete, daß Staatssekretär v. Kühlmann in einer Reichstagsrede Ende September eine öffentliche Erklärung über Belgien in diesem Sinne abgeben würde. Am 20. September hatte Oberst v. Haeften mit ihm eine längere Besprechung hierüber. Der Staatssekretär verhielt sich indes ablehnend und äußerte: „Wer sagt Ihnen überhaupt, daß ich geneigt bin, das Pferd Belgien zu verkaufen? Darüber habe ich zu entscheiden. Vorläufig steht dieser Gaul gar nicht zum Verkauf.“ In seiner Rede am 9. Oktober sprach er nicht über Bel-

gien, sondern sagte über Elsaß-Lothringen und die Unversehrtheit des Reichsgebiets unter stürmischem Beifall des Reichstages:

„So lange eine deutsche Faust eine Flinte halten kann, kann die Unversehrtheit des Reichsgebiets, wie wir sie als glorreiches Erbe unserer Väter übernommen haben, nicht Gegenstand irgendwelcher Verhandlungen oder Zugeständnisse sein."

England gegenüber waren wir damit keinen Schritt weiter gekommen.

Von der Friedensaussicht war nicht mehr die Rede. Die Oberste Heeresleitung erhielt auch auf Anfragen von Staatssekretär v. Kühlmann keinen bestimmten Bescheid. Ich war enttäuscht und bedauerte, daß ich eine Zeitlang an eine solche geglaubt hatte. Nur aus diesem Grunde hatte ich den Reichskanzler gebeten, auf eine große Rede, die er Ende September halten wollte, zu verzichten, da es mir denkbar erschien, daß sie die Friedensmöglichkeit vermindern könne. Besser wäre es gewesen, der Reichskanzler hätte gesprochen. Ob er die Sammlung des Reichstages und des Volkes, die er beabsichtigte, erreicht haben würde, erscheint mir allerdings bei seinem Verhältnis zu einzelnen politischen Parteien zweifelhaft. Er widersetzte sich deren Streben nach Macht und stand dem Reichstage selbst fremd gegenüber.

Auch den Versuchen des Vertreters des Auswärtigen Amtes in Brüssel, Herrn v. der Lancken, die Verbindung mit französischen Staatsmännern aufzunehmen, sah ich mit Erwartung entgegen. Herr v. der Lancken fuhr zwar nach der Schweiz, aber der Herr aus Frankreich kam nicht.

Zufällig hörte ich noch, daß Staatssekretär v. Kühlmann in Friedensfragen mit dem spanischen Gesandten in Brüssel in Verbindung stand.

Das waren die Friedensmöglichkeiten, von denen ich im Jahre 1917 Kenntnis erhielt. Von dem sogenannten Angebot des Präsidenten Wilson, das Herr Jaffé aus München dem Auswärtigen Amt überbrachte, habe ich erst nach meinem Abgang aus der Zeitung erfahren.

Im Zusammenhang mit jenen geheimnisvollen Friedensgerüchten fand am 11. September ein Kronrat in Berlin statt. Ich hielt es für meine Pflicht und es lag in meinem Amt, nochmals klar auszusprechen, was Deutschland auf Grund der Erfahrungen dieses Krieges für die Sicherstellung seiner Zukunft bedurfte, und legte mich bei dieser und anderen Gelegenheiten im Herbst 1917 in folgendem Zusammenhang fest: „Unsere Lage im Innern ist nach Angabe der Ressort-Vertreter in bezug auf Futter und Kohle schwierig. In bezug auf Kohle leider nicht unverschuldet durch Versäumnisse in früheren Monaten. Unsere Finanzwirtschaft ist ungeheuer angespannt. Durch die Reichstagsmehrheit ist unsere Lage im Innern zu einer wenig erfreulichen gemacht. Die Arbeiter- und damit auch die Ersatzfrage hat sich verschärft. Ich meine aber, diese inneren

Schwierigkeiten müssen durch die feste Leitung der jetzigen Regierung überwunden werden. Möglich ist es."

Ich sah mit dem Niedergang Rußlands unsere militärische Lage für günstiger an als die der Entente und äußerte:

„Trotzdem bin auch ich der Ansicht, daß ein Frieden für uns vor Beginn des Winters erstrebenswert ist, wenn er uns das Nötigste bringt, was wir zur Sicherstellung unserer späteren wirtschaftlichen Entwicklung bedürfen, und uns in eine wirtschaftliche und militärische Lage versetzt, die uns einem neuen Verteidigungskrieg mit Ruhe ins Auge sehen läßt."

Bei meinen Betrachtungen über die militärischen und kriegswirtschaftlichen Notwendigkeiten, die anzustreben wären, ging ich von den Grenzverhältnissen vor dem Kriege und den Erscheinungen während desselben aus. Ein drei Jahre langer Krieg war nur möglich, weil in Deutschland Kohle reichlich, Eisen und Nahrungsmittel in dem Umfange vorhanden waren, daß wir unter Zuschüssen aus den besetzten Gebieten und neutralem Ausland Eisen genügend, Nahrungsmittel in dem Ausmaße bekamen, daß wir bei der feindlichen Blockade unter denkbar größter Einschränkung noch zu leben vermochten.

Nur dadurch, daß wir den uns aufgedrungenen Krieg als Angriffskrieg geführt und uns nach West und Ost ausgedehnt hatten, war uns das Dasein erhalten geblieben; wir wären mit Sicherheit verloren gewesen, wenn wir an unseren Grenzen stehen geblieben wären.

Die Niederlage war unausbleiblich, wenn der Feind deutsches Gebiet auf lange Dauer in seine Gewalt gebracht haben würde. Wir konnten verhungern, unserer Kriegswirtschaft wäre das Rückgrat gebrochen worden. Die Bedeutung von Kohle, Eisen und Nahrungsmitteln für die Kriegführung war vor dem Kriege bekannt. Wie ausschlaggebend aber Kohle und Eisen tatsächlich werden würden, hat erst die Länge dieses Krieges in eindringlichster Weise der Welt offenbart. Vor dem Kriege war die Gefährdung des oberschlesischen Kohlenbeckens erkannt worden. Bei der Milliardenforderung fielen auch Schutzmaßregeln für dieses Gebiet ab. Die Kraftquellen im Westen galten durch den Aufmarsch als gesichert.

Ebenso ungünstig wie unsere strategische Lage inmitten Europas war das Vorhandensein unserer Kohlen- und Eisenfelder vornehmlich an den Grenzen unseres Landes. Jedes andere Land hatte es besser. In Oberschlesien befanden sich Kohlen und Eisen hart an der russischen Grenze. Im Westen war die Lage des Lothringer Erzbeckens und des Saarbrückener Kohlenreviers nicht anders. Das niederrheinisch-westfälische Industriegebiet war gegenüber Belgien ganz ohne Schutz. Die Braunkohlenlager Mitteldeutschlands traten diesem gegenüber an Bedeutung zurück.

Die Zerstörungswaffen waren im Kriege vervollkommnet. Die Ka-

nonen hatten eine erheblich gesteigerte Schußweite bekommen, der Wirkungsbereich der Flieger war erweitert worden. Auf der anderen Seite blieb aber ihr Einsatz an Grundbedingungen gebunden. Jeder Schuß einer langen Kanone legte noch nicht die Betriebe in ihrer Reichweite still. Das stellten wir auch im Frühjahr 1918 bei Beschießung französischer Kohlenbergwerke und bei vielen anderen Gelegenheiten fest. Die Flieger sind von der Witterung abhängig; wir hätten London sonst häufiger getroffen. Mit diesen Einschränkungen mußte ich nun doch die neuen Kriegsmittel in ihrer ganzen Bedeutung für jeden kommenden Krieg in Rechnung stellen. Ich nahm dabei als Grundlage die gleichen Grenzen und die gleiche politische Lage wie 1914 an.

Es war zu erwarten, daß der Feind spätestens gleich nach Ausspruch der Mobilmachung mit einem starken Aufgebot von Munition und Fliegern gegen unsere kriegswirtschaftlichen Kraftquellen vorgehen würde. Die Zusammenstellung starker Fliegerverbände an der Grenze und ein guter Fliegerschutz konnten gegen den feindlichen Angriff aus der Luft eine gewisse Abwehr schaffen; den Angriff aber zu verhindern und die Bombenwirkung auszuschließen, vermochten sie nicht. Ebensowenig gab es ein Mittel gegen die Wirkung fernstehender feindlicher Geschütze. Einem solchen Überfall würden die feindlichen Heeresmassen folgen. Wie im einzelnen die Operationen verliefen, war nicht zu übersehen. Als feststehende Einwirkung auf unsere Kriegsindustrie konnte angenommen werden, daß überall zum mindesten eine starke und im ganzen Zusammenhang entscheidende Produktionsminderung eintreten und ein starker Bruchteil unserer deutschen Arbeiterschaft auf das schwerste betroffen sein würde. Die Lage hätte sich — das konnte ich ohne Schwarzseherei sagen — dahin entwickeln können, daß wir den Krieg gleich in den ersten Tagen verloren. Wir wären erschlagen worden wie der Hase im Bett.

Alle militärischen Folgerungen hieraus zu ziehen, z. B. im Westen eine weite Grenzverlegung nach Frankreich hinein anzustreben, war ausgeschlossen. Es galt, sich mit dem Notwendigsten zu bescheiden. Bei dem oberschlesischen Kohlenrevier und dem Erzbecken Lothringens mußte ein wenige Kilometer breiter Schutzstreifen genügen, um unseren bisherigen Besitz dem unmittelbaren Einfluß des Kampfes zu entziehen. Das Vorhandensein von Kohle und Erzen in diesem Schutzstreifen sowohl auf polnischem Gebiet wie bei Briey war für meine Wünsche nicht entscheidend. Daß diese Maßnahmen nicht genügten und durch umfassenden militärischen Schutz im Frieden zu ergänzen waren, stand fest. Die Sicherung beider Kraftquellen blieb immer unzureichend, und daraus ergab sich die Notwendigkeit des zuverlässigen Schutzes unseres niederrheinisch-westfälischen Industriegebietes. Seine ganze Bedeutung für die Friedens- und Kriegs-

wirtschaft hatte ich als Regimentskommandeur in Düsseldorf und jetzt als Erster Generalquartiermeister kennen gelernt. Die Schlußfolgerung konnte nur sein: Belgien darf nicht feindliches Aufmarschgebiet werden. Die Neutralität dieses Landes hielt ich für ein Phantom, mit dem nicht praktisch zu rechnen sei. Es mußte in wirtschaftliche Interessengemeinschaft mit Deutschland kommen, mit dem es so starke handelspolitische Beziehungen verbanden. Es sollte ein eigener, selbständiger Staat bleiben, in dem auch die Vlamen zu ihrem Rechte kamen. Die Vergewaltigung dieses alten germanischen Stammes ist auch eine der Ungeheuerlichkeiten der Menschheitsgeschichte. Für die ersten Jahre hielt ich in Belgien ein gewisses deutsches Okkupationsrecht für nötig. Die Maas bei Lüttich durfte, wenn überhaupt, erst dann aufgegeben werden, wenn Belgien seinen wirtschaftlichen Anschluß an Deutschland vollzogen hatte und, seinen eigenen Interessen folgend, auf seiten Deutschlands stand.

Von dem Gedanken der deutschen Marinestützpunkte an der flandrischen Küste war ich kein Freund. Er war nicht durchdacht und militärisch unklar. Ich schrieb darüber: „Ganz sicher, d. h. in bezug auf den Schutz des niederrheinisch-westfälischen Industriegebiets, wären wir erst, namentlich wenn der Tunnelbau Dover—Calais Wirklichkeit wird, wenn wir ganz Belgien militärisch besetzten und an der flandrischen Küste ständen. Dies können wir zur Zeit nicht erreichen. Es fragt sich, ob wir um dieses Ziel den Krieg fortsetzen müssen. Das ist meines Erachtens der Fall, wenn die Engländer einen Gebietsstreifen in Frankreich (Calais) behalten. Tun sie das nicht, so wäre der Besitz der flandrischen Küste für uns kein Grund zur Fortsetzung des Krieges über den Winter hinaus."

Das Verbleiben Englands in Calais wurde damals mir gegenüber mehrfach erörtert. Ich erwähnte es deshalb in meiner Denkschrift.

Eine Vertiefung der Beziehungen Luxemburgs zum Reich erschien mir wichtig.

Waren die Verhältnisse etwa derart an der Westgrenze geordnet, so hatten wir dort für die militärische und wirtschaftliche Stellung Deutschlands das erreicht, was seine Zukunft forderte.

Im Osten waren die Grenzen Deutschlands in ihrer ganzen Ausdehnung, nicht nur wegen der Lage des oberschlesischen Kohlenbeckens, denkbar ungünstig. Wie schwer die östlich der Weichsel liegenden Landesteile gehalten werden konnten, hatte der Feldzug 1914 zur Genüge gezeigt. Eine größere Sicherung durch einen Schutzstreifen hatte die Provinz Ostpreußen verdient, die durch den Krieg ungemein hart mitgenommen war.

Der weit gegen Westen nach Preußen hineinspringende Bogen Polens hatte sehr erhebliche militärische Nachteile für die Verteidigung des Vater-

landes im Gefolge. Ihre ganze Schärfe war gleichfalls im Herbst 1914 in Erscheinung getreten, als der Großfürst Nikolai Nikolajewitsch daselbst seinen großen Stoß gegen die preußische Grenze führte. Diese Nachteile durch territorialen Gewinn in vollem Umfange auszugleichen, erschien unmöglich. Dagegen waren eine Verbreiterung der schmalen Einschnürung zwischen Danzig und Thorn nach Süden zu und der Schutzstreifen des oberschlesischen Kohlenreviers strategisch notwendig.

Die Grenzverhältnisse wurden durch den erstrebten Anschluß Kurlands und Litauens nicht günstiger. Waren indessen der Schutzstreifen an der Südgrenze des Landes östlich der Weichsel und die Verbreiterung südlich Thorn erreicht, dann konnte durch Vervollständigung des Eisenbahnnetzes vieles ausgeglichen werden. Kurland und Litauen sollten unsere Verpflegungsmöglichkeiten gesunder machen, wenn wir in einem späteren Kriege noch einmal auf eigene Kraft angewiesen wären.

Bei dieser Neuordnung der Ostgrenze war auch hier das erreicht, was für die militärische und wirtschaftliche Sicherung Deutschlands nötig schien. Voraussetzung blieb aber, daß die sogenannte austro-polnische Lösung nicht eintrat, Polen seinen wirtschaftlichen Anschluß an Deutschland, vielleicht auch wieder an Rußland suchte.

Meine Hoffnungen gingen noch einen Schritt weiter. Die Bewohner Kurlands und Litauens sollten Deutschland neue Menschenkräfte zuführen. Daß Menschen Macht bedeuten, das empfand ich jeden Tag im Kriege. In den Menschenmassen lag eine große Überlegenheit der Entente. Die Bevölkerung jener Gebiete konnte unter dem Schutze des Deutschen Reiches ihre Nationalität behalten. Ein Zuwachs an polnischer Bevölkerung in dem Schutzstreifen war unerwünscht, vor der militärischen Notwendigkeit mußte dieses schwere Bedenken zurücktreten. Die erhoffte großzügige deutsche Siedlungstätigkeit und die Sammlung der Auslandsdeutschen in jenen weiten Ostgebieten, wie sie schon im Jahre 1915 der Reichskanzler für gewisse Grenzstreifen erstrebte, konnte uns in der Zukunft einen weiteren Menschenzuwachs bringen.

Für Deutschlands weltwirtschaftliche Stellung dachte ich für den Frieden an handelspolitische Vorteile in Rumänien und der Balkanhalbinsel und vor allem an die Rückgabe unserer Kolonien oder ihr Zusammenlegen zu einem geschlossenen Kolonialbesitz.

Den mitteleuropäischen Wirtschaftsbund lehnte ich ab. Er schien mir nicht durchführbar, da er eine zu starke Vormachtstellung Deutschlands in sich schloß.

Auf Kriegskontributionen habe ich nie ernstlich gehofft.

Dieses militärisch Notwendige erstrebte ich mit dem Gedanken, es sei nicht sicher, ob wir es durchzusetzen vermöchten. Sei es aber nicht der

Fall, so wären jene Forderungen nicht unnötig, sondern ihre Nichtverwirklichung ein Nachteil, der dann als solcher mit in den Kauf genommen und durch erhöhte Schutzmaßnahmen im Frieden ausgeglichen werden müßte.

Ich bin mit diesen Gedanken nie selbsttätig in die Öffentlichkeit getreten und habe mich ihr gegenüber auch nicht über Friedensbedingungen geäußert. Auf Veranlassung des Reichskanzlers Dr. Michaelis besprach ich sie indes mit mehreren Abgeordneten der verschiedensten Fraktionen.

Meine Anschauungen über den Frieden haben nie als Grundlage für irgendwelche Gespräche mit dem Feinde gedient, da die Regierung nie so weit gelangte. In den ersten Brester Verhandlungen und in Bukarest ging später die Regierung ihre eigenen, von den meinen abweichenden Wege.

Alles, was die Oberste Heeresleitung in bezug auf Kriegsziele mit dem Reichskanzler besprach, waren theoretische Erörterungen. Jeder wußte, daß allein das Kriegsende auf den Frieden bestimmend einwirken würde und daß von Fall zu Fall zu entscheiden sei.

Wo praktische Arbeit zu leisten war, wie bei der Antwort an Wilson am 29. Januar 1917, dem Verhalten Rußlands gegenüber im Frühsommer oder gegen England im August/September desselben Jahres, endlich beim Waffenstillstand im Osten, wurde den Verhältnissen entsprechend gehandelt. Die Einnahme jedes theoretischen Standpunktes lag mir fern.

Solange der Vernichtungswille unserer Feinde anhielt, konnte dieser Krieg allein durch Sieg oder Niederlage entschieden werden. Die Regierung zeigte uns jedenfalls keinen anderen Weg, den Krieg zu beenden und zum Frieden zu gelangen.

Behauptungen, wir hätten unter diesen oder jenen Bedingungen früher Frieden haben können, sind eine ungeheuerliche Leichtfertigkeit und eine bewußte neue Irreführung des deutschen Volks. Die Entente hat nie ein Angebot gemacht, sie dachte nicht daran, uns etwas zu geben; sie war auch mit dem status quo ante nicht zufriedengestellt, sie wollte nur nehmen. Ist nun irgendein deutscher Mann mit der Ansicht hervorgetreten, wir sollten Elsaß-Lothringen, die Provinz Posen oder unsere Kolonien opfern? Reichskanzler v. Bethmann sprach im Herbst 1916 vorübergehend von der Abtretung oder dem Austausch einiger Orte in Lothringen und im Sundgau.

Sollten wir eine Abstimmung in unseren eigenen Grenzgebieten als Friedensgabe anbieten? Diese Ansichten sind sicher nicht in einem deutsch denkenden Gehirn geboren worden. Wollten wir unsere Verteidigungsmöglichkeit noch ungünstiger machen, unsere politische und wirtschaftliche Kraft schwächen, so hätten wir darauf eingehen sollen. Wir erleben ähnliches heute.

Der Krieg war begonnen; wir mußten eine günstige Waffenentscheidung erstreben oder eine Niederlage auf uns nehmen, die zu ver-

hindern wir die Kraft hatten. Wenn Deutschland dies jetzt wenigstens einsähe, jetzt, nachdem sich klar erwiesen hat, daß alle Schlagworte der Entente von dem Selbstbestimmungsrecht der Nationen, von einem Verzicht auf Annexionen und Kontributionen, Abrüstungen, Freiheit der Meere eitel Wahngebilde sind und es bleiben werden.

Jedes Menschenleben ist ein Kampf im kleinen; im Innern der Staaten ringen die Parteien gegeneinander um die Macht, ebenso in der Welt die Völker — so wird es ewig sein und bleiben. Das ist ein Naturgesetz. Aufklärung und höhere Gesittung der Menschheit können den Kampf um die Macht und die Gewaltmittel mildern, aber nie ausschließen, denn es streitet wider die Natur des Menschen und endlich wider die Natur selbst. Natur ist Kampf! Siegen das Starke und Gute nicht, dann drängt sich das Unedle machtvoll hervor und zwingt zur Abwehr durch Kampf und Gewalt, wenn nicht das Edle unterliegen soll. Aber auch dieses bleibt nur leben, wenn es stark ist.

VII.

Die inneren Verhältnisse Deutschlands entwickelten sich auch weiterhin nicht glücklich. Im Reichstage nahm der Kampf der Parteien gegen die Regierung um die Macht immer schärfere Formen an. Immer nackter und unverschleierter trat dies Wesen des Parlamentarismus, vertreten durch Berufspolitiker, verkleidet durch Schlagworte aller Art, in die Erscheinung. Reichskanzler Dr. Michaelis widersetzte sich dem nach wie vor und wurde dadurch sehr bald ein Opfer seines Handelns. Er verbrauchte seine Kraft in diesem Kampf und fand keine Zeit, für den Krieg zu arbeiten.

In der Antwort der Vereinigten Staaten auf die Papstnote hatte Wilson wiederum den Versuch gemacht, sich in die inneren Angelegenheiten Deutschlands einzumischen und Volk und Regierung zu trennen; dies erregte im Reichstag Widerspruch. Aber wir fanden auch da nicht die Kraft, solches Handeln mit heiliger Entrüstung zurückzuweisen.

Die Vorgänge in der Marine im Sommer 1917 ließen klar erkennen, wie weit der revolutionäre Geist schon um sich gegriffen hatte. Es handelte sich darum, durch einen Flottenstreik den Frieden zu erzwingen. Diese Zustände fanden nicht die Würdigung, die sie so dringend verdienten; die ernste Mahnung blieb wirkungslos.

Das Auftreten der Regierung war nicht kraftvoll. Aus ihm sprach die ganze Unsicherheit einer sich schwach fühlenden Regierungsgewalt. Reichskanzler Dr. Michaelis erkannte zwar klar die Gefahr, die von der Unabhängigen Sozialdemokratie her der Kriegführung drohte. Er verhinderte aber nicht das revolutionäre Wirken dieser Partei. Ihre Presse, deren unheilvoller Einfluß nachgewiesen war, durfte weiter zersetzend schreiben.

Im Reichstage zeigte sich kein Verständnis für seine kriegerischen Aufgaben, namhafte Abgeordnete stellten sich schützend vor die Volksvertreter, deren enge Beziehungen zu den Vorgängen in der Marine nachgewiesen waren, die die Revolution erstrebten und die Mannszucht untergruben. Das deutsche Volk wurde über den ungeheuren Ernst der Vorgänge nicht genügend unterrichtet.

In der Marine mußte die Art der Behandlung unermeßlichen Schaden verursachen. Aber auch im Heere wurden die Vorgänge in der Marine besprochen. Die Erledigung machte tiefen Eindruck.

Die geistige Kriegsfähigkeit des deutschen Volkes hatte sich seit dem Juli nach vorübergehendem Aufschwung rasch wieder auf einen bedenklichen Tiefstand gesenkt. Der Geist, der im Herbst 1918 und im Jahre 1919 das deutsche Volk entwaffnen sollte, wurde kenntlich. Unsere Anträge, die Führung der Presse und der inneren Aufklärung zu übernehmen, fanden trotz der Revolutionierung Rußlands und der Erscheinungen in der Marine keine Erledigung, die dem Ernst der Lage irgendwie gerecht wurde.

Nach Besprechung mit dem Kriegsministerium erschien es der Obersten Heeresleitung jetzt höchste Zeit, eine Stelle zu schaffen, die der Abwehr der gegen den Umsturz der Staatsordnung gerichteten Unternehmungen diente. Die bezüglichen Anträge gingen nach Berlin und wurden dort mit den Reichsbehörden verhandelt. Wiederum war nichts zu erreichen. Von dem Vertreter der Obersten Heeresleitung wurde nun vorgeschlagen, diese Abteilung bei dem stellvertretenden Generalstabe einzurichten. Dem wurde allseitig zugestimmt. Ihre Tätigkeit blieb eine feststellende, das Arbeitsgebiet wurde aber sehr bald ein hochpolitisches; es war bezeichnend, daß trotzdem die Regierung die von mir für richtig gehaltene und angeregte Übernahme der Abteilung ablehnte. Der Obersten Heeresleitung blieb nichts anderes übrig, als sich wieder mit einer Aufgabe zu befassen, deren Verfolgung ihr nicht oblag!

Die Mißstände unseres Kriegswirtschaftslebens traten immer unverhüllter hervor und mußten immer verbitternder wirken.

Auch unsere Wirtschaftslage hatte sich verschärft. Die Rohstoffe fehlten im Volksleben immer mehr und mehr.

Mit der Verpflegung waren wir durchgekommen, es war aber sehr schwer gewesen. Im Winter 1916/17 hatte es an der Möglichkeit gefehlt, Kartoffeln zu fahren. Die Kohlrübe mußte aushelfen. Viele haben damals gehungert. Im Frühjahr und Sommer waren wieder bessere Bestände da. Es hatte aber nur mit Zuhilfenahme von rumänischem Weizen und von Mais gereicht. Durch umfassenden Frühdrusch war noch eine Spanne Zeit zwischen alter und neuer Ernte zu überwinden. Wir lebten dadurch auf Vorschuß.

Das Pferdefutter war sehr knapp geworden; die Weide, die bereits frühzeitig begann, half über vieles hinweg. Die Hafterernte war schlecht ausgefallen, auch der Heuschnitt nicht ergiebig gewesen. Es ließ sich voraussehen, daß die Futterverhältnisse schwieriger werden mußten.

Die Kohlenversorgung erschien gesicherter als im Winter 1916/17. Der Hausbrand war leidlich gefahren.

Die Ölbestände waren ungemein gering; die Produktion Rumäniens bedurfte noch dringend der Förderung. Auf dem Lande sah man wieder dunklen Winterabenden entgegen.

Der Ausblick in die Zukunft war beim Abgang des Reichskanzlers Dr. Michaelis überaus ernst. Ich hoffte, daß der Niederbruch Rußlands, an dem jetzt nicht mehr zu zweifeln war, nun endlich die Geister aufrichten würde. Das war in Verbindung mit unseren glänzenden Erfolgen in Italien und unserem Heldentum an der Westfront wahrlich genug, um erhebend zu wirken und die Enttäuschung über das Ausbleiben eines vollen Erfolges des U-Bootkrieges auszuschließen. Die Völker der Entente konnten zu gleicher Zeit ähnliches nicht aufweisen. Sie hatten doch nur Mißerfolge gehabt, besaßen aber dabei einen geschlossenen Willen in sich und ihrer Regierung und stellten sich mit starkem nationalem Denken hinter ihre großen Männer, die sie kraftvoll führten. Widerstrebende Elemente drangen nicht durch. Deutschland war zu seinem Unglück einen politisch entgegengesetzten Weg gegangen. Der Reichstag widersetzte sich einer geschlossenen Leitung, die dem Kriege widerstrebenden Elemente gewannen im Volke Boden. Die politische Führung der Kanzler versagte. So verschoben sich die Verhältnisse im Innern der kriegführenden Staaten immer mehr zu unserem Nachteil. Die Hoffnung des Feindes auf unseren inneren Zusammenbruch glich seine militärischen Enttäuschungen aus. Solche Gedanken konnten wir in bezug auf unsere stärksten Feinde nicht hegen, dadurch entstand, trotzdem unsere militärische Lage gut war, ein tiefgehender Unterschied in dem Siegesgefühl der gegeneinander ringenden Völker.

Auf Dr. Michaelis folgte Ende Oktober Graf v. Hertling. Er war der erste Reichskanzler, den die Krone in Übereinstimmung mit der Reichstagsmehrheit ernannte. Soweit war die Machtverschiebung zugunsten des Parlaments schon gediehen, die sich auch in verschiedenen Minister-Ernennungen äußerte. Seit dieser Stunde trug die Reichstagsmehrheit in noch schärferer Weise als bisher die Mitverantwortung für das Geschick des deutschen Volkes.

Die Oberste Heeresleitung erfuhr die Berufung erst, als sie schon feste Gestalt angenommen hatte. Graf v. Hertling hatte inzwischen von uns eine bessere Meinung gewonnen. Er war mir unbekannt. Wir erwarteten von ihm die Erfüllung der Aufgaben, die die Regierung für die Kriegführung zu

lösen hatte, kraftvolle Führung nach innen, Hebung unserer geistigen Kriegsfähigkeit und Erledigung des bereits an Dr. Michaelis gerichteten Antrages, der sich auf Ersatzaufbringung bezog, ferner die Entfaltung der Propaganda gegen den Feind.

Ich trat erneut mit dem Kriegsminister und dem Chef des Kriegsamtes, dem seit längerer Zeit General Scheüch vorstand, über die Notwendigkeit, dem Heere mehr zuzuführen, in Verbindung, fand aber auch bei ihnen nicht den Entschluß zur Tat. Zweifellos standen beide Herren unter dem Eindruck der verworrenen inneren Verhältnisse und fühlten sich durch sie gehemmt, statt sie zu meistern.

Ich kam immer wieder auf das zurück, was mich bei meinen Anträgen im Herbst 1916 bewegt hatte: wirklich alle Kräfte des deutschen Volkes für den Sieg auszunutzen. Es hatte sich ganz offensichtlich erwiesen, daß das Hilfsdienstgesetz nicht seinen Zweck erfüllte, sogar schädlich wirkte. Es stellte zudem die Arbeitskraft des einzelnen nicht genügend in den Dienst des Vaterlandes und gab dem Heere Reklamierte nicht in dem Umfang zurück, wie es nötig war. Die Frage der Annäherung der Arbeitgeber und Arbeitnehmer, deren Bedeutung namentlich auch für die Übergangswirtschaft und die Ordnung im Lande für die Zeit nach dem Kriege so unermeßlich groß war, hatte keine Fortschritte gemacht.

Auf Wunsch des Generals Scheüch empfingen der Generalfeldmarschall und ich die Vertreter der freien Gewerkschaften, später auch die der christlichen Gewerkschaften und der Angestelltenverbände. Wir haben diese Herren ernst auf die Notwendigkeit hingewiesen, den Geist in der Heimat zu erhalten und zu heben, es wäre sonst unbedingt sicher, daß auch der des Heeres leiden müsse. Auf das Hilfsdienstgesetz selbst einzugehen, war nicht unser Amt. Die Herren sagten uns ihre Unterstützung bei der Hebung des Geistes zu und sprachen sich gegen die Streiks aus; sie fühlten zu meiner Genugtuung ihre große Verantwortlichkeit. Sie teilten mir eine Reihe von Einzelwünschen in bezug auf die heimischen Arbeiterverhältnisse mit, die mich zwar nicht unmittelbar angingen, aber doch sehr beschäftigten. Sie wurden an die zuständigen Reichsstellen mit der Bitte weitergegeben, die Mißstände zu beseitigen. Ich hoffe, daß ich bei der Besprechung den Herren den inneren Zusammenhang zwischen Heer und Heimat klargemacht habe, und daß sie die hohe Bewertung, die ich den inneren Verhältnissen für unsere Kriegführung beilegte, erkannten. Sie saßen als Gäste an unserem Mittagstisch und werden das Gefühl gewonnen haben, daß wir auch andersdenkenden Männern mit Achtung begegneten und ein gemeinsames Arbeiten für das Wohl des Vaterlandes erstrebten. Das müßige Gerede, daß nur die „Schwerindustrie" bei uns aus- und einginge, verstummte daraufhin etwas. Uns beseelten auch ganz andere Anschauungen. Wir fühlten uns als Führer

des gesamten Volkes in Waffen und nicht nur eines Teiles unseres damals noch wehrhaften Volkes. Auch hierin standen wir in einem, wenn auch nicht ausgesprochenen Gegensatz zur Regierung, die sich bewußt und ausdrücklich nur auf den von der Linksmehrheit des Reichstages mehr oder weniger demokratisch und radikal vertretenen Volksteil stützte, während der andere vollständig ausgeschaltet blieb. Der Gesetzesabbau nach links, der den Streik erleichterte und die Arbeitswilligen schutzlos machte, der das Koalitionsrecht und die Vereinsfreiheit der Jugend gab und sie verrohen ließ, statt sie zu erziehen, sowie die gleichzeitigen Strafanordnungen nach rechts zeigen heute jedem klar, welchen Weg die Regierung gegangen ist.

Ich besprach mit dem Kriegsminister die bedauerlichen Erscheinungen in der Heimat und wies unter anderem auf die meines Erachtens nicht genügende Presseaufsicht hin. Die Zustände bei dem Besatzungsheer wurden erörtert. Die Ausbildung und die Mannszucht der Ersatztruppen ließen zu wünschen übrig, der militärische Gruß wurde lässig, meistens überhaupt nicht ausgeführt. Das Besatzungsheer arbeitete zweifellos mit großen Schwierigkeiten. Auch hier fehlte es immer mehr an geeigneten Offizieren. Das Frontheer konnte zwar kriegsverwendungsfähige nicht abgeben, indes war doch schließlich eine Menge kriegsbeschädigte Offiziere vorhanden, die noch ihre alte Willenskraft behalten hatten. Aber auch sie zog es hinaus, und die so ungemein schlechten Besoldungsverhältnisse in der Heimat zwangen sie häufig dazu. Auch hier hätte nur ein großzügiges Handeln Änderung schaffen können. Immerhin gaben die Verhältnisse bei den Ersatztruppenteilen dem Kriegsministerium Veranlassung, die Rekrutendepots des Feldheeres nach Möglichkeit zu verstärken, um so den Ersatz eher der Heimat zu entziehen und ihn in Fühlung mit der Front zu gefestigten Soldaten auszubilden. Der Jahrgang 1899 wurde im Winter 1917/18 in die Feldrekrutendepots überführt.

Über die Sicherstellung des Ersatzes für den Fortgang des Krieges hatte ich mir erneut Rechenschaft abgelegt. Ich hielt die Ersatzfrage für so bedeutungsvoll, daß endlich auch das Volk an ihr teilnehmen mußte. Nur so konnte sie gelöst werden, nur so konnte es klar sehen und über sein eigenes Schicksal entscheiden. Unter dem 10. September 1917 hatte die Oberste Heeresleitung dem Reichskanzler ernste Darlegungen hierüber gemacht. Der Generalfeldmarschall hatte geschrieben:

„Der Ersatz für das Feldheer ist zur Zeit unzureichend, insbesondere fehlt ausgebildeter Ersatz bei allen Waffen in beängstigendem Maße.....

Gelingt es nicht, den nötigen Ersatz für das Heer zu schaffen, so ist der Ausgang des Krieges in Frage gestellt.“

Außer Hebung des Kriegswillens und weiterer Aufklärung hielten wir, um Ersatz zu gewinnen, die Verbesserung des Hilfsdienstgesetzes, die Er-

höhung der Leistung der Arbeiter, das Herausziehen einer möglichst großen Zahl kriegsverwendungsfähiger Leute aus der Industrie spätestens im Frühjahr 1918, sowie die Verlängerung der Wehrpflicht für nötig. Das Schreiben schloß:

„Das aber muß ich pflichtmäßig betonen: Die Lage muß sich kritisch gestalten, wenn wir nicht tatkräftig und sofort handeln. Handeln wir in diesem Sinne, so wird auch das Heer den Krieg zum guten Ende führen.

Für alle an den vorstehend behandelten Fragen verantwortlichen Stellen besteht also eine ungeheure Verantwortung. Insbesondere darf namentlich dem Reichstage, den Gewerkschaften usw. kein Zweifel darüber gelassen werden, daß auch sie durch Zaudern oder Ablehnung die schwerste Schuld auf sich laden.

Daß, nachdem Monate ungenutzt verstrichen, schnelles Handeln geboten ist, bedarf keines Hinweises."

Auch dieses Schreiben sollte keinen Erfolg haben. Ob der Reichstag unterrichtet wurde, ist mir unbekannt geblieben.

Nachdem ich den Reichskanzler Grafen v. Hertling kennen gelernt hatte, mußte ich mich überzeugen und sehr bald damit rechnen, daß auch dieser Mann kein Kriegskanzler sei. Graf v. Hertling stand ganz auf dem Boden der Reichstagsmehrheit, aus der er in gewisser Weise hervorgegangen war, und des Programms vom Verständigungsfrieden. Er sprach dies klar und deutlich in seinen ersten großen Reden aus, ohne bei der Entente irgendeinen Widerhall auszulösen. Er nannte sich „Versöhnungskanzler". Ich glaube, die Zeit war noch nicht reif für die Versöhnung. Wir brauchten einen Kanzler, der ganz den kriegerischen Aufgaben seiner hohen Stellung lebte, kraftvoll und energisch handelte und das Volk über die Gefahren aufklärte, die ihm drohten. Das alles aber widersprach der Natur des Grafen v. Hertling. Er war gewandt in der Behandlung der Reichstagsparteien, gab ihnen jedoch auch da nach, wo die Kriegführung es anders verlangte. Ehrlicher Wille hat Graf v. Hertling bewogen, das Amt anzunehmen; die Zeit erforderte aber eine kraftvolle Persönlichkeit. Die Arbeitslast war für seine hohen Lebensjahre und seine Gebrechlichkeit zu groß. Sollte ich das Seiner Majestät wiederum sagen? Wer sollte Kanzler werden, nachdem der Kaiser sich wiederholt gegen den Fürsten v. Bülow und den Großadmiral v. Tirpitz ausgesprochen hatte? Wer war der Mann, der sich in die Bresche stellte und mitkämpfte, der durch die zwingende Macht seiner Ziele das Volk einigte und führte? Viele Menschen waren schon mit dem Vorschlag meiner Kanzlerschaft an mich herangetreten. Dieser Gedanke war verfehlt, wenn auch gut gemeint. Die Arbeit, die ich zu bewältigen hatte, war ungeheuer; um den Weltkrieg zu führen, mußte ich das Kriegs-

instrument beherrschen. Das verlangte schon eine ungewöhnliche Arbeitskraft. Undenkbar war es, daneben noch die Leitung der so ungemein schwerfällig arbeitenden Regierung zu übernehmen, die noch viel mehr einen ganzen Mann erforderte. Lloyd George und Clemenceau konnten Diktatoren sein, die Kriegführung im einzelnen beschäftigte sie aber nicht. Deutschland brauchte einen Diktator, der in Berlin und nicht im Großen Hauptquartier saß. Dieser Diktator mußte ein Mann sein, der die Verhältnisse in der Heimat vollständig übersah und kannte. Ihm wäre Berlin vielleicht gefolgt. Ich konnte diese Aufgabe nicht übernehmen. Im Kampf mit mir selbst wurde ich mir darüber klar. Nicht Scheu vor Verantwortung hielt mich zurück, sondern die klare Erkenntnis, daß eine Menschenkraft nicht ausreicht, das Volk in der Heimat und das Heer am Feinde in diesem Volks- und Weltkriege allen Widerständen und Reibungen zum Trotz, denen ich als Vertreter des berüchtigten Militarismus überall begegnet wäre, gleichzeitig zu führen. Die Verhältnisse lagen doch erheblich anders als in früheren Kriegen. Vergleiche, wie sie mir gegenüber damals gezogen wurden, paßten in keiner Weise, Zeiten und Verhältnisse ließen sich überhaupt nicht vergleichen. Friedrich der Große war Monarch und besaß die Autorität von Gottes Gnaden, Napoleon wußte wenigstens zu Beginn seines blendenden Aufstiegs ganz Frankreich hinter sich. Eins war allerdings gewiß, die Macht gehörte in eine Hand.

Mir blieb nichts anderes übrig, als neben meinen gewaltigen Aufgaben an der Front das Ringen mit der Regierung weiterzuführen, um das zu erhalten, dessen das Heer zum letzten und endgültigen Siege bedurfte. Ich war mir der Schwere der Aufgabe bewußt, hoffte aber, daß der Niedergang Rußlands die glückliche Lösung ermöglichen würde. Hierin lag der Unterschied gegen die Lage im Juli 1917 beim Abgang des ersten Kriegskanzlers.

VIII.

An politischen Fragen stand außer Friedensfragen die austro-polnische im Vordergrund. Graf Czernin war es gelungen, zunächst Seine Majestät, dann auch den Reichskanzler und Staatssekretär v. Kühlmann für seine Ansichten zu gewinnen. Gleich nach Übernahme des Reichskanzleramts durch den Grafen Hertling fand in Berlin ein Kronrat über diese Frage statt, zu dem auch der Generalfeldmarschall und ich befohlen waren. Graf v. Hertling und Staatssekretär v. Kühlmann waren bayerische Staatsangehörige, der Vizekanzler, v. Payer, Württemberger. Sie standen den Verhältnissen der preußischen Ostprovinzen fremd gegenüber und stellten sich auf den Boden der austro-polnischen Lösung; die anderen Minister und Staatssekretäre schlossen sich ihnen im wesentlichen an. Der Generalfeld-

marschall und ich sprachen uns ernst gegen solche Lösung aus. Maßgebend für unser ablehnendes Votum blieben unsere militärischen Bedenken. Die Verhältnisse, wie sie jetzt, wenn auch in anderer Gestalt, eingetreten sind, bekräftigen meine Ausführungen in verhängnisvoller Weise.

Der Generalfeldmarschall und ich wurden aber überstimmt. Der Kaiser befahl uns, zu prüfen, welche militärischen Voraussetzungen uns die austro-polnische Lösung annehmbar machen würden.

Dieser Weisung entsprechend suchten wir einen Ausweg. Er war nur in einem verbreiterten Schutzstreifen längs der ganzen preußischen Grenze zu finden.

Die weitere Entwicklung der Verhältnisse im Gebiet des Oberbefehlshabers Ost hatte inzwischen auf Grund der im August erlassenen Weisungen in Kurland einen günstigen, in Litauen dagegen einen unerfreulichen Verlauf genommen.

Major v. Goßler war es im September gelungen, in Mitau nach den im August vom Oberbefehlshaber Ost erlassenen Weisungen einen Landesrat zu bilden. Er konnte an das alte geschichtliche Verfassungsleben Kurlands anknüpfen. Die Ritterschaft war einsichtig genug, ihm zu folgen. Sie forderte Letten zur Beteiligung an der Bildung des Landesrates auf. Diese nahmen an. Für alle diejenigen, die in dem Umsturz alles Bestehenden das Heil eines Landes erblicken, war das den Letten Gebotene zu wenig. Viel war es auch nicht. Aber es gab Raum für eine stetige Weiterentwicklung; es war erreicht, daß die Letten nicht mehr abseits standen. Der Landesrat in Mitau trat in feierlicher Form zusammen und bat Seine Majestät in einer Adresse, Kurland zu schützen und die Herzogswürde des Landes anzunehmen. Die Antwort der Reichsregierung war entgegenkommend, wenn sie sich auch einer bestimmten Stellungnahme enthielt.

In Litauen drängten sich die unklaren Wünsche der dortigen Demokratie immer schärfer in den Vordergrund. In Wilna wurde der Landesrat durch Umgestaltung des Vertrauensrates ins Leben gerufen. Er erwies sich aber als arbeitsunfähig. Das politische Leben stockte.

Vor seinem Abgang hatte Reichskanzler Dr. Michaelis Litauen und Kurland bereist, und ich erwartete, daß nun ganze Arbeit im Osten verrichtet werden könne. Auf seine Aufforderung stellte ich meine Anwesenheit in Berlin für die ersten Novembertage in Aussicht. Sein plötzlicher Abgang zerstörte meine Hoffnungen.

Anfang November war ich in Berlin. Die in Aussicht genommene Sitzung über Fragen des Gebiets des Oberbefehlshabers Ost fand am 4., nun allerdings unter dem Vorsitz des eben ins Amt getretenen Reichskanzlers Grafen v. Hertling, statt. Ich beabsichtigte, die Grundlagen für die

Beziehungen von Kurland und Litauen zu Deutschland vor ihm festzustellen und mich seiner Zustimmung zu den Abmachungen mit den früheren Reichskanzlern zu versichern. Gleichzeitig wollte ich die Stellung der Verwaltungschefs dadurch stärken, daß sie einzig und allein die entscheidende Autorität dem Lande gegenüber waren und nicht irgendein Abgeordneter, noch der Reichskanzler oder die Oberste Heeresleitung. Die Richtlinien für unsere Politik im Gebiet des Oberbefehlshabers Ost liefen nach wie vor auf den klaren Anschluß Kurlands und Litauens an Deutschland in Personalunion mit dem Hause Hohenzollern hinaus. Ich hielt jetzt im Interesse unserer Zukunft eine baldige Erklärung der beiden Landesräte für nötig. In Kurland war die Hauptarbeit bereits geleistet, es blieben nur noch Formalien zu erfüllen übrig. Dagegen waren in Wilna noch außerordentliche Schwierigkeiten zu überwinden. Doch war hierauf bestimmt zu hoffen, wenn der Verwaltungschef klare Weisungen erhielt und die Unsicherheit in unserem Verhalten Litauen gegenüber aufhörte. In beiden Ländern sollten dann die Grundzüge für die innere Verfassung sowie für die militärische, wirtschaftliche und politische Verbindung mit Deutschland vorbereitet werden.

Ich fand in der Sitzung keinen Widerspruch. Die Herren vom Oberbefehlshaber Ost, die Berlin noch nicht so kannten wie ich, freuten sich, daß sie nun endlich weiterarbeiten konnten. Ich war skeptisch und sollte Recht behalten. Die Verhältnisse in Litauen blieben verworren. Von litauisch-demokratischer Seite begann eine wilde Hetze gegen den Verwaltungschef, Oberstleutnant Fürsten v. Isenburg. Die Beschwerden fanden größtenteils ihre vermeintliche Begründung in den Kriegsverhältnissen, die der Verwaltung gar nicht zur Last gelegt werden konnten. Aber die Überzeugung war fertig, und mit sachlichen Gründen war nichts dagegen auszurichten, wie dies gewöhnlich im politischen Meinungsstreit der Fall ist. Die demokratischen Litauer Wilnas fanden Gehör bei unseren Mehrheitsparteien und diese wieder im Auswärtigen Amt. Die Litauer gewöhnten sich daran, in der Militärverwaltung nicht mehr die deutsche Autorität verkörpert zu sehen, sondern erkannten sehr schnell, daß einzelne Abgeordnete mächtiger waren als die Regierung selbst. Diese gefielen sich wiederum darin, eine eigene litauische Politik zu treiben, obschon sie das Land nicht kannten. Die Regierung, die ängstlich darauf achtete, daß die Oberste Heeresleitung nicht etwa eigene Politik verfolge, was diese auch gar nicht beabsichtigte, ließ die Abgeordneten schalten und walten. Unter ihrem Einfluß behandelte das Auswärtige Amt die litauische Frage weiter in Berlin nur nach den vermeintlichen Bedürfnissen der innerpolitischen Lage Deutschlands, nicht nach denen des Landes selbst. Auch hier wurde demnach diese maßgebend für das Verhalten der Regierung in der auswärtigen Politik. So waren keine gesunden Verhältnisse in Litauen zu schaffen; jeder Schritt

des Verwaltungschefs, dessen Autorität von Berlin aus untergraben wurde, mußte einen Mißerfolg bedeuten. Die Besprechung am 4. November war demgegenüber mein letzter Versuch, Ordnung in diesen litauischen Wirrwarr zu bringen. In der Folge beschränkte ich mich nur darauf, unmittelbaren Nachteil zu verhindern.

Oberstleutnant Fürst v. Isenburg sah sich veranlaßt, seinen Abschied zu erbitten, nachdem er erkannt hatte, daß die von ihm für richtig angesehenen Grundlinien in der Politik verlassen wurden. Ich habe seinen Abgang bedauert.

Um Mitte Dezember wurde vom Reichskanzler den Litauern die Anerkennung Litauens als freier, unabhängiger Staat mit der Hauptstadt Wilna in Aussicht gestellt. Es habe sich zu verpflichten, mit dem Deutschen Reiche verschiedene Konventionen einzugehen. Ein solches Litauen war auf dem besten Wege, den Polen zu verfallen, wenn in die Konventionen nicht Bedingungen aufgenommen wurden, die den Einfluß Deutschlands sicherstellten. Hierzu war bei dem Gebaren der Litauer aber wenig Aussicht. Diese mußte sich weiter verringern, wenn vor ihren unklaren Wünschen noch mehr zurückgewichen wurde. Der Wunsch einzelner Litauer und eines einflußreichen württembergischen Abgeordneten ging zudem nach einem Fürsten aus dem württembergischen Königshause, während auch der sächsischen Herrscherfamilie Hoffnungen gemacht zu sein scheinen. Jeder Fürst in Wilna hätte den polnischen Adel an seinem Hofe gehabt, die Offiziere des litauischen Heeres wären Polen gewesen, ebenso die Mehrzahl der Verwaltungsbeamten. Nur Preußen-Deutschland konnte die Litauer sich selbst erhalten und Beamte und Offiziere stellen, die sie noch lange nicht in genügender Zahl hervorbringen werden. Mit politischen Schlagworten allein werden lebensfähige Staaten nicht geschaffen und kleine Nationen nicht am Dasein erhalten. Ich war daher von dieser allgemein gehaltenen und für Deutschlands Zukunft so ungemein gefahrvollen Lösung wenig erbaut. Bezeichnend war auch, daß die Polen sie ruhig hinnahmen. Sie konnten zufrieden sein.

Die Oberste Heeresleitung verblieb nach wie vor auf dem von dem Reichskanzler seinerzeit gebilligten Standpunkt eines engen Anschlusses Litauens an Deutschland, in Personalunion mit dem Hause Hohenzollern.

In der Beratung unter dem Vorsitz Seiner Majestät in Kreuznach am 18. Dezember zur Feststellung der an Rußland zu stellenden Friedensbedingungen wurden die Ostfragen nochmals eingehend besprochen. Hierbei erklärte sich der Kaiser, ohne daß der Reichskanzler oder der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes widersprachen, mit dem Schutzstreifen an der preußisch-polnischen Grenze einverstanden, den wir noch als genügend bezeichnet hatten. Dem Gedanken einer Personalunion Kurlands und Litauens mit Preußen oder Deutschland stimmte der Reichskanzler vorbe-

haltlich der Zustimmung der Bundesfürsten zu. Seine Majestät trat diesem Entschluß bei und betonte noch die Notwendigkeit, die fremdstämmigen Völker sich in diesem Rahmen nach ihrer Eigenart entwickeln zu lassen. Für die völkische Politik in Kurland und Litauen bedeutete dies ein Festhalten an den bisherigen Ergebnissen, wenn nicht in Zukunft an unserer Ostgrenze neue Gefahren für das Deutsche Reich entstehen sollten.

Über Estland und Livland entschied Seine Majestät dahin, man solle den Russen die Räumung vorschlagen, ohne sie zu fordern, um so die Esten und Letten ihr Selbstbestimmungsrecht ausüben zu lassen.

Für die bevorstehenden Friedensverhandlungen war damit Staatssekretär v. Kühlmann die Grundlage gegeben.

Inzwischen hatte in der Verwaltung des Gebietes des Oberbefehlshabers Ost eine Änderung stattgefunden. An ihre Spitze traten ein besonderer Verwaltungsgeneral, General Graf v. Waldersee, und ein höherer Verwaltungsbeamter, Unterstaatssekretär Frhr. v. Falkenhausen. Dem lag der Gedanke zugrunde, den politischen Bedürfnissen des Landes schärfer Rechnung zu tragen und den Wünschen des Reichskanzlers nachzukommen. General Graf v. Waldersee und Unterstaatssekretär v. Falkenhausen haben mit Umsicht und Geschick ihr Amt verwaltet. Bei der unklaren Haltung Berlins konnten auch sie schaffende Arbeit nicht leisten.

Die elsaß-lothringische Frage kam unter der Kanzlerschaft des Grafen v. Hertling insofern in ein anderes Fahrwasser, als dieser entschiedener Anhänger einer Teilung Elsaß-Lothringens war, in der Bayern das Elsaß, Preußen Lothringen erhalten sollte. Der Reichskanzler v. Bethmann hatte bereits Bayern hiervon gesprochen. Ich versprach mir von solchen Absichten nichts Gutes und befürchtete auch, daß diese Lösung, namentlich bei Württemberg, verstimmend wirken würde. Wir konnten den Reichskanzler nur bitten, zunächst in die grundlegende Besprechung dieser Frage einzutreten und das Weitere hierzu zu veranlassen. Die ganze Angelegenheit hat seitdem geruht. Ich hatte wenigstens gehofft, daß er seinen Einfluß in Rom als alter Führer der Zentrumspartei und ehemaliger bayerischer Ministerpräsident ausnutzen würde, um die kirchlichen Verhältnisse der Reichslande in deutsch-nationalem Sinne zu lösen, aber er bewirkte nichts.

Die Vorbereitungen für den Angriff im Westen 1918.

I.

Die Kriegslage zu Lande war um die Jahreswende 1917/18 durch den Ausfall Rußlands für uns eine günstigere geworden, als je anzunehmen war. Wir konnten wie 1914 und 1915 daran denken, durch Angriff zu Lande den Krieg zur Entscheidung zu bringen. Die Stärkeverhältnisse lagen so, wie wir sie noch nie gehabt hatten.

Der U-Bootkrieg hatte wirtschaftlich bisher nicht das geleistet, was der Chef des Admiralstabes von ihm erwartet und auch ich auf Grund des Urteils der Sachverständigen von ihm erhofft hatte. Der Frage des Baues von U-Booten hatte ich mich auch weiterhin immer wieder trotz der Versicherung der Marine zugewandt, daß alles Denkbare hierin geschehe. Ich bekam auch Briefe von Abgeordneten, die mir mitteilten, es könne mehr gebaut werden. Ich habe mich über diese Zuschriften gefreut, denn sie enthielten ein Anerkenntnis meines Willens, den Krieg mit aller Energie zu führen, andererseits war ich über sie überrascht. Der U-Bootbau ging mich verfassungsmäßig gar nichts an. Mir war bis dahin von den Herren recht oft der Vorwurf gemacht worden, ich bekümmere mich um Sachen, die nicht meines Amtes wären. Es war überhaupt eine typische Erscheinung geworden: wenn irgend etwas in der Heimat durchzusetzen war, dann wurde ich angerufen. Ich konnte auch in diesem Falle leider nichts anderes tun, als wiederum eindringlich mit den in Betracht kommenden Stellen der Marine zu sprechen. Die Oberste Heeresleitung selbst hatte schon längst für das Heer verfügt, daß jedem namentlichen Reklamationsgesuch für einzelne Leute sofort nachzukommen sei. Weiter konnten wir mit Arbeiterentlassungen nicht gehen. Auf der Bedarfsliste für Rohstoffversorgung stand der U-Bootbau an erster Stelle. Alles, was mit ihm zusammenhing, war für die Oberste Heeresleitung von ausschlaggebender Bedeutung. Die Frage war: Wie wird der Stand der U-Booterfolge im Frühjahr 1918 sein? Werden die U-Boote, auch wenn sie England nicht entscheidend zu erschüttern vermochten, den Schiffsraum so vermindert haben, daß Amerika seine Neuformationen wenigstens nicht in kurzer Zeit herüberbringen kann, und werden sie in der Lage sein, bei dem Kampf gegen den feindlichen Schiffsraum auch amerikanische Truppentransportschiffe zu treffen?

Der Abgeordnete Erzberger hatte im Juli 1917 mit mir von der Bedeutung der Welttonnage auf die Wirkung des U-Bootkrieges gesprochen und sich auch im Reichstage darüber geäußert. Auf die Ergebnisse des U-Bootkrieges hat die Welttonnage ohne Zweifel großen Einfluß gehabt, aber entscheidend ist dieser allein nicht gewesen. Mußte z. B. England für seinen Verkehr mit Amerika Schiffe aus dem Dienst zwischen Australien und Amerika zurückziehen, so fehlten sie dort; das australische Getreide, auf das England angewiesen war, blieb in Australien und fiel bei der Versorgung Englands und der Ententeländer aus. Mit dem Wort „Welttonnage" ist meines Erachtens die Frage, warum der U-Bootkrieg die Entente nicht bezwungen und die Kriegsentscheidung nicht gebracht hat, nicht ohne weiteres abgetan. Auch die landwirtschaftliche Produktionssteigerung in England hat sein Wirtschaftsleben entlastet und die Wirkung des U-Bootkrieges verzögert. Ob die Schiffsneubauten der Entente umfangreicher wurden, als ursprünglich angenommen, und sie auch hierdurch besondere Unterstützung erhielt, vermag ich nicht zu entscheiden. Von ausschlaggebender Bedeutung war, daß die Entente in zwei Kriegsjahren Gelegenheit gehabt hatte, sich auf den U-Bootkrieg wirtschaftlich einzustellen und die kriegerische Abwehr auszugestalten. „Aber die Flotte .... wurde (allerdings mit Hilfe Amerikas!) der U-Bootgefahr Herr und verringerte deren Wirksamkeit sehr", schreibt der „Economist" vom 7. September 1918. Im Kriege ist der Blick in die Zukunft noch dichter verschleiert als im Frieden, besonders bei so verwickelten Verhältnissen, wie sie beim U-Bootkrieg in Betracht zu ziehen waren. Sie wurden auch vom Feinde nicht erkannt. So ist es zu erklären, daß unsere Marine die einschlägigen Verhältnisse nicht in voller Schärfe übersah. Auch ihre verantwortlichen Männer haben nach Pflicht und Gewissen gearbeitet und gerechnet. Blieb dem U-Bootkrieg die kriegsentscheidende Wirkung bis zum Oktober 1918 versagt, so fielen doch seine Leistungen schwer in die Wagschale. „Es war die größte Gefahr, der England jemals gegenüberstand", so schreibt die „Morning Post" vom 3. Oktober 1918. Ein Fehler wäre es auch, seine ungeheure Einwirkung auf das gesamte Wirtschaftsleben der Entente zu unterschätzen und nicht die Entlastung in Rechnung zu stellen, die die Westfront durch ihn gehabt hat. Es ist der Geschichte vorbehalten, hierin Klarheit zu schaffen und dem vielgestaltigen Problem nachzugehen. Die Leistungen unserer U-Bootbesatzungen bleiben Heldentaten von leuchtendem Glanz für alle Zeiten, auf die Vaterland und Marine stolz sein können.

Um die Jahreswende 1917/18 konnte ich mit einer Ansicht der Marine rechnen, die nach wie vor hoffnungsfreudig lautete. Allerdings war ich skeptischer geworden, so daß ich meine Gedanken auf das Eintreffen der Neuformationen der Vereinigten Staaten vom Frühjahr 1918 an einstellen

mußte. In welchem Umfange sie auftreten würden, war nicht zu übersehen; wohl aber blieb mit Sicherheit anzunehmen, daß sie bei der Entente den russischen Kräfteausfall nicht ersetzen konnten, daß aber im Frühling das Kräfteverhältnis für uns günstiger sein würde als später im Laufe des Sommers und Herbstes, es sei denn, daß wir bis dahin einen großen Sieg davongetragen hatten.

Die Oberste Heeresleitung stand im Spätherbst vor der entscheidenden Frage: Konnte sie die im Frühjahr bestehende Gunst der Verhältnisse zu einem großen Schlage im Westen ausnutzen oder sollte sie sich, ohne diesen Versuch zu machen, planmäßig auf die Verteidigung beschränken und nur Nebenangriffe, etwa in Italien oder Mazedonien, ausführen?

Der Vierbund wurde allein durch die Hoffnung auf einen Sieg der deutschen Waffen zusammengehalten.

Die k. u. k. Armee war müde; sie hatte 1 800 000 Mann an Gefangenen verloren, Ersatz mangelte ihr. Ihre Gefechtskraft war gering, gegen Italien hatte sie im wesentlichen genügt. Fiel Rußland tatsächlich aus, dann war zu hoffen, daß die Armee auch ferner ihrer Aufgabe entsprechen würde. Ob sie Kräfte für weitere Zwecke freibekäme, war zweifelhaft. Zu erwarten blieb, daß, wie bereits im Jahre 1917, so auch 1918 eine Erklärung der k. u. k. Regierung erfolgen würde, daß die Armee nicht mehr über eine gewisse Zeitspanne mitkämpfen könne. Der Fall war ins Auge zu fassen, daß Österreich-Ungarn tatsächlich am Ende seiner militärischen Kraft angekommen sei. Daß die politische Stärke dann nicht eine Stunde länger reichen würde, war klar. Nur das Heer hielt noch die Doppelmonarchie zusammen.

Die bulgarische Armee hatte hinreichenden Ersatz; allerdings sah sich Bulgarien gezwungen, zahlreiche stammfremde Elemente einzustellen. Die Truppen hatten sich im Jahre 1917 leidlich geschlagen, ihr Geist war gehoben. Die Verkehrseinrichtungen hinter der ganzen Front waren in Ordnung gekommen. Der Einfluß des deutschen Heeresgruppenkommandos und der sonstigen deutschen Kommandostellen hatte sich vertieft. Diese Einwirkung reichte aber nur so weit, wie die deutsche Kommandogewalt ausgeübt wurde. Durch Schulen des Heeresgruppenkommandos wurde die Ausbildung der gesamten Armee gefördert. Es sah den kommenden Kämpfen dank seiner Arbeit mit gewisser Zuversicht entgegen. Ich unterhielt mich oft mit General Gantschew und bat ihn, auch seinerseits auf Kräftigung der bulgarischen Armee hinzuwirken. Er sah deren Lage auf Grund der Ereignisse des vergangenen Jahres als gesichert an, nur die Mobilmachung der griechischen Armee machte ihm Sorge. Daß er natürlich deutsches Kriegsgerät und deutsche Truppen nicht genug beantragen konnte, lag in der Aufgabe seines Amtes. Aus

allen seinen Worten klang die Hoffnung auf einen Sieg an der deutschen Westfront.

Bulgarien hatte alles das besetzt, was es im Frieden behalten wollte; es war seines Gewinnes sicher — dachte nicht mehr an den Krieg, sondern nur daran, sich dieses Gewinnes im Frieden zu erfreuen. Volk und Armee waren kriegsmüde. Die Regierung Radoslawow verlor an Boden. Im Lande begann ein Wühlen gegen die Regierung und den Krieg, zunächst mit dem Zweck, andere Parteien an die Staatskrippe zu bringen. Damit wuchs die Gefahr, daß der Einfluß der Entente in Bulgarien an Bedeutung gewann. Diese Gefahr war um so größer, als auch die bisherige Regierung eine Hetze gegen uns zuließ. Die Mißstimmung im Lande nahm gegen uns auch deshalb zu, weil wir aus Valuta-Rücksichten nicht genügend Tabak abnahmen. Viele Bulgaren fühlten sich hierdurch geschädigt. Der Vertreter der Vereinigten Staaten, der noch immer in Sofia saß, nutzte dies ungemein geschickt aus und stellte ihnen nun seinerseits hohe Gewinne in guten Schweizer Franks in Aussicht. Viele Bulgaren widerstanden dieser Versuchung nicht. Sie wandten sich der Entente wieder zu, der ihr Herz immer gehört hatte.

Ich konnte über Bulgarien nur die Ansicht gewinnen, daß dieses uns treu bleiben würde, so lange bei uns alles gut stünde. Verringerten sich aber die Aussichten auf einen Sieg, oder hatten wir sogar Mißerfolg, nun, dann mußte alles so kommen, wie es geschehen ist. Warum sollte es im Leben der Völker anders sein als im Leben der Menschen? An das Standhalten der Armee durfte ich so lange glauben, wie ich an die Treue Bulgariens glauben konnte.

Die Türkei war bundestreu, aber sie war am Ende ihrer Kraft; ob ohne oder mit eigenem Verschulden, blieb sich gleich. Ihr Menschenbestand ging stark zur Neige, ihre Armee stand zum Teil nur noch auf dem Papier. Palästina mußte eine leichte Beute Englands werden, wenn die dortigen Truppen nicht verstärkt wurden. Ihre Zertrümmerung mußte von weitgehenden politischen Folgen sein und verhindert werden, auch wenn die Entscheidung des Krieges nicht dort fiel.

In Deutschland war der Geist scheinbar besser als bei unseren Bundesgenossen, aber doch auch offensichtlich stark gesunken, ebenso hatte sich die Stimmung verschlechtert. Allerdings machte ich mir von der noch vorhandenen Volksenergie ein zu günstiges Bild. Auf Regelung der Ersatzfrage hoffte ich.

Das Heer hatte das Jahr 1917 siegreich überstanden; dabei hatte es sich aber auch gezeigt, daß das Halten der Front im Westen in reiner Abwehr bei dem ungeheuren Geräteinsatz der Entente nicht mehr gesichert war. Auch da, wo die taktischen Verhältnisse durchaus normal und nicht so un-

günstig waren wie im Kampf um den Wytschaete-Bogen oder um die Laffaux-Ecke, hatten wir Gelände eingebüßt und sehr schwere Verluste gehabt. Diese waren von so bedeutender Höhe, wie sie unsere gut geführten Angriffe nicht aufwiesen. Die gewaltigen Kampfmittel des Feindes hatten dem Angriff ein erhebliches Übergewicht über unsere Abwehr gegeben. Diese Tatsache mußte um so mehr in Erscheinung treten, je milizartiger unsere Infanterie, je größer ihr Abgang an den Tüchtigsten durch Tod und Verwundung wurde und je fühlbarer die Mannszucht nachließ.

Es war auch zu erwarten, daß der Feind aus den vergangenen Kämpfen seine Lehren ziehen würde, indem er seine Angriffe auf breiten Fronten, ähnlich wie in der Doppelschlacht an der Aisne und in der Champagne im April/Mai 1917, ansetzen und den Erfolg in der Überraschung suchen würde. Überwältigender Masseneinsatz von Kriegsmitteln befähigte ihn dazu. Diese Angriffe mußten noch viel größere Anforderungen an uns stellen als die bisherigen.

Die Truppe hatte das dauernde Ausharren in der Verteidigung ungemein schwer ertragen. Es gab bereits viele Drückeberger. Sie fanden sich wieder ein, sobald der Kampf beendet war. Es war zur Regel geworden, daß Divisionen, die mit verzweiflungsvoll geringen Kräften aus der Schlacht kamen, nach wenigen Tagen an Kopfzahl wieder sehr erheblich günstiger standen. Die Truppe zeigte unter der Wucht der feindlichen Kriegsmittel nicht mehr die alte Widerstandsfähigkeit in der Verteidigung. Sie dachte mit Schaudern an neue bevorstehende Abwehrkämpfe und sehnte sich nach dem Bewegungskrieg. Hierin hatten deutsche Truppen in Rumänien, Ostgalizien, Italien und auch in der Schlacht bei Cambrai Glänzendes geleistet und ihre Überlegenheit über den Feind von neuem dargetan, wenn auch ihre Leistungsfähigkeit nicht mehr so anhaltend war wie 1914. Auch waren Erscheinungen aufgetreten, nach denen das Gefüge nicht mehr so stark erschien wie zu Beginn des Krieges. Wie die Abwehr die Truppen bedrückte, so hob der Angriff ihren Geist. Auch im Interesse des Heeres lag der Angriff; in der Abwehr mußte es nach und nach der immer stärker werdenden feindlichen Übermacht an Menschen und Kriegsmitteln erliegen. Das fühlte es selbst. Im Westen wünschte es den Angriff und erwartete ihn nach dem Niederbruch Rußlands in tiefer seelischer Erleichterung. Ich gebe hiermit die Stimmung, die über Angriff und Verteidigung in der Truppe herrschte, wieder. Es sprach hieraus der klare, ihr sich mit zwingender Gewalt aufdrängende Gedanke, daß nur ein Angriff den Krieg beendigen könne. Viele und die bedeutendsten Generale sprachen in gleichem Sinne. Selbstverständlich habe ich mich durch solche Stimmungen nicht treiben lassen, dazu war mein Verantwortlichkeitsgefühl viel zu groß. Bei mir allein lag der entscheidende Vorschlag, dessen bin ich mir stets bewußt ge-

wesen. Der Wunsch der Truppe und Führer war mir nur Kennzeichen dafür, worin das Heer selbst seine Stärke und Schwäche fühlte.

Die Lage bei unseren Bundesgenossen und bei uns sowie die Verhältnisse des Heeres erheischten einen Angriff, der eine baldige Entscheidung brachte. Das konnte nur an der Westfront der Fall sein. Alles Vorhergehende war allein Mittel zum Zweck gewesen, eine Kriegslage herbeizuführen, die ihn ermöglichte. Bisher war dieser Fall nicht eingetreten. Mit sechs bis sieben Divisionen hatten wir einen Schlag gegen Italien führen können. Für den Westen genügte solcher Kräfteeinsatz nicht. Ich lehnte jetzt alle Gedanken ab, in Italien oder Mazedonien anzugreifen. Es kam einzig und allein darauf an, genügend Kräfte für einen Angriff im Westen zusammenzubringen.

Hierzu gehörten gewaltige Kampfmittel und starke Truppen, deren Führer wie sie selbst für den Angriff geschult waren. War dies rechtzeitig zu erreichen, dann konnte nicht nur, nein, dann mußte angegriffen werden: Der Angriff ist die stärkste Kampfform, nur er bringt eine Entscheidung. Das beweist die Kriegsgeschichte auf jedem ihrer Blätter. Er ist das Sinnbild der Überlegenheit über den Feind. Ein Abwarten hätte nur ihm Nutzen gebracht, da er auf sichere Verstärkungen rechnete.

Daß der Angriff im Westen eine der schwersten Operationen der Weltgeschichte werden mußte, darüber war ich mir vollständig klar. Ich machte kein Hehl daraus. Auch das deutsche Volk mußte alles hergeben. Je mehr es an Menschen gebrach, desto stärker mußte sein Kriegswille, desto kraftvoller die Arbeit der Regierung im Dienste der Kriegführung sein. Die Oberste Heeresleitung hatte, ähnlich wie seinerzeit zur Schlacht von Tannenberg, alles zur Entscheidung heranzuziehen, was auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen irgendwie entbehrlich war. Wir konnten nicht stark genug sein. Andererseits war zu berücksichtigen, daß die europäischen Fronten im engsten Zusammenhange zueinander standen. Ein Mißerfolg in Italien, in Mazedonien oder im Osten konnte unsere Operationen im Westen hemmen.

Die Belassung deutscher Truppen an der italienischen Front war unnötig. Ihr Abtransport wurde um die Jahreswende eingeleitet. Wir behielten nur kriegswirtschaftliches Interesse am besetzten italienischen Gebiet, das in die Verwaltung der k. u. k. Armee überging. Von der russisch-rumänischen Front fuhren wir trotz des Widerstrebens Bulgariens bulgarische Truppen nach Mazedonien zum Freimachen einiger deutscher Verbände.

Die großzügige Transportbewegung aus Galizien und der Bukowina nach Frankreich und Belgien war eingeleitet, eine endgültige Entscheidung über die von der Balkanhalbinsel und der Ostfront abzufahrenden Truppen dringend nötig. Wir hatten vorher aber über die Gestaltung unseres Ver-

hältnisses zu Rußland und Rumänien und über die Haltung des Bolschewismus der Entente und dem Vierbund gegenüber — nicht nur als kriegführende, sondern auch als revolutionäre Macht — Klarheit zu gewinnen. Wir mußten hierzu frühzeitig in die Lage versetzt werden. Es blieb noch immer eine sehr umfangreiche Transportbewegung zu überwinden. Die Rücksicht auf die amerikanische Gefahr ließ es geboten erscheinen, im Westen so früh wie möglich zu schlagen. Die Ausbildung der Armee für den Angriff ermöglichte es, die Mitte März hierfür in Aussicht zu nehmen. Die Pferde fanden dann auch wenigstens etwas auf der Weide zu fressen vor. Auch hieran war bei unserem Futtermangel zu denken.

Ging alles in Brest-Litowsk glatt vonstatten, wurde dort gute Arbeit geleistet, so war zu erwarten, daß zu diesem Zeitpunkt Streitkräfte für einen erfolgreichen Angriff im Westen bereitgestellt werden konnten. Eine Verzögerung war nicht zu rechtfertigen. Ohne weiteres wird die Spannung verständlich, mit der wir auf die Friedensverhandlungen blickten.

II.

Die Friedensverhandlungen in Brest-Litowsk begannen am 22. Dezember 1917.

Ihr Gang mußte auf die militärischen Entschließungen einen zwingenden Einfluß ausüben, da wir noch im Weltkriege standen. Es handelte sich zu guter Letzt um die Frage, ob die Verhandlungen so geführt würden, daß wir angreifen und den Titanenkampf mit Sicherheit doch noch zu unseren Gunsten beendigen konnten, um uns vor dem traurigen Schicksal, besiegt zu werden, zu bewahren.

Für die fernere Zukunft Deutschlands war ausschlaggebend, daß das gesamte Ostfragenproblem in einer Weise gelöst wurde, die den Interessen Deutschlands und Preußens entsprach und die Polengefahr möglichst beschränkte. Die Festsetzungen in Kreuznach am 18. Dezember gaben vielleicht noch Gewähr dafür.

Eine ungemein schwere Verantwortung lag auf den Unterhändlern. Sie wurde diesen in keiner Weise durch die Stimmung in der Heimat erleichtert, wie sie sich nun einmal in dem Bann der feindlichen Propaganda und ohne Aufklärung seitens einer starken zielbewußten Regierung herausgebildet hatte. Sie übte bei vollständiger Verkennung des feindlichen Kriegswillens in der Besorgnis, den Unwillen des Gegners zu erregen und dadurch den Frieden zu erschweren, an jedem wirklichen Handeln ablehnende Kritik, gleichgültig, ob dadurch den Interessen des Vaterlandes oder der Kriegführung und damit des endlichen Friedens geschadet wurde.

Bevollmächtigter Deutschlands in Brest-Litowsk war Staatssekretär v. Kühlmann, ihm unterstand als Sondervertreter der Obersten Heeresleitung General Hoffmann. Österreich-Ungarn hatte Graf Czernin entsandt. Die anderen Vierbundsmächte waren gleichfalls vertreten. Staatssekretär v. Kühlmann lehnte den Vorsitz ab. Dieser wechselte unter den Vierbundsmächten.

Die Bevollmächtigten Rußlands wurden nach jeder Richtung als gleichberechtigt angesehen. Sie machten sofort eigene Vorschläge.

Am 25. Dezember erklärte im Namen der vier Verbündeten Graf Czernin sein Einverständnis zu dem russischen Antrage eines Friedens ohne gewaltsame Gebietserwerbungen und ohne Kriegsentschädigungen.

Auf dieser Grundlage wurden auch die Ententestaaten zur Teilnahme an den allgemeinen Friedensverhandlungen mit Frist bis zum 4. Januar 10 Uhr abends aufgefordert.

Der führende Vierbundsdiplomat, Graf Czernin, erklärte hierüber: Wäre damals die Entente zu einem allgemeinen Frieden bereit gewesen, so wäre das Prinzip „keine Annexionen" vollkommen durchgedrungen.

Das Selbstbestimmungsrecht der Völker erhielt eine Nutzanwendung, die unklar war und deutschen Interessen nicht entsprach.

Statt einfacher bestimmter Forderungen war eine Reihe von Gesichtspunkten aufgestellt, deren Erörterung sehr lange Zeit beanspruchen mußte. Auch die Einladung an die Entente konnte nur verzögernd wirken. Sie hatte keinerlei Aussicht, angenommen zu werden. Nichts deckte sich mit den unter dem Vorsitz Seiner Majestät am 18. Dezember getroffenen Festsetzungen. Unsere Zukunft im Osten wurde in Frage gestellt. Wie die Letten sich jetzt verhalten würden, war nicht zu übersehen. Die Gefahr der Auslieferung der Litauer und Weißruthenen an das Polentum wurde unermeßlich vergrößert. Dieses selbst schnitt den Interessen Österreich-Ungarns entsprechend gut ab. An die notwendigen militärischen Grenzsicherungen war nicht gedacht. Ich sprach mit General Hoffmann und bedauerte den Gang, den die Verhandlungen einschlugen. Er sagte mit Recht, er hätte geglaubt, dies alles wäre so am 18. Dezember in Kreuznach besprochen. Ich klärte ihn darüber auf, daß wir in keiner Weise unterrichtet wären, und beauftragte ihn, nachdem nun einmal die vierzehntägige Frist festgesetzt war, bei dem Staatssekretär v. Kühlmann wenigstens auf der Sicherstellung unserer Absichten bezüglich Kurlands und Litauens und der Möglichkeit der Besitzergreifung eines polnischen Schutzstreifens zu bestehen, so wie wir es bisher auf Grund der Weisungen Seiner Majestät und der Abmachungen mit dem Reichskanzler als Forderungen des Reiches angesehen hatten. Auf Antrag des Generals Hoffmann nahm nun der Staatssekretär v. Kühlmann in der Kurland- und Litauenfrage einen Standpunkt ein, der sich

den Vereinbarungen in Kreuznach näherte; zweifellos geriet er hiermit in einen gewissen Widerspruch mit dem Grafen Czernin. Dieser drohte, um den Staatssekretär v. Kühlmann zu stützen, ganz unverständlicher Weise mit einem Separatfrieden Österreich-Ungarns. In den gesamten Verhandlungen zeigte es sich als hinderlich, daß nicht vorher Vereinbarungen zwischen den verbündeten Mächten getroffen waren.

Aus den Reden der bolschewistischen Vertreter Rußlands ergab sich von vornherein, daß es der Entente daran lag, die Verhandlungen in die Länge gezogen zu sehen und daß die Bolschewisten selbst noch immer auf die Entente hofften, um zur Weltrevolution zu kommen. Sie strebten danach, die Verhandlungen in Brest zu einem großen Propagandafeldzug ihrer Ideen auszugestalten. Dies war für unsere inneren Verhältnisse um so gefährlicher, als der zerstörende Einfluß des Bolschewismus in sozialer Beziehung nur von wenigen durchschaut wurde. Verkannt und unterschätzt wurde er vor allem von den Mehrheitsparteien des Reichstages. Sie sahen in dem, was von den bolschewistischen Vertretern Rußlands in Brest vorgetragen wurde, nur eine Bestätigung ihrer eigenen idealen pazifizistischen Ansichten und den Beginn der Weltverbrüderung. Ich stand auf einem ganz anderen Boden. Mir wurde es klar daß der Bolschewismus mit und ohne Unterstützung der Entente für uns ein ungemein gefährlicher Feind bliebe, den fernzuhalten uns militärische Kraft kosten mußte, auch wenn der Frieden zustande kam.

Ende Dezember trennten sich die Abordnungen, ohne besondere Vereinbarungen getroffen zu haben, und fuhren in ihre Heimat zurück, um nach Ablauf jener 14 Tage, Anfang Januar, wieder in Brest zusammenzukommen.

Der Generalfeldmarschall und ich begaben uns Anfang Januar gleichfalls nach Berlin, um mit dem Staatssekretär v. Kühlmann zu sprechen und ihn zu schnellerem Verhandeln zu drängen. Ich wollte auch General Hoffmann sehen, der ebenfalls in Berlin anwesend war.

Am 2. Januar fand eine Beratung bei Seiner Majestät statt. Ich wies darauf hin, daß in Rücksicht auf einen Schlag im Westen ein baldiger Frieden im Osten erforderlich sei; nur wenn dieser in greifbare Nähe gerückt wäre, könne der Abtransport, wie nötig, erfolgen. Aus militärischen Gründen müsse jedem Verschleppungsversuch entgegengetreten werden. Wir wären stark genug, ihn zu verhindern. Besondere Weisungen erhielt Staatssekretär v. Kühlmann nach dieser Richtung hin jedoch nicht.

Darauf wurde wieder einmal der polnische Grenzstreifen behandelt. Graf Czernin hatte seine Anwesenheit in Brest benutzt, um von Staatssekretär v. Kühlmann eine Verschmälerung des Grenzstreifens gegen den Beschluß vom 18. Dezember zu erreichen. Dieser muß wohl hierauf eingegangen sein und hatte auch die Zustimmung des Generals Hoffmann

gefunden, der daraufhin zum Vortrag zu Seiner Majestät dem Kaiser befohlen war. Unter Berufung auf General Hoffmann schloß sich Seine Majestät der Ansicht des Staatssekretärs v. Kühlmann an. Der Kaiser hatte naturgemäß die Entscheidung. Die Begründung schmerzte mich indes; ich hatte geglaubt, daß der Generalfeldmarschall und ich die verantwortlichen militärischen Berater Seiner Majestät wären, auch sah ich in der starken Verschmälerung eine Gefahr für die Provinzen Ost- und Westpreußen. Ich hielt es für meine Pflicht, nochmals meinen Standpunkt zu betonen, und gewann dabei das Gefühl, daß ich das Mißfallen des Kaisers erregt habe.

Am 4. Januar besprach ich mit General v. Lyncker mein Verhältnis zum Kaiser. Aus den Vorgängen müsse ich entnehmen, daß Seine Majestät mir nicht mehr das Vertrauen schenke, das ich zur Führung meines so überaus schweren Amtes beanspruchen müsse. Ich stelle mich Seiner Majestät für eine andere Verwendung zur Verfügung. General v. Lyncker riet mir, die Angelegenheit mit dem Generalfeldmarschall zu erörtern, der am 3. nach Kreuznach zurückgekehrt war. Ich ging darauf ein und sprach am 5. mit diesem. Er bat mich, meine Gedanken aufzugeben, er wolle selbst die Regelung der Angelegenheit in die Hand nehmen, womit ich mich einverstanden erklärte.

Von den Tatsachen wurde, sehr zu meinem Bedauern, etwas in Berlin bekannt und mit den Brester Verhandlungen in unmittelbaren Zusammenhang gebracht. Das war aber nicht zutreffend. Ebenso wie später bei meinem Abschiedsgesuch 1918 lag hier eine persönliche Stellungnahme Seiner Majestät gegen mich vor, die, von meinem Kaiser und Obersten Kriegsherrn ausgehend, für mich unerträglich und mit meinem Selbstgefühl unvereinbar war.

Zu meinem Bedauern hatte der 2. Januar auch eine Trübung meines Verhältnisses zu General Hoffmann gebracht. Wir haben uns aber später ausgesprochen.

Im Anschluß an diese Vorgänge unterbreitete der Generalfeldmarschall Seiner Majestät unter dem 7. Januar eine Denkschrift. Er hob die Verantwortlichkeit hervor, die sowohl er selbst wie auch ich dafür hätten, daß das Ergebnis des Friedens das deutsche Volk so kräftige und ihm so gute Grenzen gäbe, daß unsere Gegner nicht so bald einen neuen Krieg zu entfesseln wagten. Die Erreichung dieses Zieles wäre durch das Abweichen des Staatssekretärs v. Kühlmann von den Weisungen Seiner Majestät vom 18. Dezember, allerdings auch durch die Allerhöchste Entscheidung in der polnischen Grenzfrage vom 2. Januar, in Frage gestellt.

Auch auf die Vorgänge in der Sitzung am 2. Januar und auf die schwierige Lage, in die der Generalfeldmarschall wie ich gegenüber Seiner Majestät gekommen waren, kam die Denkschrift zurück. Sie schloß:

„So lange nur beraten und nicht gehandelt wird, treten die Gegensätze (zu dem Auswärtigen Amt) scheinbar zurück. Wird aber, wie jetzt, in der austropolnischen Lösung gegen Österreich oder in Brest gegen die Russen zur Tat geschritten, so zeigen sich die gegensätzlichen Auffassungen in ihrer ganzen Schärfe. Bei jeder Gelegenheit wird sich dies und damit die jetzige Lage wiederholen.

Eurer Majestät hohes Recht ist, zu entscheiden. Aber Eure Majestät werden nicht verlangen, daß aufrichtige Männer, die Eurer Majestät und dem Vaterlande treu gedient haben, sich mit ihrer Autorität und ihrem Namen an Handlungen beteiligen, an denen sie sich aus innerster Überzeugung als schädlich für Krone und Reich nicht beteiligen können.

Eure Majestät werden nicht verlangen, daß ich Eurer Majestät Vorschläge zu Operationen unterbreite, die zu den schwersten der Weltgeschichte gehören, wenn sie zur Erreichung bestimmter militär-politischer Ziele nicht nötig sind.

Eure Majestät bitte ich alleruntertänigst, Sich grundlegend zu entscheiden. Meine und des Generals Ludendorff Person dürfen bei Staatsnotwendigkeiten keine Rolle spielen."

Seine Majestät übergab das Schreiben dem Reichskanzler zur Beantwortung. Wir hatten Mitte Januar eine Besprechung mit ihm.

Reichskanzler Graf v. Hertling wandte sich vor allem gegen die Auffassung, daß der Generalfeldmarschall und ich für die Friedensbedingungen mitverantwortlich wären. Er betonte, die Verantwortlichkeit läge einzig und allein bei ihm. Der Generalfeldmarschall hatte ebenso wie seinerzeit dem Reichskanzler v. Bethmann auch jetzt Graf v. Hertling gegenüber nicht die Absicht, dessen staatsrechtliche Befugnisse irgendwie zu beeinträchtigen. Hier handelte es sich aber um unsere moralische Verantwortlichkeit, die wir tief in unserem Herzen fühlten, und die uns niemand nehmen konnte, sowie auch darum, daß der Generalfeldmarschall und ich in Heer und Volk tatsächlich ganz ausgesprochen für den Frieden mitverantwortlich gemacht wurden. Daran war die Regierung selbst schuld, die sich oft genug auf die Übereinstimmung ihrer Ansichten mit denen der Obersten Heeresleitung berufen und unsere Einsprüche gegen Pläne und Wünsche vorgeschoben hatte, die sie nicht befriedigen konnte.

Graf v. Hertling hatte dies nicht getan, er bemühte sich sichtlich, sich von der vermeintlichen Bevormundung der Obersten Heeresleitung frei zu machen. Ich war von der Art, wie dies geschah, das eine oder andere Mal überrascht. Auch Mitte Januar sprach der Reichskanzler sich streng in diesem Sinne aus. Leider äußerte sich die Regierung nicht klar und scharf genug in der Öffentlichkeit, daß sie und nicht der General Ludendorff regiere.

Über die staatsrechtliche Verantwortlichkeit des Reichskanzlers und

die stillschweigende moralische Mitverantwortlichkeit des Generalfeldmarschalls und meiner Person bestanden tatsächlich keine Zweifel. Je schärfer aber der Reichskanzler die Trennungslinie hierin zog, desto schwerer wurde die Verantwortung für ihn selbst.

Wir erfuhren jetzt auch, daß Graf Hertling die Weihnachtsrede des Grafen Czernin in Brest ausdrücklich genehmigt hatte. Er trieb also, wie es sein Recht war, eine durchaus eigene Politik und hielt sich hierbei auch nicht an Abmachungen mit uns gebunden. Was Graf Hertling zu dieser veränderten Stellungnahme veranlaßte, ist mir auch heute noch unverständlich. Wir sahen die Entscheidungen Seiner Majestät vom 18. Dezember für bindend an und mußten erwarten, daß der Reichskanzler uns Änderungen mitteilen würde. Andernfalls waren schwerwiegende Mißverständnisse und persönliche Reibungen unausbleiblich. Sie waren auch in diesem Falle eingetreten. Sie wären vermieden worden, wenn wir unterrichtet gewesen wären. Die sachliche Beurteilung des Generalfeldmarschalls und die meinige wäre die gleiche geblieben. Wir würden aber unseren Ansichten anderen Ausdruck gegeben haben.

Die Besprechungen und auch der Bescheid, den Seine Majestät dem Generalfeldmarschall erteilte, änderten nichts. Insbesondere erhielten wir keine Mitteilung darüber, welche militär-politischen Ziele verfolgt würden. Bisher ging das Ziel des Grafen v. Hertling im Westen dahin, Belgien dürfe nicht das Aufmarschgebiet unserer Feinde werden. Es deckte sich das mit der Ansicht, die auch die Oberste Heeresleitung vertrat.

III.

Inzwischen versammelten sich die Friedensabordnungen wieder in Brest. Die Entente war natürlich nicht gekommen. Viele warteten mit einer gewissen Spannung, ob die Russen zurückkehren würden. Sie kamen unter Trotzkis Führung. Ihr Kommen war Zwang für sie. Die Auflösung ihrer Armee machte schnell immer weitere Fortschritte. Sie befand sich in einem Zustand völliger Desorganisation und wollte Frieden. Unsere militärische Lage war also denkbar günstig, wir brauchten nicht einmal so zu handeln, wie die Entente gegenüber Bulgarien, Österreich-Ungarn und Deutschland aufgetreten ist, sondern nur klar und bestimmt unsere einfachen Forderungen durchzusetzen.

In der Frage der Ausübung des Selbstbestimmungsrechts kamen wir weitgehend entgegen. Wir ließen unseren Standpunkt, daß die Bevölkerung der besetzten Gebiete Kurlands und Litauens von dem ihr eingeräumten Selbstbestimmungsrecht bereits Gebrauch gemacht hätte, fallen und gestanden eine neue Befragung der Bevölkerung zu. Wir forderten

nur, daß diese während der Besetzung der Gebiete stattfinden solle. Trotzki hielt daran fest, daß das Land von uns zunächst zu räumen wäre, und daß danach die Bevölkerung das Selbstbestimmungsrecht ausüben würde.

Eine Räumung des Landes war militärisch ein Unding, wir brauchten es mit zum Leben und waren nicht gesonnen, es dem skrupellosen Bolschewismus auszuliefern. Wir lehnten die Räumung aus diesem militärischen Grunde ab, ganz abgesehen davon, daß die Ausübung des Selbstbestimmungsrechts unter bolschewistischer Knute ein Unding war. Über beide Fragen werden sich jetzt die Ansichten geklärt haben. Die von der Obersten Heeresleitung vertretene Stellungnahme dürfte verstanden werden. Hätten wir das Land geräumt, so würden schon lange die russischen Bolschewisten als bewaffnete Macht in Deutschland stehen. Ihnen war es um die Ausübung des Selbstbestimmungsrechts auch gar nicht zu tun, sie erstrebten allein weiteren Machtzuwachs. Sie waren Gewaltpolitiker, und nahmen an, daß das von uns geräumte Gebiet ihnen ohne weiteres zufallen würde. Auch waren sie so national, daß sie das Ausscheiden Kurlands, Litauens und Polens — trotz allen Selbstbestimmungsrechts — als eine gegen Rußland feindliche Maßnahme ansahen.

An der Ausübung des Selbstbestimmungsrechts in Polen auf Kosten Rußlands hatte allein Österreich-Ungarn Interesse wie keines. Die Doppelmonarchie wollte durch Polen an politischer und wirtschaftlicher Kraft gewinnen.

Die Türken verlangten Batum und Kars; beide hatten sehr lange zum türkischen Reich gehört. Für uns waren die Wünsche von untergeordneter Bedeutung. Sie durchzusetzen, entsprach indes dem Bundesverhältnis.

Unsere rein militärischen Forderungen waren so gering, daß sie überhaupt nicht in Betracht kamen. Die Demobilmachung war schon im besten Gange. Auslieferung von Waffen oder Schiffen hatten wir nicht verlangt.

Estland und Livland wurden nicht von uns gefordert, auch wenn wir gern unsere deutschen Stammesangehörigen und die übrige Bevölkerung vom Bolschewismus befreit hätten. Dieses Verlangen ist bei Trotzki nicht gestellt worden, obschon es zur Erörterung stand und zur militärischen Notwendigkeit gegenüber dem Bolschewismus wurde. Der Frieden ist durch unsere Forderungen nicht verhindert worden, sondern allein durch die revolutionären Absichten der Bolschewisten und durch die Unentschlossenheit unserer Unterhändler sowie die Haltung der Heimat und Österreich-Ungarns, die, weltfremd, das Wesen der russischen Revolution nicht durchschauten. Als General Hoffmann einmal kraftvoller auftrat, um im militärischen Interesse die Verhandlungen und damit die propagandistische Tätigkeit Trotzkis abzukürzen, ging ein Rauschen des Unwillens durch eine große Anzahl deutscher, österreichisch-ungarischer und

aller derjenigen Blätter, die ebenso wie die Ententepropaganda stets vom Verständigungsfrieden sprachen. Unter diesen Umständen hätte Trotzki ein Narr sein müssen, wenn er irgendwo nachgegeben hätte; dazu war er viel zu klug und tatkräftig. Sein Ton wurde immer herausfordernder, obschon keine reale Macht hinter ihm stand; er trat immer mehr als Verlangender auf. Er drohte, die russischen Delegierten wegen mangelnder Aufrichtigkeit auf deutsch-österreichisch-ungarischer Seite abzuberufen, und hatte die Genugtuung, daß er gebeten wurde, von diesem Vorhaben, das ihm nie ernst sein konnte, abzulassen. Trotzki und die Entente freuten sich über das Hinziehen der Verhandlungen; ersterer benutzte jede Gelegenheit dazu, er beantragte die Verlegung der Verhandlungen von Brest in einen neutralen Ort. Er verkündete seine bolschewistischen Ideen durch seine Funksprüche der Welt und namentlich der deutschen Arbeiterschaft. Die Absicht des Bolschewismus, uns zu revolutionieren und Deutschland so zu Fall zu bringen, wurde für jeden nicht vollständig Blinden immer klarer.

Die Verhandlungen kamen nicht vom Fleck. Auf die Weise, wie bisher in Brest verhandelt wurde, war überhaupt kein Friede, wohl aber ein weiteres Sinken unserer geistigen Kriegsfähigkeit zu erreichen. Ich saß in Kreuznach wie auf Kohlen und drängte General Hoffmann, die Verhandlungen zu beschleunigen. Er sah die militärische Notwendigkeit vollkommen ein, war aber in seiner Stellung nicht imstande, bestimmend einzugreifen.

Am 18. Januar fuhr Trotzki nach Petersburg, wo die Bolschewisten die Konstituante auseinandertrieben. Sie gaben damit der Welt kund, wie sie die Volksfreiheit auffaßten. Der Deutsche wollte aber nicht sehen und nicht lernen.

Trotzki hatte die Absicht geäußert, nur sechs Tage wegzubleiben. Er kam aber erst am 30. zurück.

Am 23. Januar erklärte der Generalfeldmarschall bei einer Besprechung in Berlin auf meine Bitte, daß wir im Osten Klarheit haben müßten. Solange sie nicht vorhanden sei, hätten gute, für den Westen geeignete Divisionen dort zurückzubleiben. Verschleppten die Russen die Verhandlungen weiter, so solle man sie abbrechen und mit den Feindseligkeiten wieder beginnen. Die bolschewistische Regierung würde dadurch zu Fall kommen, jede andere Regierung aber müsse Frieden schließen.

Noch andere Gründe ließen mich auf Abschluß drängen. Graf Czernin hatte Recht, wenn er ironisch von einem „geistigen Ringkampf" sprach. Für ihn war allerdings in Brest, während der Krieg seiner größten Entscheidung zudrängte, weder der Ort noch die Zeit noch der geeignete Partner. Was mußten die Ententestaatsmänner über unser Friedensbedürfnis denken, wenn wir uns eine solche Behandlung von Trotzki und der von keinem

Staat anerkannten Bolschewistenregierung gefallen ließen! Sie und ihre Völker konnten hieraus nur eine ungemeine Stärkung ihrer Entschlußkraft gewinnen. Wie nötig mußte Deutschland den Frieden haben, wenn es hinter solchen Leuten buchstäblich herlief und ihre offen gegen uns und unser Heer gerichtete Propaganda duldete! Im ganzen neutralen und feindlichen Ausland mußte solche Auffassung platzgreifen. Wie sollten die Ententeführer, gar ein Clemenceau und Lloyd George, noch vor einem Frieden bangen, wenn wir uns so von wehrlosen, anarchistischen Russen behandeln ließen? Jede Sorge mußte dort weichen, daß sie uns gegenüber überhaupt noch ein Risiko liefen. Wie das auf die Friedenswilligkeit solcher Gegner zurückwirken mußte, darüber war ein Zweifel nicht möglich.

Auch der Soldat am Feinde verstand dieses wochenlange Hin- und Herreden ohne erkennbaren praktischen Zweck und greifbaren Erfolg nicht. Was er mit Aufbietung seiner äußersten Kraft, unter tausend Entbehrungen und Todesgefahr erreicht hatte, wollte er naturgemäß auch kraftvoll und zielsicher ausgewertet sehen. Und hier handelte es sich um den ersten Frieden, auf dessen Ergebnis die Front nicht weniger gespannt sah als die Heimat. Wir mußten endlich zu entscheidenden Schritten kommen; nur sie konnten wieder Klarheit schaffen, bei uns und auch draußen.

Inzwischen war auch ersichtlich geworden, daß Trotzki nicht für ganz Rußland sprach, geschweige denn für Rumänien. Abordnungen der Ukraine trafen um den 12. Januar in Brest ein, die sich in vollen Gegensatz zu der bolschewistischen Abordnung stellten. Sie wurden vornehmlich durch General Hoffmann gestützt und gaben den Vertretern des Vierbundes Gelegenheit, Sonderverhandlungen anzuknüpfen. Diese bewegten sich auf praktischem Boden und verloren sich nicht in das Gebiet phantastischer Zukunftspläne, zu deren Verwirklichung Jahrhunderte gehören, falls sie überhaupt möglich sind.

Am 30. Januar begannen die Verhandlungen mit Trotzki in Brest von neuem. Es ergab sich nun das eigenartige Bild, daß sich alles nach ihm richtete.

Die Diplomaten schienen aber jetzt selbst einzusehen, daß die Besprechungen mit ihm zu keinem Ergebnis führten. Staatssekretär v. Kühlmann und Graf Czernin unterbrachen nun ihrerseits die Verhandlungen und waren bereits am 4. Februar wieder in Berlin. Mit der Ukraine wurden die Beratungen auf der Grundlage fortgesetzt, daß sie sich verpflichtete, Getreide in großen Mengen an Österreich-Ungarn und Deutschland zu liefern, wogegen sie nach Polen zu, in dem zwischen beiden Ländern strittigen Cholmer Gebiet, eine günstige Abgrenzung erhalten sollte. Österreich-Ungarn versprach zudem, ein ukrainisches Kronland in Ostgalizien zu schaffen.

Um mit Staatssekretär v. Kühlmann und Graf Czernin die Lage zu erörtern, hatte ich mich gleichfalls Anfang Februar nach Berlin begeben. Bei unserer Zusammenkunft am 4. und 5. erreichte ich von Staatssekretär v. Kühlmann die Zusage, den Bruch mit Trotzki 24 Stunden nach Unterzeichnung des Friedens mit der Ukraine zu vollziehen. Aus all dem, was ich zu hören bekam, bestätigte sich mir nur der Eindruck, daß das bolschewistische Rußland überhaupt keinen Frieden wollte. Es hoffte auf die Entente sowie die allmähliche Revolutionierung Deutschlands und traute uns keine Tat zu. Die Ende Januar 1918 in Berlin in diesem Zusammenhange gegen den Willen namhafter Arbeiterführer ausbrechenden politischen Streiks werden diese Hoffnung gestärkt haben. So eng hing eben schon damals ein Teil unserer Arbeiterbewegung mit dem Bolschewismus zusammen. Die an ihrer Spitze stehenden Männer und die führende sozialistische Presse, die später den Bolschewismus bekämpften, hatten diese Tatsache noch immer nicht erkannt. Damals galt es allerdings noch, den gemeinsamen Feind, die alten Autoritäten, zu bekämpfen und damit, bewußt oder unbewußt, die Grundlagen des Vaterlandes zu erschüttern. Als dann dies Ziel erreicht erschien und man selbst Autorität wurde, da war das Feuer, das man entfacht hatte, zur lodernden Flamme geworden. Da hieß es: „Ja, Bauer, das ist ganz etwas anderes."

Bei der Besprechung in Berlin legte Graf Czernin die Gründe dar, die ihn zu einem für die Doppelmonarchie zweifellos ungünstigen Frieden mit der Ukraine veranlaßten, von dem er eine starke polnische Gegnerschaft befürchtete. Er erbat aus diesem Grunde in gewissem Umfange Geheimhaltung der politischen Abmachungen. Die Ernährungslage Österreichs wäre so schlecht, daß es des Getreides aus der Ukraine bei dem immer geringer werdenden Zufluß aus Rumänien dringend bedürfe, sonst müsse es verhungern. Der k. u. k. Verpflegungsgeneral, General Landwehr, ergänzte dieses trübe Bild, was die Versorgung der Armee betraf. Er bat mich schon jetzt um Aushilfe. Da Herr v. Waldow sie trotz unserer eigenen, sehr ernsten Ernährungsverhältnisse in beschränktem Umfange noch für möglich hielt, so konnte ich kein Bedenken dagegen äußern. Die Eindrücke, die ich hier gewann, waren ungemein ernst und haben wahrscheinlich auch auf die anderen Herren, die sich mit diesen Fragen befassen mußten, einen tiefen Eindruck gemacht.

Eine weitere Angelegenheit, die erörtert wurde, war wieder einmal die austro-polnische Lösung. Ich war diesmal mehr Zuhörer. Zu meiner Genugtuung sprachen sich die Staatssekretäre v. Stein und Graf v. Rödern, auch noch dieser oder jener Herr, aus wirtschaftlichen Gründen gegen eine austro-polnische Lösung aus. Der Grenzstreifen spielte gar keine Rolle. Der österreichisch-ungarische Botschafter, Fürst Hohenlohe, den ich im

übrigen warm verehre, machte mir in Erregung über den Verlauf der Sitzung den Vorwurf, ich bereite Österreich-Ungarn Schwierigkeiten. Ich konnte nur darauf hinweisen, daß heute nicht ich, sondern die anderen Herren sich gegen die austro-polnische Lösung geäußert hätten. Die polnische Frage blieb in Schwebe.

Auch die Bedingungen des rumänischen Friedens wurden kurz besprochen. Ich drängte hier ebenfalls auf tatkräftiges Arbeiten.

Der Staatssekretär v. Kühlmann und Graf Czernin begaben sich nach der Besprechung nach Brest zurück.

Der Frieden mit der Ukraine wurde am 9. Februar daselbst unterzeichnet. Ich bat nun Staatssekretär v. Kühlmann, entsprechend seiner Zusage vom 5. Februar den Bruch mit Trotzki herbeizuführen. Er verhielt sich aber ablehnend.

Am gleichen Tage rief ein Funkspruch der russischen Regierung das deutsche Heer zum Ungehorsam gegen seinen Obersten Kriegsherrn auf.

Auf Antrag des Generalfeldmarschalls bei Seiner Majestät wies der Kaiser Staatssekretär v. Kühlmann nunmehr an, Trotzki ein Ultimatum zur Annahme unserer bisherigen Bedingungen zu stellen, gleichfalls beauftragte der Kaiser den Staatssekretär, die Räumung des Baltikums zu fordern. Letztere Weisung glaubte dieser in Rücksicht auf die Stimmung Österreich-Ungarns und der Heimat nicht ausführen zu dürfen. Seine Majestät war einverstanden, daß hierauf verzichtet wurde.

Staatssekretär v. Kühlmann drängte nun Trotzki, zum Abschluß zu kommen. Dieser lehnte jede Bindung ab, erklärte aber gleichzeitig den Krieg für beendet, die Demobilisierung der russischen Armee für angeordnet.

Dies schuf naturgemäß völlige Unklarheit im Osten. Wir durften unmöglich die Verhältnisse dort in einem so unfertigen Zustand belassen. Er konnte uns jeden Augenblick neue Gefahren bringen, während wir im Westen um unser Leben rangen. Die militärische Lage verlangte Klarheit. Sie sollte durch Besprechungen in Homburg gewonnen werden.

IV.

Die Beratung in Homburg fand am 13. Februar statt. Sie war von entscheidender Bedeutung für die Ereignisse im Osten. Der Reichskanzler, der Vizekanzler, Staatssekretär v. Kühlmann, der Generalfeldmarschall, der Chef des Admiralstabes und ich nahmen daran teil. Seine Majestät der Kaiser wohnte ihr nur zeitweise bei.

Von seiten der Obersten Heeresleitung war schon vorher eine Anzahl von Telegrammen an den Reichskanzler gegangen, die um Kündigung des Waffenstillstandes baten. Augenblicklich war die russische Armee kein

Kampffaktor mehr; aber die Entente stand auf der Lauer, ihre Front zu festigen, und die führenden Bolschewisten waren Männer der Tat, die durch Propaganda und — wenn ihnen Zeit gelassen wurde — auch ohne die Entente mit den Waffen wirken würden.

Jeder Augenblick konnte ein Wiedererstarken der russischen Front auf dem einen oder dem anderen Wege bringen. Auch Rumänien würde nie Frieden schließen, solange nicht Rußland vorangegangen war. Jeder Angriff im Westen mußte dann aussichtslos erscheinen. Damit war auch die Gelegenheit versäumt, den Weltkrieg, den wir noch immer mit schwachen Bundesgenossen gegen eine starke Überlegenheit führten, siegreich zu beenden. Wir brauchten auch die Ukraine als Hilfstruppe gegen den Bolschewismus, erst recht durften wir sie ihm nicht ausliefern. Schon lagen von dort Hilfsgesuche vor. Woher sollte das Getreide beschafft werden, das Österreich-Ungarn nach Auskunft seiner zuständigen Stellen so dringend gebrauchte? Deutschland konnte es nicht geben, hierauf wäre das aber doch herausgekommen; es war selbst überaus knapp daran, hatte schon das Jahr vorher durch Frühdrusch auf Vorschuß gelebt und brauchte Zuschuß. Rumänien gab nicht mehr das, was erhofft wurde. Noch trüber waren die Ausblicke in die Zukunft, wenn die kommende Ernte bei uns und unseren Verbündeten nicht gut ausfiel, ebenso in Rumänien, das tatsächlich auch eine vollständige Mißernte haben sollte. Auf sich allein angewiesen, ohne jeden Zuschuß von außen, konnte Deutschland nicht leben, das beweist die schwere Not im Winter 1918/19. Sie wäre ohne die Ukraine sicher gekommen, selbst wenn die Zerstörung der staatlichen Ordnung nicht mitgesprochen hätte.

Der Frieden mit der Ukraine stand bei dem dortigen bolschewistischen Einschlag nur auf schwachen Füßen. Daß wir von dort, wenn der Frieden nicht eine die Welt betrügende Farce bleiben sollte, militärisch nachhelfen mußten, um Getreide zu erhalten, galt den Unterhändlern des Vierbundes als feststehende Tatsache.

Um die Bildung einer neuen Ostfront durch den Bolschewismus selbst zu verhindern, mußte seinen uns gegenüber stehenden Truppen ein kurzer, starker Schlag versetzt werden, der uns auch Kriegsmaterial in Mengen bringen würde. Eine weite Operation kam hier zunächst nicht in Frage.

In der Ukraine war der Bolschewismus zu unterdrücken, es waren auch dort derartige Verhältnisse zu schaffen, daß wir militärischen Nutzen aus ihr gewinnen und Getreide und Rohstoffe beziehen konnten; dazu mußten wir hier tief in das Land einrücken. Es blieb uns gar nichts anderes übrig.

Um eine Kräftigung Rußlands durch die Entente zu verhindern, wie diese es damals noch anstrebte, waren ihre Truppen und Kriegsgerät an der Murmanküste festzuhalten. Geschah das nicht, so war mit Sicherheit

anzunehmen, daß England nach Petersburg kommen und von dort aus gegen uns wirken würde. Wir hatten sein Festsetzen daselbst und am Finnischen Meerbusen zu verhindern und mußten beim Schlage gegen die bolschewistischen Truppen durch Livland und Estland bis Narwa vordringen, um von hier aus stets rechtzeitig zufassen zu können. Auch in Finnland, das sich in seiner Bedrängnis vor den Bolschewisten hilfesuchend an uns gewandt hatte, konnten wir einen Bundesgenossen gegen die Bolschewisten erhalten. Die Wirkung gegen Petersburg wurde verstärkt und eine solche gegen die Murmanbahn herbeigeführt. Ich stand schon längere Zeit in Verbindung mit einigen finnischen Herren. Ich nenne vor allem den ersten Gesandten des jungen finnischen Staats in Berlin, Herrn Hjelt, der ihm mit warmem Herzen diente. Aus jungen Finnen, die ihr Vaterland glühend liebten, war gleich zu Beginn des Krieges ein Jäger-Bataillon gebildet worden, das bei Mitau Verwendung fand. Ob wir auch in Finnland zu einer militärischen Operation kommen würden, erschien damals noch zweifelhaft. Wir unterstützten es unmittelbar mit Waffen.

Unsere Kriegs- und Verpflegungslage verlangte eine Kündigung des Waffenstillstandes, klare Verhältnisse und ein schnelles Handeln im Osten. Die neue militärische Kraftentfaltung war mir unerwünscht. Es war aber ein militärisches Unding, zuzusehen, wie der Feind sich von neuem kräftigte; also mußte gehandelt werden. Das forderte das eherne Gesetz des Krieges. Es war dann mit Sicherheit anzunehmen, daß wir Frieden bekommen würden. Ihn allein strebte ich auch an.

In diesem Sinne machte ich meine Ausführungen dem Reichskanzler und dem Vizekanzler gegenüber und wies in ernsten Worten auf die ungeheure Schwere unserer im Westen zu lösenden Aufgabe hin. Ich gab dem Gedanken Ausdruck, daß von den bolschewistischen Führern ein ehrlicher Friede überhaupt nicht zu erlangen sei, sie würden nach wie vor zum mindesten an der Revolutionierung Deutschlands arbeiten. Diese Gefahr könnten wir gar nicht hoch genug einschätzen. Gegen den Bolschewismus vermöchten wir uns nur durch eine enge Absperrung der Grenzen vorwärts derselben zu schützen. Die Verbreiterung der abzusperrenden Linie nach dem Bottnischen Meerbusen zu sei gewiß ein Nachteil; aber die Linie Dünaburg—Rigaischer Meerbusen verlange nicht viel weniger Truppen als die Linie Dünaburg—Peipus-See—Finnischer Meerbusen infolge der großen Seen. Jede Mittellinie würde erheblich mehr kosten. Es handele sich um keine uferlose militärische Operation, sondern um eine räumlich beschränkte Maßnahme. Ich betonte auch, daß es mir selbstverständlich eine Genugtuung sei, dem von den Bolschewisten heimgesuchten und uns um Hilfe anrufenden Livland und Estland, namentlich den deutschen Stammesbrüdern, zu helfen.

Der Reichskanzler und der Vizekanzler waren zunächst für die Kündigung des Waffenstillstandes nicht zu gewinnen. Ihre ablehnende Haltung begründeten sie allein mit innerpolitischen Bedenken und den Verhältnissen Österreich-Ungarns. Diese Sachlage war auch für Staatssekretär v. Kühlmann maßgebend. Irgendwelche Gründe außenpolitischer Natur spielten keine Rolle. Allmählich ließen sich die beiden erstgenannten Herren doch überzeugen und stimmten der Kündigung des Waffenstillstandes, namentlich in Rücksicht auf die Verpflegungslage, zu. Staatssekretär v. Kühlmann blieb dagegen. Er erklärte aber, er wäre nicht der verantwortliche Staatsmann, sondern der Reichskanzler, und da dieser sich entschlossen hätte, den Waffenstillstand zu kündigen, so würde er seine weitere Mitarbeit nicht versagen. Ich konnte nur annehmen, daß dem Staatssekretär v. Kühlmann seine Gegengründe selbst nicht stichhaltig erschienen, sonst hätte er trotz aller staatsrechtlichen Erklärungen für seine Person die nötigen Folgerungen ziehen müssen. Das Amt des Staatssekretärs des Auswärtigen Amts war doch ein derart hohes, daß der Inhaber sich zu einer so wichtigen Entscheidung, wie es die vorliegende war, nicht zwingen lassen durfte. Sein Verhalten konnte in mir nicht das Vertrauen erwecken, das ich dem Leiter des Auswärtigen Amtes so gern entgegengebracht hätte.

Leider sollte hierdurch auch mein Verkehr mit anderen Herren des Amtes leiden, das namentlich unter den nicht zünftigen Diplomaten hervorragende Kräfte besaß. Ich habe diese Schwierigkeiten um so mehr bedauert, da mir die Personen gleichgültig waren und ich nur die Sache sah. Die Reformbedürftigkeit dieses Amtes stand bei mir ebenso fest wie bei der überwiegenden Mehrzahl des deutschen Volkes.

Auf Vortrag des Reichskanzlers genehmigte Seine Majestät der Kaiser die Kündigung des Waffenstillstandes oder, wie es staatsrechtlich als richtiger angesehen wurde, die Feststellung, daß das Nichtunterschreiben des Friedensvertrages durch Trotzki automatisch das Aufhören des Waffenstillstandes mit sich brächte. Welcher Weg gewählt wurde, war mir natürlich gleich.

V.

Am 18. Februar nachmittags und am 19. früh begannen somit auf der gesamten großrussischen Front die Feindseligkeiten von neuem. Unmittelbar darauf erklärte sich die bolschewistische Regierung funkentelegraphisch zum Friedensschluß bereit. Wir zogen aus dem in Brest Erlebten die Folge und gaben dem Frieden nunmehr eine ganz andere Gestalt. Die Regierung forderte im Einverständnis mit den Verbündeten und in Übereinstimmung mit den Ansichten der Obersten Heeresleitung zu unserer militärischen Sicherheit, aber auch im Namen des Selbstbestimmungsrechts der Völker die An-

erkennung der Selbständigkeit Finnlands und der Ukraine, den Verzicht auf Kurland, Litauen, Polen, sowie die Abtretung von Batum und Kars. Die Frage über die zukünftige Stellung Livlands und Estlands wurde noch nicht gelöst; vorläufig waren die Länder von uns zu besetzen.

Das Heer Großrußlands sollte demobil und die Flotte außer Dienst gestellt werden. Ferner hatte Rußland auf jede Propaganda in Deutschland zu verzichten. Eine Reihe wirtschaftlicher Fragen, der Kriegsgefangenenaustausch usw., blieben näheren Besprechungen vorbehalten. Der Vormarsch sollte so lange fortgesetzt werden, bis diese Forderungen endgültig in neuen Verhandlungen angenommen wären. Trotzki erklärte sich sofort bereit, neue Vertreter nach Brest zu entsenden; er selbst kam nicht, vermutlich weil ihm eine Propagandatätigkeit dort nicht mehr möglich erschien.

Die russische Abordnung traf in Brest am 28. Februar ein. Es wurde nicht weiter unterhandelt. Die russischen Bevollmächtigten erklärten, sie hätten nur die Aufgabe, den Frieden zu unterschreiben. Sie zeigten Würde in ihrem selbstverschuldeten Unglück. Am 3. März, 5½ Uhr nachmittags, erfolgte die Unterzeichnung. Der Frieden war damit geschlossen, und die Feindseligkeiten an der russischen Front wurden von neuem eingestellt.

Die Bedingungen des Brester Friedens galten den Bolschewisten, mit denen der Kriegszustand nie aufhören konnte — das beruhte in ihrer revolutionären Propaganda —. Mir lag nichts an einer Zerstörung Rußlands oder einer Schwächung, die ihm das Leben nahm. Ich hoffte vielmehr, daß die Wiederherstellung des Reichs von der Ukraine ausgehen würde; auch wäre mir eine russisch-polnische Lösung der polnischen Frage die denkbar liebste gewesen. Litauen und Kurland bildeten für Rußland keine Lebensfragen, ebensowenig wie Batum und Kars. Der Verlust von Estland und Livland war für Rußland empfindlich. Hier konnten und sollten Rußland alle erdenklichen Erleichterungen gegeben werden. Ob es möglich war, noch weiter zu gehen und Livland und Estland an ein gefestigtes Rußland zurückzugeben, ist müßig zu erörtern, ein solch gefestigtes Rußland war nicht da. Darum trat ich auch aus innerster Überzeugung für die Bildung des Baltikums ein. Die Bedingungen enthielten sich im übrigen jeden Eingriffs in das innerpolitische und wirtschaftliche Leben Rußlands und legten ihm nichts auf, was mit der Ehre eines selbständigen Staats unvereinbar war und seine Bewohner knechtete. Es ist lehrreich, den Frieden, den Rußland damals erhielt, mit dem zu vergleichen, den es erhalten konnte, und diesen wieder mit dem, den wir ertragen müssen, obschon wir nie ein Friedensangebot ausgeschlagen haben. Das Gerede über den Brester Gewaltfrieden wird verstummen. Noch betet dieses Schlagwort der feindlichen Propaganda ein Teil des deutschen Volkes gläubig nach. Wenn jetzt Ruß-

land verstümmelt aus dem Krieg hervorgeht, nachdem seine Verbündeten, für die es 1914 die Kastanien aus dem Feuer holen sollte, gesiegt haben, so ist das eine Tat für sich.

Die bei weitem größere Mehrheit des Reichstages billigte auch die Bedingungen des Brester Friedens und erkannte ferner an, daß der Vertrag für das Selbstbestimmungsrecht der Völker Raum lasse, die Mehrheitssozialisten enthielten sich der Abstimmung, nur die Unabhängigen Sozialdemokraten stimmten dagegen.

Der Abgeordnete Erzberger hatte den neuen kommenden Frieden schon am 27. Februar 1918 begrüßt und ausgeführt, daß die Bedingungen sich im Rahmen der Friedensresolution vom 19. Juli hielten.

Besonders bemerkenswert waren die Ausführungen des Abgeordneten Gröber am 22. März, aus ihnen spricht volles Verständnis für unsere Lage. Er sagte:

„Nun wird man allerdings diesen Friedensvertrag als einen Verständigungsvertrag im eigentlichen Sinne des Wortes nicht bezeichnen können. Aber das ist für die Annahme des Vertrages, glaube ich, nicht entscheidend. Die Frage, die zu stellen ist, ist nicht die: handelt es sich um einen Verständigungsvertrag oder um keinen Verständigungsvertrag? — sondern es handelt sich praktisch um die Frage, war auf andere Weise ein Friedensvertrag überhaupt zu erreichen oder nicht. Diese Frage verneine ich, deshalb habe ich auch namens meiner Freunde die Erklärung abzugeben, daß wir einmütig dem Vertrage unsere Zustimmung geben.

Meine Herren, die russische Delegation in Brest-Litowsk unter Führung des bekannten Trotzki hatte offenbar gar nicht die ernste Absicht, überhaupt eine Verständigung über den Frieden zu erreichen, sondern sie hatte die Absicht, für ihre bolschewistischen Ideen Propaganda zu machen. Sie hat zu diesem Zwecke die Verhandlungen möglichst in die Länge gezogen; hat doch Trotzki es sogar abgelehnt, auch nur der vorgeschlagenen Bestimmung die Zustimmung zu geben, daß man in Zukunft in Frieden und Freundschaft miteinander leben wolle. Sogar das war ihm zu viel. Und während die deutschen Bevollmächtigten mit einer wahren Lammesgeduld — um nicht einen anderen Ausdruck zu gebrauchen — sich im Schweiße ihres Angesichts abmühten, die Friedensverhandlungen zu fördern und zu einem Abschluß der Verhandlungen zu gelangen, da hat man von russischer Seite und auch von solcher Seite, die mit der russischen Regierung in engster Fühlung war, Brandreden und Funksprüche der schärfsten Art zu hören bekommen, die offenbar auf niemand anders als auf Trotzki und seine Kollegen zurückzuführen waren und die nichts anderes bedeuteten als eine Verhöhnung aller Bestrebungen auf das Zustandebringen eines wirklichen ordentlichen Friedens. Offenbar war Trotzki in

der Erwartung befangen, daß es ihm gelingen werde, die Revolutionierung der anderen Staaten, vor allem Polens, Deutschlands, Englands, zu erreichen und am Ende die ganze Welt zu einer Revolution zu bringen. Schließlich war es die russische Vertretung und nicht die deutsche Vertretung, die die Unterbrechung der weiteren Friedensverhandlungen herbeigeführt hat, die die Friedensverhandlungen abgebrochen und Deutschland geradezu gezwungen hat, den Kampf wieder aufzunehmen......

Wenn nun unter diesen Umständen die deutsche Regierung und ihre Verbündeten, als die russische Regierung mit dem Vorschlage kam, die Verhandlungen wieder aufzunehmen und einen nochmaligen Waffenstillstand eintreten zu lassen, sich nicht ohne weiteres und unbedingt wieder auf Verhandlungen eingelassen, sondern ihre Bedingungen klipp und klar zur sofortigen Annahme oder Ablehnung aufgestellt haben, und wenn sie davon die Gewährung des Waffenstillstandes und die Wiederaufnahme der Verhandlungen abhängig gemacht haben, so war das nach unserer Überzeugung durchaus berechtigt, sogar notwendig, und kein Mensch wird deshalb der Regierung einen Vorwurf machen dürfen."

Diese Äußerungen waren für mich wertvoll, ich erkannte, daß die Mehrheit des Volkes in dieser Frage hinter der Regierung stand. Leider aber vergaß der Reichstag bald, auf die von Rußland kommende revolutionäre Gefahr zu achten.

Der Vormarsch hatte die deutschen Truppen, größtenteils Landwehr, in überraschend kurzer Zeit bis Narwa, Pleskau, Polotzk und Orscha Mogilew gebracht. Der Russe hatte keinen Widerstand geleistet. Die Beute an Kriegsgerät war außerordentlich. Die Bevölkerung fühlte sich vom Bolschewismus befreit. Das neubesetzte Gebiet wurde vom Oberbefehlshaber Ost in Verwaltung genommen. Gegen Rußland wurde ein Grenzschutz gebildet, um das gesamte besetzte Gebiet im Osten wirtschaftlich auszunutzen, was dringend nötig war. Zugleich sollte das Einströmen der bolschewistischen Propaganda in das besetzte Gebiet und noch darüber hinaus nach Deutschland verhindert werden. Daß sie später regierungsseitig auf offiziellem Wege nach Berlin und Deutschland kam, konnte ich damals nicht annehmen. Die Oberste Heeresleitung hätte dann das Vergebliche ihrer Bemühungen eingesehen und voraussichtlich Menschen erspart. So geschah das, was der Oberbefehlshaber Ost und wir zum Schutz gegen die bolschewistische Gefahr für nötig hielten.

Gleichzeitig mit dem Einmarsch in das bolschewistische Großrußland hatte der deutsche Vormarsch in die Ukraine begonnen. Ich war mit dem General v. Arz in dauernder Verbindung, um mit ihm die nötigen Vereinbarungen für gemeinsames Handeln zu treffen. Plötzlich schwenkte Kaiser Karl ab, er wollte seinen Völkern die Enttäuschung ersparen,

daß der Frieden mit Rußland nicht zustande gekommen war. Die Notlage zwang ihn dazu, doch sehr bald seine Zustimmung zu geben. Ich war über Österreich-Ungarns Haltung überrascht; erst wurde feierlich erklärt, der Staat müsse einen ungünstigen Frieden schließen, um leben zu können, und nun tat er nichts, um auf der gegebenen Grundlage sich die Lebensmöglichkeiten zu verschaffen. Der endliche Hinzutritt Österreich-Ungarns befriedigte mich, allein hätten wir die Aufgabe gar nicht lösen können.

Auch in der Ukraine ging der Vormarsch schnell vorwärts. Der unsrige richtete sich mit dem Schwerpunkt auf Kiew, das wir bereits am 1. März besetzten, der österreichisch-ungarische auf Odessa. Die Operationen bewegten sich längs der Bahnen vor; es kam zuweilen zum Kampf zwischen Panzerzügen, ungeheure Räume mußten mit schwachen Kräften durcheilt werden. Die bolschewistischen Truppen leisteten nur geringen Widerstand, die tschecho-slowakischen Truppen — aus österreichisch-ungarischen Kriegsgefangenen zusammengestellt — schlugen sich erheblich besser; es kam mit ihnen zu erbitterten Gefechten. Die Bewegungen und Kämpfe dauerten bis in den Mai hinein an.

Der Oberbefehlshaber Ost schritt sofort dazu, aus gefangenen russischen Soldaten ukrainischer Herkunft, die vom Kriegsministerium ausgesucht waren, zwei Divisionen in Deutschland aufzustellen; leider sollten sie sich nicht bewähren. Sobald sie nach der Ukraine kamen, verfielen sie radikalpolitischen Strömungen und mußten schließlich aufgelöst werden. Das war schmerzlich. Ich hatte gehofft, daß, wie die Entente aus ihren Kriegsgefangenen Nutzen zog, wir doch hier wenigstens in den Söhnen des durch uns von bolschewistischer Herrschaft befreiten Landes Entlastung erfahren würden.

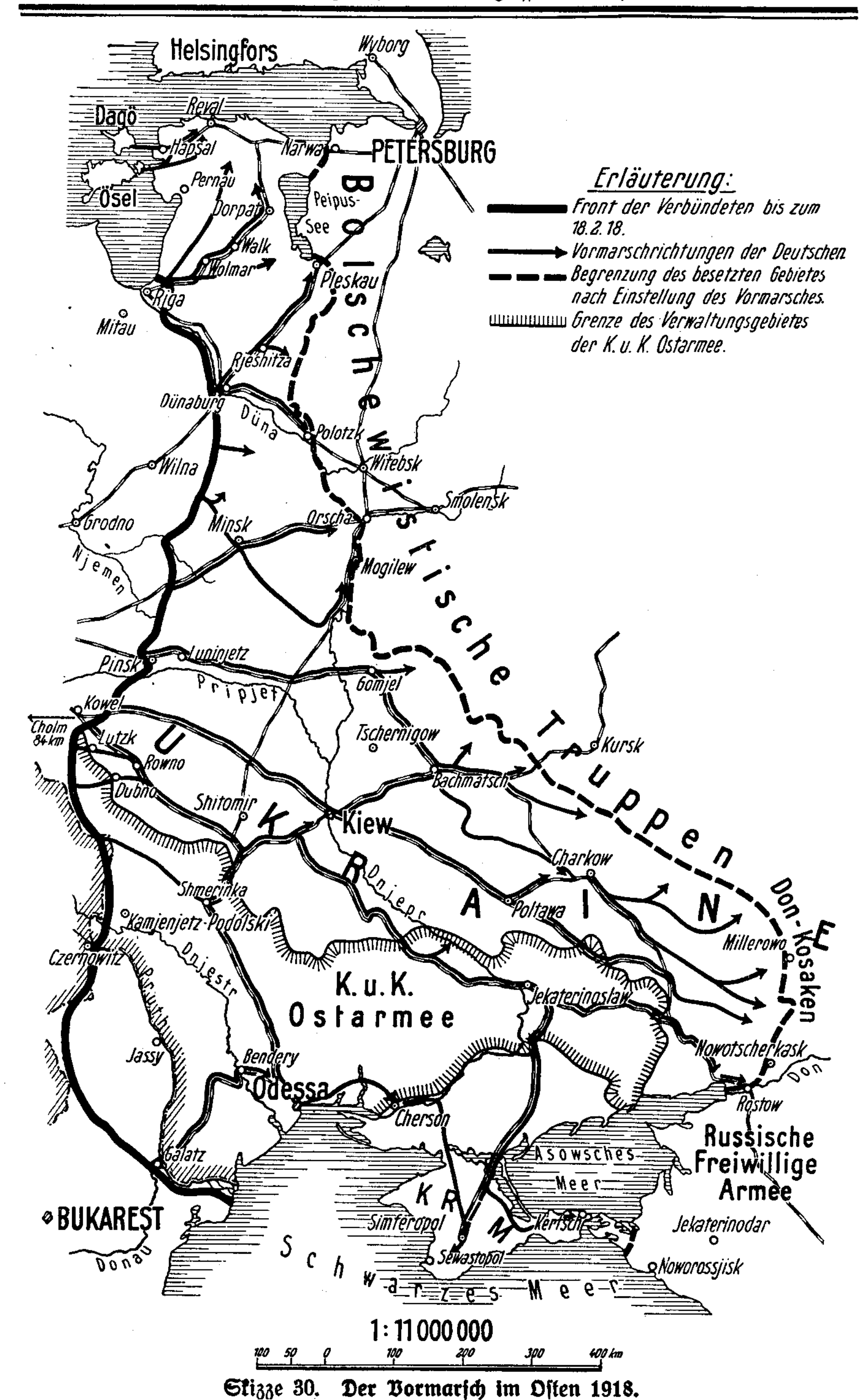
Auch die Türken hatten nach Ablauf des Waffenstillstandes ihren Vormarsch in Armenien begonnen und beabsichtigten, ihn nach Kars und Batum auszudehnen.

VI.

Die Friedensverhandlungen mit Rumänien verliefen ebenso unerfreulich wie die mit dem bolschewistischen Rußland.

Nach den Erfahrungen in Brest-Litowsk hatte ich zur Klärung der strittigen Fragen mit Österreich-Ungarn eingehende Vorbesprechungen zu den Friedensverhandlungen mit Rumänien zunächst innerhalb der Reichsressorts für unumgänglich notwendig gehalten.

Wegen der Öl- und Getreideausfuhr für Heer und Heimat waren die wirtschaftlichen Festsetzungen des rumänischen Friedens für die Kriegführung besonders wichtig. Später mußten sie für unser Wirtschaftsleben von großer Bedeutung werden. Ich hatte den Generalquartiermeister im



Skizze 30. Der Vormarsch im Osten 1918.

Januar gebeten, mit den Reichsstellen in Berlin und dem Oberkommando Mackensen diese Fragen grundlegend zu erörtern und festzustellen, was wir zu fordern hätten. Diese Arbeiten gaben später eine Grundlage für die Friedensverhandlungen ab. Sie waren nur zum Teil rein militärischer Art, viel mehr griffen sie in das wirtschaftliche Leben des Volkes ein.

Diese Vorarbeiten wurden um so dringlicher, je mehr der Friedensschluß mit Rumänien — in Rücksicht auf den Angriff im Westen — beschleunigt werden mußte. An und für sich hätten wir auf Grund unserer militärischen Lage einen Frieden schließen können, wie ihn die Entente uns auferlegt, d. h. einen Gewaltfrieden. Dazu hatten wir keinen Anlaß. Deutschland mußte in seinen Bedingungen dem Kriegszustande bis zum allgemeinen Friedensschluß Rechnung tragen, für die Zeit nach demselben hatte es an der Schwächung Rumäniens kein Interesse.

Es ist ein schwerwiegender Unterschied, ob ein Land, das noch weiterhin im Kriege mit der ganzen Welt steht, mit einem einzelnen Gegner einen Frieden schließt, oder ob der ganze Weltkrieg beendet wird. Die Forderungen müssen im ersten Fall der Kriegslage und den Kriegsbedürfnissen viel schärfer Rechnung tragen als nach allgemeiner Einstellung der Feindseligkeiten. Anders ist es, wenn die Absicht vorliegt, wie sie jetzt die Entente verfolgt, den Gegner nicht nur auf Jahrzehnte hinaus zu schwächen, sondern Staaten von der Landkarte zu streichen und ganze Völker in die Sklaverei zu schleppen, so wie es bisher nur der barbarischen Kriegführung des Altertums vorbehalten und eigentümlich war.

Das Hinübergleiten der ganzen Dobrudscha in bulgarische Hand, wie es Bulgarien forderte, war für die Zukunft Deutschlands ungünstig. Mir wäre es am liebsten gewesen, wenn die Norddobrudscha rumänisch blieb, das entsprach meiner ganzen Stellungnahme in der Dobrudschafrage während der letzten fünf Vierteljahre. Das Weitere mußte ich der Diplomatie überlassen. Sie hatte die Aufgabe, Bulgarien am Bündnis festzuhalten, aber doch alle Nachteile auszuschließen, die daraus entstehen konnten, daß auch die Weltverkehrsstraße Tschernawoda—Konstanza in bulgarische Hand kam. Mir schwebte hier zum Schluß ein Freihafengebiet Tschernawoda—Konstanza unter deutscher Verwaltung vor.

Wir sprachen gegen weitgehende Annexionen Ungarns auf Rumäniens Kosten. Für die bessere Verteidigung der ungarischen Grenze war nur eine geringe Grenzberichtigung bei Orsowa und in dem Moldauwinkel südlich Kirlibaba militärisch nötig. Nur diese hielt ich für berechtigt.

Die Oberste Heeresleitung hatte keine Bedenken gegen den Anschluß Beßarabiens an Rumänien und gegen eine Schonung der Armee. Voraussetzung war, daß Deutschland und Österreich-Ungarn in Rumänien, wie dies mit Staatssekretär v. Kühlmann und Graf Czernin verabredet war,

eine Regierung ans Ruder brachten, die uns genehm war und der Mehrzahl nach aus Personen bestand, die sich zur Zeit im besetzten Gebiet befanden. Die Regierung trat deshalb auch in engste Verbindung mit den Rumänen, die sich in ehrlicher Überzeugung auf seiten Deutschlands stellen wollten.

Militärischerseits wurde zudem gefordert, um jede Überraschung seitens Rumäniens auszuschließen, daß der König und die königliche Familie bis zum allgemeinen Friedensschluß das Land zu verlassen hätten.

Österreich-Ungarn war das Festsetzen des politischen Einflusses Deutschlands in Rumänien im höchsten Maße unbequem. Es fürchtete dies ebenso wie eine Zunahme des wirtschaftlichen Interesses Deutschlands. Graf Czernin widerstrebte beidem und setzte uns dadurch matt, daß er Ende Januar den früheren Militärattaché bei der rumänischen Regierung, Oberst Randa, nach Jassy zum König von Rumänien sandte und diesem seine Bereitwilligkeit versicherte, Rumänien einen ehrenvollen Frieden zu gewähren.

Ich hörte in Kreuznach von dieser Entsendung auf Umwegen und war auf das unangenehmste berührt. Bei den Besprechungen am 4. und 5. Februar wies ich auf das Bedenkliche der Mission des Oberst Randa hin. Graf Czernin und überraschenderweise auch Staatssekretär v. Kühlmann gingen auf dieses Thema nicht ein. Ich gewann dadurch die Überzeugung, daß der Staatssekretär die Entsendung des Oberst kannte und ihr zugestimmt hatte. Sonst hätte er von diesem eigenmächtigen Schritt des Grafen Czernin ebenso betroffen sein müssen, wie ich es war, als ich von ihm hörte. Es war damit eine abschüssige Bahn betreten. Hatten wir Besprechungen mit dem Könige begonnen, ihn also gewissermaßen wieder anerkannt, dann durften wir allerdings nicht seine Abdankung oder seine Entfernung aus dem Lande fordern. Dies bezweckte auch Graf Czernin. Er brauchte den König zur Festigung der Stellung Österreich-Ungarns in Rumänien; Deutschland aber stieß, indem der Vierbund die Verhandlungen mit dem König aufnahm, seine treuesten Anhänger in Rumänien vor den Kopf und brachte sie in eine unerträgliche Lage, unter der sie jetzt zu leiden haben.

Besonders schwerwiegend wurde es für die Folge, daß die Diplomatie dem Kaiser und der Obersten Heeresleitung gegenüber immer wieder mit dem Gedanken spielte, die Entfernung des Königs würde durch die Rumänen selbst erfolgen. Wir sind dadurch militärisch unheilvoll beeinflußt worden. In der Hoffnung, daß sich die Regierung Rumäniens ändern und nun ihrerseits die Entfernung des Königs durchsetzen würde, unterließ ich es, die vollständige Entwaffnung der rumänischen Armee zu fordern.

Durch die vorstehend geschilderten Verhältnisse wurden in die Ver-

handlungen mit Rumänien Halbheiten hineingetragen, die den ganzen Frieden charakterisieren.

Mit der Führung der Verhandlungen war zunächst Generalfeldmarschall v. Mackensen betraut worden. Er sah sich sehr bald überall von Österreich-Ungarn gehemmt. Die Kriegslage erforderte auch hier Klarheit, ob wir zu einem erneuten Waffengange kommen müßten oder den Frieden erlangen würden. Die neue Regierung bildete sich, aber sie entsprach unseren Interessen in keiner Weise. Die Verhandlungen kamen demgemäß den Februar über nicht vom Fleck. Am 24. Februar übernahmen die Diplomaten die Führung. Sie ging immer augenfälliger auf Graf Czernin über. Staatssekretär v. Kühlmann trat nicht so hervor, wie es unser Ansehen und unsere Mitwirkung bei der Niederwerfung Rumäniens sowie unsere militärische Lage erfordert hätte. General v. Arz konnte es an und für sich gleich sein, ob der Frieden heute oder morgen geschlossen wurde, der deutschen Obersten Heeresleitung aber nicht. Ich wandte mich oft an den Reichskanzler und bat um Beschleunigung der Arbeiten, ebenso wies ich General Hell, Chef des Generalstabes der Heeresgruppe Mackensen und Vertreter der Obersten Heeresleitung bei den Verhandlungen, entsprechend an. Zum schweren Nachteil für die deutsche Sache war in diesen Tagen der Chef des Generalstabes des Militär-Gouvernements Rumänien, Oberst Hentsch, gestorben. General Hell gelang es nicht, sich durchzusetzen. Ich hatte erwartet, daß mein Drängen bei unserer überaus starken militärischen Stellung — wir konnten sie von allen Seiten angreifen — ein ernergisches Auftreten den Rumänen gegenüber herbeiführen werde. Die Reichsregierung glaubte indessen, meinem Verlangen durch Nachgiebigkeit entsprechen zu sollen. In dieser einfachen Tatsache kennzeichnet sich der grundlegende Unterschied zwischen dem Denken der Regierung und dem meinigen.

Am 5. März wurde der Vorfrieden von Buftea geschlossen, dessen Festsetzungen in den Friedensvertrag von Bukarest übernommen wurden. Ende März kamen die Verhandlungen zu einem gewissen Abschluß.

Die Dobrudschafrage wurde nicht gelöst. Die Türken, die die Dobrudscha mit erobert hatten, stellten den Bulgaren, die sie ganz beanspruchten, die Gegenforderung auf Zurückgabe des 1914 abgetretenen Gebiets westlich Adrianopel und östlich der Maritza. Ich hielt die Forderung der Türkei für recht und billig. Trotz vieler Vermittlungsvorschläge der Diplomaten einigten sich die beiden Staaten nicht. Die Dobrudscha wurde bis dicht an die Bahn Tschernawoda—Konstantza den Bulgaren zugesprochen, die Norddobrudscha ging in den gemeinsamen Besitz des Vierbundes über. Doch verpflichteten sich die Verbündeten, die Erhaltung des Handelsweges für Rumänien über Konstantza zu gewährleisten. Diese

Lösung wurde von Radoslawow selbst vorgeschlagen; was ihn hierzu veranlaßte, weiß ich nicht. Dies Ergebnis war in seiner Halbheit unglücklich, erregte Erbitterung bei den Bulgaren und befriedigte die Türken nicht.

Die Landabtretungen an Ungarn, in die Rumänien auf Drängen des Grafen Czernin einwilligte, waren erheblich. General Hell erhielt immer wieder Weisung, gegen sie zu wirken, er kam aber nicht auf.

Das Festsetzen Rumäniens in Beßarabien wurde zugelassen.

Militärisch legte der Friedensschluß den Rumänen die Demobilmachung und Verkleinerung der Armee und die Übergabe eines Teils des Kriegsgeräts in die Bewachung der Verbündeten auf. Die französische Militärmission war über Rußland abzuschieben. Er beließ ihnen aber die Moldau, auch als militärisches Hoheitsgebiet, und gestand ihnen den Beibehalt einiger mobiler Divisionen zur Besetzung Beßarabiens zu. Deutschland und Österreich-Ungarn hatten das Recht, sechs Divisionen, davon vier deutsche, als Okkupationsarmee in der Walachei zu belassen. Generalfeldmarschall v. Mackensen behielt bis zur Ratifikation des Friedens die Verwaltung der Walachei in der Hand.

Die wirtschaftlichen Abmachungen des Friedens erreichten für Deutschland nicht das, was ich gewünscht hatte. Sie legten Rumänien nichts besonders Schweres auf.

Außer den Getreide- und Öllieferungen hatte die Donauschiffahrt große Bedeutung. Ich hoffte, dem Bayerischen Lloyd Vorteile zu verschaffen. Das Verhalten Österreich-Ungarns hierbei war wiederum charakteristisch, ebenso allerdings auch das unserer Unterhändler. Es bedurfte der ganzen Aufmerksamkeit des Feldeisenbahnchefs im Großen Hauptquartier, um die deutschen Interessen auf der Donau nur einigermaßen sicherzustellen.

Die Dynastiefrage wurde ebensowenig erledigt, wie eine Entscheidung getroffen, ob die Ententegesandten in Jassy bleiben sollten oder nicht. Es blieb alles beim alten. In Jassy ging das Kräftespiel gegen uns weiter. Wir hatten dort eine Hochburg der Entente belassen. Nur uns feindliche rumänische Politiker wurden nach der Schweiz abgeschoben, damit sie von dort aus um so wirksamer gegen uns arbeiten konnten. Das rumänische Volk sollte die Kriegshetzer Bratianu und Genossen zur Verantwortung ziehen; das war eine Farce.

Ich denke ungern an jene Bukarester Verhandlungen zurück. Am 7. Mai wurde der Friedensvertrag endlich unterzeichnet. Die Diplomaten ließen uns in der Hoffnung, daß sie die Dynastiefrage noch weiter verfolgen würden. Der Friede wurde nicht mehr ratifiziert, der Abfall Bulgariens veränderte die Lage Rumäniens mit einem Schlage und zeigte uns auch das Unzulängliche dieses Friedens im Weltkriege.

Auch dieser Friedensschluß wurde in Deutschland als Gewaltfrieden verschrien, so sehr gehorchte das Denken des Volkes der feindlichen Propaganda, so wenig vermochte unsere Regierung zu leiten.

*

Die Lage an der Ostfront war durch den Friedensschluß von Brest-Litowsk vom 3. März und den Vorfrieden von Buftea vom 5. März gewaltig entspannt. Ein wirklicher Frieden mit Rußland war indes nicht eingetreten. Es blieb damit die Gefahr bestehen, daß sich eine neue Ostfront bildete, was Entente und Bolschewismus zunächst im stillschweigenden Einverständnis miteinander anstrebten. Erst als die Sowjet-Regierung merkte, daß die Entente ihr ans Leben ging und eine andere Herrschaft ans Ruder bringen wollte, von der sie mehr für den Krieg erwartete, wandte sie sich von der Entente ab und Deutschland zu, um sich im Innern zu kräftigen und Deutschland vorläufig nicht mehr mit Waffen, sondern allein durch Propaganda zu treffen.

In Rumänien war der Ententeeinfluß nicht vollständig gebrochen. Die Lage war auch dort unklar.

Durch das Zugreifen gegenüber Rußland um Mitte Februar und das sich daran anschließende energische Auftreten sowie das rücksichtslose Abfahren der Truppen von Ost nach West waren trotz der schleppenden Verhandlungen keine in die Augen fallenden Nachteile für die Kriegführung entstanden. Die rumänischen Divisionen gehörten allerdings früher an die Westfront; der Angriff dort blieb aber möglich. Mehr als 40 Divisionen kamen nach dem Westen. Sie hatten vorher ihre älteren Jahrgänge gegen jüngere ausgetauscht. Die zurückbleibenden Divisionen erhielten verminderte Stärken und gaben später die jüngeren Mannschaften als Ersatz ebenfalls an das Westheer ab. Das, was im Osten verblieb, war gewiß noch immer viel. Wir hatten eben nur einen stark bewaffneten Frieden erlangt. Viele Gefahrsmomente waren dort noch vorhanden. Die Oberste Heeresleitung schwächte im Laufe des Frühjahres und Sommers die Truppen im Osten nach Festigung der Verhältnisse weiter. Oft ging an den Oberbefehlshaber Ost die Frage, ob noch mehr abgegeben werden könnte. Was sich freimachen ließ, wurde fortgezogen. Die Oberste Heeresleitung wußte, daß sie für den Westen erhielt, was irgendwie zu entbehren war. Aber die unendlichen Räume des Ostens, die mit deutschen Maßen nicht zu messen sind, brauchten gewisse Truppenmengen, wenn wir unsere Aufgaben so lösen wollten, wie es Kriegs- und Kriegswirtschaftslage bedingten.

Die vier deutschen Divisionen, die insonderheit in Rumänien belassen wurden, und die zwei k. u. k. Divisionen waren das wenigste, was dort verbleiben mußte. Selbst diesen vier deutschen Divisionen wurden noch

im Laufe des Frühjahrs Kräfte entzogen. Auch die Heeresgruppe Mackensen gab willig alles ab, was sie nur entbehren konnte, um den Erfolg im Westen möglichst zu sichern.

VII.

Die Ausbildung des Heeres zum Angriff stellte wiederum eine gewaltige Arbeit dar; hierfür war der Winter 1917/18 auszunutzen, wie der vergangene Winter der Schulung der Truppen in der Abwehr gedient hatte.

Wie die taktischen Lehren damals in der „Abwehrschlacht" zusammengefaßt wurden, so entstand jetzt die „Angriffsschlacht im Stellungskrieg". Wir hatten wieder alle die vortrefflichen Grundsätze für den Angriff in das Denken des Heeres zurückzurufen, die unsere Reglements vor dem Kriege durchgeistigten. Sie waren durch die neueren Kampferfahrungen zu ergänzen. Ohne den Schwung des Angriffs zu hemmen, mußten die Verluste so niedrig wie nur möglich gehalten werden. Das ganze Denken des Heeres war aus dem Schützengrabenkrieg heraus wieder auf den Angriff einzustellen.

Waren in der Abwehr die Kräfte in einem Abschnitt gleichmäßiger auseinandergezogen, so kam es beim Angriff darauf an, einen ausgesprochenen Schwerpunkt herauszufinden und danach die Kräfteverteilung zu bemessen. In der Abwehr hatten die Bodenerhebungen stark an Bedeutung verloren. Auch die Arrasschlacht hatte dies wieder klar gezeigt. Es wurden Stellungen gehalten, die vom Feinde vollständig eingesehen waren. Oft hatte die Truppe geglaubt, ohne den Besitz dieser oder jener Höhe nicht leben zu können; wenn sie die Höhe aber nicht bekam, ging es auch so. Beim Angriff im Bewegungskrieg brachte der Gewinn der Höhen die taktische Entscheidung. Ihr Besitz war grundsätzlich anzustreben.

Das Verständnis für die Breitenausdehnung der Truppen im Angriff war wieder zu festigen und vor allem der Grundsatz, daß es nicht die Menschen allein mit ihren Leibern, sondern mit ihren Waffen machen müssen. Die Kampflinie war dünn zu halten, aber dauernd aus der Tiefe zu nähren. Ebenso wie bei der Abwehr, so galt es beim Angriff, die Formen zu lockern und die Schützengruppentaktik der Infanterie scharf herauszubilden. Die Massentaktik des Feindes, die für ungeübte Truppen Vorteile bietet, durften wir nicht nachmachen.

In der Infanterie-Kompagnie mußte das leichte Maschinengewehr heimisch werden. Noch wurde es als Nebenwaffe der Infanterie angesehen. Daß das leichte Maschinengewehr schärfer ausgedrückt, selbst „Infanterist" und der bisherige Infanterist der „Gewehrträger" ist, war noch nicht in Fleisch und Blut der Infanterie, geschweige denn

der Armee übergegangen. Das leichte Maschinengewehr war und mußte bei seiner Feuerkraft gegenüber der eines Gewehres mit seiner fortschreitenden Einführung immer mehr der Hauptträger des Feuerkampfes der Infanterie werden. Das sollte nicht besagen, daß der Gewehrträger nicht zu schießen hätte — es wurde im Gegenteil hierauf der allergrößte Wert gelegt.

Leichtes Maschinengewehr und Gewehrträger bildeten Schützengruppen der Infanterie, die in Not und Gefahr, im Kampf um Leben und Tod zusammenzuhalten hatten. Ihre Feuerkraft wurde noch durch Schnellladehandwaffen aller Art und verschiedene Gewehrgranaten vermehrt.

Dem schweren Maschinengewehr mit seinen größeren Schußweiten und besseren Leistungen fiel die Aufgabe zu, den Schützengruppen das Heranarbeiten an den Feind aus rückwärtigen Stellungen durch Unterfeuerhalten des Gegners zu erleichtern. Selbstverständlich hatte es sich dem Vorgehen der Infanterie anzuschließen. Es war danach, obschon selbst Infanterie, zu einer Art Begleitwaffe derselben geworden.

Die zweite Begleitwaffe war, namentlich gegen widerstandsfähigere Ziele auf nahe Entfernungen, der leichte Minenwerfer. Ursprünglich für den Stellungskrieg geboren, mußte er nun erst fahrbar und beweglich sowie für den direkten Schuß durch entsprechende Visierung geeignet gemacht werden. Der leichte Minenwerfer war Bestandteil des Infanterie-Bataillons, das für den Kampf mehr und mehr zur taktischen Einheit in der Division wurde, ähnlich wie die Gruppe innerhalb der Kompagnie.

Diese Begleitwaffen genügten noch nicht, um der Infanterie ohne zu große Verluste ihren schweren Weg zu ermöglichen. Die Masse der Artillerie bereitete selbstverständlich den Angriff vor. Sie konnte das aber nur im großen tun und ließ noch zu viel Widerstandsnester beim Feinde übrig, die nun in Kleinarbeit auf nahen und nächsten Entfernungen überwunden werden mußten. Bei jeder Division schieden deshalb aus den Artillerieverbänden für den Nahkampf Feldkanonen aus und traten als Infanteriegeschütze zu den Bataillonen oder Infanterie-Regimentern. Die Aufstellung von besonderen Infanteriegeschütz-Batterien war inzwischen in Angriff genommen, ging aber nur langsam vorwärts.

Außerdem verfügte jede Division über ihre Minenwerfer-Kompagnie von mittleren Minenwerfern, die auch so beweglich gemacht war wie möglich und nach Bedarf auf die Bataillone verteilt werden sollte. Endlich kamen noch die Flammenwerfer, die gegen feindliche Besatzung in Unterständen und Kellern auf nächste Entfernungen eingesetzt werden konnten.

Den Tank als Begleitwaffe der Infanterie besaßen wir nicht. Er war lediglich Angriffswaffe, und unsere Angriffe gelangen auch ohne Tanks. Das konnte uns nicht von der Pflicht entbinden, alles zu beschaffen, was unserer

Infanterie das Leben zu erleichtern geeignet war. Ich führte schon aus, daß unsere Kraftwagenindustrie reichlich mit Anfertigung von Lastkraftwagen zu tun hatte, und daß wir deren nicht genügend besaßen, um die Infanterie, wie bei der Entente, den Einflüssen des Schlachtfeldes lange fern zu halten und sie aus bequemer Unterkunft doch rechtzeitig zur Stelle zu haben. Ich erwähnte, daß ich deshalb den größten Wert auf die Beschaffung von Lastkraftwagen legte. War unsere Betriebsstofflage ungünstig, so waren eben auch die Betriebsstoffe zu vermehren. Der Lastkraftwagenbau durfte nicht leiden. Wir konnten für den Nachschub und die Beförderung unserer Infanterie auf Lastkraftwagen nicht genug tun. Die Armee-Oberkommandos haben es oft schmerzlich empfunden, daß ihnen solche nicht genügend zur Verfügung standen. Wenn mir die Chefs über die schwierige Versorgung, namentlich mit Munition, klagten, sie mit dem Mangel an Kraftwagen begründeten und ich ihnen dann entgegenhielt, sie wären doch da, dann wurde mir geantwortet, die Infanterie hätte gefahren werden müssen. Die Oberste Heeresleitung hat nicht alles schaffen können. Sie wandte sich indessen auch der Tankfrage zu.

Der Tank hatte bei Cambrai eine große Wirkung gehabt. Hier stieß er aber in eine nur dünn, zum Teil mit älteren Jahrgängen besetzte und artilleristisch schlecht ausgestattete Stellung hinein. In allen anderen Fällen war er der Truppe natürlich unbequem gewesen, hatte aber nichts Entscheidendes erreicht. Ich hatte von dem „Tankschrecken" eine viel ernstere Vorstellung als die Truppe selbst. In den Kämpfen um Bourlon und den Bourlon-Wald hatte unsere Infanterie im Nahkampf mit zusammengeballten Sprengladungen feindliche Tanks erledigt. Unsere Artillerie hatte sie zusammengeschossen. Auch die Stahlkernmunition der Maschinengewehre hatte hierfür genügt. Die beste Waffe gegen den Tank waren die Nerven, Mannszucht und Unerschrockenheit. Sie befähigten viele tapfere Soldaten dazu, die feindlichen Tanks zu besteigen oder sie auf nahe Entfernung zusammenzuschießen. Erst mit dem Sinken der Mannszucht und der Schwächung der Kampfkraft unserer Infanterie gewann der Tank in seiner Massenverwendung in Verbindung mit künstlichem Nebel unheilvollen Einfluß auf den Gang der kriegerischen Ereignisse.

Wir bildeten aus den erbeuteten Tanks Abteilungen. Ich sah mir die zuerst fertige bei der Übung eines Sturmbataillons im Februar 1918 an. Der Eindruck war kein großer. Unsere Tankabteilungen erlitten in den kommenden Kämpfen schwere Verluste, ohne etwas auszurichten.

Der Feldkraftfahrchef hatte bereits frühzeitig den Auftrag bekommen, die Tankkonstruktion zu betreiben. Das Tankmodell, das er im Frühjahr 1917 der Obersten Heeresleitung vorführte, entsprach nicht den Anforde-

rungen. Ich legte ihm ans Herz, den Tankbau energisch zu fördern. Möglich, daß ich schärferen Druck hätte ausüben müssen, möglich, daß wir dann zur Entscheidung 1918 einige Tanks mehr gehabt hätten; ich weiß aber nicht, welchen Heeresbedarf wir dafür hätten zurückstellen sollen. Mehr Arbeiter konnten nicht entlassen werden, die Heimatbehörden brachten keine auf. Wären sie verfügbar geworden, dann mußten wir sie als Ersatz für das Heer haben. Zum Masseneinsatz von Tanks wären wir 1918 nie gekommen, und nur in der Masse hat der Tank seine Bedeutung.

Als gegen Ende des Krieges die Industrie imstande war, Tanks schneller und zahlreicher zu bauen, hat die Oberste Heeresleitung beim Kriegsamt eine größere Anzahl in Bestellung gegeben.

Zur Unterstützung des Infanterieangriffs durch Flieger wurden besondere Schlachtenflieger-Abteilungen aufgestellt. Diese griffen, wie es bisher einzelne Flieger getan hatten, hoch aus der Luft herabstoßend und dicht über den Boden hinwegfliegend, mit Maschinengewehren und leichten Bomben die feindlichen Infanterielinien, die Artillerie und, wie es sich immer mehr herausbildete, auch die feindlichen Reserven, Kolonnen und Trains sowie von weither anrückende Marschkolonnen an. Ursprünglich zur Begleitwaffe der Infanterie bestimmt, wurden diesen Schlachtstaffeln zum Schluß auch große taktische Aufgaben gestellt. Damit gewann die Fliegerwaffe ein neues Betätigungsgebiet von allergrößter Bedeutung. Die Flieger waren nicht nur Erkundungsorgane, die in Ausübung dieser Tätigkeit zu kämpfen hatten, sie waren nicht nur Bombenträger zu Zerstörungen weit im Rücken des Feindes, sie hatten auch, ebenso wie Infanterie und Artillerie und alle übrigen Waffen, in den Kampf auf der Erde einzugreifen. Sie waren wie die anderen Kampfwaffen eine Vernichtungswaffe in der großen Erdschlacht. Dies wurde ihr Zweck, der Luftkampf blieb nur Mittel hierzu.

Für das Vordringen der Infanterie in der Angriffsschlacht war die vorbereitende Massenwirkung der Artillerie von ausschlaggebender Bedeutung. 20 bis 30 Batterien, also etwa 100 Geschütze, auf 1 km der Angriffsfront sollten beim Angriff eingesetzt werden; das waren Zahlen, an die früher kein Mensch geglaubt hatte; noch weniger hatte man jemals an die Munitionsmengen gedacht, die sie auf den Feind warfen. Es waren tatsächlich Massenwirkungen! Und trotzdem gab es so unendlich viel Platz in der weiten Natur: selbst diese Stahlmassen zerschlugen nicht alles Leben, die Infanterie fand immer noch viel zu viel Arbeit.

Diese Artilleriemassen gehörten mit ihren Munitionsmengen dicht an die vordersten Linien heran; sie konnten nur dann ihre Schußweiten weit in den Feind hinein ohne Stellungswechsel ausnutzen. Sie mußten dabei in Deckung gegen Sicht nach vorn und aus der Luft sein. Aus diesen Stellungen heraus war kein tagelanger Artilleriekampf zu führen, die frei-

stehenden Geschütze und ihre freiliegende Munition wären zusammengeschossen worden. Auch ein Einschießen, wie wir es früher hatten, war nicht möglich; die Aufmerksamkeit des Feindes wäre erregt und der Artilleriekampf vor der Schlacht in einer für uns ungünstigen Lage entfesselt worden.

Es mußte daher ein Verfahren gefunden werden, das diesen Verhältnissen Rechnung trug und der Artillerie ohne vorheriges Einschießen ausgiebige Wirkung sicherte. Wir hatten schon in den Abwehrschlachten uns bemüht, das fortwährende Nachprüfen der Lage des Sperrfeuers entbehrlich zu machen. Die Tageseinflüsse (Wind, Luftgewicht) sowie die besonderen Einflüsse der Geschütze (Größe der Verbrennungsräume und sonstiger Zustand von Rohr und Lafette) wurden dauernd ermittelt und beim Schießen verwertet. Dieses Verfahren bauten wir jetzt auf das sorgfältigste aus. Der artilleristische Wetterdienst wurde einheitlich im Verein mit dem Kommandierenden General der Luftstreitkräfte geregelt. Allen Batterien konnten so schnellstens die Tageseinflüsse zugehen. Sämtliche Geschütze erschossen hinter der Front ihre besonderen Einflüsse. So war es möglich, mit Hilfe einfacher Tabellen für jedes Geschütz jederzeit zu ermitteln, wieviel Mehr- oder Minderbedarf es gegenüber der normalen Erhöhung für ein beliebiges Ziel bedurfte. Voraussetzung war natürlich hierfür, daß die Entfernungen zu den Zielen einwandfrei gemessen wurden. Fehlerfreies Planmaterial sowie trigonometrische und topographische Festlegung aller Batterie-Nullpunkte im Gelände und eine möglichst richtige Eintragung aller Ziele in die Pläne auf Grund der Bilderkundung und der Ergebnisse der Schall- und Lichtmeßtrupps waren Vorbedingung. Alles das war eine gewaltige Arbeit. Das neue Verfahren stieß namentlich bei alten Artilleristen auf starken Widerspruch. Trotzdem mußte es angewendet werden und hat sich voll bewährt.

Die Ausbildung und Belehrung der Truppen für das Verfahren war in die Hände des Hauptmanns Pulkowski gelegt, der seine Aufgabe mit großem Eifer und Geschick gelöst hat.

Die Wirkung der Artillerie sollte auf die nächsten Entfernungen durch Minenwerfer ergänzt werden.

Die Oberste Heeresleitung beabsichtigte, nach einem kurzen, nur wenige Stunden anhaltenden Artilleriefeuer die Infanterie, die in den vordersten Stellungen bereitgehalten wurde, zum Sturm antreten zu lassen.

Dieses kurze, gewaltige Feuer mußte die feindliche Artillerie durch Gas, das sich über breite Flächen verteilte, lähmen und die feindliche Infanterie in ihre Deckungen bannen.

Mit dem Beginn der Infanterieangriffe sollte sich das Artilleriefeuer unter weiterer Niederhaltung der feindlichen Artillerie vor unsere Infan-

terie legen und ihr nun, als gewaltige Feuerwalze vorangehend, den Weg bahnen. Die Infanterie mußte dicht an dieser Munitionswand bleiben, sie tat es mit bewundernswerter Rücksichtslosigkeit. Gegen den Feind, der nach Vorübergehen unserer Artillerie-Feuerwalze aus seinen Deckungen herauskam, trat nun unsere Infanterie unter der Feuerglocke ihrer Artillerie in Verbindung mit ihren Begleitwaffen in den Kampf.

Es war klar, je näher die Infanterie an der Feuerwalze heranblieb, desto weniger fand der Feind Zeit, seine Deckungen zu verlassen, desto mehr wurde er noch in seinen Schutzräumen überrascht. Die Feuerwalze durfte demnach nur so schnell über das Gelände hinweg vorwärtsschreiten, als die Infanterie ihr kämpfend folgen konnte. Dieses Zeitmaß war im voraus festzusetzen, denn ein taktisch-technisches Mittel zum Leiten solcher Feuerwalzen war trotz aller Versuche und trotz allen Grübelns nicht gefunden. Auch das Gelände und der Boden mußten für das Vorgehen der Infanterie eingeschätzt und für die Zeitberechnung der Feuerwalze berücksichtigt werden. Stärker ausgebaute feindliche Linien bedurften einer längeren Bekämpfung und bedingten damit einen längeren Halt der Walze. So kam es, daß ihr Fortschreiten auf 1 km Tiefe bis zu einer Stunde in Anspruch nahm. Immer wurde es als ein besonderer Übelstand empfunden, wenn der Infanterie die Feuerwalze fortlief. Der Angriff kam dann nur zu leicht zum Stehen. Sie war nicht wieder oder doch nur mit großem Zeitverlust zurückzuverlegen. Unsere Infanterie aber trafen Verluste, die zu vermeiden alle Führer die Aufgabe hatten.

Mit der Zunahme der Entfernung wurde die Feuerwalze dünner, es fielen Geschütze allein schon wegen geringerer Reichweite aus. Endlich genügten alle Schußweiten nicht mehr, sie hörte auf. Die Infanterie trat aus ihr heraus. Jetzt mußte schon Artillerie vorgezogen und bereit sein, die artilleristische Vorbereitung des weiteren Infanterieangriffs zu übernehmen. Trotz aller ihrer Begleitwaffen und der ihr zugeteilten Infanterie-Geschütze konnte die Infanterie hierauf nicht verzichten.

Wie nun die Kämpfe der Infanterie sich bei dem Heraustreten aus der Artillerie-Feuerwalze gestalten würden, ließ sich gar nicht übersehen. Es war planmäßig für ein Nachführen von starker Artillerie und noch stärkeren Munitionsmengen zu sorgen. Gerade auf die Munition kam es an. Häufig wurden viel zu viel Geschütze mitgeführt. Das Hinüberbringen vieler Fahrzeuge über das eigene und feindliche Stellungssystem mit seinen Gräben, Drahthindernissen und tiefen Trichtern mußte ungemein schwierig werden. Es bedurfte sorgsamer Vorbereitungen und Anfertigung vielen Geräts, um diesen Streifen zu überbrücken.

Für den weiteren Verlauf des Angriffs legte die Oberste Heeresleitung entscheidenden Wert darauf, daß er von den in erster Linie befind-

lichen Divisionen tagelang weitergeführt wurde. Ich bekämpfte die Ansicht, daß diese schon am zweiten oder dritten Tage gegen Divisionen zweiter Welle ausgetauscht werden müßten. Wir hatten zu Beginn des Krieges wochenlang ohne jede Ablösung gekämpft. Dazu allerdings war die jetzige Truppe nicht mehr fähig. Aber ein so häufiger Wechsel, wie viele ihn wünschten, war doch noch nicht nötig.

Je weiter der Angriff fortschritt, desto mehr nahm er den Charakter des Bewegungskrieges an. Mußten die höheren Führer in den Abwehrkämpfen weit zurückbleiben, um den Kampf wirklich leiten zu können, so gehörten sie jetzt nach vorn, und zwar um so weiter, je mehr wir in den Bewegungskrieg hineinkamen. Hier hatte der Führer schnelle Entschlüsse zu fassen und unter Umständen durch sein persönliches Beispiel fortzureißen.

Endlich stieß der Bewegungskrieg wieder, wie in Rumänien, Ostgalizien und Italien, auf eine neue Front, die wir zunächst nicht mehr überwinden konnten. Wir mußten uns dann auf die Abwehr umstellen und uns tief gliedern. Hierfür war der Zeitpunkt schwer zu erkennen. Es kam nur zu oft zu unnötigen Kämpfen.

Unsere großen Angriffe hatten die Bedeutung des Nachschubes klar erkennen lassen. Es war selbstverständlich, daß auf sie hingewiesen wurde. Alle Vorbereitungen waren zu treffen, um über die Stellungssysteme hinweg mit Eisenbahnen, Straßen und Fernsprecherlinien dem Angriff zu folgen und Anschluß an die entsprechenden Einrichtungen des neu eroberten Gebiets zu bekommen.

Die Ausbildung der Truppen auf allen Kriegsschauplätzen erfolgte in diesen Gedankengängen. Nach Rumänien wurde ein besonders erfahrener General geschickt, der die Truppen nach Westgrundsätzen ausbilden sollte, um sie trotz des späten Friedensschlusses doch bald in Frankreich verwenden zu können.

Im Westen entstanden wieder Lehrkurse für höhere Führer und Generalstabsoffiziere, aber auch für die niederen Führer bis zum Gruppenführer herab, deren Betätigung für das Gelingen des Angriffs so bedeutungsvoll war. Es entwickelte sich in dem Heer ein reges Leben. Es ging von der Rekrutenausbildung aus und endigte in Übungen gemischter Verbände oder auf Schießplätzen. Die Feuerwalze und das Herangehen der Infanterie an sie wurden mit scharfer Munition geübt. Die Festigung der Mannszucht galt allen Führern nach wie vor als Grundlage unseres Heeres und eines jeden Erfolges. Sie wurde um so höher bewertet, je mehr das Gefühl vorzuherrschen begann, daß die Heimat schlecht auf das Heer wirke. Ebenso wie im Frieden wurde die Einzelausbildung des Mannes als besonders bedeutungsvoll angesehen; die gemischten größeren Übungen fanden nur selten statt.

Es geschah alles, um das Heer, wie im Vorjahre für die Abwehrschlacht, so jetzt für die Angriffsschlacht auszubilden. Der erzieherischen Tätigkeit seiner Offiziere und den durchdachten Vorschriften hat das Vaterland es zu danken, daß die Verlustzahlen bei uns an Toten und Verwundeten trotz ihrer großen Höhe bei weitem geringer waren als die des Feindes. Nach überschläglichen Berechnungen haben England und Frankreich weit über 2 000 000 Tote. Rußland ebensoviel. Rechne ich die Hälfte der russischen als vor der deutschen Front gefallen, was wohl tatsächlich zu gering ist, so stehen weit mehr als 3 000 000 tote Feinde gegenüber etwa 2 000 000 deutschen Toten. Die Zahl der auf anderen Fronten Gefallenen habe ich bei Freund und Feind mit eingerechnet. Das Bild verschiebt sich dadurch zu unseren Gunsten und wird es weiter tun, je klarer wir sehen. Diese Zahlen sind ungeheuerlich. Sie legen trotzdem Zeugnis davon ab, wir wir unserer schweren Verantwortung gegenüber unseren Soldaten gerecht zu werden strebten.

Bei den Vorbereitungen zum Angriff wurde die Verteidigung nicht vergessen, da wir mit feindlichen Gegenangriffen rechnen mußten. Die Grundsätze der Abwehr wurden beibehalten, nur die Maßnahmen gegen Tanks wurden schärfer betont. Die Begleitwaffen der Infanterie dienten auch in Angriff und Verteidigung diesem Zweck. Bei der Artillerie, namentlich bei der Feldkanone und den leichten Minenwerfern, wurde auf die Ausbildung im direkten Einzelschuß gegen Tanks entscheidender Wert gelegt. Die Ausstattung der schweren Maschinengewehre mit entsprechender Munition wurde vergrößert. Versuche, den Tank mit geballten Ladungen zu vernichten, wurden erweitert, alle Erfahrungen über deren Bekämpfung den Truppen mitgeteilt und ihre Ansichten gehört.

Die Stellungen wurden auf die Möglichkeit von Tankangriffen geprüft, Fallen, Straßensperrungen entstanden, auch Minen wurden gelegt und Tankabwehrgeschütze an vielen Stellen eingebaut. Naturgemäß spielten bei diesen Abwehrmaßnahmen die geringen Arbeitskräfte und die Anschauungen der Truppe über die Gefahr eines Tankangriffs eine Rolle.

Das Kriegsministerium hielt uns über die Konstruktion der Tankabwehrwaffen, die es unausgesetzt weiter verfolgte, auf dem laufenden.

Ich war wieder oft an der Front und in regem Gedankenaustausch mit den Armee-Oberkommandos über die Taktik in der Angriffsschlacht und den Angriff selbst. Viele Für und Wider gegen dies und jenes wurden mir entgegengebracht. Die Gespräche über die „Feuerwalze“ und das „Vorfeld“ liegen mir noch in den Ohren. Schließlich mußte ich eine Entscheidung treffen, wie es meine Pflicht war. Die taktischen Grund-

sätze wurden als richtig angesehen und von der Truppe gern aufgenommen. Sie ließen überall genügend Spielraum zur Betätigung.

Ich wohnte verschiedenen Übungen bei und sprach mit vielen Herren aus der Front. Es war klar, daß es den Truppen nicht leicht wurde, die erforderlichen lichten Formationen einzunehmen. Die Ausbildungszeit bis tief in den März hinein war dringend notwendig.

VIII.

Im Laufe des Januar und Februar wurden im Westen die für den Angriff bestimmten Divisionen aus den Stellungen gezogen. Sie wurden zum Teil durch die von den anderen Kriegsschauplätzen eintreffenden ersetzt. Sie hatten sich von diesem Zeitpunkt an ganz ihrer Ausbildung und Ausrüstung zu widmen. Wir waren nicht in der Lage, alle Divisionen mit Kriegsgerät und Pferden gleich auszustatten, sondern mußten uns hierin in erster Linie auf die zunächst zum Angriff bestimmten beschränken. Ähnlich wurde mit den außer Divisionsverband stehenden Angriffsformationen, Heeresfeldartillerie, schwerer Artillerie, Minenwerfern usw. verfahren. Den Pferden der Angriffsdivisionen wurde eine Futterzulage gegeben.

Die Oberste Heeresleitung hat bedauert, daß sich innerhalb des Heeres so der Begriff „Angriffs“- und „Stellungs“-Division herausbildete. Sie hat ihn zu überwinden versucht, ohne an der Tatsache, die ihn hervorrief, ändern zu können.

Wir hatten inzwischen nach und nach zu dem Angriff alles herangezogen, was nur denkbar erschien. Einzelne Divisionen waren aus dem Osten noch im Anrollen.

Wir hofften, mit den Kräften, die wir von allen Seiten heranbrachten, eine zusammenhängende Frontbreite von 50 km angreifen zu können. Es waren dabei 20 bis 30 Batterien ohne Minenwerfer auf je einen Kilometer berechnet. Durch Aussparen einzelner Stellen konnte der Angriff noch breiter werden. Die Überlegenheit an Divisionen betrug damals etwa 25 bis 30 an der gesamten Westfront. Das Übergewicht war aber nicht so ausgesprochen, da die feindlichen Armeen über reichliche Spezialwaffen und auch Territorialtruppen verfügten, die wir in diesem Umfange nicht besaßen. Immerhin war das Stärkeverhältnis so, wie wir es noch nie gehabt hatten. Es bot Aussichten auf einen Erfolg. Wir gedachten den Angriff mit etwa 50 bis 60 Divisionen zu führen. Die Schwächung der anderen Teile der Westfront mußte hierfür in den Kauf genommen werden.

Auch an Österreich-Ungarn hatte sich die Oberste Heeresleitung ge-

wandt. Es hatte Batterien geschickt, leider mit so schwacher Munitionsausstattung, daß dadurch die Unterstützung für uns nur gering war. Österreichisch-ungarische Divisionen standen nicht zur Verfügung. Ihre Mannschaftsbestände waren zu niedrig; sie sollten sich erst später wieder heben, als einige 100 000 Mann aus der russischen Gefangenschaft zurückkamen. Die Wegnahme deutscher Truppen von der italienischen und von der Ostfront, wo sie einen sehr erheblichen Teil der Stellungen besetzt hatten, führte trotz der veränderten Lage zu einer höheren Beanspruchung der k. u. k. Truppen.

Sehr gern hätte die Oberste Heeresleitung das türkische XV. A. K. an die Westfront genommen; der traurige Zustand der türkischen Armee veranlaßte sie aber, es nach der Türkei zu fahren. Ich habe dies nachher bedauert. Da Enver nur noch Augen für den Kaukasus hatte, nahm er das Korps nach Batum, wo es zwecklos herumstand. Es wäre dann besser nach dem Westen gekommen.

Bulgarien brauchte seine Truppen an der mazedonischen Front; an und für sich wäre es zahlenmäßig wohl in der Lage gewesen, Truppen nach dem Westen zu geben, aber für die gemeinsamen Interessen der Kriegführung war bei ihm kein Verständnis vorhanden. Es hatte seinerzeit schon nicht über die Donau gehen wollen und gab jetzt nur ungern deutsche Truppen aus Mazedonien her, obschon es sich nur um wenige Jäger-Bataillone und eine Anzahl von Batterien und Gebirgsmaschinengewehr-Formationen handelte. Die sie aus der Dobrudscha ablösenden bulgarischen Truppen waren zahlenmäßig erheblich stärker. Wir ließen sogar deutsche Truppen zurück. Das Kriegsgerät der abgehenden deutschen Verbände wurde dort belassen oder durch besondere Gerätlieferungen ersetzt.

Für die Fortführung der Operation im Westen waren wir mit Kriegsgerät gut ausgestattet. Dagegen war unsere Ersatzlage sehr ernst geblieben, unsere Anträge hatten keinen Erfolg gehabt. Tatsächlich hat das Kriegsministerium im Herbst 1918 unter dem Druck der Ereignisse aus dem Heimatheer und dem heimatlichen Besatzungsheer Mannschaften freigemacht, die das Heer auch früher erhalten konnte. Die Oberste Heeresleitung selbst hatte noch eine Reserve in der Ostarmee und der rumänischen Besatzungstruppe, indem sie von dort mit fortschreitender Festigung der Lage aus den Verbänden bei gleichzeitiger Herabminderung ihrer Stärke alle Mannschaften unter 35 Jahren herauszog. Der Kampfwert dieser Truppen wurde dadurch erheblich herabgesetzt. In den Sonderwaffen und den Etappen besaß die Oberste Heeresleitung noch eine weitere, wenn auch nicht ergiebige Kraftquelle. Ich versuchte, auch die Frau zum Freimachen des Mannes immer mehr heranzuziehen. Ein weibliches Hilfsfernsprechkorps sollte entstehen.

Die Ersatzlage brauchte nicht so ungünstig zu sein. Der Ausfall an Deserteuren war ungemein hoch. Ihre Zahl im neutralen Auslande, z. B. Holland, belief sich auf Zehntausende. Noch viel mehr hielten sich sorglos in der Heimat auf, von ihren Mitbürgern stillschweigend geduldet, von den Behörden nach jeder Richtung hin unbelästigt. Sie und die Drückeberger an der Front, die sich ebenfalls auf viele Tausende beliefen, minderten die Gefechtsstärken der fechtenden Truppen und namentlich der Infanterie, aus der sie der großen Mehrzahl nach stammten, entscheidend. Diese Menschen mußten dem Heere erhalten bleiben, dann wäre die Ersatzlage nie so gespannt geworden. Mehr Ersatz konnte aufgebracht werden, wenn der Kriegswille in der Heimat da war. Von diesem Kriegswillen hing Entscheidendes ab, aber er versagte.

Der Krieg verbraucht Menschen. Das liegt in seinem Wesen. Die moderne Abwehrschlacht ist verlustreicher als der Angriff, auch das spricht für ihn. Die Monate August, September und Oktober 1918 haben uns viel mehr gekostet als der März, April und Mai desselben Jahres. Der Abgang dieser Monate bestand größtenteils aus Leichtverwundeten, die wiedergekommen sind. Die Gefangenen, die wir in der Abwehr verloren, mußten als endgültiger Verlust gebucht werden. Daß bei den großen Massen, die in den Kampf geführt wurden, die Verluste trotz aller taktischen Maßnahmen an und für sich groß sein mußten, war leider selbstverständlich.

Die Ersatzschwierigkeiten waren im März 1918 nicht behoben, obwohl einige 100 000 Mann zur Verfügung standen. Sie blieben ein unsicherer Faktor mehr bei dem gewaltigen Abringen der Kräfte. Auch England und Frankreich hatten mit solchen Schwierigkeiten zu kämpfen. Im Herbst 1917 zählten die englischen Divisionen noch zwölf Bataillone, jetzt deren neun. Frankreich hatte seit der Aisne-Champagneschlacht weit über 100 Bataillone sowie Territorial- und Territorialreserveformationen aufgelöst. Die amerikanischen Neuformationen, die nur einen geringen Kampfwert haben konnten, waren noch nicht da. Der U-Bootkrieg hatte weiter gewirkt, wir konnten nicht übersehen, welche Tonnage die Entente für den Truppentransport verfügbar machen würde.

Das Heer hatte die schweren seelischen Eindrücke der Kämpfe des vergangenen Jahres in dem Bewußtsein überwunden, daß es aus der Abwehr zum Angriff ginge. Der Geist erschien durchaus gefestigt, doch war im März 1918 nicht zu verkennen, daß die unterirdische Wühlarbeit hier und da Fortschritte machte. Mit dem Eintreffen des Jahrgangs 99 in den Rekrutendepots begannen die Klagen über diesen Ersatz und seine moralische Verfassung. Es fiel auch auf, über wie große Geldmittel viele Rekruten verfügten. Es mußte dies auf die lange im Felde stehenden, im Leben älteren Mannschaften ungemein verbitternd wirken.

Für die geistige Kriegsfähigkeit der Heimat war nichts geschehen. Die Mißstände im Kriegswirtschaftsleben hatten sich mit jedem Tage verschärft. Die gehobene Stimmung des Heeres in seiner Gesamtheit wirkte auch auf die Heimat vorübergehend zurück und täuschte über vieles hinweg. Der Geist der breiten Masse blieb abseits stehen, befangen im Banne der feindlichen Propaganda; der eigenen Interessen und Sorgen, nicht aber weil der Ausgang des Krieges gefährdet erschien. Die Heimat war nicht mehr fähig, die Nerven des Heeres zu stählen; sie zehrte bereits an dessen Mark; welchen Umfang die Wühlarbeit der Unabhängigen Sozialdemokratie angenommen hatte, konnten wir nicht erkennen. Die Streiks Ende Januar 1918 hatten nochmals ein grelles Schlaglicht auf ihre Bestrebungen geworfen; diese Partei gewann dauernd an Zulauf und war fest in der Hand ihrer Führer, während die Gewerkschaften an Einfluß verloren.

Die Regierung selbst, obschon sie gegen die Streiks energisch auftrat, erkannte in ihnen die Zeichen der Zeit ebensowenig wie im Herbst 1917 in der Marinebewegung. Es handelte sich immer mehr um die Frage, durch tatkräftiges Zufassen die Ordnung in Deutschland aufrecht zu halten, selbst auf die Gefahr hin, daß die Kriegsgerätherstellung vorübergehend nachließ. Andernfalls war zu befürchten, daß die Umsturzbestrebungen uns noch weit größeren Schaden zufügen würden. Die Reichsregierung kannte diese Stellungnahme der Obersten Heeresleitung. In jenen Tagen ist die Revolution in Deutschland entscheidend gefördert. In Reinickendorf wurde damals, wie ich jetzt erst erfahren habe, der erste Arbeiter- und Soldatenrat Deutschlands geschaffen. Tatsächlich war so ein weiteres Schwächemoment in unserem Kampfe um unser Leben in uns selbst entstanden. Kriegsentscheidende Bedeutung habe ich dem noch nicht beigemessen. Mein Glaube an das deutsche Volk in seiner Gesamtheit war schließlich noch unerschüttert.

Führer und Truppen am Feinde hatten mit der Obersten Heeresleitung das Gefühl, daß sie in den bevorstehenden Kämpfen den an sie gestellten Anforderungen entsprechen würden. Wir erhofften einen Erfolg, wenn es auch nicht die Truppen von 1914 waren, sondern nur eine Art Miliz mit großer Kriegserfahrung. Der Feind war nicht besser. Da, wo wir mit den gleichen und weniger für den Angriff vorgebildeten Truppen angegriffen hatten, war der Sieg unser gewesen. Was wir erreichen, ob wir den Feind durchbrechen und zu einer Operation kommen würden, oder ob es ein Ausfall blieb, das freilich war ungewiß — wie alles im Kriege.

Bei dem Vortrage in Homburg am 13. Februar hatte ich mich wie folgt über die bevorstehenden Ereignisse im Westen dem Kaiser und dem Reichskanzler gegenüber geäußert:

„Der Kampf im Westen ist die gewaltigste militärische Aufgabe, die je

einem Heer gestellt wurde, und an der sich Frankreich und England zwei Jahre vergeblich versucht haben. Ich sprach gestern den Führer der 7. Armee; er sagte mir, je mehr er über die Aufgabe nachdächte, desto mehr sei er von ihrer Größe erfüllt. So denken alle verantwortlichen Männer des Westens; ich glaube auch, daß ich, der ich dem Feldmarschall die Grundlage zu geben habe für die Entschlußerbittung bei Seiner Majestät, als erster durchdrungen bin von dieser gewaltigen militärischen Aufgabe. Sie wird nur dann glücklich enden, wenn die Kriegführung von allen unerträglichen Fesseln befreit ist, wenn auch der letzte Mann zur Entscheidung herangefahren wird und von dem Geiste beseelt ist, den die Liebe zu Kaiser und Reich und das Vertrauen in die Kraft der militärischen Leitung und die Größe des Vaterlandes verleiht. Diese seelischen Momente sind nicht zu unterschätzen, sie bilden das Fundament zu der größten aller Taten. Sie müssen gehoben werden durch die Kraft des Handelns im Osten.

Die Armee im Westen wartet, daß sie sich betätigen kann.

Es darf nicht geglaubt werden, daß wir eine Offensive haben werden wie in Galizien oder in Italien; es wird ein gewaltiges Ringen, das an einer Stelle beginnt, sich an der anderen fortsetzt und lange Zeit in Anspruch nehmen wird, das schwer ist, aber siegreich sein wird. . . .“

Die Krone des Erfolges war die Operation, in der wir unsere ganze Überlegenheit zur Entfaltung bringen konnten. Sie anzustreben blieb das letzte Ziel. Wenn es nicht beim ersten Angriff gelang, so mußte es bei späteren gelingen; allerdings war die Lage dann schon ungünstiger, in welchem Umfange, hing von dem Eintreffen und dem Wert der amerikanischen Verstärkungen und den Verlusten ab, die die bevorstehenden Kämpfe uns und den Feinden bringen würden. Alles war darauf angelegt, daß wir hierbei günstig abschnitten, auch wenn ich naturgemäß mit einer Schwächung des eigenen Heeres rechnete. Sie mußte nur geringer sein als die des Feindes. Wir sicherten uns durch weiteren Angriff zugleich die Vorhand. Mehr konnte ich nicht erstreben.

Ich meldete dem Kaiser, daß das Heer versammelt und wohl vorbereitet „an die größte Aufgabe seiner Geschichte“ herantrete.

Der Angriff im Westen 1918.

(Karte IX.)

I.

Schwer war die Entscheidung, wo anzugreifen sei. Sie mußte frühzeitig fallen. Das Zusammenführen von Truppen auf engem Raum, das Heranbringen der gewaltigen Munitionsmengen und sonstigen Vorräte aller Art mit der Eisenbahn, die Arbeiten der Truppe selbst, wie Versteinen der Batteriestellungen, Maskierung der Wege, Anfertigung von Fliegerdeckungen und von Gerät zum Überbrücken der Grabensysteme, endlich der Aufmarsch zur Schlacht kosteten Wochen, machten weite Voraussicht und bis ins einzelne gehende Vorarbeiten nötig. Naturgemäß war hiermit die Gefahr vorzeitigen Bekanntwerdens nähergerückt. Es waren daher an den Fronten, wo nicht angegriffen wurde, Ablenkungsarbeiten vorzunehmen, die zugleich die Grundlage für spätere Angriffe bildeten. Der größte Teil der überhaupt zur Verfügung stehenden Arbeitstruppen gehörte aber frühzeitig an die Angriffsfront. Die Vorbereitungen an anderen Stellen konnten keine umfassenden sein. Immerhin war eine Täuschungsmöglichkeit vorhanden. Durch umsichtig geleiteten Abwehrdienst war diese zu vervollständigen.

Ich habe über die zu wählende Angriffsfront mit den Heeresgruppenchefs und den Herren meines Stabes gesprochen und ihre Ansichten gehört. Drei Abschnitte kamen in Frage: In Flandern, von Ypern bis Lens, zwischen Arras und St. Quentin oder La Fère und beiderseits Verdun unter Aussparung der Festung. Alle drei Richtungen hatten, wie es immer in solchen Fällen ist, vieles für und gegen sich.

Feindliche Streitkräfte in großer Stärke standern um Ypern und Arras, vor der Ailettestellung und ostwärts, bis in die Gegend Verdun, die schwächste Stelle war beiderseits St. Quentin; mehr nach Norden zu stand der Feind seit den Schlachten bei Cambrai dichter.

Das Gelände war bei dem nördlichen Angriff schwierig. Die Gangbarkeit der Lys-Niederung westlich Lille, über die der Schwerpunkt des Angriffs gehen mußte, war von Jahreszeit und Witterung ungemein abhängig. Vor Mitte April war auf ihre Betretbarkeit außerhalb der Wege nicht mit Sicherheit zu rechnen. Das war in Rücksicht auf Amerika sehr spät.

Der mittlere Angriff bot der Bodenbeschaffenheit nach keine Schwie-

rigkeiten, wohl aber waren bei seinem Fortschreiten die Trichterfelder der Sommeschlacht zu überwinden.

Der Verdunangriff führte in stark bergiges Gelände.

Diese beiden Angriffe konnten unabhängig von der Jahreszeit beginnen.

Die taktischen Verhältnisse lagen demnach für den mittleren Angriff am günstigsten, er traf die schwächste feindliche Stelle, das Gelände bot keine Schwierigkeiten. Auch war er jederzeit möglich.

Strategisch war der nördliche Angriff insofern günstig, als er ein großes aber doch beschränktes Ziel hatte. Er konnte uns eine Verkürzung der Front bringen, wenn es gelang, Calais und Boulogne zu nehmen. Auch der Angriff auf Verdun konnte uns eine Frontberichtigung bringen, deren Wert mehr auf taktischem Gebiet lag. Der mittlere Angriff ging scheinbar sehr ins Weite. Durch Verlegung seines Schwerpunktes in die Gegend zwischen Arras und Péronne, auf die Küste zu, war dem vorzubeugen. Drang dieser Stoß durch, so konnte der strategische Erfolg allerdings ein gewaltiger sein, indem wir die Hauptteile des englischen Heeres von dem französischen trennten und sie dann gegen die Küste drängten.

Ich wandte mich dem mittleren Angriff zu. Es waren aber die Zeitfrage und die taktischen Erwägungen, die mich dazu veranlaßten, dabei an erster Stelle die Schwäche des Feindes. Ob diese anhalten würde, konnte ich allerdings nicht wissen. Die Taktik war über die reine Strategie zu stellen. Ohne taktischen Erfolg war eine solche nicht zu treiben. Eine Strategie, die nicht an ihn denkt, ist von vornherein zur Erfolglosigkeit verurteilt. Die Entente-Angriffe in den drei ersten Kriegsjahren geben hierfür zahlreiche Beispiele.

Nach Feststellung der für den Angriff zur Verfügung stehenden Divisionen und sonstiger Angriffsmittel wurde beschlossen, den Stoß zwischen Croisilles, südöstlich Arras, und Moeuvres und, unter Aussparung des Cambrai-Bogens, zwischen Villers-Guislain und der Oise südlich St. Quentin zu führen. Er war von einem örtlichen Vorstoß aus La Fère heraus zu begleiten.

Die Vorarbeiten und die Führung des Angriffs machten das Einschieben von zwei Armee-Oberkommandos mit neuen Etappen-Inspektionen notwendig. A. O. K. 17, das bisherige A. O. K. 14 in Italien, General Otto v. Below, Chef General Krafft v. Dellmensingen, wurde zwischen 6. und 2. Armee gegenüber Arras, A. O. K. 18, bisher Heeresgruppenkommando Woyrsch, nunmehr General v. Hutier, Chef General v. Sauberzweig, zwischen 2. und 7. Armee, gegenüber St. Quentin und La Fère, eingesetzt. Die Grenze der 17. Armee gegen die 6. lief etwa halbwegs Lens und Arras und gegen die 2. Armee etwa bei Moeuvres,

die Grenze der 18. gegen die 2. Armee ungefähr am Omignon-Bach und gegen die 7. Armee hart südlich La Fère.

Die 17. Armee hatte demnach den Angriff über die Linie Croisilles—Moeuvres, die 2. und 18. Armee zwischen Villers-Guislain und La Fère zu führen. Hierbei sollten die 17. und 2. Armee sich gegenseitig entlasten und mit ihren inneren Flügeln den im Cambraibogen stehenden Feind abschnüren, darauf zwischen Croisilles und Péronne durchstoßen. Der 18. Armee fiel mit dem äußersten linken Flügel der 2. Armee zusammen die Deckung der Stoßgruppe nach Süden zu. Stärke und Ausstattung der Armeen mit Angriffsmitteln trugen diesen Aufgaben Rechnung.

17. und 2. Armee hatten für die Hauptentscheidung unter dem Befehl der Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht zu bleiben. Die 18. Armee trat zur Heeresgruppe Deutscher Kronprinz. Es kam mir, in Erinnerung an den Novemberfeldzug in Polen 1914, darauf an, weitgehenden Einfluß auf die Schlacht zu haben. Das war schwierig, wenn nur eine Heeresgruppe führte; es kam dann jeder Eingriff nur zu leicht auf ein Hineinreden einer höheren Dienststelle hinaus. Die Hilfsmittel der Heeresgruppe Deutscher Kronprinz waren in weitestgehendem Umfange heranzuziehen. Das wurde durch diese Befehlsgliederung erleichtert. Und schließlich war es dem Generalfeldmarschall und mir auch, da es die strategische Lage verlangte, eine menschliche Freude, Seine Kaiserliche Hoheit den Kronprinzen mit zur ersten großen Angriffsschlacht im Westen heranzuziehen. Dynastische Interessen bewegten mich nicht. Bei tiefer Königstreue bin ich ein unabhängiger Mann und kein Höfling.

Verbreiterung des Angriffs nach Norden in Richtung Arras, nach Süden auf das linke Oiseufer war vorgesehen.

Täuschungsangriffe und Vorarbeiten für weitere Angriffe fanden statt:

bei der Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht zwischen Ypern und Lens,

bei der Heeresgruppe Deutscher Kronprinz namentlich zwischen Reims und den Argonnen,

bei der neugebildeten Heeresgruppe v. Gallwitz auf den alten Schlachtfeldern von Verdun

und bei der Heeresgruppe Herzog Albrecht zwischen Saarburg in Lothringen und etwa Markirch sowie im Sundgau.

Die Heeresgruppe v. Gallwitz wurde geschaffen, da die Heeresgruppe Deutscher Kronprinz in Richtung St. Quentin ausgedehnt und nun mit ihren Gedanken zu sehr von Verdun abgezogen war. General v. Gallwitz befehligte unmittelbar seine 5. Armee, daneben die Armeeabteilung C.

Bei der Heeresgruppe Herzog Albrecht wurde in Lothringen das Oberkommando der deutschen Südarmee aus Ostgalizien, General v. Bothmer, Chef Oberst v. Hemmer, der sich in gleicher Stellung schon im Osten

hervorragend bewährt hatte, als A. O. K. 19 eingeschoben, Armee-Oberkommando A übernahm den Abschnitt Saarburg—Markirch.

Sämtliche Fronten blieben auf Abwehr eingestellt, falls der Feind selbst zum Angriff oder Gegenangriff schreiten sollte. An einigen Stellen war für diesen Fall ein Ausweichen nach rückwärts vorgesehen.

In diesem Rahmen war seit Mitte Januar planmäßig und mit größter Hingabe gearbeitet worden. Schon zu Anfang Februar wurde der 21. März als Tag des Angriffes festgesetzt, obschon die Verhältnisse im Osten noch keineswegs klar waren. Die Kriegslage forderte eine Entscheidung. Ändern konnte die Oberste Heeresleitung später noch, aber nicht neu anfangen.

Die Maßnahmen der Armee-Oberkommandos, des Generalquartiermeisters, des Generalintendanten, des Feldeisenbahnchefs und der Herren meines engeren Stabes griffen vortrefflich ineinander. Ich konnte mich davon bei meinen Frontreisen überzeugen. Ich besprach bei dieser Gelegenheit alle einschlägigen Fragen, glich aus und half. Von den Armee- und Gruppenchefs ließ ich mir kurze Vorträge über das Gelände, die Kräfteverteilung, den Artilleriekampf, den Stand der Vorbereitungen halten. Ich legte in meinen Ausführungen den größten Wert auf das Zusammenwirken der inneren Flügel der 17. und 2. Armee der Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht zur Abschnürung des Cambrai-Bogens, weil hiervon viel abhing, und mir schien, als ob die 17. Armee zu früh nach Westen sah. Das Zusammenwirken der beiden Heeresgruppen auf der Naht zwischen der 2. und 18. Armee wurde besprochen. Die Vorbereitungen verliefen planmäßig. Überall wurde mit Vertrauen zur Sache gearbeitet. Alles griff wie bei einem Uhrwerk ineinander. Es war sicher, daß die Armeen an dem beabsichtigten Tage kampfbereit sein würden.

Ich hielt es für notwendig, etwaige Erfolge propagandistisch im Sinne der Stärkung des Friedensgedankens beim Feinde zu verwerten. Oberst v. Haeften hatte eine Denkschrift darüber ausgearbeitet. Ich sandte sie dem Reichskanzler, der sie anscheinend dem Auswärtigen Amt zuwies; Wesentliches wurde nicht veranlaßt.

Der Reichskanzler sah über die Absicht, im Westen anzugreifen, klar. Das Drängen der Obersten Heeresleitung, die diplomatischen Verhandlungen im Osten zu beschleunigen, und auch der Entschluß, den Waffenstillstand mit Rußland zu kündigen, hatten hierin ihre Begründung gehabt. Er wußte, wie schwer wir den Angriff einschätzten. Ich habe dem Reichskanzler auch den Angriffszeitpunkt melden lassen. Einen anderen Weg als den Kampf gab es für Deutschland nicht, den Feind friedenswillig zu machen. Hierfür war die Erschütterung der Stellung von Lloyd George und Clemenceau durch militärischen Sieg Vorbedingung. Eher war an Frieden nicht zu denken. Die ganze Welt, auch die Entente, wußte, wir

würden im Westen angreifen. Clemenceau sprach sich, ich glaube am 6. März, trotz der Ereignisse im Osten, trotz des bevorstehenden deutschen Angriffs, klar und bestimmt für die Fortsetzung des Krieges aus.

Ich konnte in diesem Augenblick an keinen gerechten Frieden glauben. Einen Verständigungsfrieden hatte der Feind bisher jedesmal abgelehnt. Sollten wir ihm in dieser Lage Elsaß-Lothringen, Teile der Provinz Posen und Kriegsentschädigung anbieten?

Auch die Reichsregierung erwähnte nichts von Friedensmöglichkeiten. Staatssekretär v. Kühlmann, der die gesamte auswärtige Politik leiten sollte, war zuerst in Brest und dann in Bukarest. Dem Reichskanzler und ihm war es nicht gelungen, irgendwelche Verbindungen anzuknüpfen, die zum Frieden ohne weiteren Kampf führen konnten. Sie werden sich darum, trotz der ablehnenden Haltung der Entente der Einladung gegenüber, nach Brest zu kommen, dauernd bemüht haben. Es war ihre Pflicht, Volk und Heer die kommenden Kämpfe wenn möglich zu ersparen. Die Erklärung des Grafen Hertling vom 25. Februar, in der er sich auf den Boden der vier Punkte der Botschaft des Präsidenten Wilson vom 11. Februar stellte, war verklungen, ohne bei der Entente Widerhall gefunden zu haben.

Oberst v. Haeften war in diesen Tagen im Auslande gewesen, um Propagandafragen zu besprechen. Er trat hierbei ohne mein Wissen in Verbindung mit einer Persönlichkeit des feindlichen Auslandes, die über die Ziele und Absichten der amtlichen Stellen in London und Washington unterrichtet war. Oberst v. Haeften erstattete mir hierüber mündlich Bericht. Die damals genannten Bedingungen waren von solcher Härte, daß nur ein geschlagenes Deutschland sie hätte annehmen können. Der Oberst teilte mir ferner mit, daß der damalige Reichstagsabgeordnete Konrad Haußmann, wie es dieser auch später bestätigt hat, und Herr Max Warburg-Hamburg sich damals um den Frieden bemüht hätten — beide mit dem gleichen Mißerfolge. Die Regierung hat mir nie von diesen Begebenheiten gesprochen, sie wird sie naturgemäß gekannt haben. Um so größer ist mein Befremden, daß von ihr den auftretenden Gerüchten, ein Friede im März wäre nur gescheitert, weil ich durchaus hätte angreifen wollen, nicht widersprochen wurde. Ich habe den Reichskanzler und den Vizekanzler persönlich gebeten, es zu tun. Beide Herren haben es unterlassen, ohne mir irgendwelchen Aufschluß zu geben.

II.

Anfang März verließ das Große Hauptquartier Kreuznach, wo es über ein Jahr gewesen war.

In Spaa war das neue Quartier inzwischen eingerichtet. Wir sind

dort sehr gut untergekommen. Die Geschäftszimmer befanden sich im Hotel Britannique, in dem ich schon bei dem Einmarsch in Belgien im Herbst 1914 einquartiert war. Spaa lag der Front erheblich näher und bot mit Verviers Raum für alle Teile der Obersten Heeresleitung. Für die Leitung der Schlacht, für die Operation, war es aber von der Front noch zu entfernt. Ich hatte deshalb als Quartier für die verstärkte Operationsabteilung Avesnes in Aussicht genommen. Von hier waren im Kraftwagen alle Stellen der Front leicht zu erreichen. Ich beabsichtigte, selbst viel zu sehen und die Herren meines Stabes zu den Ereignissen zu entsenden, um durch sie ebenfalls unmittelbare Eindrücke zu bekommen.

Am 18. März gingen der Generalfeldmarschall und ich, sowie die verstärkte Operationsabteilung nach Avesnes. Unsere Geschäftszimmer waren dort nicht gut, alles war sehr eng, aber es mußte gehen. Wir hatten diesen Ort gewählt, weil dort das A. O. K. 18 gelegen hatte und die Fernsprecheinrichtungen nur geringer Ergänzung bedurften.

Unser Kasino war zunächst recht unfreundlich, später fanden wir zusagende Räume. Wir verpflegten die Besitzer und richteten die Zimmer mit Möbeln aus Spaa ein. Der Aufenthalt dort und die Mahlzeiten bildeten eine Entspannung, die wir alle nötig hatten.

Seine Majestät wollte erst einen Tag später kommen. Er wohnte in seinem Hofzuge, der auf einem benachbarten Bahnhof abgestellt wurde.

Am 20. März früh standen auf der ganzen Angriffsfront die Batterien und die Minenwerfer mit ihren Munitionsmassen hinter, in und sogar auch vor den vordersten Linien. Es war eine bedeutende Leistung, zugleich ein Wunder, daß der Feind nichts gesehen, auch den Verkehr nachts nicht gehört hatte. Wohl schlug zuweilen Störungsfeuer in unsere Batterien, Munitionsstapel gingen in die Luft. Alles dies mußte die Aufmerksamkeit des Gegners erregen. Er sah es aber auf allen Teilen der langen Fronten und konnte darum keinen genauen Anhalt finden.

Die Infanterie-Divisionen, die seit mehreren Tagen zunächst weitläufig hinter den Angriffsfronten untergebracht waren, standen in Fliegerdeckung, dicht zusammengedrängt, hinter der Sturmausgangsstellung in unseren vordersten Linien. Auch das Zusammenziehen der 40 bis 50 Divisionen war vom Feinde nicht bemerkt, noch war es ihm durch sein ausgedehntes Spionagesystem gemeldet worden. Die Märsche erfolgten zwar nachts, aber die Truppen zogen singend durch die Ortschaften. Solche Massen lassen sich nicht verbergen. Ebensowenig wurde die seit Mitte Februar anhaltende große Eisenbahntransportbewegung gegen die Angriffsfront durch feindliche Flieger erkannt. Sie war hinter der ganzen Front stark, der Schwerpunkt lag aber unverkennbar hinter der Front Arras—La Fère, wie deutsche Überwachungsflieger dies feststellten.

Auch sonst hatte der Feind nichts erfahren; ich muß dies annehmen, anderenfalls wären seine Abwehrvorbereitungen kraftvoller ausgefallen und seine Reserven schneller eingetroffen. Das Wesen des Krieges ist trotz gegenteiligen Bemühens Ungewißheit; so ist es bei uns, so ist es beim Feinde.

Am 18. oder 19. März liefen aus einer Minenwerfer-Kompagnie zwei Mann über. Nach Aufzeichnungen, die beim Feinde gefunden wurden, oder nach Gefangenenaussagen sollen sie Angaben über den bevorstehenden Angriff gemacht haben.

Auf den anderen Fronten, namentlich bei Lille und vor Verdun, hatte erhöhte artilleristische Tätigkeit eingesetzt.

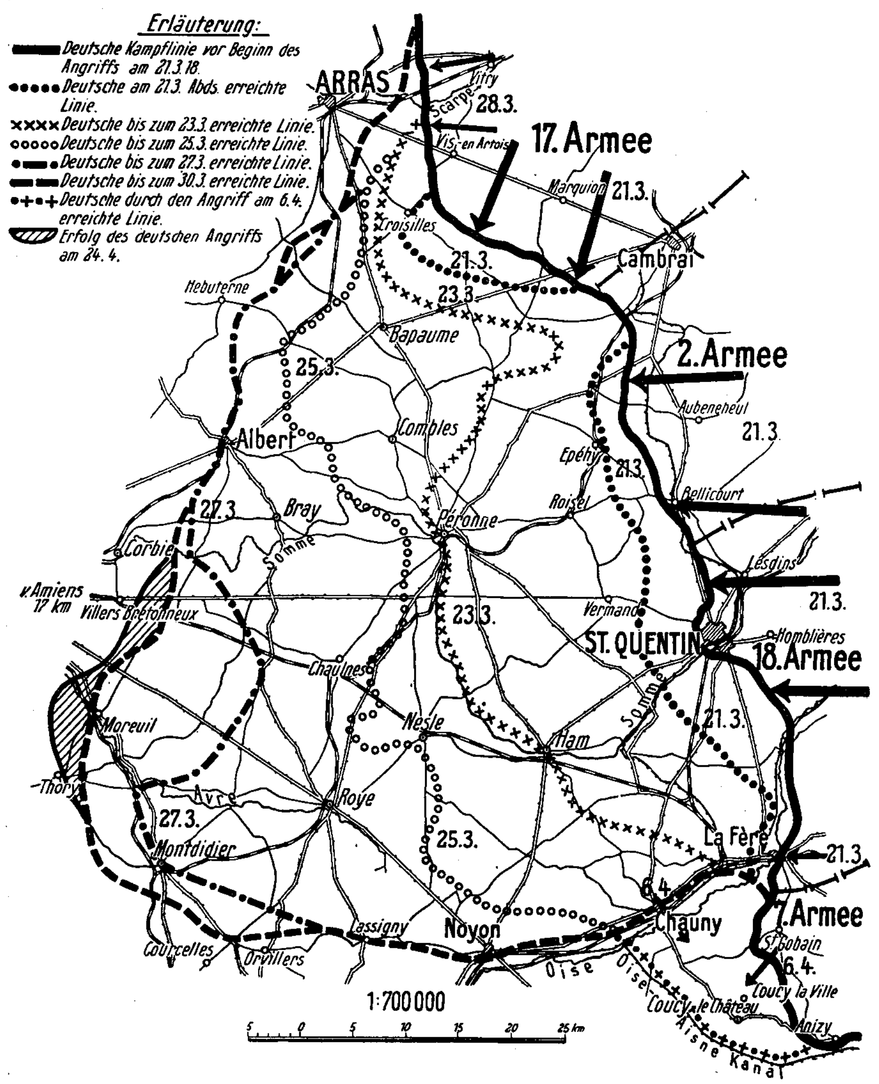
Am Mittag des 20. trat an die Oberste Heeresleitung die schwere Entscheidung heran, ob der Angriff am 21. beginnen solle oder aufzuschieben sei.

Jeder Aufschub mußte die Lage der dicht am Feinde eng versammelten Truppen ungemein schwierig gestalten. Es herrschte dort nach allen Richtungen hin eine schwer erträgliche Spannung. Die Masse und der seelische Druck drängten nach vorn.

Und doch war die Artilleriewirkung auf Gas aufgebaut und dessen Wirkung wieder von Windrichtung und Windstärke abhängig. Ich war auf das angewiesen, was mir 11 Uhr vormittags von meinem Wettersachverständigen, Leutnant Dr. Schmaus, über die voraussichtliche Wetterlage gemeldet wurde. Die Windstärken und Windrichtungen waren bis zum 20. früh keineswegs sehr vorteilhaft, im Gegenteil schien ein Aufschub des Angriffs fast nötig. Das wäre mir ganz ungemein schwer gefallen. Ich war deshalb in großer Sorge, wie die Meldung ausfallen würde. Obwohl sie nicht besonders günstig lautete, ließ sie dennoch den Angriff möglich erscheinen. Um 12 Uhr mittags erging an die Heeresgruppen der Befehl, daß der Angriff planmäßig stattfände. Er war nun nicht mehr aufzuhalten. Alles mußte seinen Gang nehmen. Oberste Heeresleitung, höhere Führer und Truppe hatten ihre Schuldigkeit getan. Das Weitere lag nun in des Schicksals Hand: ungünstiger Wind beeinträchtigte die Wirkung des Gases, Nebel erschwerte und verlangsamte die Bewegungen unserer Infanterie und brachte unsere überlegene Ausbildung und Führung nicht zur vollen Wirkung. Dies war die vorwiegende Ansicht über den Nebel; es gab aber auch einzelne Stimmen, die ihn günstig einschätzten.

Am 21. März gegen 4 Uhr früh begann mit einem gewaltigen Feuerschlage auf 70 km Frontbreite zwischen Croisilles und La Fère die Schlacht. Die Zeiten im großen waren für die 2. und 18. Armee einheitlich geregelt, der 17. Armee, die allein focht, war weiterer Spielraum gelassen. Innerhalb dieser Festsetzungen hatten die Gruppen sich zu betätigen.

Zwei Stunden etwa lag unsere ganze Artillerie auf den feindlichen Batterien, dann nahm die Mehrzahl der Geschütze die Bekämpfung der feindlichen Gräben auf, gegen die auch die Minenwerfer wirkten. Kurz



Skizze 31. **Die große Schlacht in Frankreich 1918.**

vor 9 Uhr zog sich starkes Artilleriefeuer — nur ein Teil lag noch auf den feindlichen Batterien und besonderen Stützpunkten — zur Feuerwalze zusammen. Unsere Infanterie schritt zum Sturm.

Der Angriff der 17. Armee, die den stärksten Feind vor sich hatte, er=

reichte nur die zweite feindliche Stellung, die Feuerwalze war über sie hinweg weit vorausgeeilt; die Infanterie hatte die Fühlung mit ihr verloren. Sie blieb nun vor dieser Stellung liegen, ohne Artillerieunterstützung zu haben.

Bei dem Angriff der 2. Armee war das Zusammenwirken der Infanterie und Artillerie besser. Die Infanterie drang in die zweite feindliche Stellung ein.

Bei der 18. Armee verlief alles planmäßig. Sie war in gutem Fortschreiten.

Der 22. März änderte bei der 17. Armee wenig, aber die 2., einheitlich und kraftvoll geführt, schlug den Feind und drang vor. Die 18. gewann erheblich Raum. Die 17. Armee schien den einzelnen Gruppen zuviel taktische Freiheit zu geben. Hierfür stand die Kampftätigkeit der einzelnen Verbände in zu engem Zusammenhange. Die Oberste Heeresleitung wirkte auf einheitliche Führung hin.

Die Lage bei der 17. Armee hatte zur Folge, daß es nicht gelang, den Feind im Cambrai-Bogen abzuschnüren, auch konnte das Vorgehen der 2. Armee nicht entlastet werden. Diese hatte sich selbst den Weg bahnen müssen und war daher nicht so schnell vorwärts gekommen, als es wiederum zur Entlastung der 17. Armee gut gewesen wäre. So konnte die Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht zwischen Croisilles und Péronne nicht derart Gelände gewinnen, wie es im Grundgedanken der Schlacht lag.

Am 25. März hatten die 17. und 2. Armee unter sehr heftigen Kämpfen die Linie Bapaume—Combles weit überschritten, die 18. Armee Nesle genommen und geringen Widerstand gefunden. Die Kampfkraft der 17. Armee war schon erschöpft; sie hatte am 21. und 22. März zu viel eingebüßt, anscheinend weil sie zu eng gefochten. Die 2. Armee war noch frischer, aber sie klagte bereits über das Trichtergelände. Sie kam über Albert nicht mehr hinaus. Ihr linker Flügel war durch den Sommeübergang, weniger durch den Feind aufgehalten. Die 18. Armee war noch vollkommen kampf- und siegesfreudig; sie nahm bereits am 27. Montdidier. Der Gegner bildete bald nördlich der Somme eine neue Front, die zu überwinden schwer werden mußte. Der feindliche Widerstand in Richtung Amiens erschien schwächer.

Der ursprüngliche Schlachtgedanke mußte geändert, der Schwerpunkt des weiteren Angriffs scharf in diese Richtung gelegt werden. Noch hoffte ich, wir würden zu einer Operation gelangen, und verfolgte diesen Gesichtspunkt in den Weisungen an die Armeen. Die 17. Armee kam aber nicht mehr vorwärts, die 2. und 18. Armee gewannen noch Gelände. Ich bemühte mich auch weiterhin, den linken Flügel der 2. Armee zu verstärken und ihn wie die 18. Armee auf Amiens vorzuführen.

Gegen den sich nun auch hier verdichtenden und selbst angreifenden Feind reichte die eigene Angriffskraft nicht mehr aus. Der Munitionsnachschub war nicht ergiebig genug, auch Verpflegungsschwierigkeiten traten ein. Die Wiederherstellung der Straßen und Eisenbahnen kostete trotz aller vorausschauenden Vorbereitungen zu viel Zeit.

Nach planvoller Munitionierung griff am 30. März die 18. Armee zwischen Montdidier und Noyon an. Am 4. April erfolgte ein Angriff der 2. Armee und des rechten Flügels der 18. Armee bei Albert und südlich der Somme in Richtung Amiens. Diese Kämpfe blieben ergebnislos. Es war einwandfrei erhärtet, daß der feindliche Widerstand stärker war als unsere Kraft. Eine Zermürbungsschlacht durfte nicht geschlagen werden. Dies schloß unsere strategische Lage ebenso wie die taktische aus. Die Oberste Heeresleitung mußte in Übereinstimmung mit den in Betracht kommenden Kommandobehörden den so überaus schweren Entschluß fassen, den Angriff auf Amiens endgültig einzustellen.

Die Entente griff nun ihrerseits bei Albert und südöstlich Amiens zusammenhanglos und ohne etwas zu erreichen an. Nach sorgfältiger Vorbereitung unternahm die 2. Armee am 24. April nochmals bei Villers Bretonneux unter Einsatz von Tanks den Versuch, ihre Stellung zu verbessern. Sie kam auch gut vorwärts, vermochte aber ihren Gewinn nicht zu behaupten.

Erst allmählich beruhigte sich die Front zwischen Albert und Montdidier. Von Zeit zu Zeit flackerten die Kämpfe wieder auf, die Lage blieb dort dauernd gespannt. An den anderen Teilen der neuen Front, nach Arras und Noyon zu, trat schon erheblich früher Ruhe ein.

Die Schlacht war mit dem 4. April beendet. Sie war eine glänzende Waffentat und wird als solche immer in der Weltgeschichte dastehen. Was Engländern und Franzosen nicht gelungen war, hatten wir erreicht, und noch dazu im vierten Kriegsjahr!

Strategisch war das nicht gewonnen, was am 23., 24. und 25. erhofft werden konnte. Daß wir auch Amiens nicht bekommen hatten, dessen Gewinn die Verbindung zwischen der feindlichen Front nördlich und südlich der Somme ungemein erschwert hätte, war eine besondere Enttäuschung. Beschießen der Bahnanlagen von Amiens mit weittragender Artillerie bot keinen vollgültigen Ausgleich. Unsere Truppen hatten aber doch die Engländer und Franzosen geschlagen und sich ihnen überlegen gezeigt. Wenn sie nicht die Erfolge errangen, die möglich waren, so lag das nicht allein in ihrem verringerten Gefechtswert, sondern vor allem daran, daß sie nicht mehr überall fest in den Händen ihrer Offiziere waren. Vorgefundene Lebensmittelvorräte hatten sie aufgehalten. Kostbare Zeit war hierüber verloren gegangen.

Unsere Taktik hatte sich in ihren Grundzügen bewährt. Die Erscheinungen bei der 17. Armee bedingten keine entscheidende Änderung. Aus einzelnen Lehren mußten nur schärfere Folgerungen gezogen werden. Vor allem war die Infanterie noch weiter zu lockern. Das Überwinden von Maschinengewehrnestern hatte an vielen Stellen Schwierigkeiten über Gebühr verursacht und unseren Angriff aufgehalten. Die Selbständigkeit der Infanteriegruppe hatte häufig versagt, ebensosehr ihr Zusammenhandeln mit den Begleitwaffen. Besonders schwer war es der Truppe geworden, nach Abschluß des Angriffs sich wieder zur Abwehr zu gliedern, namentlich auch zu erkennen, wann seine Weiterführung keinen Erfolg mehr zeitigen konnte. Alle Truppen, besonders die berittenen, hatten durch Bombenabwürfe feindlicher Flieger stark gelitten.

Über die strategische Lage in der neuen Stellung war noch kein abschließendes Urteil zu geben, an und für sich war sie keineswegs günstig. Wie sich die Oberste Heeresleitung später damit abfand, war jetzt noch nicht zu übersehen, wo wir am Beginn der Operationen standen. Der Avre-Brückenkopf war taktisch besonders schwierig. Sein Aufgeben wurde erörtert. Da aber der Feind daraus den Verzicht auf die Weiterführung des Angriffs gegen Amiens erkannt hätte, wurde er beibehalten.

Die neue Front war nun zu festigen. Die abgekämpften Divisionen wurden zum Teil durch frische aus ruhigen Stellungen ersetzt, die weniger mitgenommenen vorn belassen. Dem Ausbau der rückwärtigen Verbindungen wurde überall die größte Beachtung und Sorgfalt geschenkt. Für die große Handlung kam es aber im wesentlichen darauf an, Truppen, die an der neuen Front nicht mehr nötig waren, zur Erholung, Ausbildung und Festigung der Mannszucht zurückzuführen. Wir hatten Reserven für weiteres Handeln und zur Abwehr etwaiger feindlicher Gegenangriffe zu gewinnen; diese konnten jedoch jetzt nur rein örtlichen Charakter tragen.

Für die Truppen der 2. Armee machte es sich besonders fühlbar, daß sie am Westrande des Sommeschlachtfeldes steckengeblieben waren. Sie fanden wirkliche Erholung nur östlich unserer Ausgangsstellung, obschon auf dem durchschrittenen Gelände zahlreiche englische Barackenlager unversehrt in unsere Hand gefallen waren.

Unsere Verluste waren nicht unerheblich, wir hatten lange mit starken Massen gekämpft. Der Prozentsatz bei der 17. Armee war zu hoch, der Abgang an Offizieren durchweg schwer. Wir hatten aber neben reicher Beute rund 90 000 unverwundete Gefangene gemacht, außerdem war der blutige Ausfall des Feindes groß. Die Rückkehr vieler Leichtverwundeten konnte bei uns in absehbarer Zeit erwartet werden. Wir waren Angreifer gewesen und hatten doch, auch was die Verluste betraf, günstig abgeschnitten.

Die Einrichtungen für die Verwundetenfürsorge hatten nicht überall ausgereicht, obschon sie vom Feldsanitätschef vor der Schlacht eingehend geprüft waren. Die zahlreichen Leichtverwundeten erschwerten durch unverständiges und wenig erfreuliches Hasten nach rückwärts ihre Pflege.

Mich selbst hatte die Schlacht viel gekostet. Der jüngste Sohn meiner Frau war am 23. März als Fliegeroffizier gefallen. Er galt zunächst als vermißt. Auf dem weiten Schlachtfelde fand sich ein Grab mit der englischen Aufschrift: Hier ruhen 2 deutsche Fliegeroffiziere. Ich hatte die traurige Aufgabe, meinen Sohn festzustellen. Jetzt ruht er in deutscher Erde. Der Krieg hat mir nichts erspart.

Die Fahrt nach dem Schlachtfeld hatte mich auch durch die beiden Stellungssysteme gebracht, in denen sich die Gegner so lange gegenüber gestanden hatten. Der Eindruck war ein tiefer: Ein viele Kilometer breiter Streifen der Zerstörung und Unwirtlichkeit zieht sich durch Frankreich, ein Wahrzeichen dieses von der Entente heraufbeschworenen Krieges!

Beim Feinde war der Eindruck der Niederlage ein gewaltiger. Wir taten trotz meiner Bitte nichts, dies diplomatisch auszunutzen. Frankreich erbebte. Es wollte über die militärische Unterstützung Englands und Amerikas klar sehen. Clemenceau wandte sich an die Verbündeten. In England wurden viele Zehntausend Arbeiter aus dem Kohlenbergbau und der Kriegsindustrie in das Heer eingestellt, und doch konnten etwa zehn Divisionen zunächst nicht wieder aufgefüllt werden. Sie verschwanden aus der Front und traten größtenteils erst im Herbst wieder auf. Die Dienstpflicht wurde verlängert; an ihre Einführung in Irland wagte man indes noch immer nicht zu denken. Lloyd George ging sonst aufs Ganze. Er bat, wie aus einer seiner Reden nach Abschluß des Waffenstillstandes hervorgeht, Wilson dringend um Hilfe und sandte allen verfügbaren Schiffsraum — ganz gleichgültig ob England darunter litt oder nicht — nach Amerika, um die Neuformationen zu holen. Was taten wir? Gaben wir alles her? Es ist gut, Vergleiche zu ziehen, damit die Lehren dieses Krieges von dem deutschen Volke später beherzigt werden. Nur die höchste Energie ist im Kriege am Platze.

Um den Sieg zu erringen, vergewaltigten ferner England und die Vereinigten Staaten durch politischen und wirtschaftlichen Druck die europäischen neutralen Länder und erpreßten deren Schiffsraum, um ihre eigene Schiffsraumnot zu mildern. Der U-Bootkrieg hatte auf die Dauer doch empfindlich gewirkt und eine schwere Transportkrise zu Land und auf See gezeitigt. „Im April waren die deutschen U-Boote so erfolgreich, daß England in neun Monaten ruiniert gewesen wäre, wenn die Zerstörungen in demselben Tempo fortgedauert hätten", erklärte ein englischer Staats-

mann im November 1918 im Unterhaus. Vornehmlich mit dem von den Neutralen gewonnenen und anderweitig verfügbar gemachten Schiffsraum holte England die amerikanischen Menschenmassen, auf den Schiffen dicht zusammengepfercht, nach Frankreich. Die Mannschaften führten nur ihre persönliche Ausrüstung mit. Das, was sie in Europa brauchten, gaben England, Frankreich, aber auch die neutralen Staaten, namentlich Spanien. Das Ganze war eine Gewaltmaßnahme, ungemein wirksam für kurze Zeit, aber auf die Dauer nicht aufrecht zu halten. Bei längerem Verlauf des Krieges mußte ein Rückschlag eintreten.

Der Vorsitzende des Schiffsraumausschusses der Handelskammer der Vereinigten Staaten, Edward A. Filene, urteilt nach der „New-York World" vom 8. Mai 1918 wie folgt:

„Auf Verlangen der Bundesgenossen senden wir jetzt Mannschaften in unvernünftigen Mengen nach Frankreich. Wir senden sie, ohne genügenden Schiffsraum für ihren Nachschub zu haben. Buchstäblich setzen wir das Leben unserer Jungen aufs Spiel in der Annahme, daß Amerika den notwendigsten Schiffsraum für weiteren Nachschub bereitstellen kann."

Rücksichtslosigkeit und Energie zeitigten auch hier den Erfolg.

Während der Schlacht hatten wir die Beschießung von Paris aus der Gegend von Laon mit einem 120 km weit tragenden Geschütz begonnen. Dieses Geschütz war ein Wunderwerk der Technik und der Wissenschaft, ein Meisterwerk der Firma Krupp und ihres Direktors Rausenberger. Der Eindruck der Beschießung auf Paris und Frankreich war groß. Ein Teil der Bevölkerung verließ die Hauptstadt und vermehrte so die Unruhe, die in Frankreich durch unsere Erfolge um sich griff.

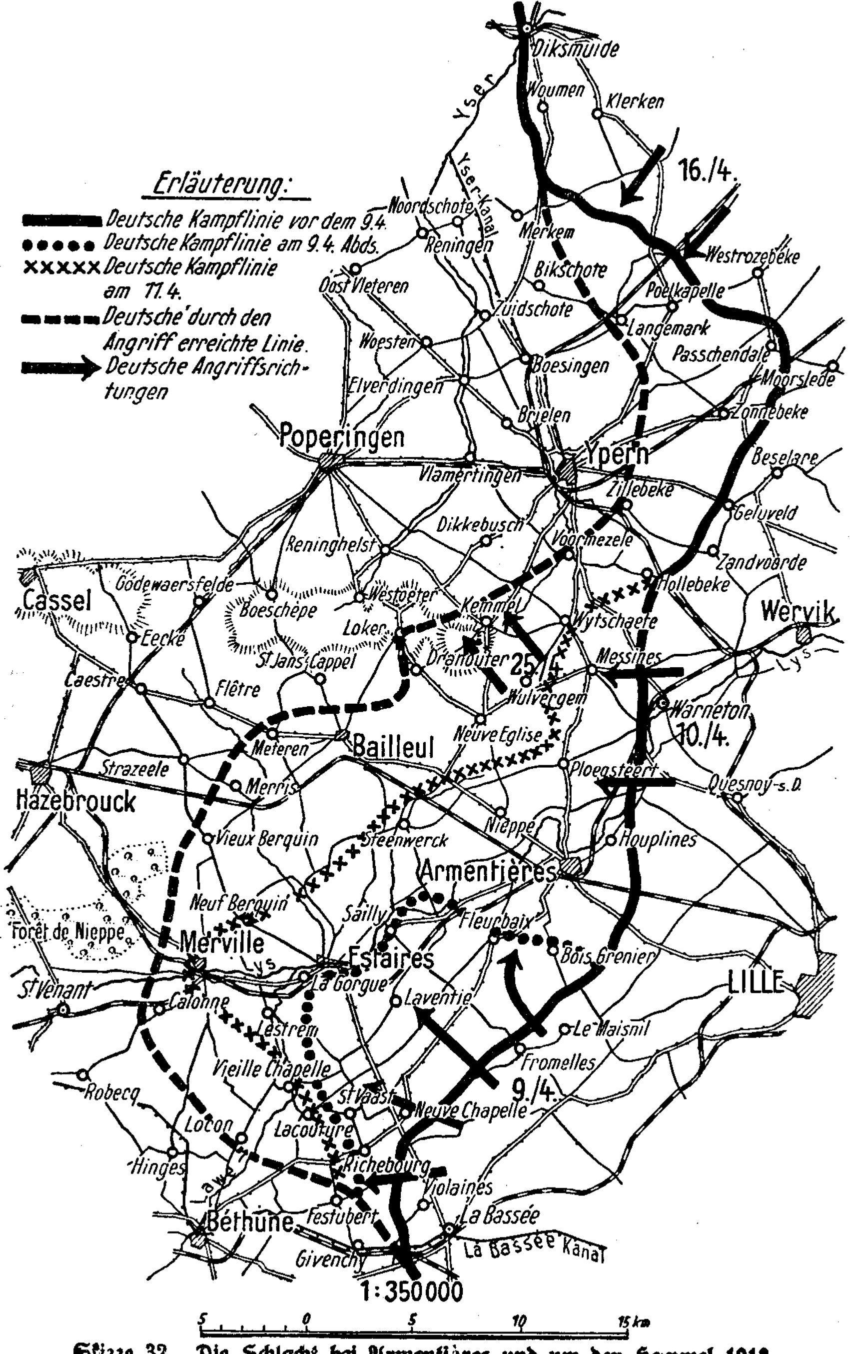
Starke Tätigkeit unserer Bombengeschwader verfolgte das gleiche Ziel.

III.

Die planmäßig vorbereiteten Unternehmungen zur Verbreiterung unserer Angriffsfront und zur Verbesserung unserer strategischen Lage wurden bereits Ende März und Anfang April ausgeführt.

Auf dem linken Oiseufer griff die 7. Armee am 6. April in Richtung Coucy la Ville von Chauny und La Fère her sowie weiter südlich an. Sie drängte die Franzosen über den Oise—Aisne-Kanal zurück. Die lange Südflanke der 18. Armee wurde dadurch besser gesichert.

In Richtung Arras, mit dem Schwerpunkt nördlich der Scarpe, hatte die 17. Armee bereits um die Monatswende angegriffen. Sie sollte sich in den Besitz der entscheidenden Höhen östlich und nördlich Arras setzen, von Lens her sich tags darauf die 6. Armee anschließen, um auch hier die Höhen zu ersteigen. Ich legte auf beide Angriffe den größten Wert. Es mußte



Skizze 32. Die Schlacht bei Armentières und um den Kemmel 1918.

für jeden Kampf in der Lys-Ebene von ausschlaggebender Bedeutung sein, wenn das Höhengelände in unserer Hand war.

Trotz außerordentlichen Artillerie- und Munitionseinsatzes hatte der Angriff der 17. Armee beiderseits der Scarpe keinen Erfolg; sie focht unter keinem glücklichen Stern. Nur General Lequis mit seiner 12. Inf. Div. kam südlich des Baches gut voran; es war für das Ganze aber ohne Bedeutung. Anscheinend hatte die Artilleriewirkung nicht genügt. Die Oberste Heeresleitung gab nun auch den Angriff des Südflügels der 6. Armee auf. Sie beschloß dagegen, den Stoß in der Lys-Ebene zwischen Armentières und La Bassée zu führen, ähnlich wie ihn die Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht seinerzeit als Hauptoperation vorgeschlagen hatte. Die Witterung war trocken gewesen, und der Engländer hatte sich in der Lys-Ebene und auch vor Ypern außerordentlich geschwächt.

Der Angriff wurde von der 6. Armee ungemein sorgfältig vorbereitet. General v. Quast und sein Chef, Oberstleutnant Lenz, waren unermüdlich tätig und hatten alles in entsprechender Weise vorgesehen wie beim Angriff am 21. März. Trotz geringer Arbeitskräfte war er so weit vorgeschritten, daß schon der 9. April für die Ausführung in Aussicht genommen wurde. Ich begrüßte dies. Je früher der Angriff stattfand, desto wahrscheinlicher war ein Überraschungserfolg gegen die in der Lys-Ebene stehenden Portugiesen.

Ich selbst war noch am 7. beim Generalkommando 55 der 6. Armee und gewann den Eindruck, daß der Zeitpunkt innegehalten werden konnte. Zur Nachprüfung der artilleristischen Vorarbeiten war Oberst Bruchmüller zur 6. Armee gesandt. Er hatte bereits im Osten am 19. Juli 1917 die Artillerieverwendung für den Durchbruch in Ostgalizien geregelt und war für den Märzangriff Artilleriegeneral bei der 18. Armee. Sein großes Wissen und Können, seine Hingebung an den Beruf und an seine Waffe, sein warmes Soldatenblut machten ihn zu einem der hervorragendsten Soldaten dieses Krieges. Seine Ratschläge hatten schon für den Angriff am 21. März als Grundlage für die Artillerieverwendung gedient. Die Artillerie der 18. Armee war ganz von seinem Geiste durchdrungen. Dies hatte der Armee, zumal sie auch noch die schwächste feindliche Stelle traf, zu ihrem schönen Erfolg verholfen. Bei der 17. Armee, die allerdings den stärksten Feind vor sich hatte, wurde zwar nach gleichen Grundsätzen gearbeitet, aber die unmittelbare elektrisierende Kraft, die von Oberst Bruchmüller ausging, fehlte. Die ausschlaggebende Bedeutung der Persönlichkeit für den Gang der Geschehnisse im Kriege, wie auch sonst im Leben, tritt hier klar zutage. Wie mit dem Feinde, so mußte die Oberste Heeresleitung auch immer wieder mit der Eigenart der Menschen rechnen, die mit ihr in gleicher Hingabe demselben Ziele zustrebten.

Oberst Bruchmüller prüfte die Vorarbeiten und meldete, daß alles in Ordnung sei. Der Angriff am 9. April vormittags ging zunächst sehr gut vorwärts. Die Nachrichten, die bis zum Mittag einliefen, waren günstig. Es war diesmal für mich eine andere Geburtstagsfeier als im Jahr vorher mit der schweren Schlappe bei Arras. Seine Majestät hörte sich den militärischen Vortrag in Avesnes an und blieb auch zum Frühstück. Er gedachte in einigen Worten meiner, auch meiner beiden gefallenen Söhne, und schenkte mir seine Statuette aus Eisen von Betzner. Mich trennte von Seiner Majestät vieles, unsere Naturen waren zu verschieden. Er war mein kaiserlicher Herr, und ich diente ihm und damit dem Vaterlande in treuester Hingabe. Die Statuette wird mir stets ein heiliges Erinnerungszeichen sein an meinen Kaiser und Obersten Kriegsherrn, der seine Soldaten liebte, das Beste seines Landes und seines Volkes wollte und seiner ganzen innersten Natur nach dem Kriege abgeneigt war — an einen Mann, der in seinem Wesen den Typ eines Deutschen nachbismarckischer Zeit darstellte. Der Monarch, in dessen Person sich so ungeheure Verantwortung vereinigte, fand nicht, wie sein kaiserlicher Großvater, Männer, die gleich Bismarck und Roon in der Konfliktszeit, entschlossen waren, vom Lande alles zu fordern, was die Kriegführung erheischte. Hierin lag das Verhängnis für Kaiser und Land in diesem Kriege.

Am Nachmittage schien der Angriff langsamer vor sich zu gehen. Die Überbrückung des feindlichen Stellungssystems machte in dem teilweise doch immer noch weichen Boden recht erhebliche Schwierigkeiten. Die Straßenzüge liefen ungünstig zur Stoßrichtung, die bei uns eingesetzten Tankabteilungen hatten zudem gestört. Das Vorbringen von Geschützen und Munition kostete viel Zeit. Der Aufenthalt, den unsere Infanterie in dem stark bewachsenen Gelände in feindlichen Maschinengewehrnestern fand, wurde beträchtlich. Am Abend waren wir gegen Armentières im Vorgehen, hatten die Lys erreicht und näherten uns der Lawe. In Richtung Bethune kamen wir nur wenig vorwärts. Auf dem linken Flügel waren wir bei Festubert und Givenchy hängen geblieben. Das Ergebnis war kein befriedigendes.

Am 10. April ging der Angriff weiter. Er gewann aber nur in Richtung Armentières und unmittelbar oberhalb von Armentières über die Lys genügend Gelände. Nach Estaires zu drangen wir nicht weit genug durch, wir blieben in der Lys-Stellung stecken; auch gegen die Lawe machten wir nur geringe Fortschritte.

Die feindlichen Maschinengewehre gaben der Truppe weiterhin sehr viel zu schaffen; sie hätte häufig frischer zufassen müssen, wie mir ein Generalstabsoffizier meldete, der dorthin geschickt war. Oft hielt sie sich aber auch zu lange bei der Suche nach Proviant auf. Die Divisionen, die hier

kämpften, waren nicht in dem Sinne Angriffsdivisionen wie die am 21. März eingesetzten. Auf anderen Schlachtfeldern haben aber die Stellungsdivisionen dasselbe geleistet wie die sogenannten Angriffsdivisionen.

Am 11. April wurde Armentières genommen. In Richtung Bailleul ging es besser voran; auch Merville fiel. Am Tage vorher war bereits die 4. Armee nördlich der 6. mit ihrem linken Flügel angetreten und hatte Messines, das im Vorjahre am 7. Juni verloren gegangen war, wiedergenommen.

Ziel für den weiteren Angriff der Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht mit der 4. und 6. Armee war das Höhengelände, das die Lys-Ebene im Norden abschließt. Wir hatten es im Herbst 1914 leider nicht behaupten können. Es beginnt mit dem Kemmel, der weit nach Osten in das Land hineinsieht, und endigt bei Cassel. Der Besitz dieser Höhen mußte die Räumung der nördlich davon gelegenen Yser-Stellung zur Folge haben.

Nach dem 12. April ließ die Stoßkraft der 6. Armee nach, während die 4. Armee nach und nach weiter Gelände eroberte. Die Wegnahme des Kemmel am 25. bedeutete den Höhepunkt der Kampftätigkeit. Es trafen immer mehr französische Divisionen vor der 4. Armee ein. Weitere Angriffe waren nicht mehr aussichtsreich.

Mit dem Vorschreiten des Angriffs gegen den Kemmel waren die Engländer, die östlich von Ypern lagen, bis an dieses heran zurückgegangen. Ein etwa auf Langemark geführter Stoß der 4. Armee kam nicht mehr rechtzeitig.

Südlich des Kemmel war noch Bailleul gefallen, weiter nach Süden jedoch die 6. Armee nicht mehr vorwärtsgekommen.

Unter dem Eindruck der Schlacht vom 21. März war General Foch zum Oberbefehlshaber der Entente ernannt worden. Um den ersten großen Einbruch zum Stehen zu bringen, wurden die englischen Reserven vor der 17. und 2. Armee zusammengefahren, während französische Divisionen von der Front Aisne—Verdun sich vor die 18. Armee legten. Durch die Kämpfe der 4. und 6. Armee sah sich General Foch jetzt veranlaßt, seine Reserven weiter nach Norden zu schieben. Seine Versuche, uns den Kemmel wieder zu entreißen, hatten keinen Erfolg. In Anbetracht der Stärke des Feindes stellte die Oberste Heeresleitung nunmehr den Angriff ein.

Wie bei jeder im Kampf erstarrten Front war die Lage der 4. und namentlich die der 6. Armee in der Lys-Ebene nicht leicht. Auf die Verstärkung der vorderen Linien, die Ausgestaltung der rückwärtigen Verbindungen, das Herausziehen alles Entbehrlichen zur Ruhe, Ausbildung und Festigung der Mannszucht wurde hier genau derselbe Wert gelegt wie nach Beendigung der großen Schlacht zwischen Croisilles und La Fère.

IV.

Ende April hatte die am 21. März begonnene Offensive ihren Abschluß erreicht. Versuche, unsere Stellung hier und da zu verbessern, und Gegenangriffe des Feindes verlängerten die Kämpfe indes bis in den Mai hinein. Brennpunkte waren hierbei die Gegend des Kemmel und Bailleul, Albert sowie das Gelände südlich der Somme bis zum Luce-Bach.

Wir hatten große Erfolge errungen, das darf unter dem Druck der später eingetretenen Ereignisse nicht vergessen werden. Wir hatten die englische Armee geschlagen. Nur wenige britische Divisionen waren noch unberührt. Von den 59 englischen Divisionen waren 53, und von diesen 25 mehrmals, in den Kämpfen eingesetzt gewesen. Die Franzosen hatten beinahe mit der Hälfte ihrer Divisionen teilnehmen müssen. Die Geräteeinbuße auf feindlicher Seite war groß. Italienische Divisionen erschienen in den Argonnen, während die im Herbst vorigen Jahres nach Italien gesandten englischen und französischen Truppen dort verblieben. In Mazedonien wurden Engländer durch Griechen freigemacht.

Was die Amerikaner im April schon herübergebracht hatten, wußten wir nicht. Mitte des Monats hatten zwischen St. Mihiel und der Mosel die ersten größeren Kämpfe gegen Truppen der Vereinigten Staaten stattgefunden, die schon lange in Frankreich waren; der einzelne Amerikaner schlug sich gut. Unser Erfolg war aber doch ein leichter gewesen.

In der Wirkung des U-Bootkrieges war ein Stillstand eingetreten. Unternehmungen der englischen Marine gegen die U-Bootstützpunkte Ostende und Zeebrügge zeigten jedoch, wie empfindlich für England der U-Bootkrieg geworden war. Welchen Einfluß er auf die Versorgung Englands und die Überführung der Truppen von Amerika nach Frankreich ausüben würde, war ungemein schwierig zu beurteilen. Nach den Erfahrungen, die die Oberste Heeresleitung bisher mit dem U-Bootkrieg gemacht hatte, rechnete ich mit dem Eintreffen starker amerikanischer Truppen. Die Schnelligkeit aber, mit der sie tatsächlich ankamen, mußte überraschen. General v. Cramon, der deutsche Militärbevollmächtigte beim k. u. k. Armee-Oberkommando, rief mich häufig an und bat mich, auf die Versenkung amerikanischer Truppentransportschiffe zu drängen; die öffentliche Meinung Österreich-Ungarns verlange dies. Admiral v. Holtzendorff konnte auch nichts anderes sagen, als daß alles geschähe, die feindliche Tonnage zu vermindern und Truppentransportschiffe zu treffen. Die U-Boote ausschließlich gegen diese anzusetzen, ging nicht an. Die Truppentransporte konnten sich auf dem rund 1400 Meilen breiten Seegebiete zwischen Nordengland und Gibraltar den europäischen Küsten nähern. Es war unmöglich, diese Fläche durch U-Boote in vollem Umfange wirksam zu

sperren. Man hätte die U-Boote nur auf einzelnen Strecken zusammenziehen können. Ob die Transportdampfer zur Zeit gerade diese wählen würden, blieb aber fraglich. Der Feind konnte die Schiffe, sobald er Nachricht über das Auftreten deutscher U-Boote erhielt, funkentelegraphisch jederzeit umleiten und die Ausladungen an einer anderen Stelle vornehmen. Es war also nicht sicher, daß man bei diesem Vorgehen genügend Transportschiffe antreffen würde. Die Vernichtung des in feindlicher Fahrt befindlichen Frachtraums wäre dann nur gelegentlich betrieben worden und hätte eine empfindliche Unterbrechung erlitten. Damit entfernte sich der U-Bootkrieg von dem Ziele, das ihm ursprünglich gesteckt war. Der U-Boothandelskrieg wurde daher mit aller Energie weitergeführt. Nach den vorhandenen Nachrichten über den feindlichen Frachtraumbestand und die feindliche Versorgungslage war die Hoffnung berechtigt, auf diesem Wege zum Ziele zu kommen. Die feindliche Schiffsraumnot stand fest.

Das Einstellen der Angriffe war naturgemäß von weitestgehender Bedeutung. Mit uns kräftigte sich auch der Feind. Unsere Verluste machten sich bei dem Mangel an Ersatz fühlbar. Ich wandte mich im April von neuem an das Kriegsministerium mit dem Ersuchen, schärfer mit dem Herausnehmen der Reklamierten aus der Kriegsindustrie vorzugehen.

Einen besonderen Zuschuß an Ersatz aus der Heimat bekam ich für die Folge nur durch zurückgekehrte Kriegsgefangene aus Rußland. Die Oberste Heeresleitung griff nun auf ihre Mannschaftsreserven zurück und stellte sich jetzt selbst aus Truppen des Ostheeres und von Rumänien sowie aus Sonderwaffen und den Etappen Ersatz bereit. Dieser konnte aber nicht ausreichen, wenn nicht die Regierung in der Heimat die Reklamierten freimachte und energisch gegen Drückeberger und Deserteure vorging.

Unsere Truppen hatten sich gut geschlagen; allerdings hatten einige Divisionen in der Lys-Ebene ersichtlich Angriffsfreudigkeit vermissen lassen. Dies gab zu denken. In der durchschnittenen Niederung aber war die Unterstützung der Infanterie durch Artillerie so schwierig gewesen, daß diese Erscheinung noch nichts Beunruhigendes bot. Dagegen gab das Verweilen der Truppen an vorgefundenen Vorräten, auch das Zurückbleiben einzelner zum Durchsuchen der Häuser und Gehöfte nach Lebensmitteln zu schweren Bedenken Veranlassung. Sie minderten den Erfolg und waren Zeichen mangelhafter Mannszucht. Ebenso ernst aber war es, daß sowohl unsere jungen Kompagnieführer wie auch ältere Offiziere sich nicht stark genug fühlten, dagegen einzuschreiten und die Autorität zu erzwingen, die sie befähigt hätte, die Truppe ohne Aufenthalt weiterzuführen. Das Fehlen unseres alten Friedensoffizierkorps machte sich überaus empfindlich fühlbar. Es war der Träger der sittlichen Kräfte des Heeres gewesen. In der ersten Hälfte des Krieges hatte der Reichstag zudem die Strafgesetze gemildert.

Den für die Erhaltung der Mannszucht verantwortlichen Führern wurde das wirksamste Strafmittel entzogen: Die Verbüßung des strengen Arrestes durch Anbinden. Diese Strafe war gewiß ungemein schwer, ihre Vollstreckung durfte auch nicht in der Hand der jugendlichen unerfahrenen Kompagnieführer liegen, aber sie ganz abzuschaffen, war verderblich. Mag damals die Milderung am Platze gewesen sein, jetzt erwies sie sich als verhängnisvoll; auch die häufig stattfindenden Amnestieerlasse beeinflußten die Mannschaften ungünstig. Die Entente hat mit ihren erheblich schärferen Strafen jedenfalls mehr erreicht als wir. Diese historische Wahrheit steht fest.

Noch andere Mißstände für die Rechtspflege hatte der lange Krieg gezeitigt. So hatte unter den Richtern eine weiche Auffassung über militärische Vergehen Platz gegriffen, die häufig unverständlich war. Hierbei wirkte mit, daß die Fälle, die an der Front vorgekommen waren, nicht unmittelbar nach Begehung vom Truppenteil abgeurteilt wurden, sondern weiter hinten in ganz anderen Verhältnissen und nach einer gewissen Zeitspanne. Es blieb immer zu bedenken, daß viele Elemente im Heere waren — die zahlreichen Deserteure und Drückeberger sind ein trauriger Beweis —, die keinerlei Schonung verdienten. Für diese mußten die Strafen hart sein, das gebot die Not des Vaterlandes, aber auch die Rücksicht auf die braven und tapferen Soldaten. Gottlob waren diese immer in der großen Mehrzahl vorhanden! Vergaß sich ein solcher Soldat einmal, dann hatte der Gerichtsherr die Möglichkeit, durch Strafaufschub dem Sonderfall gebührend Rechnung zu tragen. Viele Verbrechen geschahen, um sich durch das Strafverbüßen dem Frontdienst und damit dem Kampf zu entziehen. Wir kamen dahin, Gefangenen-Kompagnien zu bilden, die in den vordersten Linien zu Arbeitszwecken verwendet wurden. Es ist dies ein trauriges Kapitel! Ich habe es mit dem Kriegsminister behandelt. Ihm unterstand die Rechtspflege im Heere, die Oberste Heeresleitung hatte auf sie keinerlei Einfluß. Ich konnte auch bei den Armee-Oberkommandos nur dahin wirken, daß immer wieder das Aufrechterhalten der Mannszucht als erste Notwendigkeit hingestellt und betont wurde. Die Vorgesetzten mußten aufgeklärt sein über die Macht- und Rechtsmittel, die ihnen zur Verfügung standen. Sämtliche Armee-Oberkommandos waren von der eisernen Notwendigkeit, entsprechend zu wirken, überzeugt. Hiermit war das geschehen, was von außen her veranlaßt werden konnte; nun mußte die Truppe die Kraft zeigen, ihre Mannszucht rein zu halten. Dabei kam es wieder ausgesprochen auf den Offizier an. Und wenn die Mannszucht bei Truppenteilen nachließ, so sind die Kommandeure daran nicht schuldlos.

Aus vielen Gesprächen, die ich in diesen Tagen gelegentlich von Übungen mit Offizieren aller Grade führte, entnahm ich wiederum die bekannten

Klagen über die müde und unzufriedene Stimmung, die aus der Heimat in das Heer käme. Die Urlauber wären verhetzt und der neu eintreffende Ersatz wirke schädlich auf die Mannszucht. Die Kriegsfähigkeit des Heeres litte darunter. Bei einer Reihe von Ersatztransporten waren sehr erhebliche Unregelmäßigkeiten vorgekommen, namentlich bei Transporten aus Bayern und solchen aus dem Osten. Auch über den Geist der auf dem belgischen Truppenübungsplatz Beverloo ausgebildeten Mannschaften wurde lebhaft geklagt. Um so größeren Wert legten die Truppen darauf, in weitestgehender Weise den Ersatz wiederzuerhalten, der schon einmal in ihren Reihen gestanden hatte und auch nach der Landsmannschaft zu ihnen gehörte. Ich bin diesen Wünschen nach Möglichkeit nachgekommen, habe aber nicht alles erreicht. Nachträglich hörte ich, daß in der Heimat von der Schreibstube aus planmäßig dagegen gearbeitet ist. Es galt, das Heer zu erschüttern.

Über den Geist der Heimat sprach ich immer wieder mit den hierfür in Betracht kommenden Stellen. In diesen Tagen wurde mir das erste Mal entgegengehalten, daß auch aus dem Heere Mißmut und Kampfesmüdigkeit zurückkämen. Man schien hierüber erstaunt zu sein: schließlich mußte es aber einmal so aus dem Heere herausschallen, wie dauernd aus der Heimat hineingerufen wurde: trug doch das Frontheer in allen seinen Teilen Schweres — unendlich Schwereres als je die Heimat. Der Mann, der verbittert und verhetzt von Haus in das Heer kam und hier viel ertragen mußte, konnte nicht anders als daheim mißmuterregend wirken. Die Masse des Heeres war aber trotz der zersetzenden Einflüsse der Heimat, trotz Sinkens der Mannszucht siegfreudig. Es war stets mein Glaubenssatz, daß Volk und Heer nur einen Körper und eine Seele haben, daß das Heer auf die Dauer nicht gesund bleiben kann, wenn das Land erkrankt. Bedenkliche Erscheinungen beim Feldheer kamen nach wie vor nur vereinzelt zu meiner Kenntnis. Es war in seiner Gesamtheit noch in Zucht und Ordnung und hatte doch den Feind geschlagen. Ich hoffte, daß das Pflichtgefühl und der Siegeswille des Heeres noch stark genug seien, die vielen ungünstigen Einflüsse zu überwinden. Der Ausfall vieler höherer und mittlerer Offiziere in den letzten Kämpfen durch Verwundung und Tod mußte hier besonders verschärfend wirken, da dem sehr jungen Offiziersersatz die natürlichen Mängel anhafteten. Ähnlich lag es mit dem erfahrenen Unteroffizier. Wir waren dahin gekommen, daß der Truppenteil vor Beginn der Schlacht eine Führerreserve ausschied. Sie nahm an dem Kampfe nicht teil, um nachher noch Führer zu haben.

Auf taktischem Gebiet mußten wir die Truppen durch die Erfahrungen unserer Kämpfe belehren. Sie bestanden in noch größerer Lockerung der Infanterie, in noch höherer Bedeutung der Stoßtrupptaktik, in verbessertem

Zusammenwirken der Gruppen mit den Begleitwaffen und der Infanterie und Artillerie. Die entsprechenden Anweisungen gingen an das Heer.

Die 28. Inf. Div. und Teile des Jäger-Batls. 3, Truppen, die taktisch besonders durchgebildet waren, wurden in die Nähe von Avesnes gelegt. Mit ihnen wurde das Nähere besprochen und geübt und darauf einer größeren Anzahl höherer Offiziere aller Armeen, dabei den meisten Armee-Oberbefehlshabern und vielen Kommandierenden Generalen vorgestellt. Es wurde so für die schnelle Verbreitung der Erfahrungen in der Armee Vorsorge getroffen.

Bei allen Gelegenheiten betonte ich die Notwendigkeit, die Formen der Abwehr nicht zu vergessen und den Zeitpunkt richtig zu erkennen, wann der Angriff einzustellen und wieder in die Abwehr zu fallen sei. Die Truppe mußte dies am planmäßigen Erstarken des feindlichen Widerstandes fühlen.

Im weiteren operativen Handeln war keine Zeit zu verlieren. Die Initiative, die wir an der Westfront an uns gerissen hatten, mußten wir beibehalten und dem ersten großen Schlage einen zweiten sobald wie nur irgend möglich folgen lassen.

Das Verschieben der gewaltigen Angriffsmittel, die Munitionsversorgung und -stapelung, das Zusammenziehen der Divisionen, nicht zum mindesten auch das Verwerten der Kampferfahrungen des vorhergegangenen Angriffs und vieles andere mehr kosteten Zeit. Das war nachteilig, aber bei den tatsächlich zur Verfügung stehenden Streitkräften nicht zu ändern.

Die Fortsetzung des Angriffs bei Ypern und Bailleul gegen die englische Armee war an und für sich die günstigste Operation, aber dort standen jetzt wieder so starke feindliche Kräfte, daß sie auch mit ausgeruhten Truppen nicht möglich war. Bevor wir hier wieder angreifen konnten, mußte der Feind sich schwächen; auch waren unsere Verbindungen auszubauen. Weiter südlich lagen die Verhältnisse ähnlich. Das Sommegebiet bot zudem wenig Deckung für Angriffsarbeiten. Schwach war der Feind vor der 7. und 1. Armee. Er hatte von hier Kräfte nach Ypern gefahren und auch abgekämpfte englische Divisionen eingesetzt. Die starken feindlichen Höhenstellungen erschienen allerdings schwer angreifbar. Hatte aber die eigene Artillerie vorher gründlich gewirkt, dann waren schließlich nur die Geländeschwierigkeiten zu überwinden. Diese waren gewiß erheblich, aber eher zu meistern als im italienischen Grenzgebirge am 24. Oktober 1917. Die Heeresgruppe Deutscher Kronprinz bekam schon Ende April den Auftrag, einen Entwurf für einen Angriff zwischen Pinon und Reims vorzulegen.

Gleichzeitig hatte sich die Oberste Heeresleitung über die Truppen klar

zu werden, die diesen Angriff ausführen sollten. Dazu mußten auch solche herangezogen werden, die sich an dem Märzangriff beteiligt, hinterher aber Erholung und Ausbildung genossen hatten. Vor Ende Mai waren diese Divisionen noch nicht wieder frisch und angriffsfähig — das konnte man übersehen. So lange Zeit würden aber auch die Vorbereitungen in Anspruch nehmen. Es durfte ohne Gefährdung des Erfolges, die sich in großen Verlusten geäußert haben würde, nichts überstürzt werden. Ich konnte nicht nach meinem Wünschen und Hoffen handeln, sondern mußte mich allein auf den Boden der gegebenen Tatsachen stellen. Daß jeder unnötige Zeitverlust vermieden wurde, war selbstverständlich.

Im Laufe der Besprechungen mit der Heeresgruppe Deutscher Kronprinz, der 18., 7. und der 1. Armee, wurde folgendes beschlossen und als ausführbar festgestellt:

1. Angriff der 7. und 1. Armee aus der Linie Anizy südwestlich Laon—südlich Berry au Bac in Richtung Soissons—Fismes—Reims;
2. Verlängerung der Angriffe nach rechts über die Ailette nach der Oise zu und nach links bis nach Reims hin;
3. Angriff der 18. Armee westlich der Oise, mit Schwerpunkt in der Richtung Compiègne.

Ein gleichzeitiger Angriff auf so breiter Front war nicht möglich, da ein Teil unserer Artillerie, die wir für die Schlacht am 21. März eingesetzt hatten, bei der Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht zur Abwehr bleiben mußte.

Wie weit uns der Vorstoß führen würde, war nicht zu übersehen. Ich hoffte, daß er einen Kräfteverbrauch des Feindes zeitigen werde, der dann die Fortsetzung des Angriffs in Flandern gestatten würde.

Die Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht sollte in reiner Abwehr verharren und sich kräftigen, indessen aber doch Angriffsvorbereitungen in Flandern und zur Ablenkung längs ihrer ganzen Front treffen. Es war zu erwarten, daß in der bevorstehenden Ruhezeit ihre Divisionen, die durch die Kämpfe im März und April gelitten hatten und in den Stärken herabgegangen waren, sich erholen und durch die Wiederkehr Genesener und etwas Ersatz wieder auffüllen würden. Wurde der Feind zu bedeutendem Kräfteeinsatz gegenüber der Heeresgruppe Deutscher Kronprinz veranlaßt, so war dann die Fortsetzung der Offensive in Flandern die gegebene Operation.

Auch an den anderen Teilen der Westfront, die nicht für den Angriff in Aussicht genommen waren, sollten Angriffsarbeiten weitergeführt werden.

Es war selbstverständlich, daß überall Truppen, die in neuen Stellungen standen, diese zunächst für die Abwehr einzurichten hatten.

Sämtlichen Armeen wurde die Fürsorge für Mann und Pferd, die

in Ruhe lagen, warm ans Herz gelegt. Truppen in Stellungen konnten natürlich nicht so geschont werden, wie ich es gern gesehen hätte. Die in den neuen Fronten stehenden Truppen hatten es schwer. Dem Feinde erging es hier aber auch nicht besser; allerdings waren an vielen Stellen, namentlich im Vergleich zu unseren Truppen auf dem Sommeschlachtfelde, seine Unterkunftsverhältnisse günstiger als die unsrigen. Dies lag in der Natur der Sache. Wir suchten durch Beschießung vieler Ortschaften mit weittragenden Geschützen und Bombenabwurf diesen Nachteil auszugleichen. An den ruhigen Fronten von der 7. Armee bis zur Schweizer Grenze erholten sich unsere Verbände in den Stellungen und fanden auch Zeit, Bataillone, Infanterie-Regimenter und die Artillerie batterieweise auszubilden. Neben Pflege der Mannszucht herrschte rege Ausbildungstätigkeit im Rücken des ganzen Heeres und an vielen Teilen der Front.

Die Ausrüstung der Truppen wurde wieder vervollständigt. Die Infanterie-Kompagnien, die bisher 4 leichte Maschinengewehre hatten, erhielten ein 5., auch verbesserte Gewehrgranaten. Maschinengewehre wurden an die Kolonnen und Trains zur Fliegerabwehr ausgegeben, die Ausstattung der Artillerie damit war allmählich beendet.

Die ersten Tankgewehre kamen zur Truppe; sie waren wirksam, aber leider recht schwer und beanspruchten 2 Mann Bedienung. Dadurch fiel wieder ein Gewehrträger aus.

Die Verpflegung des Mannes war ausreichend, stand aber der des Feindes erheblich nach. Die Weideverhältnisse gestalteten sich günstig; die Pferde fanden genug Nahrung und konnten sich kräftigen. Hartfutter gab es nur wenig. Der Gesundheitszustand war bisher günstig. Die ersten Grippefälle traten auf, sie wurden militärärztlicherseits als leicht angesprochen.

V.

Während der großen Ereignisse im Westen hatte die Ruhe an der italienischen und mazedonischen Front angehalten. Diese Fronten waren nichts anderes als eine Verlängerung unserer Westfront und bildeten unseren Flankenschutz, die mazedonische zugleich den Österreich-Ungarns. Die Unterstützung, die wir von der k. u. k. Artillerie im Westen hatten, war bei ihrer überaus geringen Ausstattung mit Munition nur unerheblich. Sie fuhr, nachdem sie die Munition verschossen hatte, wieder zurück.

Die Lage der k. u. k. Armee in Italien hatte sich insofern gebessert, als mehrere Hunderttausend Kriegsgefangene aus Rußland zurückgekehrt waren. Die Armee war dadurch gekräftigt worden und fühlte sich gegen die Italiener angriffsfähig. General v. Arz hatte k. u. k. Offiziere zu unseren Westangriffen entsandt und war über die taktischen Erfahrungen

dauernd auf dem laufenden. Er beabsichtigte, in der ersten Junihälfte offensiv zu werden, also bald nach unserem Angriff auf den Chemin des Dames. Es handelte sich mithin Ende Mai, Anfang Juni um eine gemeinsame große Anstrengung gegen die Entente.

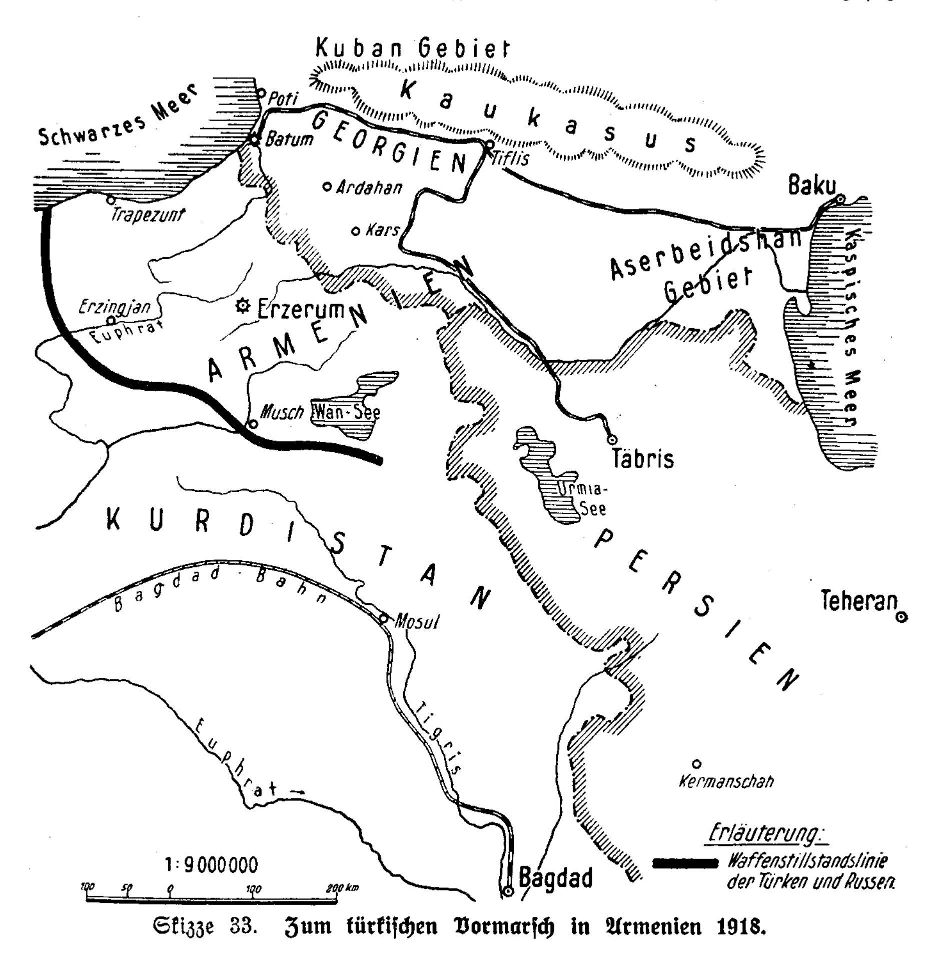
Die Verstärkung des deutschen Heeres im Westen durch einige k. u. k. Divisionen, unter Verzicht auf den Angriff in Italien, wäre jetzt möglich gewesen. Bei der an der französischen Front nur gering einzuschätzenden Kampfkraft der k. u. k. Truppen erschien aber ein Schlag in Italien vorteilhafter, solange das k. u. k. Oberkommando in Baden ihn vertrauensvoll erstrebte. Ein Sieg in Italien mußte uns auch jetzt ebenso entlasten, wie dies im Herbst 1917 der Fall gewesen war; zum mindesten würde er einen Teil der Neuformationen der Vereinigten Staaten dorthin ziehen. Dieser Vorteil fiel schwerer ins Gewicht als die Verstärkung der Westfront durch wenig kampfkräftige k. u. k. Divisionen. Hatte der Angriff in Italien keinen Erfolg, konnte immer noch eine unmittelbare Verstärkung der Westfront eingeleitet werden.

Die Verpflegungslage Österreichs und der k. u. k. Armee war ungemein ernst. Sie hatten ihren Anteil aus den rumänischen Vorräten bereits vorweg erhalten und verbraucht und zogen nun aus der inzwischen besetzten Ukraine in gebotener Rücksichtslosigkeit heraus, was irgendwie für ihre Organe greifbar war. Aber dies genügte noch nicht. Österreich beschlagnahmte deshalb in seiner Not Anfang Mai Deutschland gehörendes Getreide, das uns von Rumänien nachgeliefert und auf dem Wege durch die Doppelmonarchie war. Wir hatten Anfang Februar schon ausgeholfen. Dieser Willkürschritt erregte daher jetzt um so größeres Erstaunen und heftige Erregung. Es nutzte aber aller Unwillen nichts, wir mußten wiederum geben. Dies war um so schmerzlicher, als die Pferde an der Westfront für ihr spärliches Hartfutter auf die rumänischen Vorräte angewiesen waren.

An der mazedonischen Front herrschte auch weiterhin Ruhe. Die bulgarische Armee hatte Zeit, sich zu erholen und auszubilden. Es war aber nicht zu verkennen, daß sich der Geist seit etwa März infolge ungünstiger Verpflegungs- und Bekleidungsverhältnisse zusehends verschlechterte. Die Mißstimmung gegen Deutschland wurde von der feindlichen Propaganda und von ententefreundlichen Bulgaren geschickt geschürt. Der Bukarester Frieden und das Wegziehen weniger deutscher Formationen nach dem Westen zum Entscheidungskampf gaben neuen Propagandastoff. Fälle von Meutereien zeigten, wie weit der Zersetzungsprozeß gekommen war. Die Oberste Heeresleitung und das Heeresgruppenkommando v. Scholtz taten ihr möglichstes, um zu helfen und auf die Bulgaren einzuwirken. Wir gaben Verpflegung, das preußische Kriegsministerium Bekleidung ab. Wir

entsprachen damit auch den Bitten des Kronprinzen Boris, der die Westfront bereist und dabei den Wunsch ausgesprochen hatte, daß der Abtransport einiger Batterien hinausgeschoben würde. Wir stimmten auch dem zu.

Dem bulgarischen Oberkommando gegenüber betonten wir die Notwendigkeit, sich Reserven zu schaffen. Es hatte vorn zu viel eingesetzt



Skizze 33. **Zum türkischen Vormarsch in Armenien 1918.**

und zu wenige geschlossene Verbände zurückgehalten. Allmählich entschloß sich General Jekow, unserem Ratschlage zu folgen. Durch Überführung der Truppen aus der Dobrudscha nach der mazedonischen Front, die nur sehr langsam vor sich ging, wurde ihm dies erleichtert. Beim Feinde erschienen neben den venizelistischen jetzt auch königlich griechische Truppen.

An der Palästinafront hatte der Engländer Ende März über den

Jordan, hart nördlich des Toten Meeres, angegriffen, mit dem deutlichen Bestreben, die linke Flanke der dort stehenden türkischen Heeresgruppe zu umfassen und sie von der Bahn nach Damaskus abzudrängen. Der Angriff der englischen Truppen gewann zunächst Boden, er endigte dann aber mit einer Niederlage. Sie wurden auf das westliche Jordanufer zurückgeworfen. Leider hatte General v. Liman, der inzwischen den Befehl in Palästina von General v. Falkenhayn übernommen hatte, nicht die Truppen zum Nachstoß. Ende April wiederholte der Engländer seinen Angriff, wieder mit dem gleichen Mißerfolg. Seine Weiterführung stand nach Ablauf der jetzt beginnenden heißen Jahreszeit zu erwarten. Ich erhoffte bis dahin eine Verstärkung der türkischen Truppen an der Palästinafront, die von Enver zugesagt war. In Mesopotamien schoben sich englische Truppen weiter gegen Mosul vor und setzten sich auch anstelle der auseinanderlaufenden russischen Truppen in Nordpersien fest.

In Armenien hatten die Türken Ende Februar den Vormarsch begonnen. Sie hatten Ende März ihr Gebiet von den Russen gesäubert und Ende April das ihnen in dem Brester Frieden zuerkannte Gebiet von Kars und Batum besetzt. Hierbei gedachten sie nicht stehen zu bleiben, sondern weiteren Einfluß im Kaukasusgebiet zu gewinnen. Zu diesem Zweck entfalteten sie unter der mohammedanischen Bevölkerung des Aserbeidshangebietes eine rege Propaganda; auch Envers Bruder Nouri erschien dort, um Neuformationen aufzustellen. Gleichzeitig trat die Türkei mit den sich südlich des Kaukasus bildenden russischen Teilrepubliken Georgien, Aserbeidshan und Armenien in Verhandlungen, denen auf Befehl der deutschen Reichsleitung General v. Lossow aus Konstantinopel beiwohnte.

An und für sich konnte ich türkischen Maßnahmen zustimmen, die der Kriegführung in ihrer Gesamtheit zugute kamen. Sie durften aber nicht die Türkei von ihrer eigentlichen kriegerischen Aufgabe ablenken oder uns die Rohstoffversorgung aus dem Kaukasus erschweren, von der wir eine sehr wesentliche Erleichterung erwarteten. Die Aufgabe Envers war der Kampf gegen England, und zwar zuerst an der Palästinafront. Hierauf wies ich ihn in deutlichen Telegrammen immer wieder hin. Jetzt bot sich auch Gelegenheit, die Engländer in Nordpersien zu treffen. Die Eisenbahnverbindung von Batum über Tiflis nach Täbris begünstigte dies. In Nordpersien konnten die Türken den Engländern überlegen sein. Die Bevölkerung Aserbeidshans gegen sie aufzubieten, wäre ein Verdienst gewesen. Gern hätte ich alles unterstützt, was dies zuwege bringen konnte. Enver und die türkische Regierung dachten aber weniger an den Krieg gegen England, als an ihre panislamitischen Ziele im Kaukasus. Hiermit verbanden sie sehr reale Zwecke, nämlich die gewinnbringende Ausnutzung der dortigen Rohstoffe. Daß der deutschen Kriegswirtschaft damit nicht ge-

dient war, mußte jeder, der das Geschäftsverfahren der Türken kannte. Wir traten hiermit in einen Gegensatz zu den Zielen der Türkei.

Bei den Verhandlungen in Batum hatten sich die Vertreter der georgischen Republik an General v. Lossow gewandt und den Schutz des Deutschen Reiches erbeten. Wir hatten in den Jahren 1915 und 1916 mit georgischen Freischaren in Armenien gearbeitet, allerdings ohne Erfolg. Dabei waren wir in gewisse Fühlung mit einflußreichen Georgiern getreten. Ich konnte diese Beziehungen und jetzt die Bitte Georgiens um Schutz des Deutschen Reiches aus militärischen Gründen nur begrüßen. Sie boten uns ein Mittel, unabhängig von der Türkei an die Rohstoffe des Kaukasus zu kommen und Einfluß auf den Betrieb der Eisenbahn über Tiflis zu gewinnen. Sie war für die Kriegführung in Nordpersien von ausschlaggebender Bedeutung und in deutsch beeinflußtem Betriebe leistungsfähiger als unter türkischer Mitwirkung. Endlich mußten wir versuchen, uns durch Aufstellung von georgischen Truppen zu stärken; sie waren gegen England zu gebrauchen. Auch war nicht zu übersehen, welche Schwierigkeiten uns noch aus der nördlich des Kaukasus im Kubangebiet befindlichen Freiwilligen-Armee des Generals Alexejew erwachsen würden. Ich befürwortete deshalb beim Reichskanzler eine Berücksichtigung der Wünsche Georgiens.

Die Regierung war aus anderen Gründen für eine gewisse georgische Politik. Sie befürchtete Schwierigkeiten, die aus der Haltung der Türkei dem bolschewistischen Rußland gegenüber entstehen könnten. Der Reichskanzler beurteilte die Gewaltmaßregeln der Türkei gegen die christlichen Armenier sehr abfällig. Sie waren auch ein schwerer Fehler und durch nichts zu rechtfertigen. Die Regierung wies die georgischen Unterhändler, die mit General v. Lossow im Juni nach Berlin kamen, nicht ohne weiteres ab.

In der Ukraine hatten die deutschen Truppen nach der Einnahme von Kiew am 1. März ihre Vorwärtsbewegung verlangsamt. Odessa war am 12. März nach leichtem Kampf gefallen. Deutsche Truppen, die nach dem Vorfriedensschluß mit Rumänien am 7. März durch die Moldau anmarschiert waren, hatten dabei mitgewirkt. Es kam für die Oberste Heeresleitung in der Folge darauf an, die Ziele festzuhalten, die den Einmarsch in die Ukraine veranlaßt hatten, und nur so weit zu gehen, als dieser Zweck es erforderlich machte.

Die Ukraine hatte uns gerufen. Wir, noch mehr Österreich und die k. u. k. Armee, brauchten ukrainisches Getreide; das Land durfte daher nicht dem Bolschewismus verfallen und ihm neue Kraft zuführen. Wir mußten es so stärken, daß es uns nutzen konnte.

Das Hauptgetreidegebiet hatten wir nach der Einnahme von Charkow

am 8. April besetzt. Der Oberbefehlshaber Ost stellte nun fest, daß ohne die Kohlen des Donezbeckens ein Betrieb der Bahnen nicht möglich sei. Wir willigten wohl oder übel ein, auch noch diesen Teil der Ukraine zu besetzen und unsere Linien bis Rostow vorzuschieben, das Anfang Mai erreicht wurde. Wir mußten trotzdem zunächst sehr erhebliche Kohlenmengen aus Deutschland nach der Ukraine fahren; nach Wiederaufnahme der Kohlenförderung an Ort und Stelle verringerte sich die Einfuhr.

Außer der Eisenbahn brauchten wir auch gesicherten Schiffstransport aus den Häfen des Schwarzen Meeres nach Braila. Die russische Schwarze-Meer-Flotte hatte uns in Odessa, Nikolajew und Cherson Schwierigkeiten bereitet. Welcher Regierung sie eigentlich unterstand, war nicht klar. Die Abmachungen des Brester Friedens wurden von ihr nicht erfüllt. Sie blieb in Sebastopol stets eine Gefahr für den Schiffsverkehr. Die Krim wurde daher von uns Ende April besetzt. Ein Teil der russischen Flotte entkam nach Noworossijsk. Die in Sebastopol genommenen Kriegsschiffe sollten uns nutzbar gemacht werden, soweit wir Besatzungen stellen konnten.

Die Besetzung des weiten Gebietes hatte von neuem an vielen Orten zu Zusammenstößen mit bolschewistischen Banden und Truppen geführt. Sie wurden in den meisten Fällen mühelos vertrieben. Nach Einstellung der Bewegung hatte der Oberbefehlshaber Ost mit der Sowjetregierung eine Demarkationslinie vereinbart. Es war bezeichnend für die Sowjetregierung, wie oft sie unsere Truppen beschuldigte, diese Linie nicht eingehalten zu haben, während vom Oberbefehlshaber Ost Meldungen vorlagen, daß bolschewistische Banden in das von uns zu schützende Gebiet eingefallen wären. Leider schien das Auswärtige Amt den bolschewistischen Lügen mehr Glauben zu schenken als unseren Angaben.

Mit dem k. u. k. Oberkommando in Baden wurde unter Mitwirkung des Oberbefehlshabers Ost nach mannigfachem Hin und Her die Interessensphäre in der Ukraine geklärt. Der Generalquartiermeister traf daraufhin mit Österreich-Ungarn ein Abkommen; die Verwertung der Vorräte wurde geregelt. Doch später, unter dem Eindruck der Eingriffe Österreich-Ungarns in unsere Verpflegungsbestände, mußte das Abkommen derart geändert werden, daß wir in der ganzen Ukraine die Aufbringung aller Vorräte und ihre Verteilung vornahmen. Dies war nur ein Notbehelf, leider erforderlich, um überhaupt zu einer klaren Wirtschaft zu kommen.

Den deutschen militärischen und zivilen Behörden war ein weites Feld der Tätigkeit gegeben. Ich verfolgte mit Spannung alles, da die Oberste Heeresleitung am Ergebnis am meisten interessiert war. Generalfeldmarschall v. Eichhorn hatte die Heeresgruppe in Kiew übernommen. Vertreter der Regierung war Botschafter v. Mumm. Das Aufbringen der Vorräte lag in den Händen des Reichswirtschaftsamtes. Unklarer und

vielköpfiger konnte die ganze Organisation gar nicht erdacht werden. Es lag dies allein in der unglücklichen Stellungnahme Berlins gegen den „Militarismus", wie an dem dort herrschenden Bureaukratismus mit seiner schematischen Arbeitsweise.

Wie zu erwarten war, hatte sich die junge ukrainische Regierung unfähig erwiesen, dem Lande Ruhe zu geben und uns Getreide zu liefern. Diese Regierung verschwand von der Bildfläche. Der Hetman Skoropadski übernahm die Leitung.

Während ich um die Monatswende April/Mai mit wichtigen Arbeiten für die West-Operationen beschäftigt war, bekam ich durch das Militärkabinett des Kaisers ein Telegramm des Reichskanzlers an Seine Majestät zugesandt, das in beweglichen Worten sich über den in Kiew durch die Heeresgruppe vertretenen „Militarismus" beschwerte und Seine Majestät um Abhilfe bat. Das Militärkabinett hatte den Reichskanzler etwa dahin beschieden, daß Seine Majestät zunächst die Klärung der ganzen Vorgänge in gemeinsamer Besprechung der beteiligten Stellen vorschlüge. Ich sah dieser mit Genugtuung entgegen, denn ich war fest überzeugt, daß wieder einmal alles in nichts zerfallen würde, wenn man über Klatsch und Voreingenommenheit hinweg der Sache auf den Grund ginge. Hier kam es nicht einmal zur Besprechung. Es stellte sich bald heraus, daß Generalfeldmarschall und Botschafter persönlich gut miteinander gearbeitet hatten. Diesmal war es also nichts mit dem „Militarismus" gewesen, nur war ein General im Laufe der Ereignisse unsanft mit einem früheren Regierungsmitgliede verfahren, das eine höchst zweifelhafte Rolle den deutschen Interessen gegenüber gespielt hatte. Das Ganze hinterließ aber doch einen bitteren Beigeschmack. Ich habe diese Tatsache nur erwähnt, weil sie charakteristisch für die Stimmung in Berlin war. Immer war man dort bereit, gegen uns — statt für uns — Stellung zu nehmen. Die Befolgung gewisser innerpolitischer Rücksichten wurde höher geachtet als praktische Notwendigkeiten, auch wenn diese, wie die Fürsorge des Generalfeldmarschalls v. Eichhorn für die Landbestellung, unsere Lebensbedingungen auf das engste berührten. Bedauerlich war besonders, daß sich auch der Kriegsminister, ohne andere zu hören, auf die Seite der Regierung gestellt hatte.

Mit dem Hetman Skoropadski war in Kiew ein Mann zur Regierung gekommen, mit dem sich gut arbeiten ließ. Er war entschlossen, die Ordnung im Lande zu sichern und uns weit entgegenzukommen. Ich lernte ihn später kennen und gewann einen sehr günstigen Eindruck von ihm. Er verweilte nicht an der Oberfläche der Dinge, er durchdrang sie.

Die Oberste Heeresleitung konnte mit dem Wechsel in der Regierung in Kiew nur zufrieden sein, weil er für die Kriegführung nützlich war. Ich versprach mir Vorteile für die Heeresbildung und Getreideaufbringung.

Es wurde auch mit der Bildung neuer ukrainischer Formationen begonnen. Dies erforderte naturgemäß Zeit und brachte der Kriegführung noch keine unmittelbare Entlastung. Die deutschen Truppen, die in der Ukraine waren, wurden von der Heeresgruppe dringend für den Schutz gegen die Bolschewisten und die Sicherstellung der wirtschaftlichen Ausnutzung des Landes gebraucht. Sie klagte, so oft wir sie schwächen wollten, sie wäre nicht stark genug.

Das Reichswirtschaftsamt verfolgte in der Ukraine eine den Ereignissen vorgreifende Friedenspolitik; dagegen war nichts zu sagen, wenn eine engbegrenzte Kriegswirtschaftspolitik, um die ich bat, zu ihrem Recht kam. Österreich-Ungarn hatte in seiner Not scharf eingegriffen, und wenn es auch lange nicht das erhalten hat, was von Graf Czernin Anfang Februar als notwendig bezeichnet wurde, so haben die aus der Ukraine bezogenen Verpflegungsmittel, in Verbindung mit unserer Aushilfe, Österreich und die k. u. k. Armee wenigstens vor dem Verhungern gerettet. Damit war nur das Dringendste geleistet. Wir erhielten für unser Land an Brotgetreide und Futtermitteln aber nicht das, dessen wir so überaus nötig zur Belebung der gesunkenen Kräfte der Heimat bedurften. Immerhin hat die Ukraine auch Deutschland geholfen. Sie hat uns im Sommer 1918 Fleisch geliefert. Unsere so knappe Fleischernährung wurde dadurch ermöglicht. Wir brauchten nicht noch tiefer in unsere eigenen Viehbestände und in die der besetzten Gebiete einzugreifen. Das Heer erhielt Pferde in großen Mengen. Ohne sie wäre jede Kriegführung ausgeschlossen gewesen. Hätte Deutschland diese Pferde aufbringen müssen, so wäre die heimische Landwirtschaft wiederum schwer getroffen worden. Auch Rohstoffe aller Art bekamen wir aus der Ukraine.

Die Hoffnung, daß wir in dem Getreide der Ukraine ein wirtschaftliches Machtmittel in die Hand bekämen, das unsere Lage den Neutralen gegenüber verbessern und uns weitere wirtschaftliche Erleichterungen verschaffen würde, die für unsere Kriegsfähigkeit so wichtig waren, mußte bald begraben werden.

In militärpolitischer Beziehung hatten wir durch die Besetzung der Ukraine die Macht der Sowjetregierung erheblich geschwächt. Wir kamen auch in Verbindung mit vielen völkischen Strömungen Großrußlands und den Donkasaken, die wir zur Bekämpfung des Bolschewismus hätten ausnutzen können, wenn die Regierung damit einverstanden gewesen wäre.

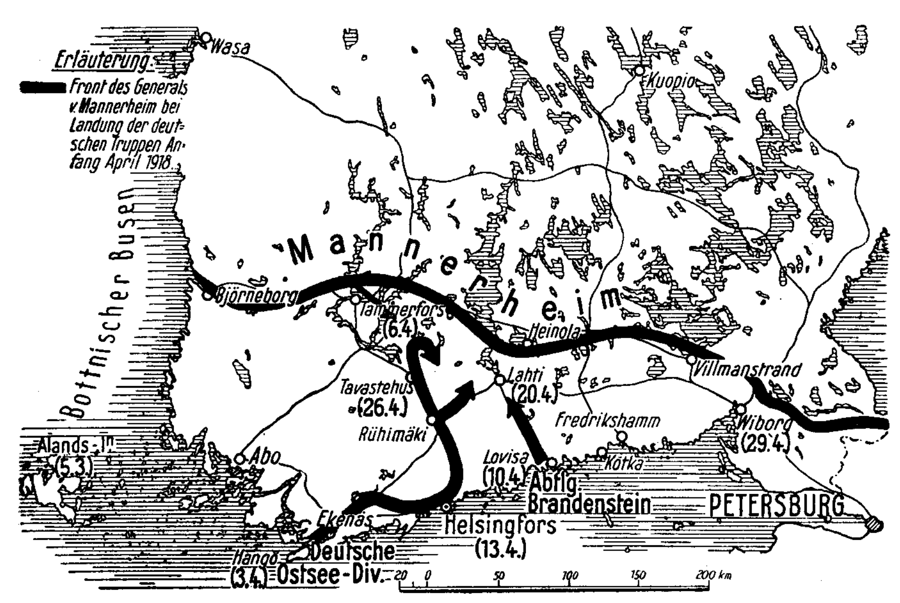
An der Front des Oberbefehlshabers Ost gegen Großrußland vom Pripjet bis zum Finnischen Meerbusen hatten sich die Verhältnisse seit dem 3. März nicht geändert.

Finnland hatte sich erhoben. Es brauchte dringend unmittelbare Hilfe. Waffenlieferung allein genügte nicht. Die Sowjetregierung machte keine

Anstalten, ihre Truppen aus Finnland zurückzuziehen. Ihre Unterstützung durch England rückte näher.

Um die Bildung einer neuen Ostfront zu verhindern und sich militärisch zu stärken, entsprach Deutschland der Bitte Finnlands nach Truppenhilfe. Auch General v. Mannerheim trat für eine Entsendung deutscher Truppen ein. Er wollte sie nicht zu früh und zu stark haben, damit seine Finnen auch noch zu kämpfen hätten und Selbstvertrauen gewännen. Das waren richtige militärische Gedanken.

Im Einverständnis mit der Reichsregierung, das wir uns auch weiterhin sicherten, schufen wir uns zunächst einen Etappenstützpunkt auf den Alands-Inseln, weil zu dieser Zeit eine Landung deutscher Truppen im Bottnischen Meerbusen notwendig erschien. Da Schweden kurz vorher



Skizze 34. **Feldzug in Finnland 1918.**

gleichfalls Truppen auf den Inseln landete, kam es zu besonderen Verhandlungen mit diesem Lande, die ohne Schwierigkeiten verliefen. Schweden zog in der Folge seine Truppen zurück; auch wir gaben die Besetzung bald auf, nachdem die Oberste Heeresleitung sich für die Landung der für Finnland bestimmten Truppen bei Hangö entschieden hatte.

Die Verbindung mit General v. Mannerheim unterhielt Major Crantz, den ich in das finnische Hauptquartier gesandt hatte. Er vereinbarte hier die Verwendung der deutschen Truppen. Das Zusammenarbeiten mit General v. Mannerheim ist stets gut und vertrauensvoll gewesen.

Aus 3 Jäger-Bataillonen und 3 Kavallerieschützen-Regimentern sowie einigen Batterien war unter General Graf v. der Goltz die Ostsee-Division in Danzig formiert worden. Sie landete Anfang April bei Hangö, während General v. Mannerheim mit der finnischen weißen Garde, zum Teil von uns bewaffnet, nordwestlich Tammerfors mit dem Rücken gegen Wasa stand. Ihm war das finnische Jäger-Bataillon zugeführt worden. Der ausgesuchte Menschenbestand des Bataillons gab einen vortrefflichen Stamm für das junge finnische Offizierkorps.

Während General v. Mannerheim über Tammerfors vordrückte, trat die Ostsee-Division nach Nordosten in Richtung Tavastehus an. Im Verein mit der Flotte besetzte sie Helsingfors am 13. April mit geringen Kräften; der Oberbefehlshaber Ost landete eine schwache Abteilung unter Oberst v. Brandenstein östlich Helsingfors bei Lovisa und Kotka. Diese begann von hier den Vormarsch in nördlicher Richtung, um den bei Tavastehus stehenden roten Garden bei Lahti den Rückzug unmittelbar zu verlegen. Im konzentrischen Angriff gelang es, sie nach schweren Kämpfen Ende April vollständig einzuschließen und zur Übergabe zu zwingen. Finnland war damit frei.

Wiborg war inzwischen von Norden her von der weißen Garde besetzt worden; das war eine strategisch richtige Tat; wie sie sich ausgewertet hätte, falls nicht die Entscheidung weiter westlich fiel, war bei der Kampfkraft der gegnerischen Streitkräfte und der Unterstützung der Bolschewisten aus Rußland nicht zu übersehen. Der taktische Sieg, die schnelle Befreiung Finnlands sind auf dem Schlachtfelde von Lahti-Tavastehus durch das gute Zusammenwirken deutscher und finnischer Truppen erzielt worden. Die Operation war damit beendet.

Wir hatten jetzt in Narwa und Wiborg Stellungen inne, die uns jederzeit einen Vormarsch auf Petersburg gestatteten, um dort die Bolschewistenherrschaft zu stürzen oder ein Festsetzen Englands von der Murmanküste her zu verhindern. Von Finnland aus wurde zudem die Murmanbahn in ihrer ganzen Länge flankiert, so daß ein ernstliches Unternehmen Englands auf Petersburg nicht mehr möglich war. Das englische Landungskorps, das die Murmanküste besetzt hatte, blieb dort oben festgebannt. Die Abzweigung der schwachen Ostsee-Division, von der im August noch die drei Jäger-Bataillone nach Deutschland kamen, hat sich bezahlt gemacht. Die finnische Regierung begann sofort mit deutschen Lehrmeistern die finnische Armee zu organisieren. Wenn wir später in Finnland nicht mehr erreichten, als es tatsächlich der Fall war, so lag die Schuld in der Hauptsache in unserer immer schwankenden Politik. General Graf v. der Goltz hatte sich allgemeines Vertrauen auch auf seiten der führenden politischen Persönlichkeiten Finnlands erworben, was dem Vertreter der deutschen Regierung nicht in dem gleichen Maße gelang. Die Halbheit unserer aus-

wärtigen Politik machte sich leider auch hier bemerkbar. Sie faßte keinen Entschluß, wurde so auch in Finnland niemands Freund und stieß die treuen Anhänger Deutschlands vor den Kopf.

Die vielen Beweise warmer Sympathie, die ich aus Finnland auch nach meinem Abgang erhielt, zeigen, daß Dankbarkeit doch noch in der Welt besteht. Diese Gesinnung hat mich um so mehr bewegt, als nicht finnische, sondern allein deutsche Interessen unsere Truppen nach Finnland geführt haben. Als mir die schwedische Regierung im Februar 1919 aus mir unerklärlichen Gründen Schwierigkeiten für einen Aufenthalt bereitete, erschien plötzlich in Hessleholmsgard ein finnischer Abgesandter, der mir Aufenthalt in Finnland anbot. Ich habe mich darüber gefreut, lehnte aber selbstverständlich ab. Ich wollte nach Deutschland zurück.

Unter den gewaltigen, wuchtigen Ereignissen dieses Weltkrieges sind die Ukraine und Finnland scheinbar nur Episoden. Trotzdem hoffe ich noch auf bleibenden Gewinn. In wirtschaftlicher und politischer Beziehung werden beide Länder stets ein charakteristisches Beispiel dafür sein, daß unsere Regierung das Wesen dieses Krieges bis zuletzt noch nicht verstanden hatte und alles lediglich nach innerpolitischen Rücksichten behandelte. Militärisch boten beide Länder zunächst das, was von ihnen erwartet wurde. Die Bildung einer neuen Ostfront war verhindert, jedenfalls auf lange Zeit hinausgeschoben. Die Blockade hatten wir im Osten durchbrochen, unser Leben schien dadurch gestärkt werden zu können. Die Stellung der Sowjetregierung war stark erschüttert, ihr Bestand ernstlich bedroht.

Als Ende Mai der deutsche Angriff an der Westfront fortgesetzt wurde, dem in der ersten Junihälfte ein österreichisch-ungarischer in Italien folgen sollte, war die Lage an allen Fronten in Ordnung; ein besonderes Gefahrsmoment schien nur die Palästinafront zu bieten.

VI.

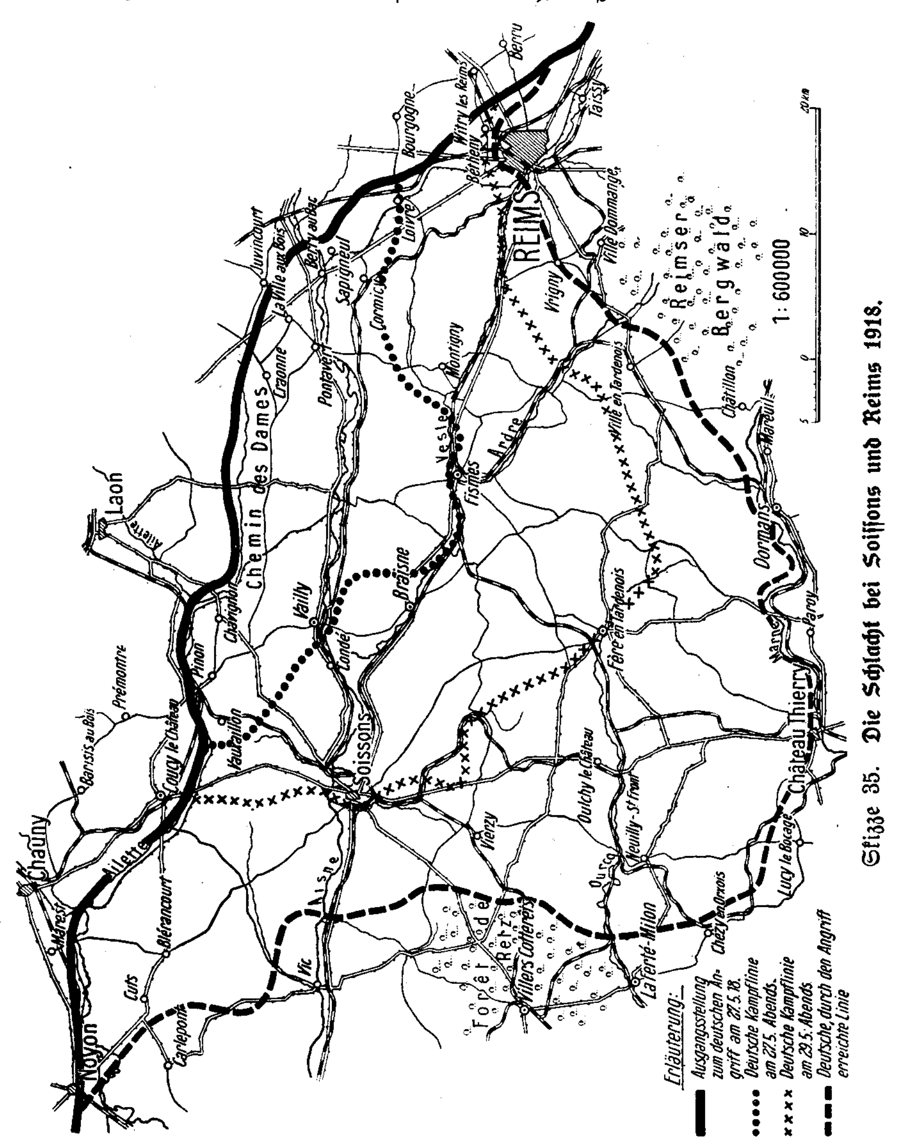
Der zweite große deutsche Angriff in Frankreich und der Angriff der k. u. k. Armee in Italien fanden im wesentlichen plangemäß statt.

Mitte Mai begann das Zusammenziehen der Truppen zum Durchbruch über den Chemin des Dames. Die Vorarbeiten waren rechtzeitig beendet. Der Artillerieeinsatz wurde nach den Vorschlägen des Oberst Bruchmüller geregelt, die auch für die artilleristische Feuervorbereitung maßgebend waren.

Ich fuhr häufiger zu den beteiligten Armee-Oberkommandos und gewann die besten Eindrücke.

Am 27. Mai begann der Angriff zwischen Vauxaillon und Sapigneul. Er hatte wiederum einen glänzenden Erfolg. Ich hatte geglaubt, es würde uns nur gelingen, die Gegend von Soissons und Fismes zu erreichen.

Diese Ziele waren bereits am zweiten und dritten Tag stellenweise weit überschritten. Wir hatten namentlich über Fismes, weniger über Soissons Gelände gewonnen. Es war tief bedauerlich, daß von einer Kommando-



Skizze 35. Die Schlacht bei Soissons und Reims 1918.

behörde die Gunst der Lage bei Soissons nicht erkannt wurde. Wir stießen hier nicht so tatkräftig wie bei Fismes vor, obschon es möglich gewesen wäre. Sonst hätte sich unsere Lage nicht nur westlich Soissons, sondern auf der ganzen Angriffsfront erheblich günstiger gestaltet. Es wäre mehr

als fraglich gewesen, ob sich der Franzose zwischen Aisne und Oise noch weiter gehalten hätte. Hier war wieder ein Fall, wo in kurzen Augenblicken vieles erreicht werden konnte, aber auch vieles unterlassen wurde. Die oberste Führung sitzt und sinnt und kann alles vorbereiten, die Ausführung selbst liegt nicht mehr in ihrer Hand. Sie muß auf dem Schlachtfelde mit vollendeten Tatsachen vorlieb nehmen.

Die 7. Armee stieß mit der Mitte in südlicher Richtung bis zur Marne vor. Ihr linker Flügel und der rechte der 1. Armee, der den Angriff nach Reims zu, wie beabsichtigt, links verlängert hatte, drangen zwischen Marne und Vesle gegen den Reimser Bergwald vor und trafen hier bald auf nicht mehr überwindbaren Widerstand. Der rechte Flügel der 7. Armee gewann zwischen Aisne und Marne südwestlich Soissons und bis zum Ostrand des Waldes von Villers-Cotterêts Gelände und nahm Château-Thierry. General Foch zog starke Reserven südwestlich Reims und gegen Soissons zu vergeblichen Gegenangriffen zusammen, die sich später bis Château-Thierry ausdehnten.

Wir stellten Anfang Juni unser Vorgehen ein. Nur zwischen der Aisne und dem Walde von Villers-Cotterêts, südwestlich Soissons, beabsichtigte die Oberste Heeresleitung noch weiter anzugreifen. Wir wollten in Rücksicht auf die östlich Soissons aus dem Aisne- in das Vesletal führende Bahn mehr Gelände nach Westen zu gewinnen und den Angriff der 18. Armee über die Linie Montdidier—Noyon taktisch unterstützen.

Unsere Truppen blieben in Angriff und Verteidigung trotz einiger unvermeidlicher, vorübergehender Krisen Herren der Lage. Sie zeigten sich den Franzosen und Engländern auch da überlegen, wo diese mit Tanks arbeiteten. Bei Château-Thierry hatten Amerikaner, die schon lange in Frankreich waren, tapfer aber nicht gut geführt, in dichten Massen unsere nur dünn besetzten Fronten erfolglos angegriffen. Auch hier blieb unserm Mann das Gefühl, der Stärkere zu sein. Unsere Taktik hatte sich nach jeder Richtung hin bewährt, unsere Verluste waren gegenüber den feindlichen und der hohen Gefangenenzahl überaus gering, wenn auch an und für sich schmerzlich. Das Einstellen des Angriffs war wiederum nicht überall rechtzeitig erfolgt. Es wurde hier und da noch angegriffen, wo die Abwehr schon am Platze gewesen wäre. Die Truppen hatten bis auf wenige Ausnahmen überall eine gute Haltung und Ausdauer gezeigt.

Im ganzen war der Eindruck ein sehr günstiger gewesen. Die Heeresgruppe Deutscher Kronprinz hatte im Angriff einen großen taktischen Sieg errungen. Der Feind war zu stärkerem Einsatz seiner Reserven gezwungen, als wir selbst an Truppen verbraucht hatten. Paris stand unter dem Eindruck der französischen Niederlage, und starke Massen wanderten ab. In der Kammersitzung Anfang Juni, auf die ich

gespannt sah, zeigte sich allerdings keine Anwandlung von Schwäche. Clemenceau sprach stolze, vorbildlich starke Worte: „Wir weichen jetzt zurück, aber wir werden uns niemals ergeben" und: „Wir werden den Sieg erringen, wenn die öffentlichen Gewalten auf ihrer Höhe sind." „Ich schlage mich vor Paris, ich schlage mich in Paris, ich schlage mich hinter Paris", „Denken wir daran, was das Schicksal von Thiers und Gambetta war; ich sehne mich nicht nach der schweren und undankbaren Rolle von Thiers."

Auch nach dieser zweiten großen Niederlage des Jahres war die Entente noch nicht friedenswillig.

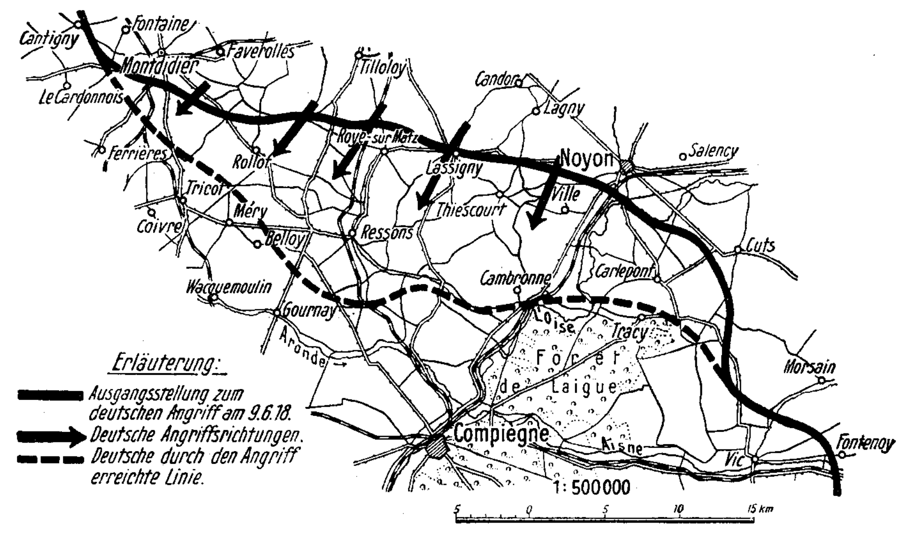
Strategisch ungünstig war es für uns, daß wir Reims nicht zu nehmen und hier unsere Armeen weiter in das Berggelände hinein vorzuschieben vermocht hatten. Die Versorgung der Mitte der 7. Armee blieb daher allein auf die Vollbahn angewiesen, die aus dem Aisnetal östlich Soissons in das Vesletal tritt. Um den Betrieb von Zufälligkeiten unabhängig zu machen, wurde der Bau einer zweiten weiter östlich gelegenen Kurve zwischen beiden Tälern angeordnet. Andere Vollbahnstrecken konnten südlich der Aisne wegen zu großer Geländeschwierigkeiten nicht ausgeführt werden. Von Laon ging noch eine Vollbahn über Anizy unmittelbar nach Soissons. Der Tunnel nördlich der Stadt zwischen dem Ailette- und Aisnetal, der gesprengt war, mußte wiederhergestellt werden. Gegen den linken Flügel der 7. und den rechten der 1. Armee führten eine Bahn mit 1 m Spurweite und Feldbahnen, deren Ausnutzung sehr erleichternd wirkte. Die Bahnen waren erst über die beiden Stellungssysteme hinweg mit den in unserem Betriebe befindlichen zu verbinden. Die ungünstigen Eisenbahnverhältnisse führten zu einer starken Beanspruchung der Lastkraftwagenkolonnen; unsere Betriebsstofflage wurde dadurch ernst.

Bereits am 1. Juni war der Angriff, unserer Absicht entsprechend, nach Westen bis zur Einmündung der Ailette in die Oise verlängert worden. Die Verschiebung der hierzu nötigen artilleristischen Angriffsmittel war glatt verlaufen. Der Kampf selbst drang bis in das Stellungssystem hinein vor, das wir bei der Alberichbewegung im März 1917 aufgegeben hatten.

Für den 7. Juni war der Angriff bei der 18. Armee zwischen Montdidier und Noyon in Aussicht genommen, die 7. Armee hatte gleichzeitig südwestlich Soissons anzugreifen. Bei einer Besprechung im Hauptquartier der 18. Armee Anfang Juni gewann ich die Überzeugung, daß ihre artilleristischen Vorbereitungen nicht rechtzeitig beendet sein würden. Das Eintreffen der Verstärkungsartillerie von der 7. Armee hatte sich verzögert. Der Angriff wurde deshalb auf den 9. Juni verschoben. Das war nachteilig, weil er dadurch immer mehr aus dem taktischen Zusammenhang mit der gewaltigen Kampfhandlung zwischen Aisne und Marne kam, für die

eine örtliche Unternehmung südwestlich Soissons kein vollgültiger Ersatz sein konnte. Dem Feinde wurde das Verschieben seiner Reserven erleichtert. Trotz dieser Bedenken nahm ich den späteren Zeitpunkt in den Kauf, da ich auf die gründliche Vorbereitung des Angriffs in Rücksicht auf sein Gelingen und die Verluste den entscheidenden Wert legen mußte.

Der Angriff der 18. Armee begann am 9., er führte auf dem rechten Flügel gegen Méry, auf dem linken gegen sehr starke Höhenstellungen hart westlich der Oise. Der Verteidiger war diesmal vorbereitet, trotzdem drang aber unsere Infanterie durch das gesamte feindliche Stellungssystem durch und noch darüber hinaus, teilweise bis an die Aronde, vor.



Skizze 36. **Schlacht bei Noyon Mai 1918.**

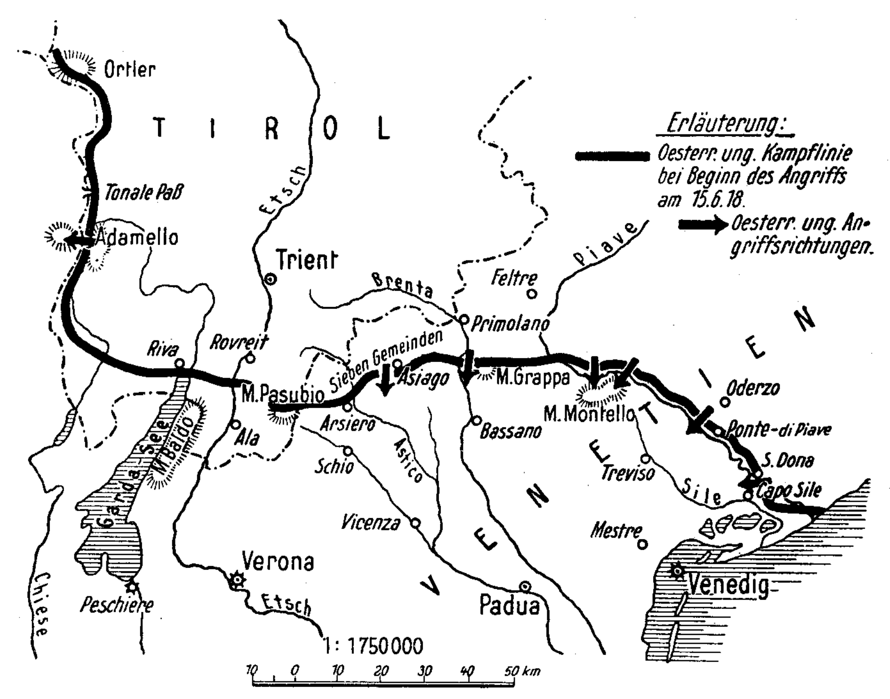
Schon am 11. setzten, vor allem auf unserem rechten Flügel gegen Méry, sehr heftige feindliche Gegenstöße ein, die auch etwas Gelände gewannen. Sie hielten am 12. und 13. ergebnislos an. Die starke Truppenansammlung des Gegners, die damit verbunden war, veranlaßte die Oberste Heeresleitung, zur Vermeidung von Verlusten schon am 11. der 18. Armee die Einstellung des Angriffs zu befehlen. Es war klar zu übersehen, daß der inzwischen bei der 7. Armee südwestlich Soissons begonnene Angriff nicht durchdringen würde.

Der Kampf der 18. Armee hatte unsere strategische Lage, wie sie sich durch den Angriff der 7. Armee herausgebildet hatte, nicht geändert, besondere taktische Erfahrungen auch nicht gezeitigt.

Mitte Juni trat auf der ganzen neuen Front der Heeresgruppe Deutscher Kronprinz Ruhe ein. Nur zwischen Aisne und dem Walde von Vil-

lers-Cotterêts herrschte Spannung, die sich zuweilen in örtlichen Kämpfen löste. Auch beiderseits der Ardre zwischen Marne und Reims hielt eine gewisse Unruhe an. Das eroberte Gebiet brachte uns reiche Hilfsmittel und erleichterte unsere Verpflegungslage.

Der Angriff der k. u. k. Armee in Italien sollte ursprünglich am 10. oder 11. Juni stattfinden. Er wurde in Rücksicht auf den Stand der Vorbereitungen auf den 15. Juni verschoben. Ein Vorstoß an der Adamellogruppe an der westtiroler Front sollte die Operation einleiten, um die



Skizze 37. **Österreichischer Angriff in Italien 1918.**

Aufmerksamkeit des italienischen Armee-Oberkommandos dorthin zu lenken. Den Hauptangriff beabsichtigte General v. Arz zwischen Asiago und dem Meere in verschiedenen Stoßgruppen zu führen, deren Druckpunkte an der Brenta, am Montello und weiter unterhalb an dem Piave lagen. Der Angriff brachte trotz örtlicher Erfolge keinen Gewinn. Nach wenigen Tagen mußte sich General v. Arz entschließen, die Truppen, die unter General Goiginger über den Piave vorgedrungen waren, wieder hinter den Fluß zurückzunehmen. Die k. u. k. Truppen hatten sich nach Meldungen, die ich aus Baden erhielt, gut geschlagen. Welche Ursachen dahin geführt haben, daß der k. u. k. Armee kein Erfolg beschieden war,

vermag ich nicht zu übersehen. Es fehlen mir die Grundlagen. Ich kann daher auch nicht beurteilen, ob die Angabe richtig ist, der Angriff wäre auf zu breiter Front geführt worden.

In höchstem Maße bedauerlich war die Art und Weise, wie der Mißerfolg an dem Piave in Österreich-Ungarn, namentlich im ungarischen Reichstage, kurz darauf besprochen wurde. In Frankreich hatte man in etwa gleicher Lage nach der Aisne-Champagneschlacht 1916 und jetzt in viel schwierigeren Verhältnissen verstanden, eine große und würdige Haltung zu bewahren. Aus Budapest erklangen unerfreuliche Töne, die die Stimmung weiter drücken mußten. Kein Mensch richtete an den ungarischen Reichstag die Frage, mit welcher Berechtigung er diese Kritik ausspräche. Hatte der Reichstag denn wirklich alles getan, einen Sieg zu ermöglichen? War das der Fall, dann durfte er kritisieren, dies jedoch öffentlich zu tun, blieb selbst dann noch ein Fehler. Der Eindruck des Mißerfolges der k. u. k. Armee in Italien wurde durch die Vorgänge in der Doppelmonarchie noch verstärkt.

Der ergebnislose Angriff der k. u. k. Armee war für mich ein tief schmerzliches Ereignis. Auf eine Entlastung der Westfront in Italien selbst konnte ich nicht mehr hoffen. Die militärische Lage blieb indes im übrigen dort so, wie sie vorher gewesen war. Die beiderseitigen Kräfte hielten sich vorläufig die Wage. Eine weitere Verstärkung der Ententefront in Frankreich durch Italiener war nicht zu befürchten. General v. Arz zog eine Wiederholung des Angriffs für den Herbst in Betracht.

Ich schlug nunmehr dem verbündeten Armee-Oberkommando sofort vor, alle verfügbaren Kräfte nach dem Westen abzugeben. General v. Arz stimmte zu. Er hatte in dieser Frage wohl mit seinem kaiserlichen Herrn zu kämpfen, der solchen Entsendungen abhold war. Die Verstärkung, die Österreich-Ungarn der Westfront brachte, belief sich nach langem Drängen auf vier Divisionen. Im Juli kamen zunächst nur zwei. Sie galten zwar als anerkannt gut, aber ihr Zustand, namentlich ihre Munitionsversorgung, war kläglich. Sie brauchten mehrwöchige Ausbildung, bis sie zum Einsatz im Stellungskrieg an der Westfront befähigt waren. Ende August und Anfang September folgten die beiden nächsten. Um Mitte September wollte General v. Arz nochmals zwei Divisionen heraufsenden, sie mußten aber nach Serbien fahren, da der Abfall Bulgariens Österreich-Ungarns und damit auch unsere Flanke der Entente freizugeben drohte.

An der Westfront hatte das deutsche Heer demnach wie bisher ohne wesentliche Hilfe den Kampf mit dem weiterzuführen, was die Oberste Heeresleitung zusammenbrachte und was ihm die Heimat gab.

Auf den übrigen Teilen der verbündeten Fronten in Europa war es

zu keiner wesentlichen Kampftätigkeit gekommen, nur westlich des Ohrida-Sees wurden die k. u. k. Truppen bis nördlich Berat im Juni/Juli zurückgedrängt.

Das Urteil über die bulgarische Armee lautete jetzt etwas günstiger. Die Stimmung hatte sich mit dem Eintreffen der ersten Bekleidungssendungen und der Verpflegungsaushilfe gebessert. General v. Scholtz verkannte den Ernst der Lage nicht. Er klagte auch darüber, daß die Armee immer mehr in das politische Parteigetriebe hineingezogen würde, um gegen Radoslawow ausgespielt zu werden. Er hätte gern noch mehr deutsche Truppen gehabt, aber da sie an der Westfront gebraucht wurden, mußte es in Mazedonien auch ohne sie gehen. Die Oberste Heeresleitung und das Heeresgruppenkommando rechneten im Fall eines feindlichen Angriffs mit örtlichen Rückschlägen. Die inzwischen gebildeten bulgarischen Reserven gaben eine gewisse Sicherheit vor großen Einbrüchen.

In Palästina waren örtliche englische Angriffe gescheitert, in Mesopotamien wurden die auf Mosul vorgeschobenen englischen Abteilungen wieder zurückgenommen. Dagegen schienen die Engländer in Nordpersien und am Südufer des Kaspischen Meeres stärker zu werden. Die Türken standen noch immer um Täbris und auch dicht vor Baku.

An der Ostfront hatte sich die Lage nicht geändert. Die Verhältnisse waren in voller Schwebe.

Die Gesamtstreitkräfte, die die Vereinigten Staaten in den Monaten April, Mai und Juni nach Frankreich herüber gesandt hatten, wurden nach den vorliegenden Nachrichten auf etwa 15 Divisionen angenommen. Zur Zeit konnten im ganzen etwa 20 amerikanische Divisionen in Frankreich sein. Das war mehr, als ich für möglich gehalten hatte. Die Überlegenheit, die wir im März der Divisionszahl nach besaßen, war damit ausgeglichen. Die Kopfstärken hatten sich um so schärfer zu unseren Ungunsten verschoben, als die amerikanischen Divisionen aus zwölf starken Bataillonen bestanden. Da, wo wir aber bisher mit den schon längere Zeit in Frankreich befindlichen Divisionen gefochten hatten, waren wir auch in zahlenmäßiger Unterlegenheit Herren der Lage geblieben. Es war nicht anzunehmen, daß die schnell eintreffenden Neuformationen mit geringerer Ausbildung besser kämpfen würden als die alten Divisionen. Kein Feind ist zu unterschätzen, er soll aber auch nicht überschätzt werden. Wie hätten wir sonst die Russen 1914 angreifen und schlagen können! So lange unsere Truppe ihren inneren Gehalt behielt, würde sie mit jedem Feinde fertig werden, auch mit den starken amerikanischen Divisionen, auch wenn deren Nerven weniger verbraucht waren als die der schon lange im Kampf stehenden Armeen. Es fiel aber schwer ins Gewicht, daß die neu eintreffenden amerikanischen Verstärkungen französische oder englische Ver-

bände an ruhigen Fronten freimachen konnten. Hierin lag eine Tatsache von ungeheurer Bedeutung; sie beleuchtet den Einfluß, den die Entsendung der Streitkräfte der Vereinigten Staaten auf den Ausgang des Krieges hatte. Amerika wurde damit kriegsentscheidende Macht.

General Foch hatte am 15. Juni seine Reserven stark verausgabt, es war keine Frage, daß die französische Armee überaus beansprucht war. Sie hatte aber im Frühsommer 1918 bisher nur wenige Bataillone aufgelöst. Frankreich zog die reichen Menschenreserven seines Kolonialreichs mehr als in früheren Jahren zum Kampf heran. Es war gewiß, daß es sich in der Operationspause, vor der wir wieder standen, neu kräftigen würde. Die englische Armee hatte seit Mitte Mai annähernd Ruhe, ihr Wiederaufbau mußte Fortschritte gemacht haben, doch war nicht anzunehmen, daß sie hierbei wesentlich schneller an Kraft gewann als die Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht, auch wenn ihre Lebensbedingungen besser waren. Die Tatsache indes, daß namentlich die Verpflegung der Entente-Armeen erheblich günstiger war als bei uns, muß voll eingeschätzt werden.

In der belgischen Armee hatte unsere Flamenpropaganda Fuß gefaßt. Es kamen häufiger Überläufer zu uns, aus deren Aussagen hervorging, daß durch die Flamenbewegung die Stimmung der belgischen Armee gegen uns nachließ.

Unsere Armee hatte gelitten. Die Grippe griff überall stark um sich, ganz besonders schwer wurde die Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht betroffen. Es war für mich eine ernste Beschäftigung, jeden Morgen von den Chefs die großen Zahlen von Grippeausfällen zu hören und ihre Klagen über die Schwäche der Truppen, falls der Engländer nun doch angriffe. Er war jedoch noch nicht so weit. Auch die Grippefälle vergingen. Sie ließen oft eine größere Schwäche zurück, als ärztlicherseits angenommen wurde. Durch die lange Ruhe besserten sich die Mannschaftsbestände wieder nach und nach. Die Bataillone der Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht erhielten im allgemeinen eine zufriedenstellende Stärke, die hinter der englischen nicht zu weit zurückblieb. Nur wenige Divisionen kamen nicht hoch. Bei der Heeresgruppe Deutscher Kronprinz waren die Truppen durch die Kämpfe natürlicherweise stark mitgenommen. Ersatz war soweit vorhanden, daß ich hoffen konnte, die Bataillone mit wenigen Ausnahmen in der Zeit der Ruhe wieder auf einen Bestand zu bringen, der dem französischen voll entsprach.

Die Bataillonsstärken waren geringer geworden, aber immerhin derartig, daß wir noch einen Schlag führen konnten, um den Feind friedenswillig zu machen; ein anderes Mittel gab es dazu nicht.

Wieder und wieder kehrten die Gedanken zu einem Angriff in Flandern zurück. Hier standen noch immer, auch wenn die französischen Divi-

sionen unter dem Zwange der Schlachten bei der Heeresgruppe Deutscher Kronprinz weggezogen wurden, starke englische Reserven. Der Angriff an dieser Stelle war jedoch noch zu schwer. Wir mußten ihn daher verschieben.

Die meisten feindlichen Reserven befanden sich in dem von der 18. und 7. Armee umschriebenen Bogen in Richtung Paris, von Château-Thierry bis Verdun dagegen nur schwache Kräfte. Die Oberste Heeresleitung beabsichtigte auch jetzt wieder, den Feind da anzugreifen, wo er schwach war. Sie nahm daher für Mitte Juli einen Angriff beiderseits Reims in Aussicht, durch den zugleich die rückwärtigen Verbindungen der 7. Armee zwischen Aisne und Marne verbessert werden sollten. Aus diesem Vorgehen heraus wollten wir die Artillerie-, Minenwerfer- und Fliegerformationen an die Flandernfront werfen, um dann hier womöglich 14 Tage später zu schlagen. Es bestand die Hoffnung auf entscheidende Schwächung des Feindes in Flandern, wenn der Schlag bei Reims gelang.

Um die Transportbewegung nicht zu groß zu machen, und um die genügende Artillerie für die beiden großen Angriffe zu gewinnen, stellte die Oberste Heeresleitung an vielen Stellen bei der Feldartillerie aus der Gerätreserve die 5. und 6. Geschütze wieder ein. Eine kurze Zeit über war die Bedienung der vermehrten Geschützzahl von den Batterien zu fordern, ohne daß ihre Stärken erhöht wurden. Auch aus dem Osten wurden noch Batterien herangeführt. Die Oberste Heeresleitung war bezüglich der Angriffszeit in einer Zwangslage. Bis Mitte Juli konnten die Verschiebung der Truppen und die sonstigen Vorbereitungen für den Angriff beiderseits Reims beendet sein. Für die Ruhe der Truppen hätte ich gern länger Zeit gehabt. Sie genügte nur zur Not; ein Mehr wäre auch dem Feinde zugute gekommen. Wir entschlossen uns, an dieser Zeit festzuhalten und für den Flandernangriff die ersten Augusttage in Aussicht zu nehmen. Das Zusammenziehen der Truppen für die Angriffe machte eine gewisse Schwächung der anderen Fronten nötig. So traten bei der 18. Armee und dem rechten Flügel der 9. zwischen Oise und Aisne gewisse Gefahrsmomente ein, während die ganze Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht und die 7. Armee südlich der Aisne gestützt blieben.

Hinter der Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht standen bereits starke Reserven, sie hatten seit längerer Zeit Ruhe; die Heeresgruppe Deutscher Kronprinz hatte sie durch Herausziehen von Divisionen aus der 18. und 7. Armee neu zu bilden, sie waren angestrengt. Die Heeresgruppen v. Gallwitz und Herzog Albrecht mußten ausgeruhte Divisionen gegen abgekämpfte hergeben. Es kam jetzt wieder darauf an, die Kräfte des Heeres zu heben und es für die bevorstehenden Angriffe bereitzustellen. Es war das gleiche Leben in und hinter der Front wie seinerzeit vor Beginn des Angriffes am 27. Mai.

VII.

Der Angriff bei Reims hatte eine gesunde Grundlage. Wir traten an ihn heran mit der festen Überzeugung, daß er gelingen müsse. Das Heer hatte sich in den letzten Schlachten der Heeresgruppe Deutscher Kronprinz so gut geschlagen, wie bei seinem Milizcharakter nur erhofft werden konnte. Die Truppen hatten sich, worauf es im wesentlichen ankam, dem Feinde überlegen gezeigt, wenn sie ihrer Eigenart und ihrem inneren Gehalt entsprechend richtig verwendet wurden.

Über den Gedanken, ob es mit Rücksicht auf den Halt des Heeres und unsere Ersatzverhältnisse vorteilhafter sei, zur Abwehr überzugehen, habe ich mir in ernstem Nachdenken Rechenschaft abgelegt. Ich lehnte ihn ab. Ganz abgesehen von der ungünstigen Einwirkung auf unsere Verbündeten fürchtete ich, daß das Heer Abwehrkämpfe, die dem Feinde das Zusammenlegen seiner gewaltigen Kriegsmittel auf einzelnen Schlachtfeldern eher gestatteten, schwerer vertragen würde als Angriffsschlachten. Diese stellten weniger hohe Anforderungen an den Soldaten als jene und wurden auch nicht verlustreicher. In dem Angriff lag das ungeheure moralische Übergewicht, daß wir auf seine Fortsetzung nicht freiwillig verzichten konnten. Alle Schwächen des Heeres mußten in der Verteidigung viel schärfer zum Ausdruck kommen.

Jetzt mehrten sich die Nachrichten aus dem Heere über den ungünstigen Einfluß der Stimmung in der Heimat auf die Front und auch aus der Heimat über die schlechte Stimmung des Heeres. Die Armee klagte auch über die feindliche Propaganda. Sie mußte wirken, da das Heer von der Heimat aus dafür empfänglich gemacht war. So meldete die 4. Armee folgenden Vorfall. Die feindliche Propaganda hatte sich der Broschüre des Fürsten Lichnowsky bemächtigt, die in einer mir ganz unverständlichen Weise die deutsche Regierung der Schuld am Ausbruch des Krieges zieh, während Seine Majestät und der Reichskanzler immer wieder ausführten, daß allein die Entente hierfür verantwortlich sei. Die Aussprüche des Kaisers waren neben die entsprechenden Stellen der Broschüre gestellt und Lügen gestraft. Zur Bestätigung des Eindruckes war noch die Ansicht einer Zeitung der Unabhängigen sozialdemokratischen Partei beigedruckt, die den gleichen Gedankengang wie Fürst Lichnowsky zum Schaden des Volkes öffentlich aussprechen konnte. Es war kein Wunder, wenn der Mann im Schützengraben an allem irre wurde, da Fürst Lichnowsky frei herumging und solches Gerede unbestraft gedruckt wurde. Ich hatte schon den Reichskanzler Dr. Michaelis gebeten, gegen den Fürsten Lichnowsky vorzugehen. Militärischerseits wurde der Hauptmann v. Beerfelde als Verbreiter der Schrift zur Verantwortung gezogen. Da aber der Verfasser unbe-

heiligt blieb, so konnte Hauptmann v. Beerfelde unmöglich bestraft werden. Ich wandte mich jetzt nochmals an den Reichskanzler und erklärte ihm, daß das Vorgehen gegen den Fürsten mit Rücksicht auf die Truppe, die für unsere gute Sache weiterzukämpfen und zu sterben bereit sein müsse, eine militärische Notwendigkeit sei. Seiner Majestät meldete ich das gleiche. Es geschah nichts. Fürst Lichnowsky teilt sich mit den Bolschewisten und vielen anderen in den traurigen Ruhm, die Mannszucht im Heere untergraben zu haben. In diesen Tagen sprach Clemenceau die Worte: „Wir werden den Sieg erringen, wenn die öffentlichen Gewalten auf der Höhe sind.“ In Frankreich waren sie auf der Höhe, wie war es bei uns? Ich habe hier einen Fall der feindlichen Propaganda gekennzeichnet, der nur aus diesem Grunde wirksam sein konnte, weil bei uns im Lande die öffentlichen Gewalten die eisernen Notwendigkeiten dieses Krieges nicht verstanden hatten.

Die Armee wurde buchstäblich mit feindlichen Propagandaschriften überschwemmt, deren überaus ernste Gefahr klar erkannt war. Die Oberste Heeresleitung setzte Prämien für ihre Abgabe aus; daß sie aber vorher das Herz unserer Soldaten vergifteten, war nicht zu verhindern. Die feindliche Propaganda konnte indes leider nur mit Hilfe der Regierung wirklich entscheidend bekämpft werden. Der vaterländische Unterricht allein genügte dazu nicht.

Gewiß wirkte es niederdrückend, daß die beiden großen Angriffe, die hinter uns lagen, nicht die Entscheidung gebracht hatten. Wir waren aber doch erfolgreich gewesen, das sah der Mann. Enttäuschung war da, sie auszuschließen, blieb in diesem Weltkriege unmöglich; die Ursache des Niederganges unserer geistigen Kriegsfähigkeit ist aber nicht in diesem Umstande begründet, sie liegt sehr erheblich weiter zurück. Die Enttäuschung wirkte nur doppelt schwer, da wir sie in unserer Geistesverfassung nicht überwinden konnten. Im übrigen war der Glaube an einen guten Ausgang des Krieges doch noch durchaus vorhanden.

Eine erhebliche Verschlechterung der Psyche des Heeres trat dadurch ein, daß aus der russischen Kriegsgefangenschaft zurückgekehrte Soldaten nach längerem Urlaub wieder eingestellt wurden. Sie brachten teilweise schlechten Geist mit; zunächst weigerten sie sich überhaupt wieder hinauszugehen, sie glaubten nicht mehr kämpfen zu brauchen, wie die von England und Frankreich ausgetauschten Kriegsgefangenen. In Graudenz war es zu sehr ernsten Auftritten gekommen.

In Beverloo wurde ein Komplott von einigen hundert Elsässern aufgedeckt, nach Holland zu fliehen. Bei dem dauernden Heranziehen von Mannschaften aus dem Osten war ich gezwungen, die Elsaß-Lothringer wieder nach dem Westen zu schicken. Sie wurden hier ungern aufgenommen.

Auch der Ersatz, der aus den Spezialwaffen freigemacht wurde, ließ

sich zum großen Teil nur widerwillig in die Infanterie einstellen. Viele Leute sahen sich hier Gefahren gegenüber, die sie bisher vermieden hatten.

Es stürmte jetzt sehr vieles auf den Geist der Truppen im Westen ein, die durch die Grippe geschwächt und durch einförmige Nahrung herabgestimmt waren. Durch die Vorräte, die wir bei unseren Angriffen gewonnen hatten, war die Verpflegung an einigen Stellen vorübergehend abwechslungsreicher geworden, jetzt aber begann die Kartoffel zu fehlen, obschon die vorjährige Ernte in Deutschland besonders gut gewesen war.

Unter den bayerischen Truppen gewann der partikularistische Geist immer mehr die Oberhand. Die Wirkung der von der bayerischen Regierung stillschweigend zugelassenen Bestrebungen machte sich fühlbar, sie vergrößerten dadurch den Erfolg der feindlichen Propaganda. Die Hetze gegen den Kaiser und Kronprinzen, aber auch gegen das bayerische Königshaus trug ihre Frucht. Die bayerischen Truppen sahen den Krieg allmählich als einen rein preußischen an. Sie wurden von den Kommandostellen nicht mehr so gern eingesetzt als in den früheren Jahren des Krieges. Nur einige Divisionen schlugen sich nach wie vor gut.

Die Heimat stand vollständig unter dem Einfluß der gegnerischen Propaganda und der Reden der feindlichen Staatsmänner, deren Wirkung in erster Linie auf uns zugeschnitten war. Wir dachten uns immer noch nicht in die Geistesrichtung unserer Feinde hinein. Alle in der Reichstagsmehrheit vertretenen Parteien, mit Ausnahme des rechten Flügels des Zentrums beteten andauernd die Schlagworte der feindlichen Propaganda nach und eilten mit ihren Vorschlägen für Versöhnung, Verständigung und Abrüstung nach wie vor der Weltordnung voraus. Der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, in dessen Person sich diese ganze Weltanschauung verkörperte, sprach sich dahin aus, der Krieg könne nicht auf dem Schlachtfelde entschieden werden. Das war richtig, wenn man an den Kampf gegen die feindlichen Heimatfronten und die Unterstützung der Kriegführung durch die politische Kriegsleitung dachte. Es war falsch, wenn man an Versöhnung und Verständigung glaubte, und dies lag hier vor. Der Staatssekretär gab damit freilich nur das wieder, was die meisten dachten. So wurde in dem Reichstage, in der Presse, an allen Orten zu unserem müden Volke und zum Soldaten gesprochen, von dem die Oberste Heeresleitung für das Vaterland den Einsatz seines Lebens auf dem Schlachtfelde verlangen mußte. Sollten unter diesen Einflüssen weiche Naturen stark werden? War es zu erwarten, daß verwahrloste Jugendliche, die, in den letzten Jahren ohne elterliche Zucht im politischen Parteigetriebe und im Lebenstaumel aufgewachsen, sehr viel verdient hatten und nun nach kurzer Dienstzeit zur Truppe kamen, oder unruhig gesonnene Männer nach Ablauf ihrer Reklamation Soldaten würden, die für König und Vaterland hingebungs-

voll kämpften? Lag nicht der Gedanke viel näher, daß sie alle nur an die Erhaltung ihres Lebens dachten? War nicht anzunehmen, daß jene Eindrücke auf weniger gefestigte Charaktere verderblich einwirken würden, namentlich in Stunden der Not, wo menschliche Schwächen sich hervordrängten? Mußte dies alles nicht auch in die Heimat zurückschallen?

Zu alledem kroch immer deutlicher, von der Unabhängigen Sozialdemokratie nur zu gern aufgenommen und verbreitet, der Bolschewismus heran, der sich inzwischen in Berlin offiziell einrichten durfte. Wir hatten davor gewarnt, Joffe nach Berlin kommen zu lassen und, angeregt durch den Oberbefehlshaber Ost, vorgeschlagen, in irgendeiner Stadt des besetzten Gebiets mit ihm weiter zu verhandeln. Wie der Bolschewismus arbeitete, wurde von uns sehr bald richtig erkannt. Ungezählte Warnungen wurden ausgesprochen. Der stellvertretende Generalstab gab den verantwortlichen Stellen in Berlin reiches Material über die Tätigkeit der Bolschewisten in Deutschland. Die weitere Verfolgung war leider nicht mehr seine Sache. Auch das Oberkommando in den Marken und ich haben immer von neuem den Reichskanzler, das Kriegsministerium, das Auswärtige Amt und ebenso das Reichsamt des Innern auf das revolutionäre Treiben der russischen Botschaft in Berlin mit ihrem überaus zahlreichen Personal und ihre Verbindung mit der Unabhängigen Sozialdemokratie sowie auf die revolutionäre Tätigkeit derselben aufmerksam gemacht. Es war nichts zu erreichen. Als ich wieder einmal das Auswärtige Amt auf das Arbeiten des Herrn Joffe und auf die Gefährlichkeit seines Aufenthalts in Berlin hinwies, wurde mir geantwortet, er wäre besser in Berlin aufgehoben als anderswo. Man hätte ihn hier unter Augen. Leider waren diese Augen aber blind. Herr Joffe konnte, während der Bolschewismus sich offiziell Deutschland willfährig zeigte, die Kampffähigkeit des deutschen Volkes erschüttern, wie es der Entente allein trotz Blockade und Propaganda nie möglich gewesen wäre.

Er stellte zu diesem Zweck auch den Umsturzelementen in unserer Heimat reiche Mittel zur Verfügung. Der ganze Umfang seiner revolutionären Tätigkeit wurde naturgemäß erst später offensichtlich. In Magdeburg bekundete der Führer der Unabhängigen Sozialdemokratie, Vater:

„Seit dem 25. Januar 1918 haben wir den Umsturz systematisch vorbereitet. Wir haben unsere Leute, die zur Front gingen, zur Fahnenflucht veranlaßt. Die Fahnenflüchtigen haben wir organisiert, mit falschen Papieren ausgestattet, mit Geld und unterschriftslosen Flugblättern versehen. Wir haben diese Leute nach allen Himmelsrichtungen, hauptsächlich wieder an die Front geschickt, damit sie die Frontsoldaten bearbeiten und die Front zermürben sollten. Diese haben die Soldaten bestimmt, überzulaufen, und so hat sich der Zerfall allmählich, aber sicher vollzogen."

Daneben ging die revolutionäre und bolschewistische Beeinflussung der Urlauber. In den Eisenbahnzügen wurde weitestgehende Propaganda getrieben. Die auf Urlaub fahrenden Soldaten wurden bewogen, nicht mehr zur Front zurückzukehren, die zur Front fahrenden wurden zum passiven Widerstand oder zur Fahnenflucht und Meuterei aufgefordert. Um die Monatswende Juni/Juli war vieles noch unsichtbar, aber in stillem, unaufhaltsamem Werden.

Ob linksbürgerlich, sozialistisch oder bolschewistisch gesonnen, gemeinsam war das Streben, die Autorität zu untergraben; schon jahrzehntelang war hieran gearbeitet worden. Jetzt, in der Not des Staates, trat das unverhohlen hervor. Ich will nicht davon sprechen, daß ehrgeizige Abgeordnete unserer schwachen Regierung nun noch den Rest von Ansehen nahmen, auch nicht davon, wie man sich von allen Seiten bemühte, meine Stellung und das Vertrauen zu mir zu erschüttern, weil man in mir die Stütze der Autorität sah; ich denke nur an die planmäßige Arbeit gegen den Offizier. Das war bei der demokratischen und mehrheitssozialistischen Partei ein Verbrechen, nein, es war, um mit Talleyrand zu sprechen, schlimmer als das, es war ein Fehler. Ein Fehler von so unendlicher Schwere und Kurzsichtigkeit, daß ihn nichts vertuschen kann. Statt in dem Offizier den Träger der staatlichen Ordnung zu sehen, sahen viele in ihm allein den Vertreter des „Militarismus", ohne sich klar darüber zu sein, was eigentlich der Offizier mit den Beschwerden zu tun hatte, die sie glaubten führen zu sollen. Alles war so sinnlos. Das Offizierkorps hat bei uns nie Politik getrieben, es hatte im Kriege lange seine Abgeschlossenheit verloren, gegen die vor dem Kriege anzukämpfen als verdienstvoll galt. Es rekrutierte sich aus allen Kreisen und aus allen Parteien; jeder konnte Offizier werden. Es war ja nach vielen Richtungen hin leider nicht mehr das alte Offizierkorps. An Mißständen waren fremde Elemente, das Sinken unserer Volksmoral und die Unerfahrenheit vieler Offiziere schuld, die nur deshalb so früh in ihre Stellungen gekommen waren, weil der Abgang an Offizieren auf blutiger Wahlstatt so außerordentlich hoch gewesen war. Es werden auch einmal dem gutgläubigen deutschen Volk die Augen aufgehen über diese Verhältnisse, aber zugleich über seinen Undank und sein eigenes schweres Verschulden gegen diesen Stand und damit gegen Heer und Vaterland und gegen sich selbst. Möge es dann die Schuldigen finden.

Damals häuften sich wie auf Geheiß die Klagen über den Offizierstand.

Der Offizier sollte viel besser leben als der Mann, während er doch im Felde und im Schützengraben genau aus der gleichen Feldküche seine Mahlzeiten nahm. Auch in rückwärtigen Unterkünften speiste in der Regel immer ein Offizier aus der Feldküche, während die anderen gemeinsam aßen. Unteroffiziere und Mannschaften waren doch in der Küchenkommission ver-

treten, warum hörte man von ihnen keine Klagen! War für den Offizier die Pflege des Korpsgeistes, die Einwirkung des Kommandeurs, der älteren Kameraden auf die jüngeren weniger wichtig? Wo aber war dies besser möglich als im kameradschaftlichen Zusammenleben? Die Dienststunden allein reichten nicht aus, die Tradition des deutschen Offizierkorps auch während des Krieges dem jungen Nachwuchs zu übermitteln. Der Offizier sollte mit seiner Truppe leben, und er tat es. Anders war es in der Schlacht und im Schützengraben gar nicht möglich. Schließlich mußte seine Stellung eine gehobene und sich stark abzeichnende bleiben, er hatte Autorität zu behalten, wie war sonst seine entscheidende Einwirkung auf die Truppe in allen Lagen möglich? Hierzu gehörte neben vielem anderen eine gebotene Absonderung, andernfalls verlor der Offizier an Ansehen. Waren die Gründe vergessen, die im Frieden den Unteroffizier aus Mannschaftsstuben in besondere Unteroffizierstuben legen ließen? Man wollte an alles dies nicht denken, man wollte doch nur die Autorität schädigen, an den Grundfesten des Staates rütteln, um eigene jämmerliche Interessen um so leichter zu befriedigen. Das Leben im Offizierkorps war so, wie es die Rücksicht auf den Mann, auf den Offizier selbst und endlich auf die bürgerliche und staatliche Ordnung verlangte, die mit der Stellung des Offiziers steht und fällt!

Auch das Leben in den höheren Stäben wurde scharf kritisiert. Wer kennt nicht die nervenaufreibende Arbeit, die ungeheure seelische Belastung, die stündlich dort eintritt? Truppen kamen in Ruhe, der Stab blieb Tag und Nacht in steter Arbeit. Ich habe vier Jahre diese Anstrengung gehabt ohne Ruhe und Rast. Da konnte ich von Feldküchenkost nicht leben. Und doch erklärte ich im Oktober 1918 dem neuen Kriegskabinett des Prinzen Max, auch die Oberste Heeresleitung würde aus der Feldküche essen, wenn sämtliche Staatssekretäre und ganz Berlin nur aus der Feldküche äßen; bis dahin würde sie so leben, wie es ihr in Rücksicht auf den Soldaten und sich selbst gut schiene. Reichskanzler Prinz Max lehnte ab, aus einer Feldküche zu essen. Wir aßen, so lange ich im Felde war, einfach, aber so, wie wir es gewohnt waren. In ähnlicher Lage waren auch die anderen höheren Stäbe. Sie lebten ebenso wie wir. Übertreibungen habe ich nirgends gut geheißen, wo sie vorgekommen sind, muß ich sie verwerfen. So lange wir noch eine staatliche Ordnung besitzen, so lange muß es Autorität geben. So lange werden auch gesellschaftliche Unterschiede bleiben. Ein Offizierkorps muß da sein, in dem sich der einzelne Offizier anders halten kann als der Mann und doch sein treuer Kamerad ist, so wie es war!

Nun kamen Klagen, der Offizier lebe auf Kosten des Mannes. Das war schändliche Verleumdung feindlicher und inländischer Propaganda. Viele gewiß ehrlich denkende Männer kamen mit solchen allgemeinen Klagen

an mich heran und plärrten sie nach, statt gegen sie loszuwettern; sie hatten auch schon jedes Gefühl für die sittliche Reinheit des Offizierkorps verloren. So tief waren wir in das Netz jener Ausstreuungen geraten.

Es hieß, der aktive Offizier verkröche sich in den Stuben. Das war der Lohn des dankbaren Volkes für die Aufopferung und die Hingabe des aktiven Offiziers! Es gab nur noch wenige! Die anderen waren gefallen oder zerschossen. 80 bis 90 vom Hundert seines Bestandes hatte das aktive Offizierkorps eingebüßt. Wußte man denn nicht, daß in bestimmte Stellen der Stäbe, von denen das Wohl und Wehe der Truppen abhing, besonders erfahrene und militärisch selbständig arbeitende Offiziere gehörten? Daß hierfür der aktive Offizier geeigneter als der Offizier des Beurlaubtenstandes und schließlich unersetzlich war, ist klar. Ich bat das Militärkabinett, auch diesen Anschuldigungen nachzugehen. Es stellte deren Unrichtigkeit auf der ganzen Linie fest.

Trotzdem erinnerte ich immer wieder daran, daß kriegsverwendungsfähige Offiziere aus der Heimat und aus den Stäben in die Front kämen und durch garnisonverwendungsfähige Offiziere ersetzt würden. Die Stäbe waren im Sommer 1918 so zusammengesetzt, daß verschiedene Divisionskommandeure mir klagten, sie hätten nicht genügend gesunde Offiziere in ihrem Stabe, um allen Anforderungen zu entsprechen.

Ich war stets dagegen, Vater und Sohn in einem Stabe zu lassen. Wo ich Kommandogewalt vertrat, wie als Chef im Osten, bin ich dagegen eingeschritten. Jetzt konnte ich nur das Militärkabinett darauf aufmerksam machen.

Über die Kantinenwirtschaft hörte ich ungünstiges. Auch hier sollte der Offizier den Mann schädigen. Ich ging dem nach. Alles war in Ordnung. Kantinenkommissionen, in denen die Soldaten vertreten waren, kontrollierten den Betrieb und die Verteilung des Erlöses. Der Warenverkauf in den Kantinen war genau rationiert für Offiziere und Mannschaften gleichmäßig nach der Kopfzahl. Jeder durfte nur nach der genau berechneten Verteilungsliste kaufen. Die höheren Stäbe, die keine eigenen Kantinen hatten, bezogen aus den Zentralkantinen zu denselben Preisen wie die Truppenkantinen. Da diese mit einem gewissen Aufschlag an Offizier und Mann gleichmäßig verkauften, so erhielten die höheren Stäbe — natürlich Offiziere wie Mannschaften — ihre Waren tatsächlich etwas billiger als die Angehörigen der Truppe. Ich stellte auch dies ab. Dann hieß es, die Kantinengelder selbst würden ungetreu verwaltet. Diese Beschuldigungen waren ebenfalls unrichtig. Nur der Soldat erhielt von dem Gewinn einen Anteil, natürlich am häufigsten in Waren.

In der Etappe sollte der Offizier besonders üppig leben. Ich habe dort

unendlich viele treue Arbeit gesehen, von der das Heer unermeßlichen Nutzen hatte. Es verstand sich von selbst, daß dort der Offizier, aber ebenso der Mann, ruhiger und behaglicher lebte, als es in der Truppe der Fall war, die nur vorübergehend in das Etappengebiet kam. Selbstverständlich war es auch, daß die Truppe dies empfand, obschon für sie geschah, was sich ermöglichen ließ.

War es ferner ein Vergehen, wenn der Offizier in Belgien oder sonstwo einkaufte, um etwas nach Hause zu schicken und dort das Leben seiner Familie zu erleichtern? Haben denn die Familien der Offiziere, die selten über Reichtümer verfügen, nicht am meisten unter der Lebensmittelteuerung in der Heimat gelitten? Beim Oberbefehlshaber Ost richtete ich im Juli 1916 für den Soldaten eine ähnliche Möglichkeit ein; sie wurde später noch weiter ausgebaut. Aus dem Westen und Rumänien sind viele Soldatensendungen in die Heimat gegangen.

Jeden Sonderfall, der mir über Unregelmäßigkeiten eines Offiziers mitgeteilt wurde, auch wenn es anonym geschah, habe ich eingehend untersuchen lassen. Die Stellung und das Leben der Offiziere wurden oft mit den Kommandobehörden besprochen. Unter dem Eindruck der dauernden Anklagen wandte sich der Generalfeldmarschall auch an alle Offiziere. Das Offizierkorps hat den Krieg an seiner Ehre rein überstanden. Wer dagegen verstieß, war eine Ausnahme und gehörte nicht zu uns. Gegen ihn konnte nicht scharf genug eingeschritten werden. Der Offizier, der nicht mit reinen Händen als Ehrenmann aus diesem Krieg hervorgegangen ist, der fremdes Gut behielt, auch nur, um es vor Zerstörung zu bewahren, hat das Vaterland, die Armee, das Offizierkorps und sich selbst besudelt. Das Offizierkorps in seiner Gesamtheit kann auf sich stolz sein und nicht zum mindesten darauf, daß es trotz aller Hetzarbeit in seinem Rücken das Heer vier Jahre zusammengehalten, es so oft zum Siege geführt hat und noch die Kraft besaß, im Verein mit treuen Unteroffizieren und Mannschaften es über den Rhein zu führen — eine ungeheure, der Großtaten dieses Krieges würdige Leistung.

Die Unteroffiziere wurden durch die feindliche Propaganda nicht in Mitleidenschaft gezogen. Sie hielt deren Autorität bereits vermindert und glaubte daher nicht nötig zu haben, ihnen besondere Beachtung zu schenken. Wohl aber wurde der Gegensatz zwischen Offizier und Unteroffizier, der in der alten Friedensarmee nicht vorhanden war, künstlich geschaffen.

Es hatte sich allmählich viel Ungesundes im deutschen Volk und Heer angesammelt. Krankheitserscheinungen waren nicht mehr zu verkennen, sie wurden auch von vielen wahrgenommen. Der deutsche Kronprinz, der mich häufig in Avesnes aufsuchte, sprach sich mit steigender Beunruhigung darüber aus und wandte sich auch in Eingaben an den Kaiser. Ich konnte

diesen nur beipflichten. Bei geistigen Erkrankungen ist es ungemein schwer, schon früh vollständig klar zu sehen. Man fühlt sie wohl. Erst, wenn der Ausbruch erfolgt ist, wird das Zurückliegende in vollem Umfange verstanden. Die an vielen Stellen eingetretene Zersetzung des Heeres blieb mir im einzelnen in ihrer ganzen Schwere ebenso fremd, wie Millionen deutscher Männer die Zersetzung des Volkes daheim, die am 9. November sich in so überraschender Weise offenbarte. Ich teilte meine Besorgnisse immer von neuem den Herren mit, die mit mir berufen waren, zu heilen und die Krankheitserscheinungen zu ergründen. Ich fand kein williges Gehör. Das deutsche Volk hat es — selbst nicht schuldlos — mit seinem Leben zu büßen.

Die Ersatzfrage hielt uns dauernd in Spannung. Ich hatte Gelegenheit, Seiner Majestät den Ernst unserer Ersatzlage eingehend zu schildern. Es war der Wunsch geäußert worden, das sogenannte Asienkorps zu verstärken, um Jerusalem wieder zu nehmen, während ich mit Enver in Rücksicht auf unsere Ersatzlage eine Verminderung der deutschen Truppen verabredet und weitere Mannschaftsgestellung nach Palästina verhindert hatte.

Dem Reichskanzler gegenüber war die Oberste Heeresleitung auf ihre alten Anträge für Hebung der Ersatzgestellung vom Herbst 1916 und Herbst 1917 zurückgekommen. Ich sandte Oberst Bauer zu den dabei angeregten Besprechungen nach Berlin. Wir fanden hier nicht die nötige Unterstützung des Kriegsministeriums. Ende Juni wurden die Beratungen über alle oben berührten Fragen zwischen dem Reichskanzler, dem Generalfeldmarschall, dem Kriegsminister und mir in Spaa wiederholt. Ich knüpfte an die Berliner Besprechung des Obersten Bauer an und äußerte mich nochmals überaus ernst zu der Notwendigkeit, Ersatz zu schaffen, gegen Drückeberger und Deserteure in der Heimat mit den schärfsten Maßnahmen vorzugehen und vor allem auf die Kampfentschlossenheit des Volkes zu wirken, wobei ich wieder auf die Gefahren eines Teils unserer Presse, der feindlichen Propaganda und des Bolschewismus hinwies.

Ich habe über alle diese Punkte noch viel öfter gesprochen, als ich es hier in dieser Niederschrift anführe. Auch diesmal wurde mir viel zugesagt. Die Zustände aber änderten sich nicht. Ich weiß nicht, ob die Herren meine Angaben für übertrieben oder für eine Ausgeburt meines „Militarismus" hielten. Auch mein Wunsch, Arbeitgeber und Arbeitnehmer in gemeinsamer Zusammenkunft über die Notwendigkeit aufzuklären, Reklamierte frei zu bekommen, wurde vom Kriegsamt nicht verwirklicht.

Inzwischen hatte ich von neuem versucht, unsere Erfolge zur Stärkung der Friedensbewegung beim Feinde auszunutzen. Dem Reichskanzler war eine neue Denkschrift hierüber übersandt worden. Er bat am 19. Juni

Oberst v. Haeften zu sich. In längerer Beratung wurden die ersten Grundlagen für eine solche Propaganda festgelegt. Insonderheit zeigte der Vizekanzler v. Payer reges Interesse für diese Fragen. Bei der Verhandlung in Spaa bat ich den Reichskanzler wiederum, einen Propagandaminister zu schaffen. Wir sprachen im übrigen nicht über Kriegs- und Friedensaussichten. Nach den Reden Clemenceaus waren wir meines Erachtens gezwungen, den Krieg weiterzuführen oder uns zu demütigen. Ich muß annehmen, daß die verantwortlichen Staatsmänner ebenso dachten; über den Ernst meiner Auffassung, auch wenn ich immer auf Erfolg hoffte, konnten sie nicht im unklaren sein.

Oberst v. Haeften hatte ganz in meinem Sinne im Mai und Juni im Auswärtigen Amt eine entgegenkommende Erklärung über Belgien angeregt. Staatssekretär v. Kühlmann hatte aber jede Initiative in dieser Frage abgelehnt. Er fühlte wohl das Unvermögen, mit den feindlichen Regierungen in einen Gedankenaustausch zu treten. Dem gab er auch öffentlich Ausdruck.

Am 24. Juni führte er im Reichstage aus, nachdem er sich auf den Boden einer friedensfreundlichen Erklärung des Herrn Asquith vom 16. Mai gestellt hatte:

„So lange jede Eröffnung von dem anderen als Friedensoffensive, als Falle, als falsche Unternehmung, um zwischen den Verbündeten Zwietracht zu säen, aufgefaßt wird, so lange jeder Annäherungsversuch von den Gegnern einer Annäherung sofort auf das heftigste denunziert wird, so lange ist es nicht abzusehen, wie irgendwie ein Gedankenaustausch eingeleitet werden kann, der zum Frieden führen soll."

Der Reichskanzler nahm in seiner Rede vom 12. Juli den gleichen Standpunkt ein. Er betonte unsere dauernde Friedensbereitschaft, so lange aber der Vernichtungswille des Feindes bestehe, müßten wir ausharren; zeigten sich beim Feinde ernsthafte Regungen für die Anbahnung des Friedens, so würden wir sofort darauf eingehen.

„Ich kann Ihnen auch sagen, daß dieser Standpunkt nicht etwa nur mein Standpunkt ist, sondern daß dieser Standpunkt auch von der Obersten Heeresleitung ausdrücklich geteilt wird, denn auch sie führt den Krieg nicht um des Krieges willen, sondern hat mir gesagt: Sobald ein ernster Friedenswille sich auf der anderen Seite bemerkbar macht, müssen wir der Sache nachgehen."

Der Reichskanzler hatte die Ansicht des Generalfeldmarschalls und die meine richtig wiedergegeben.

Wenn ich jetzt, zurückschauend, an die Möglichkeit und Aussicht eines von der Regierung unternommenen Friedensschrittes denke, so steht für mich fest, daß wir Waffenstillstand und Frieden nur zu den Bedingungen

erhalten hätten, die wir jetzt zu erfüllen haben. Dies hätten wir nicht auf uns genommen, wie wir es im Oktober trotz des Ernstes unserer Lage auch nicht hätten tun dürfen. Ob ich mit meiner Ansicht über die damaligen Bedingungen Recht oder Unrecht habe, das können allein Clemenceau, Wilson und Lloyd George entscheiden. England und die Vereinigten Staaten wollten uns wirtschaftlich vernichten, England uns zudem ohnmächtig machen, Frankreich uns zum Weißbluten bringen; allen Gegnern gemeinsam war der Wunsch, den verhaßten Feind vor der Welt aufs tiefste zu demütigen, das deutsche Volk bis in die fernste Zukunft in seiner Entwicklung zurückzuwerfen. Die Entente verfolgte Weltbeglückungsgedanken nur insoweit, als sie sich mit einer stark nationalen Politik vereinigen lassen. Diese war die Grundlage all ihres Handelns, das andere nur ein Mittel zum Zweck. Bei uns war alles umgekehrt, wir dachten zuerst an Weltbeglücken, dann an die Stärke des Vaterlandes. Der Krieg hatte nun einmal begonnen und war nicht nach unseren Willen allein zu beenden.

Anfang Juli verließ Staatssekretär v. Kühlmann sein Amt. Sein Auftreten im Reichstage, namentlich seine Äußerung, daß der Krieg durch rein militärische Entscheidung allein kaum beendet werden könne, ging dem Reichskanzler zu weit. Ihm hatten wir auch unsere Bedenken pflichtgemäß mitgeteilt. Ausschlaggebend für den Abgang des Staatssekretärs v. Kühlmann war aber schließlich sein persönliches Verhalten in diesen Tagen. Ich war in Avesnes und hatte weder Zeit noch Neigung, mich in die Vorgänge in Spaa einzumischen.

Staatssekretär v. Kühlmann war der Typ des deutschen Diplomaten nachbismarckscher Zeit. Der Einzug der Bolschewisten in Berlin und die stillschweigende Zulassung ihrer Propaganda von der russischen Botschaft aus werden immer mit seinem Namen verbunden bleiben.

Staatssekretär v. Hintze begrüßte ich als Nachfolger, da ich ihn für eine starke Natur hielt. Ich sprach ihm von meiner Hoffnung, die Entente noch friedenswillig zu machen, und wies ihn auf die Gefahren des Bolschewismus sowie auf die revolutionierende Tätigkeit des Herrn Joffe hin. Er blieb in dem bolschewistischen Fahrwasser seines Amtsvorgängers, teils auf Grund seiner Ansichten über Rußland, teils wohl, weil auch er der alten Richtung des Auswärtigen Amtes nicht Herr wurde.

VIII.

In Rußland hatten die Ereignisse einen eigenartigen Gang genommen, der für die Verlogenheit der Sowjetregierung bezeichnend war.

Die Entente hatte dort mit ihrer Zustimmung die Aufstellung von

tschecho-slowakischen Truppenverbänden aus österreichisch-ungarischen Kriegsgefangenen fortgesetzt. Sie waren zum Kampf gegen uns bestimmt und sollten dazu über die sibirische Bahn nach Frankreich gebracht werden. Das gestattete eine Regierung, mit der wir im Frieden lebten, und das ließen wir uns bieten! Ich habe dem Reichskanzler ausführlich darüber Anfang Juni geschrieben und ihn auf die Gefahren aufmerksam gemacht, die uns von der Sowjetregierung drohten.

Diese gegen uns geschmiedete Waffe sollte sich nun allerdings gegen die Sowjetregierung selbst kehren. Die Entente hatte erkannt, daß für sie mit dieser Regierung, die sich zudem auf Deutschland stützte, nicht zu arbeiten sei. Sie nahm deshalb gegen den Bolschewismus Stellung. Die tschecho-slowakischen Truppen kamen nicht nach Frankreich, sie wurden an der sibirischen Bahn an der Grenze Rußlands mit Sibirien aufgehalten, um von hier aus gegen die Regierung in Moskau zu kämpfen. Sie schoben sich nach und nach gegen die mittlere Wolga in Richtung Kasan und Samara vor. Die Entente erreichte durch die Besetzung der sibirischen Bahn gleichzeitig, daß unsere Kriegsgefangenen aus Sibirien nicht zurückkehrten. Das war zweifellos ein Kräfteausfall für uns.

Meinte die Sowjetregierung es ehrlich mit dem Friedensvertrage, so hätten dieselben Züge, die die Tschecho-Slowaken fuhren, auch deutsche Kriegsgefangene befördern können. Aber sie war nicht ehrlich. Der Bolschewismus schadete uns, wo er es nur vermochte.

Die Verhältnisse in Sibirien, im Rücken der Tschecho-Slowaken, waren so verworren, daß die Entente hier keine Unterstützung finden konnte. Sie sind deshalb auch für uns bedeutungslos. Wichtig für den Krieg war nur die Tatsache, daß die Entente die sibirische Bahn in ihrer Hand hatte. Die Verhandlungen zwischen Japan, England und den Vereinigten Staaten boten insofern Interesse, als sie kommende Gegensätze zwischen diesen Staaten ahnen lassen.

Die neue Ententefront in Rußland fing mit den Tschecho-Slowaken an der mittleren Wolga an.

Nach Norden fand sie ihre Fortsetzung in den Ententetruppen, die vom Weißen Meer aus die Dwina aufwärts und von der Murmanküste längs der gleichnamigen Bahn nach Süden vorfühlten. An der Dwina kamen sie langsam, aber nicht entscheidend vorwärts. Da das Weiße Meer im Winter zufriert, konnte hier Größeres überhaupt nicht unternommen werden. Die Murmanbahn wurde von den Bolschewisten zerstört. Die finnischen Streifabteilungen, die gegen die Bahn vorgingen, fanden keine Arbeit mehr. Die vereinigten deutsch-finnischen Truppen waren jetzt so stark, daß die Entente weiteres Vorgehen aufgab.

Wolga aufwärts, westlich ihres Unterlaufs, der noch ganz in bolsche-

wistischer Gewalt war, saßen die Donkosaken am unteren Don bis in unser Okkupationsgebiet hinein. Ihr Hetman, General Krasnow, war entschieden antibolschewistisch gesinnt und bekämpfte die Sowjettruppen. Ihm fehlten aber Waffen und Munition. Ich war mit ihm in Verbindung getreten, um seinen Anschluß an die Entente zu verhindern. Die Lage war dabei insofern verwickelt, als ich der bolschewistisch orientierten Politik der Regierung, die ich natürlich unterrichtete, keine Schwierigkeiten machen durfte, und Krasnow in der Sowjetregierung und nicht in der Entente seinen Feind sah. Immerhin gelang es, ihn von jeder offenen Stellungnahme für die Entente fernzuhalten und in ihm bis zu einem gewissen Grade einen Bundesgenossen zu gewinnen. Entschlossen wir uns zum Kampf gegen Moskau, so wäre er offen auf unsere Seite getreten.

In den weiten, fruchtbaren Steppen des Kubangebietes, zwischen den Donkosaken und dem Kaukasusgebirge, stand, wie ich erwähnte, General Alexejew mit seiner Freiwilligen-Armee im Kampf mit bolschewistischen Truppen. Er handelte unter englischem Einfluß. Ich glaube aber, er war ein so guter Russe, daß auch er sich uns zugesellt haben würde, wenn wir die Sowjetregierung bekämpft hätten. Die militärische Lage Alexejews war zunächst ungünstig, ihm fehlten ebenfalls Waffen und Munition. Die Bolschewisten blieben vorläufig in der Oberhand. Sie landeten Anfang Juni, obwohl die Regierung in Moskau in Friedensversicherungen sich nicht genug tun konnte, einige tausend Mann aus der Gegend südwestlich Asow über das Asowsche Meer hinweg bei Taganrog. Hier wurden sie sehr bald von deutschen Truppen vernichtend geschlagen. Etwa von August an festigte sich die Lage der Freiwilligen-Armee im Kubangebiet. In Noworossijsk lagen noch die Reste der aus Sebastopol entwichenen russischen Schiffe. Es war unser gutes militärisches Recht und ein Gebot der Notwendigkeit, ihre Rückkehr nach dort zu verlangen oder zu erzwingen. Auch hier zog das Auswärtige Amt in Rücksicht auf die Sowjetregierung die Verhandlungen in die Länge, obschon ein besserer Beweis der feindlichen Haltung derselben, zum mindesten ihres Unvermögens, feindliche Handlungen ihrer Truppen zu verhindern, als die Landung bei Taganrog, nicht erbracht werden konnte. Endlich willigte die Sowjetregierung in die Rückkehr der Schiffe nach Sebastopol ein. Es kam nur ein Teil an, die Mehrzahl wurde von den Bolschewisten in ihrem schließlich doch nationalen Empfinden im Hafen von Noworossijsk versenkt. Wir hatten uns von der Sowjetregierung ausbedungen, die Schiffe während des Krieges soweit in Gebrauch zu nehmen, als es die militärische Lage verlangte. Nutzen haben wir hiervon nicht gehabt.

Wie auf der unteren Wolga, so waren auch auf dem Kaspischen Meer im Juni noch die Bolschewisten die Herren. Das blieb für die Sowjetregie-

rung wegen der Ölversorgung Großrußlands von größter Bedeutung. Es hatte bereits für sein Wirtschaftsleben die Kohle aus dem Donezbecken sowie das Getreide der Ukraine, des Don- und Kubangebietes verloren.

Vor Baku standen Türken. Sie hatten sich auch im nördlichen Persien festgesetzt, ohne indes dort scharf vorzudrücken. Englische Truppen befanden sich bei Enseli am Südufer des Kaspischen Meeres, von wo aus sie Verbindung nach dem Kubangebiet aufgenommen hatten.

Im Zusammenhang mit den Verhältnissen in Finnland und der Ukraine bildete diese Lage den Hintergrund für unsere Ostpolitik. Sie bewegte sich, von Ministerialdirektor Kriege geleitet, Großrußland gegenüber ganz im Fahrwasser der Bolschewisten. Zweifellos ist dadurch den Sommer über die Bildung einer neuen militärischen Front verhindert worden. Das habe ich anerkannt. Im übrigen hielt ich eine solche Politik für kurzsichtig, da sie schließlich zu einer Stärkung der gesamten bolschewistischen Bewegung führen mußte. Dies konnte uns nur verderblich sein und war nicht nur im militärischen, sondern noch vielmehr im rein politischen Interesse von der Reichsregierung zu verhindern. Dr. Helfferich hielt es auch für möglich. Die Lage der Regierung war schwierig, wennschon sie sich dies allein zuzuschreiben hatte. Sie hat mir versichert, daß sie mit ihrer Politik der Stimmung in Deutschland entspräche. Auch hier hinderte die Rücksicht auf die innerpolitischen Strömungen die Interessen der Kriegführung. Dies mußte ich leider glauben. Militärisch wären wir in der Lage gewesen, mit den Truppen, die wir im Osten hatten, einen kurzen Schlag auf Petersburg, mit Hilfe der Donkosaken auch einen in Richtung auf Moskau zu führen. Das wäre besser gewesen als die Abwehr auf langen Fronten. Sie verschlang mehr Kraft, als für eine kurze Vorwärtsbewegung nötig war, und entnervte die Truppe, während eine Operation ihre Moral erhalten haben würde. Wir konnten die uns innerlich so feindliche Sowjetregierung beseitigen und andere Gewalten in Rußland fördern, die nicht gegen uns arbeiteten und bereit waren, mit uns zu gehen. Hierin hätte für die Kriegführung im großen ein bedeutender Erfolg gelegen. War in Rußland eine andere Regierung da, so konnte man sehen, wie man sich mit ihr über den Brester Frieden abfand; aber diesen jetzt gegenüber den Bolschewisten aus der Hand zu geben, ohne auch nur zu ahnen, wie die Verhältnisse sich entwickelten, wäre eine ähnliche Politik auf Vorschuß gewesen, wie es die Ideen über einen Verständigungsfrieden waren, so lange der Feind sie nicht annahm.

Die stille Arbeit des Bolschewismus wurde von der deutschen Regierung nicht erkannt, sie hielt ihn für ehrlich oder wollte ihn doch dafür halten. Sie ist mit ihm in weitere Verhandlungen über die Punkte getreten, deren Klärung der Brester Frieden offengelassen hatte. Unsere Re-

gierung ließ sich in ihrem Vertrauen durch nichts, auch nicht durch den ungesühnten Gesandtenmord in Moskau, stören. Sie ging ganz glatt in die ihr vom Bolschewismus gestellte Schlinge, während sie allen anderen Strömungen in Rußland mißtraute. Die bolschewistische Regierung war sehr entgegenkommend; sie entsprach den deutschen Wünschen bezüglich Estlands und Livlands, gestand auch die Selbständigkeit Georgiens zu, gewährte ratenweise Zahlung einer Kriegsentschädigung und stellte Lieferung von Rohstoffen, darunter auch Öl aus Baku, in Aussicht. Die Gegengaben Deutschlands waren gering. Sie bestanden im wesentlichen aus folgenden Zusicherungen: Abgabe von Kohle aus dem Donezbecken, Transport von Getreide aus dem Kubangebiet mit der Eisenbahn von Rostow am Don nach Norden, der allerdings wegen der Donkosaken kaum ausführbar war, und endlich Einwirkung auf die Türkei, Baku nicht zu nehmen. Wir willigten ferner ein, das im Februar besetzte Gebiet Großrußlands an der Beresina und Düna je nach Eingang der Raten der Kriegsentschädigung zu räumen. Tatsächlich wurden später die ersten Raten richtig bezahlt, was ich allerdings angezweifelt hatte.

Das Vertrauen unserer Regierung den Bolschewisten gegenüber ging so weit, daß sie Herrn Joffe Waffen und Munition liefern wollte. Die Herren, die mir das entsprechende Schreiben des Auswärtigen Amtes brachten, sagten mir: „Dieses Kriegsgerät bleibt in Deutschland, Herr Joffe wird es hier gegen uns verwenden."

Bei der Besprechung in Spaa willigte der Reichskanzler in bezug auf unsere Politik in Georgien ein, daß als sein Vertreter Oberst v. Kreß, der von der Palästinafront nach Deutschland zurückgekehrt war, mit einer Schutzwache von 1 bis 2 Kompagnien nach Tiflis ging. Es war nötig geworden, daß wir hier kräftiger auftraten. Dies verlangte, ganz abgesehen von dem Wunsche nach militärischer Kräftigung aus jenen Gebieten, unsere Rohstoffversorgung. Daß wir uns darin nicht auf die Türkei verlassen konnten, hat ihr Verhalten in Batum von neuem bewiesen. Sie nahm alle vorgefundenen Bestände für sich in Anspruch. Auf Öl aus Baku konnten wir nur dann rechnen, wenn wir uns selbst halfen. Unser Betriebsstoffmangel in der Heimat, die ganzen Schwierigkeiten unserer Winterbeleuchtung mit ihren Nebenerscheinungen waren mir nur zu deutlich in Erinnerung. Nach dem Angriff der 7. Armee waren nun auch die Betriebsstoffreserven des Heeres verbraucht; sie fehlten uns stark. Die ukrainischen Bahnen brauchten ebenfalls Öl. Die Ölgewinnung aus Rumänien war im Rahmen des Möglichen ganz außerordentlich gesteigert, trotzdem war an die Deckung der Fehlbestände nicht zu denken. Dies schien jetzt aus Transkaukasien, besonders aus Baku möglich, wenn zugleich auch die Transportverhältnisse geregelt wurden. Der Feldeisenbahnchef hatte die Frage der

Tankschiffe zu klären. Ich war wenig erfreut, als die Bolschewisten später den größten Tankdampfer des Schwarzen Meeres „Elbrus" in Noworossijsk versenkten, lediglich um uns zu schaden. Die Eisenbahn Batum—Tiflis—Baku, die viele Tankwagen vorrätig hatte, sollte von Oberst v. Kreß im Einverständnis mit der Türkei in Betrieb genommen werden. Entscheidend war natürlich die Frage, wie wir nach Baku kamen. Die Rücksicht auf die Sowjetregierung verhinderte auch hier tatkräftiges und schnelles Handeln. Zunächst setzten sich Anfang August die Engländer von Enseli über das Kaspische Meer hinweg in den Besitz dieser Stadt.

Ihr Festsetzen in Baku war nur dadurch möglich gewesen, daß die Türken in Nordpersien sich vollständig abwartend verhielten; es war kriegswirtschaftlich ungemein nachteilig. Die Engländer traten damit auch in engere Verbindung mit der Freiwilligen-Armee im Kubangebiet. Andererseits kamen sie in Baku in unsere Reichweite. Ein Schlag mit geringem Kräfteaufgebot erschien möglich. Die Oberste Heeresleitung bereitete gegen sie unter Hinzuziehung von Nouris Truppen einen Angriff vor und sandte eine Kavallerie-Brigade und wenige Bataillone nach Tiflis. Der Truppentransport war noch nicht abgeschlossen, als Nouri sich in den Besitz von Baku setzte und darauf die Verhältnisse in Bulgarien uns zwangen, die Truppen nach Rumänien zu führen.

In Nordpersien sollten die Verhältnisse sich nicht ändern; wir gaben Waffen aus der Ukraine für die dortigen Stämme, die sich den Türken anschließen wollten. Diese selbst taten nichts, obschon sie reichliche Truppenmengen um Batum und Kars stehen hatten.

Ich bin im Osten so weit gegangen, als ich es in Rücksicht auf unsere militärische und kriegswirtschaftliche Lage für unbedingt nötig hielt. Napoleonische Welteroberungspläne bewegten mein Hirn nicht. Mein sorgenvolles Ringen ließ phantastische Geistesflüge gar nicht aufkommen. Ich wollte in der Ukraine und im Kaukasus kein Gebiet erobern; ich beabsichtigte nur, uns das zuzuführen, was wir so dringend brauchten, um überhaupt leben und den Krieg führen zu können. Gleichzeitig hoffte ich, nachdem es hier gelungen war, die Blockade zu sprengen, uns wirtschaftlich zu stärken und damit uns auch physisch und seelisch zu kräftigen. Die Menschenkraft dieser Gebiete dachte ich für die Kriegführung auszunutzen, soweit es ging, teils durch Aufstellung von Truppen, teils, und dies war vielversprechender, durch Anwerbung von Arbeitskräften für die Heimat, um hier Heeresersatz freizumachen. Ich versuchte das natürlich in dem ganzen Ostgebiet zu erreichen und hoffte auch, aus der deutschen Bevölkerung des Ostens unmittelbar Rekruten zu erhalten. Wir arbeiteten aber nicht schnell genug. Die 8. Armee in Riga beklagte sich, daß das Kriegsministerium trotz meines Drängens immer noch keine Anweisung gegeben hätte.

Nur in dem Schutz und der Pflege des Deutschtums ging ich über die nächstliegenden militärischen Erfordernisse hinaus und verfolgte Zukunftsgedanken. Militärische Kraft kostete das nicht. Ich wollte das Deutschtum stärken und sammeln und dadurch mächtiger machen. Bekannte hatten mir eine namhafte Summe zur Verfügung gestellt. Ich verwertete sie zur Stärkung der deutschnationalen Presse in Österreich. Meinem Lieblingsgedanken, der Ansiedlung der in Rußland versprengten Deutschen neben unseren Soldaten in den Ostgebieten, ging ich dauernd nach. Ich nahm mich in diesem Sinne des Deutschtums gegenüber der Reichsregierung an. Gedanken wie die Gründung eines deutschen Kolonienstaates am Schwarzen Meere lehnte ich als phantastisch ab.

Für die in der Verwaltung des Oberbefehlshabers Ost befindlichen Gebiete bat ich im Laufe des Sommers die Reichsregierung verschiedentlich um klare Richtlinien, um hier in Übereinstimmung mit den Ansichten der Reichsleitung handeln zu können. Estland und Livland waren mit Kurland zu einem militärischen Verwaltungsbezirk, dem „Baltikum", vereinigt. Litauen hatte seine Abgrenzung behalten. Die Politik, die bisher in Kurland getrieben war, dachte ich mir auf Livland und Estland ausgedehnt. Ich strebte hier die Vereinigung der Esten und Letten, deren Kultur deutsch war, in einem Staat unter deutscher Führung, bei voller Scheidung der beiden Stämme, an. Unmittelbar nach der Befreiung der Länder im Februar wäre viel zu machen gewesen, aber unsere Regierung ließ die kostbare Zeit verstreichen. Sie bat mich sogar, die Richtlinien für die Politik in Estland und Livland festzustellen. Aber damit war nichts anzufangen, wenn nicht Berlin wirklich dahinter stand. Dies drängte nur auf Eröffnung der Universität Dorpat. Bei Besetzung der Lehrstühle wurden aber die Esten unbegreiflicherweise nicht berücksichtigt. Das Ganze wurde damit ein Fehlschlag.

Auch in Litauen kamen wir nicht einen Schritt weiter. Die Verhandlungen mit den litauischen Landesrat stockten vollständig. Die Polen regten sich mehr und mehr; die Regierung erkannte die von hier kommende Gefahr immer noch nicht und unterließ es, ihren ganzen Einfluß in Rom dahin einzusetzen, einen litauisch fühlenden Geistlichen auf den freien Bischofsstuhl in Wilna zu bringen, wie es die Litauer sehnlichst wünschten, und wie ich es nach Kräften unterstützte. Vielleicht hat es auch die Regierung getan, ohne Gegenliebe beim Vatikan zu finden.

Die Lösung der polnischen Frage stockte weiterhin. Kaiser Karl schwankte in seiner Haltung. Der Nachfolger des Grafen Czernin, Graf Burian, hielt an der austro-polnischen Lösung fest. Die deutsche Regierung wußte auch jetzt noch nicht recht, was sie wollte. Sie verfolgte hier ebensowenig klare Ziele wie im übrigen Ostgebiet. Eine gute Gelegenheit,

die sich bot, um wenigstens die austro-polnische Frage endgültig zu beseitigen, wurde nicht benutzt. Kaiser Karl hatte seine Parmabriefe geschrieben. Unter dem Druck Wiens mußte er sich entschließen, im Mai seine Kanossafahrt nach Spaa zu machen. Die Stimmung war so, daß alles zu erreichen gewesen wäre. Der Generalfeldmarschall und ich baten den Reichskanzler Grafen v. Hertling und den Staatssekretär v. Kühlmann, die Gunst des Augenblicks zu benutzen und klare Verhältnisse zu schaffen. Ihnen mangelte jedoch die erforderliche Entschlußkraft. Es wurde in großer Feierlichkeit irgendein Schriftstück aufgesetzt, das nicht nur von den führenden Staatsmännern, sondern auch von den beiden Monarchen unterschrieben wurde. Die Abmachung enthielt keinerlei Bedingung für Österreich-Ungarn und war vollständig wertlos. Unsere Diplomatie hatte versagt, die Doppelmonarchie hatte gesiegt. Was von uns Soldaten vorausgesagt war, trat ein. Graf Burian fühlte sich auch mit Recht durch nichts gebunden. Er verfolgte die austro-polnische Lösung mit der Beharrlichkeit weiter, die ihm eigentümlich und unseren Diplomaten so lästig war.

IX.

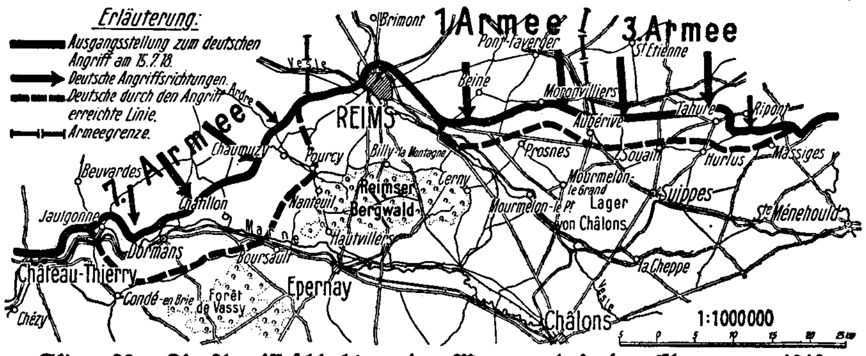
Die Vorbereitungen für den dritten großen Angriff im Westen fanden in genau der gleichen Weise statt wie für die Schlachten am 21. März und 27. Mai. Oberst Bruchmüller stand der Heeresgruppe Deutscher Kronprinz wieder als artilleristischer Berater zur Verfügung.

Die 7. Armee sollte unter gleichzeitigem Marneübergang östlich Château-Thierry zu beiden Seiten dieses Flusses in Richtung Epernay vorstoßen, während die 1. und 3. Armee von östlich Reims bis Tahure angriffen, um am Reimser Bergwald vorbei mit dem rechten Flügel ebenfalls auf Epernay, mit dem Schwerpunkt auf Châlons sur Marne vorzugehen. Der Angriff der Heeresgruppe sparte die feindliche Stellung etwa zwischen der Ardre bis östlich Reims aus. Er erhielt somit eine erhebliche Breite, die für das Gelingen nur günstig erschien. Die Vereinigung der beiden Angriffsgruppen in Richtung Epernay konnte ein großes Ergebnis zeitigen. Zu dem Angriff waren größtenteils Divisionen bestimmt, die den Vorstoß über den Chemin des Dames ausgeführt hatten. Es war dies eine hohe Anforderung an die Truppen, die aber die Lage gebot. Die Divisionen der Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht konnten dafür um so besser ausgeruht an ihre spätere Aufgabe, den Angriff in Flandern, herantreten.

Zur Entlastung des A. O. K. 7 war A. O. K. 9 aus Rumänien zwischen Oise und Ourcq zu beiden Seiten der Aisne eingeschoben. Mit einem feindlichen Gegenangriff zwischen Aisne und Marne mit dem Schwerpunkt

auf Soissons wurde bei dem Angriff beiderseits Reims gerechnet. Die 9. und der rechte Flügel der 7. Armee waren hierauf eingerichtet.

Der Angriff der Heeresgruppe Deutscher Kronprinz sollte ursprünglich am 12. Juli stattfinden. Er mußte leider, um eine gründliche Vorbereitung zu ermöglichen, auf den 15. verschoben werden. Während die Vorbereitungen in vollem Gange waren, kam durch Überläufer am 11. oder 12. die Nachricht, daß ein großer Tankangriff aus dem Walde von Villers-Cotterêts unmittelbar bevorstünde. Das gab nochmals Veranlassung, die Verteidigungsmaßnahmen durchzugehen und zu vervollständigen. An der entscheidenden Stelle südwestlich Soissons stand eine Division, die im Osten besonders erfolgreich gefochten und auch im Westen stets ihre Aufgaben erfüllt hatte. Sie hatte die Maischlachten nicht mitgemacht und daher



Skizze 38. **Die Angriffsschlacht an der Marne und in der Champagne 1918.**

soviel Ruhe genossen, als einer Division überhaupt gegeben werden konnte. Wir standen hierin nicht ungünstiger als der Feind. Weiter südlich befanden sich zwei Divisionen, deren Bataillonsstärken nicht die erforderliche Höhe erhalten hatten, und die noch nicht vollständig ausgeruht waren, in nur einem Divisionsstreifen. Die übrigen Divisionen waren gute Stellungsdivisionen, ihre Breiten normal. Einige Divisionen lagen in Reserve dahinter. Der Stellungsausbau konnte naturgemäß noch nicht weit vorgeschritten sein. Hohes Getreide erschwerte die Übersicht vor, aber namentlich auch in der Stellung. Grippe herrschte jedoch keineswegs schlimmer als an anderen Stellen der Front. Der angekündigte feindliche Angriff fand nicht statt. Ich hoffte, daß die Nachricht die Truppen ordentlich aufgerüttelt hätte. Die Heeresgruppe Deutscher Kronprinz betonte die Notwendigkeit, sich an allen Abwehrfronten tief zu gliedern.

Ich war mit den Oberkommandos der Angriffsarmeen in dauernder Verbindung. Mir lag vor allem daran, zu wissen, ob nach ihrer und der Truppen Ansicht der Feind Kenntnis von unseren Vorbereitungen hatte.

Sie verneinten dies. Nur das Artilleriefeuer an der Marne wurde lebhafter.

Ich hatte noch besonders darauf hingewiesen, daß Erkundungen auf dem südlichen Marneufer nicht stattfinden dürften. Trotzdem schwamm ein Pionieroffizier hinüber und wurde gefangen genommen. Wie nach der Schlacht bekannt wurde, hat er sehr viel ausgesagt. Ebenso handelte ein Offizierstellvertreter der schweren Artillerie, der an der Ardre in Feindeshand fiel. Die Entente machte an einzelnen Stellen Patrouillenunternehmungen und dabei auch Gefangene; was sie durch sie erfuhr, weiß ich nicht. Tatsache ist auch, daß leider in ganz Deutschland in unverantwortlicher Weise von einem Angriff bei Reims gesprochen wurde. Ich bekam zu meinem Bedauern erst nachher darüber viele Briefe aus der Heimat. Auch die Funksprüche des Feindes nach der Schlacht gaben offen zu, daß unser Plan rechtzeitig zu seiner Kenntnis gekommen war. Eine Geheimhaltung innerhalb des Heeres blieb schwierig, denn allein das Versammeln der starken Artillerie- und Minenwerferformationen, die bei jedem Angriff beteiligt waren, deckte unsere Absichten auf.

Trotz allen Nachdenkens hatten wir nichts anderes finden können. Wir waren uns der Schwerfälligkeit des Angriffsverfahrens bewußt. Täuschungsversuche waren wie früher angeordnet. Nach dieser Richtung war alles geschehen. Postsperrungen hatten keinen Wert. Es führten zu viel Kanäle nach der Heimat, die Beurlaubungen konnte ich nicht einstellen, sie waren das einzige, was die Oberste Heeresleitung dem Soldaten geben konnte. In Rücksicht auf die Eisenbahntransportverhältnisse war bereits im Februar und März eine längere Sperre angeordnet gewesen. Ihre Beendigung wurde damals von vielen Oberkommandos dringend gewünscht.

Während die Kommandobehörden sich ängstlich der Geheimhaltung befleißigten, brachte die dem Deutschen angeborene Mitteilungssucht und Großprahlerei die wichtigsten und geheimsten Dinge an die Öffentlichkeit und damit auch an den Feind.

Am 15. früh wurde angegriffen.

Unser Marneübergang war eine hervorragende Leistung. Er gelang, obschon die feindliche Abwehr genau darauf vorbereitet war, ebenso drang die 7. Armee zwischen Marne und Ardre in die hartnäckig verteidigten Stellungen ein. Die italienischen Divisionen, die hier standen, wurden besonders schwer mitgenommen.

Etwa 5 km südlich der Marne trafen die angreifenden Truppen auf starken Feind, den sie ohne Nachziehen zahlreicher Batterien über den Fluß nicht mehr überwinden konnten. Der Kampf kam hier zum Stehen. Marneaufwärts und nach der Ardre zu gewannen wir auch am 16. schwer kämpfend langsam Gelände.

Vor der 1. und 3. Armee war der Feind planmäßig in seine zweite Stellung ausgewichen, wir lagen auf der ganzen Front vor ihr fest.

Schon am 16. mittags gab die Oberste Heeresleitung den Befehl, den Angriff bei der 1. und 3. Armee einzustellen und die Armeen unter Herausziehen von Divisionen zur Abwehr zu gliedern. Seine Fortsetzung würde zuviel gekostet haben. Wir hatten uns mit der Stellungsverbesserung zu begnügen, die uns die Wiederinbesitznahme der im Frühjahr 1917 verlorenen Höhen brachte; gleichzeitig hatten wir ein tiefes Vorfeld gewonnen. Die Truppen, die zurückgezogen wurden, standen der Heeresgruppe Deutscher Kronprinz oder der Obersten Heeresleitung als Reserven zur Verfügung. Ich legte auf ihr baldiges Vorhandensein den größten Wert.

War der schwere Entschluß gefaßt, den Angriff bei der 1. und 3. Armee einzustellen, so war ein weiteres Vordringen über die Marne und ein Belassen unserer Truppen auf dem Südufer zwecklos. Eine sofortige Zurücknahme der Truppen erschien unmöglich, die wenigen Brücken lagen unter schwerem Artilleriefeuer sowie dauernden Bombenabwürfen und Maschinengewehrfeuer der feindlichen Flieger. Die Übergangsverhältnisse für den Rückzug waren zu ordnen, bevor er beginnen konnte. Am 17. wurde er für die Nacht vom 20./21 befohlen. Die Truppen südlich der Marne hatten schwere Tage zu durchleben und haben sie heldenhaft bestanden.

Nur nördlich der Marne, die Ardre aufwärts, glaubte die Oberste Heeresleitung den Angriff noch weiterführen zu können, um Reims schärfer zu umfassen und vielleicht doch noch zu nehmen. Die Heeresgruppe Deutscher Kronprinz hatte hierfür schon am 16. die erforderlichen Weisungen erhalten. Am 17. nachmittags hatte ich Besprechung bei der 1. Armee in Rethel über die Fortsetzung des Angriffs auf Reims. Ich betonte die Notwendigkeit, schnell zu handeln, damit wir auch auf diesem Schlachtfelde in der Vorhand blieben. Aus dem Vortrage des Chefs hörte ich, daß die Vorbereitungen für die Fortsetzung auch dieses rein örtlichen Angriffs recht viel Tage in Anspruch nehmen würden. Mir blieb nichts anderes übrig, als mich zu bescheiden. Ich bat die Heeresgruppe Deutscher Kronprinz von neuem, beschleunigt Reserven zu bilden, und wies dabei auf die 18. Armee und den rechten Flügel der 9. Armee hin, deren Verstärkung jetzt notwendig werden konnte.

Die anderen Fronten sah ich als gefestigt an. Die Oberste Heeresleitung hielt zunächst noch an dem Gedanken fest, bei der Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht in Flandern anzugreifen, obschon die erhoffte feindliche Schwächung dort nicht eingetreten war. Die Eisenbahntransportbewegung der Artillerie-, Minenwerfer- und Fliegerformationen aus der Gegend von Reims nach dorthin hatte planmäßig am 16. abends begonnen. Ich selbst fuhr in der Nacht vom 17. zum 18. in das Haupt-

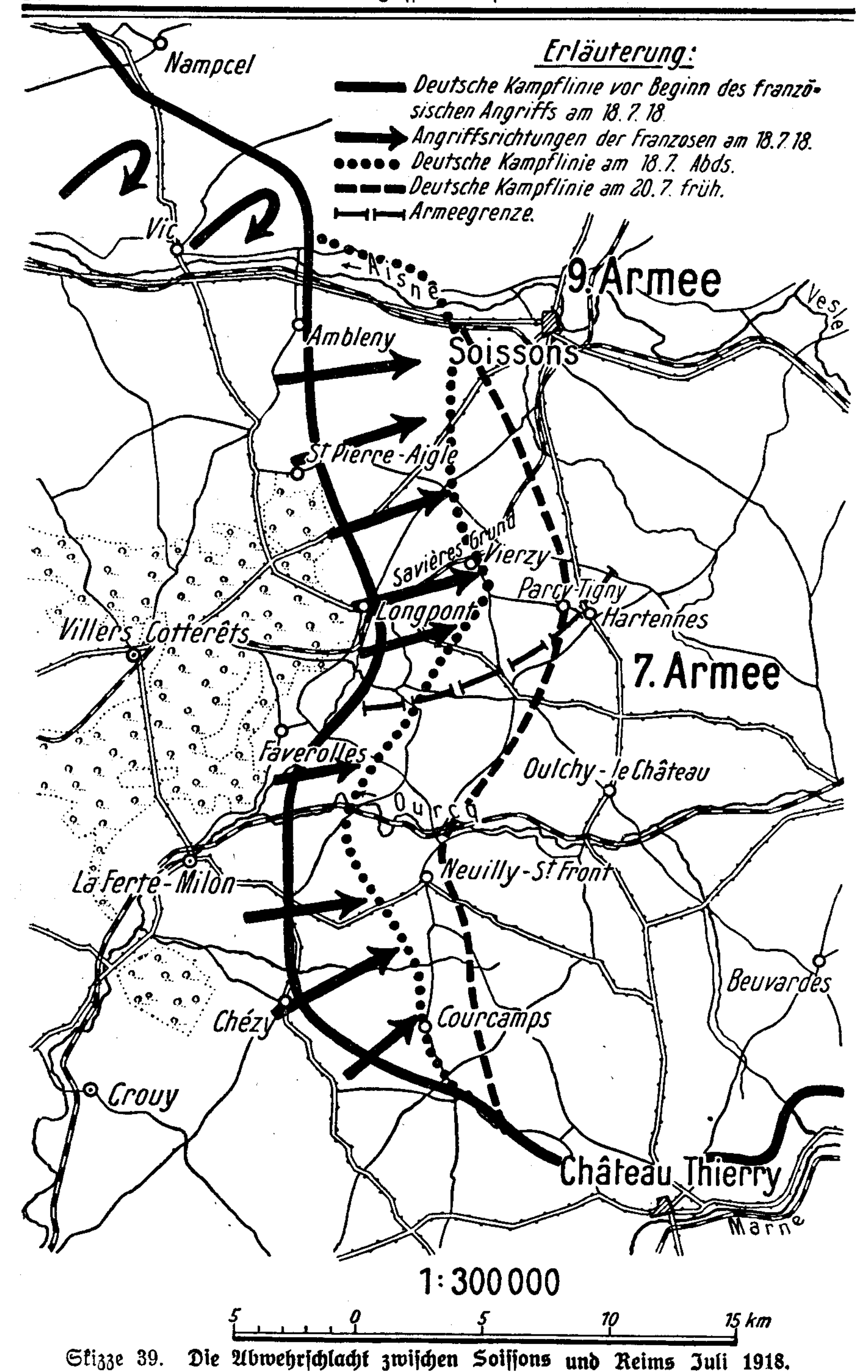
quartier der Heeresgruppe Rupprecht, um mich nochmals über den Stand der Vorarbeiten zu unterrichten. Der Angriff war als Fortsetzung des Ende April angehaltenen gedacht. Er sollte, von der 4. und 6. Armee nördlich der Lys unternommen, zur Inbesitznahme der beherrschenden Höhen zwischen Poperingen und Bailleul sowie des Höhengeländes bei Hazebrook führen.

Während der Besprechung bei der Heeresgruppe Rupprecht am 18. vormittags erhielt ich die ersten Meldungen, daß der Franzose in überraschendem Tankangriff südwestlich Soissons eingebrochen sei. Gleichzeitig teilte die Heeresgruppe Deutscher Kronprinz mit, sie habe die Truppen, die für die Fortsetzung des Angriffs Ardre aufwärts bestimmt waren, an erster Stelle die 20. Inf. Div., auch mit Kraftwagen auf das Schlachtfeld in Marsch gesetzt. Ich selbst gab sofort Befehl an die 5. Inf. Div., die zur Verfügung der Obersten Heeresleitung nordöstlich St. Quentin untergebracht und deren Abtransport in schneller Zugfolge nach allen Richtungen hin vorbereitet war, mit der Bahn über Laon in die Gegend hart nordöstlich Soissons zu fahren. Der Tunnel daselbst war fertiggestellt.

Ich führte die Besprechung bei der Heeresgruppe Rupprecht — selbstverständlich in größter Nervenanspannung — zu Ende und fuhr nach Avesnes zurück. Den Kronprinzen Rupprecht habe ich an jenem Tage das letzte Mal gesehen. Unser Verkehr war auch diesmal, wie stets, harmonisch.

In Avesnes traf ich 2 Uhr nachmittags ein. Der Generalfeldmarschall holte mich vom Bahnhof ab. Wir begaben uns sofort in das Geschäftszimmer. Die Lage auf dem linken Flügel der 9. und dem rechten der 7. Armee war ernst geworden.

General Foch hatte schon am 17. auf dem Schlachtfelde in der Champagne, im Reimser Bergwalde zwischen Ardre und Marne und südlich der Marne erfolglos angegriffen und den Kampf am 18. südwestlich Reims und südlich der Marne mit gleichem Ergebnis fortgesetzt, zugleich zwischen Ourcq und Aisne erheblich Gelände gewonnen. Er war hier nach kurzer und kräftiger artilleristischer Feuervorbereitung und Vernebelung mit so zahlreichen Tanks, wie sie bisher noch nicht auf einer Stelle vereinigt waren, und in dichten Infanteriemassen zum Sturm angetreten. Es wurden dabei zum ersten Male kleine, niedrige und schnellfahrende Tanks verwendet, die Maschinengewehrwirkung über das Getreide hinweg gestatteten, unsere Maschinengewehre waren durch dieses behindert, sofern sie nicht auf besonderen Auflagegestellen standen. Auch hier blieb die Waffenwirkung aus den Tanks gering. Ferner zeigten sich Tanks, die nur zur Personenbeförderung dienten. Sie fuhren durch unsere Linien hindurch und setzten ihre Insassen mit Maschinengewehren zur Bildung von Maschinengewehrnestern in unserem Rücken ab, um dann Verstärkung zu holen.



Skizze 39. Die Abwehrschlacht zwischen Soissons und Reims Juli 1918.

Unsere Infanterie hatte nicht überall standgehalten. Namentlich hatte die für kampfkräftig gehaltene Division südwestlich Soissons nachgegeben. Das hier entstandene Loch riß sehr schnell nach den Seiten, namentlich in Richtung Soissons, weiter auf. Auch südlich davon waren starke Einbeulungen. Die drei hier in Reserve befindlichen, wenn auch nicht frischen Divisionen kamen nicht zum geschlossenen Einsatz, vermochten aber den Feind auf den Höhen südwestlich Soissons und westlich Parcy-Tigny sowie am Savières-Grund aufzuhalten. Zwischen Ourcq und Marne waren die Angriffe abgeschlagen. Die Verhältnisse nördlich des Ourcq veranlaßten ein Zurückbiegen der hart südlich dieses Flusses kämpfenden Truppen, wo jetzt der Feind heftig nachdrängte.

Dies war etwa die Lage, wie ich sie in den ersten Nachmittagsstunden in Avesnes erfuhr. Es handelte sich um einen großen Gegenangriff des Generals Foch gegen unseren zwischen Soissons und Reims vorspringenden Bogen. Auch englische Divisionen waren dazu herangezogen. Der Schwerpunkt des feindlichen Angriffes lag in der Richtung Soissons und südwestlich Reims, Ardre abwärts. Fochs Absicht ging unverkennbar dahin, diesen Bogen abzuschnüren. An der Ardre war der Angriff gescheitert, auf Soissons hatte er erheblich Gelände gewonnen. Alle Gegenmaßregeln, die eingeleitet werden konnten, waren in Ausführung. Die Oberste Heeresleitung vermochte vorläufig nicht weiter zu helfen.

Die 5. Inf. Div., die im Antransport in die Gegend nordöstlich Soissons war, mußte ihre Ausladung in das Ailettetal zurückverlegen, da feindliche Artillerie sehr bald die Bahnhöfe nordöstlich Soissons beschoß. Ihr Eintreffen schob sich dadurch in unliebsamer Weise hinaus.

Die 20. Inf. Div. konnte am 19. abends geschlossen zur Stelle sein. Bei einem Truppentransport mit Kraftwagen ließ sich nur die Infanterie ohne Pferde und Fahrzeuge befördern. Alles übrige mußte marschieren. Die Division war also vollständig auseinandergerissen, die Infanterie ohne geregelte Verpflegung. Dies war stets bei der Verwendung der Divisionen zu berücksichtigen.

Auf die anderen Divisionen, die die Heeresgruppe Deutscher Kronprinz in Marsch gesetzt hatte, war erst später zu rechnen. Sie kamen gleichfalls mit Kraftwagen an.

Im übrigen mußte die Entwicklung der Lage abgewartet werden. Die Truppen, die südlich der Marne standen, konnten nicht Hals über Kopf zurückgenommen werden. Bei dem Befehl zum Rückzug auf das nördliche Marneufer in der Nacht vom 20./21. Juli verblieb es der Ordnung halber. Unruhe durfte nicht in die Truppe kommen. Hieraus ergab sich ein längeres Festhalten der Gegend westlich Château-Thierry, das erst mit dem Aufgeben des südlichen Marneufers zu räumen war.

Das Standhalten südwestlich Soissons und an der Ardre war die notwendige Folge. Wir hatten die Schlachtentscheidung für die nächsten Tage anzunehmen. Erst dann konnten weitgehende operative Entschlüsse gefaßt werden.

Die Heeresgruppe Rupprecht fuhr in ihren Angriffsvorbereitungen fort. Sie hatte sich nur darauf einzurichten, einige Divisionen abzugeben. Der Angriff blieb auch dann möglich.

Meine Sorge um die 18. Armee und den rechten Flügel der 9. stellte ich vorübergehend zurück. Der Feind konnte nicht überall angreifen.

Der 19. Juli war wiederum ein kritischer Tag. Er verlief aber leidlich. Der Feind gewann in Richtung Soissons nicht mehr nennenswert Raum. Weiter südlich kam er zwar über die Straße Soissons—Hartennes hinaus, wurde aber durch einen geschlossenen wuchtigen Angriff der 20. Inf. Div. gegen Abend wieder zurückgeworfen. Die Lage war dort damit hergestellt. Südwestlich Hartennes gewann der Feind mehr Boden. Entscheidendes erreichte er aber auch hier nicht. Weiter südlich in Richtung auf Château-Thierry scheiterten wieder, wie am vergangenen Tage, amerikanische Angriffe.

Südlich der Marne und zwischen Marne und Ardre brachen abermals starke feindliche Vorstöße zusammen. Auch in der Champagne war es zu örtlichen Kämpfen gekommen.

Im ganzen war die Lage erheblich günstiger geworden. Auch die Reste der Truppen, die sich am 18. überraschen ließen, hatten sich am 19. im allgemeinen gut geschlagen.

Am 20. konnten die 5. Inf. Div. südwestlich Soissons und auch am Ourcq neue Divisionen zur Stelle sein.

Ich erkundigte mich nach den Ursachen unseres Mißerfolges vom 18. Die Truppe hatte an einen Angriff nicht mehr geglaubt. Ein mir bekannter Divisionskommandeur teilte mir mit, er wäre am 17. in den vordersten Linien gewesen und habe beim Feinde den Eindruck tiefsten Friedens gewonnen. Tatsächlich ist der französischen Truppe der Angriffsbefehl erst wenige Stunden vor dem Antreten bekannt gegeben worden. Nachrichten, die unmittelbar vor Beginn des Kampfes zu unseren Linien herüberkamen, drangen nicht mehr durch. Das rasche Vorgehen der zahlreichen schnellbeweglichen Tanks in hohen Getreidefeldern vermehrte die Wirkung der Überraschung. Hierzu trat die Schwächung der Divisionen infolge Grippe und einförmiger Nahrung. In dem Gefechtsstreifen, in dem die zwei schwachen Divisionen eingesetzt waren, herrschte zudem eine gewisse Ermattung durch die früheren Kämpfe. Alles dies vertiefte die Wirkung des feindlichen Überraschungsangriffs. Nachdem diese am 19. überwunden war, kam Halt in die Truppe.

Ausschlaggebend war es, daß einzelne Divisionen noch immer nicht in richtiger Tiefengliederung mit ihrer Artillerie standen. Sie dachten nach wie vor zu sehr an Weiterführung des Angriffs. Dies war gewiß anerkennenswert, aber in ihrer Lage taktisch unrichtig.

Die Folge des Überraschtseins war ein übereiltes Einsetzen der Reserven gewesen.

Die Schlacht zwischen Aisne und Marne erforderte einheitliche Leitung. Der linke Flügel der 9. Armee südlich der Aisne wurde der 7. Armee wieder unterstellt.

An den Hauptdruckstellen südlich Soissons und südwestlich Reims wehrten wir am 20. und 21. starke feindliche Massenangriffe, bei denen wiederum Tanks in Mengen eingesetzt waren, im wesentlichen erfolgreich ab.

Der Rückzug der Truppen südlich der Marne auf das nördliche Ufer in der Nacht zum 21. verlief in musterhafter Ordnung. Es kam ihm zugute, daß der Franzose hier am 20. nicht angegriffen hatte. Sein Ansturm am 21. früh stieß in bereits geräumte Stellungen.

Nach der Zurücknahme der deutschen Truppen von dem südlichen auf das nördliche Marneufer wurden am nächsten Tage die Linien zwischen Ourcq und Marne und zwischen Marne und Ardre gerade gezogen, um damit örtliche Verbesserungen zu erzielen.

Am 22. trat eine Kampfpause ein. Der feindliche Stoß war endgültig aufgefangen. Die Schlachtentscheidung war für uns ausgefallen.

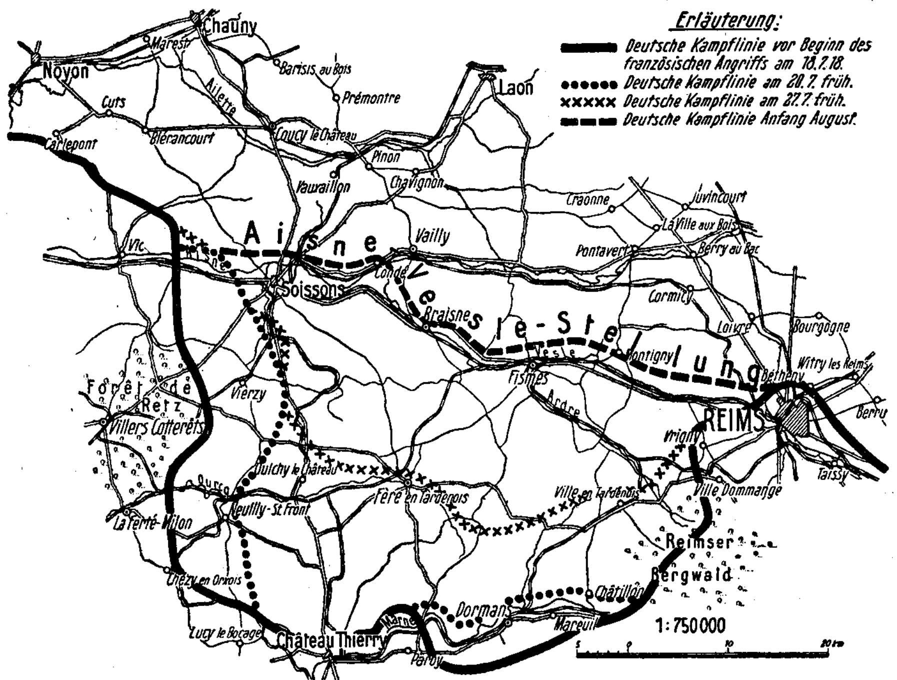
Die Oberste Heeresleitung stand in diesen Tagen vor schweren Entschlüssen. Die Lage der 7. Armee in dem nach der Marne vorspringenden Bogen war, ganz abgesehen von der sehr ungünstigen Form der Front, wegen der rückwärtigen Verbindungen ernst.

Es war nicht mehr möglich, eine gesicherte Transportbewegung zwischen dem Aisne- und Vesletal durchzuführen. Die Kurve östlich Soissons lag unter dem wirksamen Feuer weittragender Geschütze, die weiter östlich im Bau begriffene, an der mit Hochdruck gearbeitet wurde, war noch nicht fertig und auch nur ein Notbehelf. Die anderen Verbindungen kamen für Truppenbewegungen nicht in Frage. Verstärkungen der 7. Armee mußten demnach im Aisnetal oder noch weiter nördlich ausgeladen werden und ermüdeten, bis sie an der Kampffront eintrafen. Die Notwendigkeit dauernder Ablösungen, ähnlich wie es in der Somme- und Flandernschlacht der Fall gewesen war, stand fest. Auch ebensolche Mengen an Munition und sonstigem Kriegsgerät waren neben dem übrigen Nachschub zu befördern. Dies konnten die rückwärtigen Eisenbahnverbindungen nicht leisten. Kraftwagenkolonnen und Betriebsstoffe, die auszugleichen vermochten, waren nicht vorhanden. Wir hätten dauernd in den ungünstigsten Ver-

hältnissen gegen einen Feind gekämpft, der über die denkbar besten Verbindungen verfügte.

Daß unsere strategische Lage in diesem Bogen bedenklich war, ergab sich ohne weiteres. Jeder feindliche Erfolg bei Soissons oder an der Ardre konnte von weitesttragender Bedeutung werden. Das Halten des Bogens war auf die Dauer nicht möglich, ein neuer Schlag gegen Reims erschien aussichtslos.

Ich sandte Offiziere, darunter auch General v. Loßberg, zur Kampf-



Skizze 40. **Die Abwehrschlacht zwischen Soissons und Reims 1918.**

front, die mir ein Bild von den dortigen Verhältnissen geben sollten. Es war ersichtlich, daß Führer und Truppen bei Soissons noch unter dem Eindruck der Kämpfe am 18. standen, auch die Lebensbedingungen der Truppen wurden überall als sehr schwierig geschildert. Taktisch hatte sich bei den Rückzugskämpfen das Vorfeld nicht bewährt. Sein Aufgeben brachte zu leicht Unordnung in die dahinter befindliche Hauptwiderstandslinie.

Die Schilderungen, die die Oberste Heeresleitung erhielt, bestärkten sie etwa am 22. abends zu dem Entschluß, die Zurücknahme der Truppen von der Marne in eine Linie Fère en Tardenois—Ville en Tardenois für

die Nacht zum 26./27. Juli anzuordnen. Selbstverständlich war ich mit der Heeresgruppe Deutscher Kronprinz und der 7. Armee hierüber in dauernder Gedankenverbindung. In der bezeichneten Linie war kurzer Widerstand zu leisten. Der Feind würde mit seinen Massenangriffen von neuem anrennen. Es mußte ihn dies viel kosten. Der Rückzug hinter die Vesle, der geraden Linie zwischen Soissons und Reims, kam für Anfang August in Betracht. Bevor dies geschah, war die Räumung des Geländes südlich der Vesle, namentlich des Vesletales selbst, durchzuführen. Die reichen Vorräte daselbst brauchten wir zum Leben.

Mit unserem Zurückgehen verengte sich unsere Front; wir, aber auch unsere Gegner, bekamen Kräfte frei, mit denen sie an anderen Stellen angreifen konnten. Die starke Schwächung bei der 18. Armee und auf dem rechten Flügel der 9. Armee war jetzt nicht mehr zu verantworten. Sie mußte durch Zuführung von Verstärkungen ausgeglichen werden. Diese ließen sich nur der Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht entnehmen.

Der Angriff in Flandern konnte keinen schnellen und entscheidenden Erfolg bringen. Der Feind war nach allen Anzeichen auf ihn vorbereitet. Wich er auch hier wie östlich Reims aus, so vermochten wir eine Entscheidung nicht zu erringen. Hielt er stand, so waren seine zahlreichen Reserven in der Lage, uns ähnlich wie am 10. und 11. Juni in Richtung Compiègne aufzuhalten. Die Oberste Heeresleitung beschloß, diesen Angriff aufzugeben, die Heeresgruppe Rupprecht auf Abwehr zu stellen und sie zur Verstärkung der 18., der 9. und ebenso der 7. Armee mit heranzuziehen; sie war dazu auch durchaus in der Lage.

Die erforderlichen Befehle ergingen. Ob und wie es gelingen würde, nach Beziehen der Veslestellung die Initiative wiederzugewinnen, darüber konnte ich mir jetzt noch keine Rechenschaft ablegen. Die Heeresgruppe Herzog Albrecht erhielt Weisung, Angriffsentwürfe vorzulegen.

Die Oberste Heeresleitung hob die Bestimmungen über das Vorfeld für die Kämpfe der 7. und 1. Armee und auch für etwaige spätere Rückzugskämpfe auf.

Am 23. erfolgte wieder ein ungemein starker Angriff, der im allgemeinen auf der ganzen Front siegreich abgewehrt wurde.

In den nächsten Tagen fanden nur örtliche Vorstöße statt, die überall scheiterten.

In der Nacht vom 26. zum 27. wurde die Zurücknahme der Linie von der Marne nordwärts planmäßig und in größter Ordnung durchgeführt. General Foch schritt an den nächsten Tagen zu neuen heftigen und wiederum erfolglosen Angriffen, die nur an dem für uns taktisch ungünstigen Höhengelände nordwestlich Fère en Tardenois wenig Boden

gewannen. Der Feind hatte nach Truppenmeldungen schwere blutige Verluste. Naturgemäß war auch bei uns die Beanspruchung der Kräfte sehr groß. Die Zuführung von frischen Divisionen war, wie auch bei den früheren Abwehrschlachten, unablässig nötig.

Die Räumung des Geländes ging, dank der vortrefflichen Organisation der Heeresgruppe Deutscher Kronprinz und der 7. und 1. Armee, glatt vor sich. Die zweite Eisenbahnkurve war fertig geworden und erleichterte die Arbeiten sehr wesentlich.

In der Nacht vom 1./2. August wurde die Front hinter die Vesle zurückverlegt, an der Truppen in einer notdürftig eingerichteten Stellung zur Aufnahme bereit standen. Der Feind folgte dicht auf und drängte scharf gegen die Vesle vor. Er wurde überall abgewiesen.

Die bewegliche Abwehrschlacht zwischen Marne und Vesle war beendet.

Die Schlacht war eine Glanzleistung der beteiligten Führer und Truppen. Der Schatten, den der 18. Juli geworfen hatte, war wieder verwischt. Der deutsche Soldat hatte sich trotz seiner großen Beanspruchung nach diesem Tage geschlagen und fühlte sich dem Feinde überlegen. Bei einigen Divisionen waren allerdings wenig erfreuliche Erscheinungen zutage getreten. Ich erhielt unter anderem später ein Schriftstück zugesandt, das auf den Geist einer dieser Divisionen ein überaus ernstes Schlaglicht warf; ich gab es an die 7. Armee zur Untersuchung weiter.

Wie in jeder Schlacht, so waren auch in den Kämpfen seit dem 15. Juli die Verluste recht erheblich gewesen. Namentlich hatten uns der 18. und die daran anschließenden Abwehrkämpfe viel gekostet, obwohl wir aus diesen unsere Verwundeten zurückbekamen und keine nennenswerte Zahl an Gefangenen mehr verloren. Die Abgänge durch den Kampf waren so große gewesen, daß wir uns entschließen mußten, etwa zehn Divisionen aufzulösen und ihre Infanterie anderen zur Ersatzgestellung zuzuweisen. Die übrigen Waffen wurden im wesentlichen geschlossen beibehalten.

Die aus der Schlacht gezogenen Divisionen und sonstigen Truppen wurden hinter der ganzen Westfront verteilt. Es begann hiermit von Ende Juli ab eine ganz außerordentlich starke Eisenbahnbewegung, die sich Anfang August noch erheblich steigerte und sich von da ab kaum mehr vermindern sollte. Die Truppen, die stark mitgenommen waren, sollten sich ergänzen, ausruhen und von neuem festigen.

Es war mir nicht gelungen, über den feindlichen Kräfteausfall seit dem 15. Juli im einzelnen Klarheit zu gewinnen. Er muß aber bei der Massentaktik der Entente hoch gewesen und hinter unseren Verlusten keineswegs zurückgeblieben sein. Auch die Entente-Armeen hatten gelitten; die

Schlacht hat dem Feinde ebensoviel gekostet wie uns. Frankreich hatte auffällig viel Senegalneger und auch Marokkaner eingesetzt und seine eigenen Landeskinder zu schonen versucht. Die sechs amerikanischen Divisionen, die in der Schlacht eingesetzt waren, hatten besonders schwer gelitten, ohne Erfolge davonzutragen. Es scheint eine Division zu ihrer Ergänzung aufgelöst worden zu sein. Trotz der Kampffreudigkeit der einzelnen Amerikaner ging der geringe Gefechtswert der amerikanischen Truppen daraus hervor, daß zwei tapfere deutsche Divisionen, denen ich bisher nur einen Durchschnittswert beigemessen hatte, die 201. Inf. Div. und 4. Ersatz-Div., den Hauptstoß sehr überlegener amerikanischer Kräfte während mehrerer Wochen aushielten.

Auch der Abgang bei den englischen und italienischen Divisionen war hoch.

Inzwischen hatte sich die Heeresgruppe Rupprecht auf Abwehr eingestellt, indem sie für den Angriff bestimmte Divisionen einsetzte und lange in Stellung befindliche ablöste. Ihre Bataillone hatten leidliche Stärken. Viele Divisionen hatten seit April nicht mehr gefochten. Auch die 18. Armee und der rechte Flügel der 9. waren gestärkt. Die 18. Armee hatte vorher noch im Avres-Brückenkopf nicht glücklich gekämpft. Eine dort auf breiter Front stehende Division war gegen den Fluß zurückgedrückt worden.

Der Versuch, die Völker der Entente durch deutsche Siege vor Ankunft der amerikanischen Verstärkungen friedenswillig zu machen, war gescheitert. Die Schwungkraft des Heeres hatte nicht ausgereicht, den Feind entscheidend zu treffen, bevor der Amerikaner mit bedeutenden Kräften zur Stelle war. Ich war mir klar bewußt, daß dadurch unsere Gesamtlage sehr ernst geworden war.

Anfang August standen wir auf der ganzen Front in Abwehr, wir hatten den Angriff eingestellt. Wenn die an den letzten Kämpfen beteiligten Divisionen wieder aufgefrischt waren, konnten neue Entschließungen gefaßt werden. Eine Pause in den Operationen bot nichts Bemerkenswertes, sie war auch nach Abbruch der großen Angriffe vom 21. März und 27. Mai eingetreten. Die Kämpfe seit dem 15. Juli hatten uns nicht weniger gekostet als jene Angriffe. Der Wunsch nach Ruhe war jetzt wie früher begründet. Ob der Feind sie uns lassen würde, blieb zweifelhaft.

Ich rechnete mit der Fortsetzung der feindlichen Angriffe entweder gegen die Vesle, gegen die der Feind sich immer schärfer heranschob, oder mit ihrer Ausdehnung auf das Gelände zwischen Aisne und Oise, vor der der Feind in Besorgnis vor einem deutschen Angriff stark stand. Ich hielt ferner Vorstöße zwischen Oise und Somme für möglich, vielleicht auch gegen unsere Stellungen bei Albert und in der Lys-Ebene, endlich im Sundgau. Ich nahm aber an, daß es sich nur um einzelne Teilangriffe handeln würde,

denn auch der Feind war mitgenommen, und zwar im allgemeinen nicht weniger als wir. Angriffe fanden auch statt; daß sich daraus nachher ein großer Kampf auf der ganzen Front entwickelte, lag im wesentlichen an den bedeutenden feindlichen Erfolgen am 8. und 20. August. Diese mußten dem Feinde zeigen, daß wir nicht mehr die alten waren, und zur Fortsetzung des Kampfes herausfordern.

Anfang August hoffte ich bestimmt auf Abwehr der bevorstehenden Teilangriffe und die Möglichkeit, Gegenstöße in kleinerem Rahmen als bisher zu führen. Auch in überaus ernsten Lagen war es bisher gelungen, strategische Aushilfen zu finden; es war für mich kein Grund anzunehmen, daß es diesmal nicht glücken werde.

In Erwartung der Kämpfe wurde eine neue Heeresgruppe eingeschoben, die den Befehl über die 2., 18. und 9. Armee zu übernehmen hatte. Oberbefehlshaber wurde General v. Boehn, Chef des Generalstabes General v. Loßberg. Diese Befehlsgliederung sollte zwischen dem 10. und 15. August eintreten. Noch in den ersten Augusttagen konnte ich General v. Boehn sagen, ich hoffte ihm eine gefestigte Front übergeben zu können. Leider sollten mir die Ereignisse nicht recht geben.

Erwies sich unsere Front als widerstandsfähig, dann waren mit dem Reichskanzler, der im übrigen über die Ereignisse an der Front dauernd unterrichtet war, entscheidende Entschließungen zu fassen. Daß ich dabei viele Hoffnungen zu begraben hatte, durfte ich mir nicht verhehlen. In diesem Sinne besprach ich mich mit meinen Herren; noch mit diesen Gedanken beschäftigt, traf mich der Schlag vom 8. August.

Der Endkampf Sommer und Herbst 1918.

Karte X und VII.

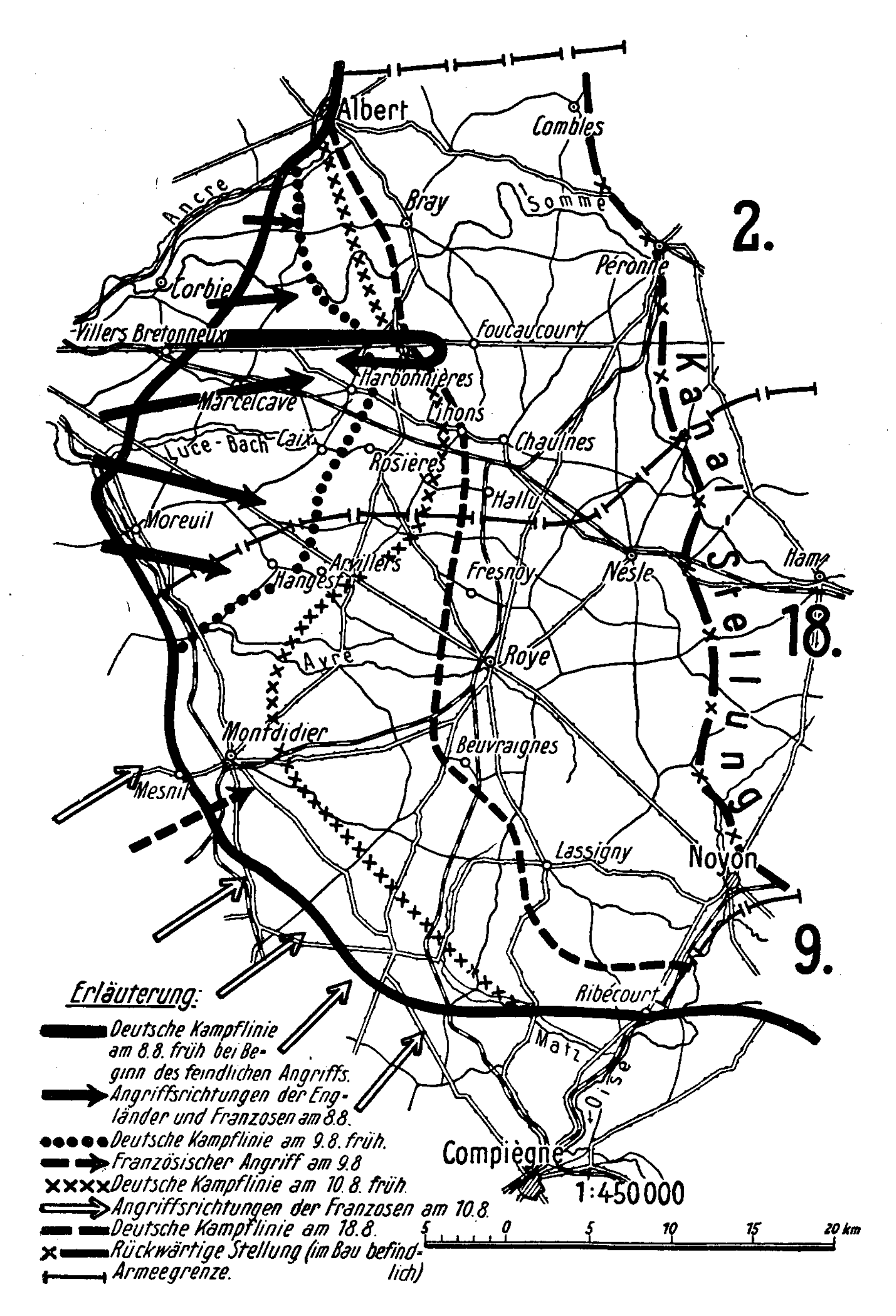
I.

Der 8. August ist der schwarze Tag des deutschen Heeres in der Geschichte dieses Krieges. Schlimmeres erlebte ich nur noch in den Ereignissen, die vom 15. September ab sich an der bulgarischen Front abspielten und das Schicksal des Vierbundes besiegelten.

In der Erkenntnis, daß die Oberste Heeresleitung fürs erste nur an die Abwehr denken müßte, hatte sie Anfang August ein allmähliches Zurückverlegen der Fronten in der Lysebene und das Aufgeben des Ancre- und Avrebrückenkopfes nördlich und südlich der Somme angeordnet. Die Brückenköpfe wurden am 3. und 4. August geräumt.

Auf meinen besonderen Wunsch fuhr General v. Kuhl zur 2. Armee, um nochmals die Abwehrmaßnahmen auf der Front Albert—Moreuil zu besprechen. Es wurden hier noch zwei Divisionen, die bereits lange in Stellung und besonders ermüdet schienen, durch frische Divisionen abgelöst. An dieser Wetterecke waren die Divisionsgefechtsstreifen schmal, die Artillerieausstattung gut, Tiefengliederung vorhanden. Alle Erfahrungen des 18. Juli hatten Verwertung gefunden. Nur für den Stellungsausbau war nicht soviel geschehen wie beispielsweise bei der 18. Armee, die erst später ihre Stellungen gewonnen hatte.

Am 8. August früh, bei dichtem Nebel, der noch durch künstlichen verstärkt wurde, griffen Engländer, vornehmlich mit australischen und kanadischen Divisionen, und Franzosen zwischen Albert und Moreuil mit starken Tankgeschwadern, im übrigen aber mit keiner großen Überlegenheit an. Sie brachen zwischen Somme und Luce-Bach tief in unsere Front ein. Die dort stehenden Divisionen ließen sich vollständig überrennen. In ihren Stabsquartieren wurden Divisionsstäbe von feindlichen Tanks überrascht. Die Einbruchsstelle erweiterte sich sehr bald über den Luce-Bach; die noch bei Moreuil tapfer sich wehrenden Truppen wurden aufgerollt. Nach Norden gebot die Somme Halt. Unsere nördlich davon kämpfenden Truppen hatten den gleichen Anprall siegreich abgewehrt. Die wenige Tage vorher als übermüdet abgelösten Divisionen, die in der Gegend südwestlich Péronne standen, wurden seitens des Armee-Oberkommandos der 2. Armee sofort alarmiert und in Marsch gesetzt.



Skizze 41. **Die Abwehrschlacht zwischen Somme und Oise 1918.**

Gleichzeitig wurden von ihm alle irgendwie verfügbaren Truppen gegen die Einbruchsstelle vorgezogen. Die Heeresgruppe Rupprecht setzte Reserven mit der Bahn dorthin in Bewegung. Die 18. Armee griff mit den ihrigen von Südosten her unmittelbar in den Kampf ein und schob andere in die Gegend nordwestlich Roye. Auch die 9. Armee, selbst gefährdet, mußte auf meinen Befehl hin abgeben. Natürlich vergingen Tage, ehe die Truppen von weiter her eingetroffen sein konnten. Kraftwagenkolonnen wurden in ausgedehntestem Umfange zu ihrem Transport ausgenutzt.

Ich gewann bereits in den ersten Vormittagsstunden des 8. August ein vollständiges Bild der Lage. Es war sehr trübe. Ich sandte sofort einen Generalstabsoffizier auf das Kampffeld, um eine Anschauung von dem Zustand der Truppe zu erhalten.

Die Reserven der 2. Armee vermochten einem weiteren Vordringen des Feindes auf Péronne noch südlich Bray Einhalt zu gebieten. In Richtung Roye hatte der Feind bis etwa Arvillers Gelände gewonnen, südlich der Avre mußte unsere Front von Montdidier an zurückgebogen werden.

Sechs bis sieben deutsche Divisionen, die durchaus als kampfkräftig angesprochen werden konnten, waren vollständig zerschlagen. Drei bis vier und die Trümmer der zerschlagenen standen bereit, den weiten Raum zwischen Bray und Roye zu schließen.

Die Lage war ungemein ernst. Falls der Feind weiterhin nur einigermaßen scharf angriff, konnten wir uns westlich der Somme nicht mehr behaupten. Die 2. Armee hatte hier aber zu halten, die 18. Armee unter Verbleib ihres linken Flügels auf den Höhen an der Matz mit dem rechten bis Roye zurückzuschwenken. Diese Bewegung war für die Nacht vom 9./10. August in Aussicht genommen. Gelang sie nicht, so wurde hier ein großer feindlicher Sieg möglich.

Am 9. August gewann der Feind, der es, uns zum Glück, an Angriffskraft fehlen ließ, zwischen Somme und Avre zwar noch weiter Gelände; auch nördlich der Somme mußte die 2. Armee ihre Front etwas zurücknehmen. Allein es gelang ihr, südlich der Somme eine zusammenhängende, wenn auch nur dünn besetzte Front zu bilden. Die Truppen schlugen sich erheblich besser, als es am Tage vorher die Divisionen zwischen der Somme und dem Luce-Bach getan hatten. Bemerkenswert war die gute Haltung der kurz vor der Schlacht wegen Übermüdung abgelösten Divisionen. Die Gegend nordwestlich Roye wurde behauptet. Die 18. Armee konnte ihre schwierige Bewegung in der Nacht zum 10. ausführen. Am nächsten Morgen griff der Franzose die bisherigen Stellungen der 18. Armee heftig an, die nun planmäßig auch von den Nachhuten aufgegeben wurden. Naturgemäß mußte die Armee viel Gerät zurücklassen.

Durch das Halten der 2. Armee und das Zurückverlegen der Front

der 18. Armee in der Nacht zum 10. hatten sich die Verhältnisse zwischen Somme und Oise für uns gebessert. Auch waren Reserven eingetroffen, die die Front der 2. Armee festigten.

Am 10. und 11. wurde südlich Albert und zwischen Somme und Avre um unsere Stellungen zwar erbittert, doch erfolgreich gekämpft, während der Feind zwischen Avre und Oise scharf nachdrängte und hier heftig anfaßte.

Die nächsten Tage zeitigten an der ganzen Schlachtfront örtliche Kämpfe. Unsere Truppen standen wieder fest, aber die 2. Armee blieb innerlich brüchig, während die 18. Armee voll abwehrkräftig war.

Der Kräfteverbrauch bei der 2. Armee war sehr groß gewesen. Ihre Reserven waren bei ihrem Einsatz ebenfalls stark beansprucht. Von einigen Divisionen hatte die Infanterie aus den Kraftwagen heraus, die dazu gehörige Artillerie an anderer Stelle eingesetzt werden müssen. Die Verbände waren stark durcheinander gekommen. Es war vorauszusehen, daß eine Reihe weiterer Divisionen nötig wurde, um die 2. Armee zu stärken, selbst wenn der Feind noch weiter angreifen sollte, worauf wir aber nicht rechnen konnten. Unsere Verluste waren durch den Abgang an Gefangenen außerdem derartige gewesen, daß die Oberste Heeresleitung wieder vor der Notwendigkeit stand, weitere Divisionen zur Ersatzgestellung aufzulösen. Unsere Reserven verminderten sich. Demgegenüber hatte der Feind nur einen ungemein geringen Kräfteverbrauch gehabt. Das Stärkeverhältnis hatte sich zu unseren Ungunsten erheblich verschlechtert. Es mußte um so ungünstiger werden, je mehr amerikanische Truppen eintrafen. Eine Hoffnung, durch einen Angriff unsere Lage grundlegend zu verbessern, gab es nicht. Es galt also nur noch hinzuhalten. Auf Fortsetzung der feindlichen Angriffe mußten wir jetzt unbedingt gefaßt sein. Der Erfolg war dem Feind zu leicht geworden. Seine Funksprüche jubilierten und erzählten mit Recht, daß der Geist der deutschen Armee nicht mehr der alte sei. Der Feind hatte auch viel für ihn unendlich wertvolles Aktenmaterial in Besitz genommen. Die Entente mußte klaren Einblick in unsere schwierigen Ersatzverhältnisse gewonnen haben, ein Grund mehr für sie, mit Angriffen unermüdlich fortzufahren.

Der auf das Schlachtfeld entsandte Generalstabsoffizier hatte mir den Zustand der von dem Angriff am 8. an erster Stelle getroffenen Divisionen derart geschildert, daß ich tief betroffen war. Ich ließ mir Divisionskommandeure und Offiziere aus der Front nach Avesnes kommen, um mit ihnen die näheren Ereignisse zu besprechen. Ich hörte von Taten glänzender Tapferkeit, aber auch von Handlungen, die ich, ich muß es offen aussprechen, in der deutschen Armee nicht für möglich gehalten habe: wie sich unsere Mannschaften einzelnen Reitern, geschlossene Abteilungen Tanks er-

gaben! Einer frisch und tapfer angreifenden Division wurde von zurückgehenden Truppen „Streikbrecher“ und „Kriegsverlängerer“ zugerufen, Worte, die auch später noch fallen sollten. Die Offiziere hatten an vielen Stellen keinen Einfluß mehr, sie ließen sich mitreißen. Bei einer Sitzung des Kriegskabinetts des Prinzen Max im Oktober machte mich der Staatssekretär Scheidemann auf den Bericht einer Division über die Vorgänge am 8. August aufmerksam, der ähnliche trübe Bilder enthielt. Ich kannte diesen Bericht nicht, konnte seinen Inhalt aber nur aus eigener Wissenschaft bestätigen. Ein Bataillonsführer von der Front, der kurz vor dem 8. August mit Ersatz aus der Heimat eingetroffen war, führte diese Zustände auf die Zuchtlosigkeit der Leute und auf den Geist zurück, den unsere Soldaten mitbrächten. Alles, was ich befürchtete, wovor ich so unendlich oft gewarnt hatte, war hier an einer Stelle zur Wahrheit geworden. Unser Kampfinstrument war nicht mehr vollwertig. Unsere Kriegsfähigkeit hatte Schaden gelitten, auch wenn sich die bei weitem größere Mehrzahl unserer Divisionen heldenhaft schlug. Der 8. August stellte den Niedergang unserer Kampfkraft fest und nahm mir bei solcher Ersatzlage die Hoffnung, eine strategische Aushilfe zu finden, welche die Lage wieder zu unseren Gunsten festigte. Ich gewann im Gegenteil die Überzeugung, daß die Maßnahmen der Obersten Heeresleitung, die ich bisher, soweit dies im Kriege möglich ist, auf sicherer Grundlage aufbauen konnte, dieser jetzt entbehrten. Das Kriegführen nahm damit, wie ich mich damals ausdrückte, den Charakter eines unverantwortlichen Hazardspieles an, das ich immer für verderblich gehalten habe. Das Schicksal des deutschen Volkes war mir für ein Glücksspiel zu hoch. Der Krieg war zu beendigen.

Der 8. August brachte Klarheit für beide Heeresleitungen, für die deutsche wie für die feindliche, für mich, ebenso wie nach seiner eigenen Feststellung in der „Daily Mail“ für General Foch. Der große Entente-Angriff, der Endkampf des Weltkrieges, begann und wurde vom Gegner nun mit um so größerer Energie durchgeführt, je deutlicher unser Niedergang für ihn erkennbar wurde.

Ich hielt es für möglich, daß durch die Ereignisse seit dem 15. Juli das Vertrauen Seiner Majestät und des Generalfeldmarschalls zu mir erschüttert wäre. Auch konnte vielleicht eine neue Persönlichkeit die Verhältnisse unbefangener beurteilen. Ich sagte deshalb dem Feldmarschall, wie ich das bereits erwähnte, in hohem Ernste, daß er meine Stellung neu besetzen möchte, wenn er nicht mehr volles Vertrauen zu mir habe oder es sonst für angezeigt erachte. Er lehnte ab. Ebenso besprach ich die Neubesetzung meiner Stellung mit dem Chef des Militärkabinetts, falls gegen meine Person irgendwelche Bedenken vorlägen. Der Kaiser zeigte mir in jenen

Tagen ganz besonderes Vertrauen. Ich war tief bewegt, blieb aber doch besorgt, ob Seine Majestät auch die Gesamtlage richtig erkenne. Ich bin beruhigt worden. Der Kaiser sagte mir später, er habe nach dem Scheitern der Offensive im Juli und dem 8. August gewußt, daß der Krieg nicht mehr gewonnen werden könne.

Der Heeresbericht vom 8. abends lautete etwa kurz dahin, daß der Feind südlich der Somme bei uns in breiter Front eingebrochen wäre. Am nächsten Morgen rief mich sofort General v. Cramon aus Baden an. Er teilte mir mit, daß meine Meldung große Beunruhigung in Wien hervorgerufen habe. Ich konnte ihm über den Ernst meiner Auffassung keinen Zweifel lassen. Trotzdem bat er mich zu bedenken, wie nachteilig das scharfe Aussprechen eines Mißerfolges auf unsere Verbündeten wirken müsse, die nur in Deutschland ihren Halt sähen. Dies wiederholte sich am 2. September.

Der Eindruck der Mißerfolge an der Westfront bei den Verbündeten war stark. Kaiser Karl sprach die Absicht aus, Mitte August nach Spaa zu kommen.

Von der Haltung Bulgariens war nichts zu erwarten. Dort war das Kabinett Radoslawow schon unter dem Druck der Lage an der Westfront und infolge des Bukarester Friedens sowie aus persönlichen Ursachen durch Malinow abgelöst worden. Er war kein Freund des Bündnisses. Die von ihm gewählten Minister waren zum Teil dessen ausgesprochene Gegner und Ententefreunde. Während Malinow entfernt wurde, blieben sie später im Amt, als die Entente Bulgarien besetzte. Der Reichskanzler mußte die Haltung des Ministeriums Malinow übersehen und beim Zaren darauf hinwirken, daß es nicht in dieser Zusammensetzung gebildet würde. Das Auftreten einzelner Bulgaren in der Schweiz gab überdies zu denken. Auch das wurde von uns zugelassen. Es ließ sich nicht verkennen, daß Bulgarien zum Frieden drängte. Auffallend war auch, daß der bulgarische Militärbevollmächtigte, General Gantschew, sich nur noch überaus selten im Großen Hauptquartier sehen ließ.

Sobald ich vollen Einblick in alle Verhältnisse hatte, die der 8. August gebracht, beschloß ich, so früh als möglich die Aussprachen mit dem Reichskanzler und dem Staatssekretär des Auswärtigen Amtes herbeizuführen. Sie fanden bereits am 13. und 14. August in Spaa statt.

Am 13. war eine Unterredung zwischen dem Reichskanzler, dem Generalfeldmarschall, Staatssekretär v. Hintze und mir im Hotel Britannique im Zimmer des Generalfeldmarschalls. Ich gab ein Bild über die Kriegslage, den Zustand des Heeres und die Verhältnisse bei unseren Verbündeten und erklärte, daß es uns nicht mehr möglich sei, den Feind durch Angriff friedenswillig zu machen. Durch Verteidigung allein wäre dies

kaum zu erreichen, wir müßten demnach die Beendigung des Krieges auf diplomatischem Wege herbeiführen. Zur Zeit hielte die Westfront, bei der Unsicherheit, die in die Kampfführung durch das Versagen einiger Truppen gekommen sei, wäre unter Umständen aber ein Zurückverlegen der Front erforderlich. Ich hoffte jedoch zuversichtlich, daß sich das Heer in Frankreich hielte. Auf die Verbündeten würden die Verhältnisse an der Westfront den denkbar ungünstigsten Eindruck machen. In diesem Zusammenhang gewänne der Geist im Heer und Volk eine noch entscheidendere Bedeutung als bisher. Ich sprach besonders ernst darüber. Im einzelnen wies ich auf den Schaden hin, den Fürst Lichnowsky angerichtet habe. Ich betonte wiederum die Notwendigkeit, daß auch unsere Staatsmänner für das Ausland berechnete Reden zu halten und wir nun endlich eine Reichspropaganda- und Aufklärungsstelle einzurichten hätten. Über die Stimmung in der Heimat ließ sich der Generalfeldmarschall nicht aus. In der Beurteilung der Kriegslage war er optimistischer als ich. Staatssekretär v. Hintze zog aus dem, was er über sie gehört hatte, die sehr klare Schlußfolge, daß Friedensbesprechungen nötig wären und wir uns darauf einzurichten hätten, eine stark entgegenkommende Haltung zu zeigen.

Der Reichskanzler äußerte sich nur kurz über die Stimmung in der Heimat, ohne etwas Bemerkenswertes zu sagen. Über den Fall des Fürsten Lichnowsky sprach er sehr zurückhaltend und wies auf das Reichsgericht hin.

Am nächsten Vormittag war Besprechung unter dem Vorsitz Seiner Majestät. Es wurde als erstes die Stimmung im Innern behandelt. Der Reichskanzler sprach einige einleitende Worte. Ich machte die gleichen Ausführungen über die geistige Spannkraft wie am Tage vorher. Darauf erteilte Seine Majestät dem Staatssekretär v. Hintze das Wort. Dieser äußerte sich nicht zu den Verhältnissen in der Heimat, sondern erörterte sofort die militär-politische Lage, ähnlich wie ich sie am Tage vorher geschildert hatte, und zog auch denselben Schluß. Er war sichtlich ergriffen. Die Tränen traten ihm in die Augen. Der Kaiser war sehr ruhig, er pflichtete dem Staatssekretär v. Hintze bei und trug ihm auf, eine Friedensvermittlung möglichst durch die Königin der Niederlande einzuleiten. Er wies auch auf die Notwendigkeit der Aufklärung des Volkes und einer einheitlichen und geschlossenen Führung der Regierungsgeschäfte hin. Der Reichskanzler sprach sich für Aufrechterhalten der Autorität im Innern aus. Diplomatisch müßten Fäden im geeigneten Moment angesponnen werden. Die Sitzung wurde darauf geschlossen. Ich gab dem Staatssekretär v. Hintze in tiefer Bewegung die Hand.

In diesen Tagen war Kaiser Karl mit Graf Burian und dem

General v. Arz in Spaa. Die Staatsmänner sollen, wie sich aus der Lage ergab, Friedensfragen, und zwar den Schritt des Grafen Burian besprochen haben. Ich hörte damals nichts davon, entnahm es aber später einer Äußerung des Staatssekretärs v. Hintze. Ferner wurde die polnische Frage behandelt. Graf Burian hielt dauernd an seiner Auffassung fest. Wir hatten die gute Gelegenheit versäumt, uns mit Österreich endgültig zu verständigen.

Seine Majestät strebte inzwischen in Übereinstimmung mit dem Reichskanzler eine Lösung an, nach der Polen einen Fürsten eigener Wahl erhalten, im übrigen seinen wirtschaftlichen Anschluß an Deutschland finden solle. Bei diesen verschiedenen Anschauungen war eine Einigung mit Österreich-Ungarn nicht möglich. Der Entschluß Seiner Majestät schuf für mich eine feststehende Tatsache, der ich auch aus Überzeugung folgte. Ich bemerke hierbei ausdrücklich, daß der Kaiser dem Gedanken einer Personalunion mit Polen stets ablehnend gegenüberstand.

Mit General v. Arz wurde die allgemeine Kriegslage erörtert, so wie sie sich aus den Ereignissen ergeben hatte, dabei auch die Notwendigkeit, die Westfront durch weitere k. u. k. Divisionen zu verstärken. Bisher waren hier erst zwei eingetroffen. General v. Arz dachte noch an einen Angriff in Italien, meinte aber jetzt, daß die k. u. k. Armee über den nächsten Winter hinaus nicht mehr durchhalten könne. Es war das die letzte Besprechung mit dem von mir als Mensch und Soldat hochverehrten General.

Nach der Abreise Kaiser Karls nach Wien fuhren der Generalfeldmarschall und ich sofort nach Avesnes zurück. Ich hatte geglaubt, daß auch der Reichskanzler Spaa verlassen würde, um auf Grund unserer Besprechung die Staatssekretäre und den Reichstag über die Lage zu unterrichten. Es lag ihm ob, persönlich in die Aufklärung des Volkes handelnd einzugreifen. Er blieb aber in Spaa und überließ es dem Vizekanzler v. Payer und dem Staatssekretär v. Hintze, mit den Parteiführern Ebert, Gröber, Stresemann, Graf v. Westarp, Wiemer zu sprechen. Diese wurden für den 21. in das Reichsamt des Innern gebeten. In der hier stattfindenden Unterredung legte Staatssekretär v. Hintze die militär-politische Lage dar und kam in Übereinstimmung mit dem in Spaa Gehörten zu dem Schluß, daß der Krieg so bald wie möglich liquidiert werden müsse. Er erklärte, er würde alle Fäden anknüpfen, um zum Frieden zu kommen. Herren, die dieser Unterredung beigewohnt haben, sagten mir, sie hätten einen ungemein ernsten Eindruck von unserer Kriegslage erhalten. Selbstverständlich legte dem Staatssekretär v. Hintze die Rücksicht auf die Kriegführung und den Friedensschritt die größte Zurückhaltung in seinen Mitteilungen auf. Es mußte für beides von unberechenbarem Schaden werden,

wenn, wie es später geschah, unsere Absichten in breiter Öffentlichkeit verhandelt wurden. Bei der Natur des Feindes hieß dies Fortsetzung des Kampfes und Aufstellung von Friedensbedingungen, die uns vernichten mußten.

Ich war aus den gleichen Gründen, die den Staatssekretär v. Hintze geleitet haben werden, nicht in der Lage, mich irgendwie öffentlich zu der Friedensfrage zu äußern. Ich besprach mit dem einen oder anderen Herrn meiner nächsten Umgebung den Schritt. General v. Bartenwerffer erhielt von einer Niederschrift des Staatssekretärs über die Sitzung am 14. August Kenntnis.

Die Lage wurde von mir noch mit verschiedenen Ministern besprochen. Staatssekretär Solf kam in diesen Tagen nach Avesnes. Über die Eindrücke, die er hier empfangen hatte, erhielt ich bald darauf Nachrichten in einem Privatbriefe aus Weimar. Dort wurde von einer der Familie Solf nahestehenden Seite erzählt, daß ich nach Ansichten Solfs nicht mehr an eine siegreiche Beendigung des Krieges denke, während der Generalfeldmarschall noch mit Gottes Hilfe hierauf hoffe.

Auch der Vizekanzler v. Payer kam und legte mir hinsichtlich unserer Stellungnahme zu der belgischen Frage im Auftrage des Reichskanzlers eine Formel vor, die unserer ungünstiger gewordenen militärischen Lage Rechnung trug. Ich nahm sie an. Ich glaubte, sie sollte als Grundlage für die Verhandlungen des Staatssekretärs des Auswärtigen Amtes dienen. Statt dessen benutzte sie der Vizekanzler v. Payer für eine Rede im September in Stuttgart. Sie erregte wegen der Stellungnahme zu Belgien Aufsehen.

II.

Die Tage nach unserer Rückkehr in das Hauptquartier sollten besonders schwere werden. Unsere Lage an der Westfront wurde ernster. Sie war am 14., als die Herbeiführung von Friedensbesprechungen von Seiner Majestät befohlen wurde, noch gefestigt, auch wenn das Gefühl der Unsicherheit hineingetragen war.

General v. Boehn hatte nach dem 8. August den Befehl über seine Heeresgruppe — 2., 18. und 9. Armee — einige Tage früher übernommen, als ursprünglich beabsichtigt war. Er sowohl wie sein Chef, General v. Loßberg, förderten die Abwehrbereitschaft ihres Bereichs mit allen Mitteln. Die Schlacht zwischen Somme und Oise dauerte um Mitte August noch an. Die Hauptdruckstelle des Feindes lag beiderseits Roye, das in schweren Kämpfen behauptet wurde. Eine rückwärtige Stellung, deren Lage auch ein Zurückbiegen des linken Flügels der 17. Armee bedingte, wurde in der Linie Bapaume—vorwärts Péronne—Sommelauf—vorwärts Ham—

Höhen nordöstlich Noyon zum Teil unter Ausnutzung früherer Stellungen hergerichtet und ausgebaut.

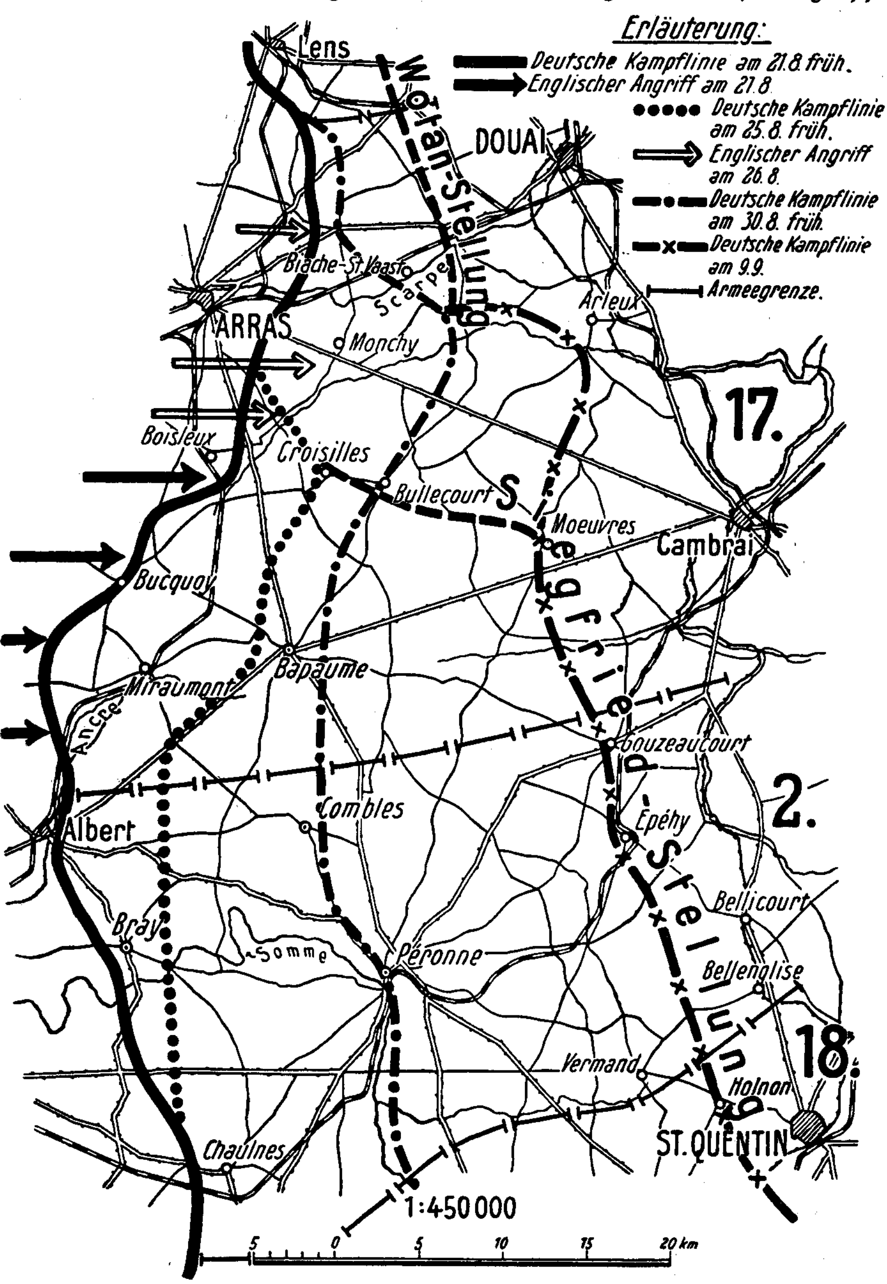
Die Heeresgruppe Rupprecht hatte in der Lysebene die vordersten Stellungen der 6. Armee um einige Kilometer zurückverlegt. Eine weitere Abschrägung des Bogens war unter Aufgabe des Kemmels in Vorbereitung. Rückwärtige Stellungen entstanden auch hier, die früheren deutschen wurden aufgeräumt. Besonders rege Gefechtstätigkeit herrschte nicht. Nur gelegentliche Unternehmungen des Feindes störten die Ruhe. Um Mitte des Monats schien dort ein englischer Angriff wahrscheinlich zu werden. Ebenso lagen die Verhältnisse bei der 17. Armee. Hier machten sich nach dem 15. Anzeichen für einen Angriff zwischen Arras und der Ancre, vornehmlich in Richtung Bapaume, fühlbar. Die 17. Armee hatte sich nicht in ihren vordersten Linien zu schlagen, sondern den Kampf in einer 3 bis 4 km zurückliegenden Stellung anzunehmen. Jene waren nur von Gefechtsvorposten besetzt, die vor dem Kampf auf die Hauptstellung zurückgezogen werden sollten. Es war die Möglichkeit vorhanden, so den ersten Ansturm des Feindes zu nichte zu machen und seine Angriffsabsichten rechtzeitig zu erkennen.

Südöstlich der Schlachtfront zwischen Somme und Oise hatte sich die 9. wie die 17. Armee scharf auf Abwehr eingestellt. Ein Angriff zwischen Oise und Aisne war zu erwarten. Er konnte um Mitte August jeden Augenblick losbrechen. Die Armee hatte ihre Abgaben an die 2. vollständig ersetzt erhalten und war in jeder Beziehung gut ausgestattet. Hinter den voraussichtlichen feindlichen Druckstellen in Richtung Cuts und Nouvron standen zwei Eingreifdivisionen bereit. Das Armee-Oberkommando hatte alles vortrefflich organisiert und gut durchdacht.

Die Wahrscheinlichkeit eines feindlichen Angriffs an der Vesle war geringer geworden. Ebenso ließ an den übrigen Teilen der Front der Heeresgruppe Deutscher Kronprinz und bei den Heeresgruppen v. Gallwitz und Herzog Albrecht nichts auf Angriffsabsichten des Gegners schließen. Bei den weit vorgeschrittenen Arbeiten der Gegner an allen Fronten konnte sich dieses Bild plötzlich ändern.

Die Oberste Heeresleitung mußte sich auf Ausdehnung der feindlichen Angriffe auf die Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht, namentlich zwischen Arras und der Ancre, und auf die 9. Armee gefaßt machen, ohne daß sie die anderen Fronten vernachlässigen durfte. Den erst Ende Juli und Anfang August aus den Kämpfen der 7. und 1. Armee zurückgezogenen Divisionen konnte keine lange Erholungszeit gelassen werden. Sie mußten zum Teil schon jetzt hinter die Heeresgruppe Rupprecht geschoben werden, was naturgemäß die betreffenden Truppen hart traf. Die Eisenbahntransportlage im Westen erhielt hierdurch eine neue Erschwernis.

Am 21. August griff der Engländer südlich Arras zwischen Boisleux und der Ancre an. Es begannen damit an der Front der Heeresgruppe



Skizze 42. **Die Abwehrschlacht zwischen Scarpe und Somme 1918.**

Kronprinz Rupprecht Kämpfe, die in beinahe ununterbrochener Folge bis zum Schluß des Krieges andauerten und an das Oberkommando der Heeresgruppe und ihre Armeen die schwersten Anforderungen stellten.

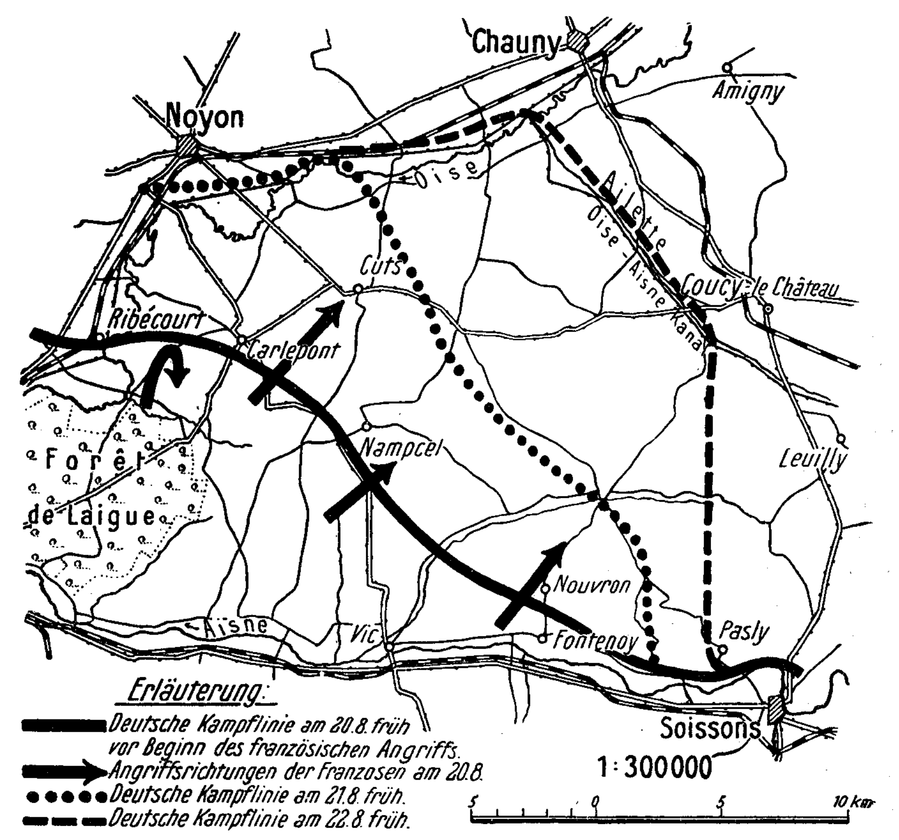
Die 17. Armee war rechtzeitig ausgewichen, der englische Ansturm brach vor der neuen Stellung zusammen. Am 22. machte die 17. Armee mit Zustimmung der Obersten Heeresleitung einen groß angelegten Gegenstoß. Er hatte Erfolg, trotzdem wäre er besser unterblieben. Gleich darauf dehnte sich der englische Angriff nach Süden zu aus. Zu beiden Seiten der Somme, mit dem Schwerpunkt zwischen Albert und Braye, wurde erbittert gekämpft. Die Australier hatten keinen Erfolg. Die beiden ersten Tage waren damit für uns günstig verlaufen. Ich begann zu hoffen, daß wenigstens hier uns das Kriegsglück wieder geneigter werden würde. In den nächsten Tagen gewann aber doch der Engländer, der nur wenige frische Kräfte einsetzte, in sehr schweren Kämpfen gegen Bapaume Gelände. Charakteristisch für diese waren schmale tiefe feindliche Tankeinbrüche nach kurzer überaus heftiger Artilleriewirkung, verbunden mit künstlicher Vernebelung. Masseneinsatz von Tanks und künstlicher Nebel blieben auch in der Folge unsere gefährlichsten Feinde. Sie wurden es in immer stärkerem Maße, je mehr der Geist sank und je müder und schwächer unsere Divisionen wurden. Die Tiefe des Einbruchs, nicht aber seine ganze Breite, wurde sehr bald bekannt. Richtig einsetzende Gegenstöße der Reserven glichen die Einbrüche meistens aus. Die Gefahr bestand aber, daß die örtliche Führung ihre Truppen übereilt und nicht geschlossen verwandte.

Im weiteren Verlauf der Angriffe gelang es dem Feinde, uns von Norden her von der Ancre abzudrücken. Hier hatte eine preußische, allerdings als nicht gut bekannte Division, die deshalb auch hinter dem Fluß eingesetzt war, vollständig versagt. Sie brachte Unordnung in unsere Front. Die Kampfverhältnisse in dem Trichtergelände des Sommeschlachtfeldes östlich Albert waren um so schwieriger, als bei den schlechten Eisenbahnverbindungen nur schwer Reserven dorthin zu bringen waren. Die Lage wurde daselbst um den 25. August ungemein gespannt. Die Fortsetzung des feindlichen Angriffs war sicher.

Südlich der Somme an der Straße nach Péronne war es nur zu Teilvorstößen gekommen. Die 18. Armee wurde unausgesetzt angegriffen. Sie behauptete sich glänzend. In Übereinstimmung mit den Ereignissen östlich der Oise war ihr linker Flügel näher an Noyon zurückgenommen. Die Führung der 18. Armee durch General v. Hutier war ausnehmend ruhig, er wurde durch seinen Generalstabschef, Oberstleutnant Bürckner, vortrefflich unterstützt.

Zwischen Oise und Aisne war der große französische Ansturm bereits am 20. August erfolgt. Schon am 17. hatte der Franzose unsere Gefechts-

vorposten aus dem Vorfelde auf die Hauptwiderstandslinie zurückgeworfen. Hierbei hatten sie, wie ich später erfuhr, mehr Widerstand geleistet, als richtig war. Die Kampfkraft einzelner Divisionen hatte dadurch schwerer gelitten, als ich annehmen konnte.



Skizze 43. **Die Abwehrschlacht zwischen Oise und Aisne August 1918.**

Der Angriff am 20. August spielte sich genau so ab, wie wir vermutet hatten. Die Eingreifdivisionen bei Cuts kamen aber nicht zum Gegenstoß. Es entstand hier eine tiefe Einbeulung, die für die dortigen Truppen mit der Oise im Rücken sehr unbequem war. Auch in Richtung Nouvron brach der Feind ein. Er wurde durch den Angriff der guten deutschen Jäger-Division wieder, allerdings nicht vollständig, zurückgedrängt. Auch die übrigen Teile der Hauptwiderstandslinie zwischen beiden Einbruchsstellen waren nicht lückenlos in unserer Hand geblieben. Die Lage war so geworden, daß es nicht mehr ratsam schien, vorwärts der Oise und der Ailette stehen zu bleiben. Die Oberste Heeresleitung mußte sich entschließen, die

9. Armee schon in der Nacht zum 21. mit dem rechten Flügel hinter die Oise und in der Nacht zum 22. unter Festhaltung des Geländes nordwestlich Soissons mit der Mitte hinter die Ailette zurückzunehmen. Die Schlacht war trotz aller Vorbereitungen wiederum unglücklich verlaufen. Die Nerven des Heeres hatten gelitten. Die Truppe ertrug nicht mehr überall das gewaltige Artilleriefeuer und den Tankansturm. Das war von neuem erhärtet. Wiederum hatten wir hier schwere, nicht zu ersetzende Verluste erlitten. Auch der 20. August war ein schwarzer Tag! Er trieb den Feind förmlich dazu, seine Offensive fortzusetzen.

Ich rechnete mit Fortführung des feindlichen Angriffs zwischen Oise und Aisne in Richtung Laon. Die Stoßrichtung war günstig. Sie mußte sowohl die Stellung der 18. Armee nördlich der Oise, wie die der 7. nördlich der Vesle unhaltbar machen. Der Feind drängte scharf gegen die Linie Soissons—Chauny vor. Es kam hier zu wechselvollen schweren Kämpfen. Wie sie endigen würden, war noch nicht zu erkennen.

Die 18. Armee, die den Befehl über die Truppen an der Oise übernahm, war hier von Süden her auch unmittelbar stark bedroht.

Infolge der Gestaltung der Verhältnisse östlich Albert und südlich der Oise war die Lage der deutschen Truppen zwischen Somme und Oise keine so sichere, wie es die Gesamtlage verlangte. Irgend etwas hier aufs Spiel zu setzen, wäre ein Fehler gewesen.

Die Heeresgruppen Kronprinz Rupprecht und v. Boehn erhielten deshalb den Befehl, in den letzten Augusttagen in die erkundete Stellung östlich Bapaume—vorwärts Péronne—Somme—vorwärts Ham—Höhen nordöstlich Noyon zurückzugehen. Als rückwärtige Sicherung war nunmehr die Siegfriedstellung in Ordnung zu bringen. Die Heeresgruppe v. Boehn hatte auf das Festhalten des linken Sommeufers vorwärts Péronne Wert gelegt, weil von hier aus eine sehr günstige Flankierung in das Gelände nördlich Péronne möglich war. Zwischen Ham und Noyon legte ein Kanal, der ein gutes Tankhindernis bot, die Linienführung der Stellung fest. Die Bewegungen wurden etwa in der Nacht vom 26./27. August durchgeführt.

Bei der 17. Armee, die nur eine geringe Rückwärtsschwenkung vorzunehmen hatte, und bei der 18. verlief die Bewegung glatt und in guter Ordnung. Die neuen Stellungen wurden gegen feindliche Angriffe gehalten. Bei der 2. Armee war dies nicht der Fall. Nordwestlich Péronne gewann die neue Front keinen festen Halt. Südwestlich der Stadt gab die hier stehende Division dem Feinde das linke Ufer preis, wodurch wiederum die Lage der Truppen auf dem nördlichen Ufer erschwert wurde. Es gab abermals einzelne Divisionen, die versagten; dies kostete anderen tapferen Truppen außerordentliche Kraft.

Während dieser Ereignisse hatte Marschall Haig seinen Angriff nach

Norden bis zur Scarpe ausgedehnt, um in den Rücken der Siegfriedstellung nördlich der Linie Croisilles—Moeuvres zu gelangen. Er mußte dazu unsere Wotanstellung nehmen, die im Jahre 1917 entstanden war und sich von Norden kommend über Biache St. Vaast an der Scarpe östlich Monchy in Richtung Bullecourt hinzog.

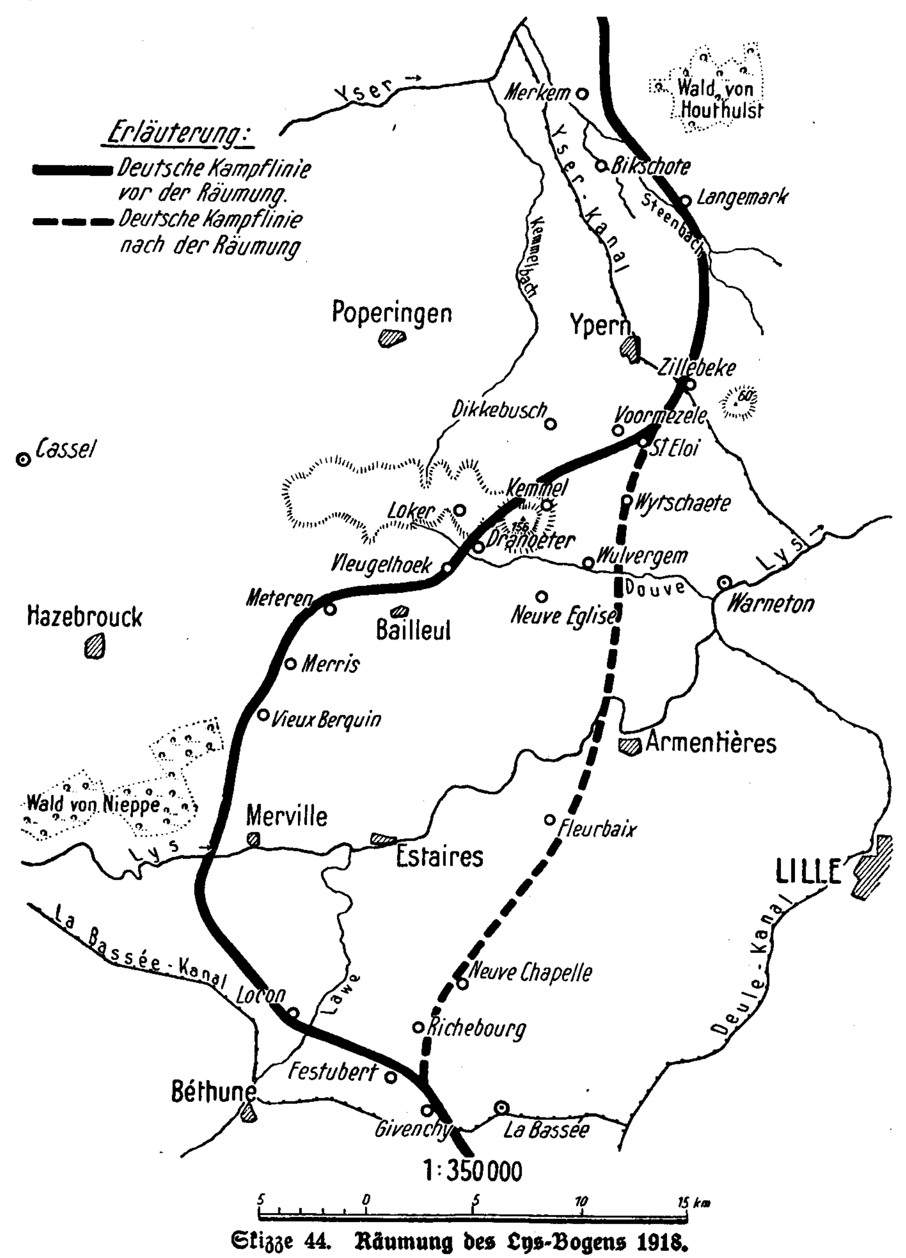
Am 26. August begann der englische Angriff an der Straße Arras—Cambrai.

Auch hier wich die Truppe zunächst planmäßig aus. Die ersten Kämpfe verliefen günstig. In weiterer Folge schob sich der englische Angriff an die Wotanstellung. Am 2. September überrannte ein starker englischer Tankansturm Hindernisse und Gräben dieser Linie und bahnte so seiner Infanterie den Weg. Gleich nach 2 Uhr mittags teilten mir General v. Kuhl und Oberstleutnant v. Pavelsz, der Chef des Generalstabes der 17. Armee, mit, daß es sich nicht mehr empfehlen würde, vorwärts des Kanals Arleux—Moeuvres eine neue Front zu bilden. Sie bäten um Zustimmung der Obersten Heeresleitung, die 17. Armee unter Beibehaltung ihrer Stellung nördlich der Scarpe dorthin zurückzunehmen. Wir konnten uns der Notwendigkeit dieser Maßregel nicht verschließen. In Übereinstimmung mit der Heeresgruppe v. Boehn mußten wir in Anbetracht der Verhältnisse bei der 2. Armee noch einen weiteren großen Schritt tun. Auch deren Front und die der 18. Armee waren in die Siegfriedstellung zurückzuverlegen. Wohl wäre es möglich gewesen, den linken Flügel der 18. Armee noch vorwärts derselben am Crozatkanal festzuhalten, das erforderte aber mehr Kräfte als eine Verteidigung der Linie St. Quentin—La Fère mit dem breiten Oisetal vor der Front. Die Oberste Heeresleitung verzichtete darauf und führte die gesamte 18. Armee in die Siegfriedstellung zurück. Dieser Bewegung hatten nun auch die 9. und sogar der rechte Flügel der 7. Armee zu folgen. Er ließ die Vesle los und ging hinter die Aisne, während der linke nordöstlich an Fismes vorbei noch an der Vesle festhielt.

Die 9. Armee hatte inzwischen schwere Kämpfe zu bestehen gehabt, die sich an einzelnen Tagen zu Schlachten gewaltiger Stärke auswuchsen. Dank der nicht versagenden Umsicht des Generals v. Carlowitz und seines Chefs, Oberstleutnants Faupel, sowie der Tapferkeit mehrerer Divisionen behauptete die Armee im wesentlichen ihre Stellung. Die 1. Garde-Inf. Div., von Prinz Eitel Friedrich ruhig und sicher geführt, und die bewährte Garde-Kavallerieschützen-Division wußten nichts von Tankschrecken, sie schlugen sich hervorragend.

Es war ein schwerer Entschluß, die gesamte Front von der Scarpe bis zur Vesle zurückzunehmen. Wir wurden kürzer und ersparten Kräfte, was bei unserem außerordentlichen Menschenverbrauch ein Gewinn war,

auch wenn der Feind ihn teilte. Die Lebensbedingungen der Truppen in und östlich der Siegfriedstellung wurden besser, während der Feind in das unwirtliche Gebiet der Rückzugsbewegung vom Frühjahr 1917 hineinkam.



Skizze 44. **Räumung des Lys-Bogens 1918.**

Die Mitte der 17. Armee sollte in der Nacht zum 3. hinter den Kanal Arleux—Moeuvres zurückgenommen, im übrigen die rückgängige Bewegung in einem Zuge nach näheren Weisungen der Heeresgruppen ausgeführt werden.

Auch die lange vorbereitete Räumung des Lysbogens bei der 4. und 6. Armee wurde nun durchgeführt, um Kräfte zu sparen.

Gleichzeitig ordnete die Oberste Heeresleitung nach Rücksprache mit den Heeresgruppenchefs die Erkundung und Verstärkung einer neuen rückwärtigen Stellung, der Hermannstellung, hinter den beiden nördlichen Heeresgruppen an. Sie sollte östlich Brügge an der holländischen Grenze ansetzen, hier den Kanal Eecloo entlang nach Süden bis zur Lys gehen, dieser aufwärts bis östlich Kortrik und dann dem Oberlauf der Schelde bis südwestlich Valenciennes und weiter südlich der Linie Solesmes—Le Cateau—Guise folgen. Südwestlich Marle traf die Hermannstellung die Hunding-Brunhildstellung, die, 1917 ausgebaut, etwa über Sissonne an die Aisne ging, um sie stromauf zu begleiten. Das Verteidigungssystem hatte Aisne ostwärts seine Fortsetzung in den rückwärtigen Linien der Heeresgruppe Gallwitz, die in der Michelstellung, der Abschrägung des St. Mihielbogens in der Woëvre-Ebene, westlich der Mosel bei Pagny ihr Ende fanden. Die schon bestehenden Stellungen sollten nach Maßgabe der Arbeitskräfte weiter ausgebaut werden.

Ferner ließ die Oberste Heeresleitung eine zweite rückwärtige Stellung westlich der Linie Antwerpen—Brüssel—Namur und dann Maas aufwärts erkunden (Antwerpen—Maas-Stellung). Die Festungen in Elsaß-Lothringen wurden instandgesetzt. Endlich wurde befohlen, daß alles nicht unmittelbar nötige Heeresgut aus dem Gebiete westlich und südlich der Hermann-, Hunding-Brunhildlinie abzufahren und die gründliche Unterbrechung von Eisenbahnen und Straßen sowie die Stillegung der Kohlenbergwerke vorzubereiten sei. Ortschaften waren nur so weit in Mitleidenschaft zu ziehen, als es ein unmittelbarer taktischer Zweck erforderte.

Eine große Abschubbewegung nach Deutschland wurde eingeleitet. Dafür waren unsere Eisenbahnverbindungen ungünstig. Im Norden schnürte sie der holländische Maastricht-Zipfel gegen Lüttich zusammen; unsere Bauten bei Visé hatten dies nicht auszugleichen vermocht. Weiter südlich liefen wichtige Eisenbahnlinien auf der Strecke Charleville—Montmédy zusammen und boten hier ein besonders günstiges Ziel für feindliche Fliegerangriffe.

Die Zufuhr aus Deutschland war bereits auf das Notwendigste beschränkt worden.

Mit dem Zurückgehen der Front in die Siegfriedstellung war für die

Oberste Heeresleitung in Avesnes nicht mehr der richtige Platz. Wir kehrten deshalb nach Spaa zurück, das wir im März so zuversichtlich und hoffnungsvoll verlassen hatten.

Wie wir, so war auch der Feind überaus angestrengt, er griff an vielen Stellen immer mit den gleichen Divisionen an. Auch er mußte Verluste gehabt haben, aber er war Angreifer, und wir mußten nun doch, wie im Jahre 1917, auf uns herumtrommeln lassen. Die Erscheinungen jener Kämpfe wiederholten sich, unsere Truppen schlugen sich im Angriff besser als in der Verteidigung. Der Divisionszahl nach war Anfang September das Kräfteverhältnis günstiger als im Vorjahre, aber unsere Divisionen waren teilweise sehr schwach. Wir mußten die Bataillone unter Beibehalt der Maschinengewehr-Kompagnien statt zu vier zu drei Kompagnien formieren. Der Troß, den vier Kompagnien erforderten, entsprach nicht mehr der Zahl der vorhandenen Mannschaften. Wir brauchten nicht mehr vier Feldküchen für das Bataillon, zwei bis drei genügten vollständig. Durch das Auflösen einer Anzahl unserer Divisionen und bei weiterem Auftreten von Amerikanern an der Front mußte sich das Zahlenverhältnis immer mehr verschlechtern.

Die Drückebergerei an der Front wuchs. Viele aus der Heimat zurückgekehrte Urlauber waren dabei. Die Urlaubsüberschreitungen nahmen zu, die Kampflinien wurden dünner besetzt.

Das Kriegsministerium wollte jetzt endlich die Reklamierten in größerem Umfange für den Heeresdienst freimachen. Der Erfolg blieb abzuwarten. Welchen Geist würden sie mitbringen? Aus den Ost-Divisionen war schon lange das herausgezogen, was wir für die Kampfdivisionen des Westens brauchen konnten. Wir standen zu jener Zeit im Osten besser. Die Sowjetregierung hatte die erste und bald darauf die zweite Rate der russischen Entschädigung bezahlt, die Beziehungen zu den Don-Kosaken waren geknüpft. So war es möglich, noch einige Divisionen von geringem Kampfwert — sie bestanden aus älteren Jahrgängen und waren auf West-Anforderungen nicht eingestellt — verfügbar zu machen. Zog sich der Krieg, falls die Friedensbemühungen der Regierung keinen Erfolg hatten, noch in den Winter und den nächsten Sommer hinein, so war die Ausfuhr aus der Ukraine für Österreich und für uns eine Lebensfrage. Die Absperrung gegen den Bolschewismus behielt ihre alte Bedeutung; ebenso wie wir nach wie vor die Bildung einer neuen Entente-Front im Osten zu verhindern hatten. Die drei deutschen abgesessenen Kavallerie-Regimenter und die wenigen Geschütze unter General Graf v. der Goltz blieben auch deshalb in Finnland, hielten dort oben treue Wacht gegenüber der Murmanbahn und den Toren Petersburgs. Unsere Absichten gegenüber dem englischen Besatzungskorps in Baku blieben in Durchführung.

Österreich-Ungarn konnte noch die eine oder die andere Division für die Westfront abgeben.

Das alles war kein zahlenmäßiger, geschweige denn seelischer Kraftausgleich im Westen gegenüber der wachsenden Stärke und steigenden Siegeszuversicht des Feindes. Es war ganz klar, daß im deutschen Heere die betrübenden Erscheinungen nicht abnehmen, sondern sich bei den dauernden Rückzügen und unter dem zersetzenden Einfluß der Heimat noch steigern würden.

Es wurde der Obersten Heeresleitung sehr schwer, den Heeresgruppen Kronprinz Rupprecht und v. Boehn neue Kräfte zuzuführen. Ich würde es leichter gehabt haben, wenn die Oberste Heeresleitung schon Ende Juli von der 7. Armee und nun von den Kampfarmeen, namentlich von der 2., abgekämpfte oder zerschlagene Divisionen rücksichtsloser aus der Front geführt hätte.

Bei dem Ernst unserer Lage versprach sich die Oberste Heeresleitung von einem Bombenabwurf auf London und Paris nicht mehr die Wirkung, den Feind friedenswillig zu machen. Sie gab deshalb nicht mehr die Erlaubnis, eine besonders wirkungsvolle Brandbombe, die im August in erforderlichen Mengen fertig und für den Abwurf auf die beiden Hauptstädte bestimmt war, zu gebrauchen. Die zu erwartenden großen Zerstörungen hätten auf den Gesamtverlauf des Krieges keinen Einfluß mehr gehabt; Zerstörungen als Selbstzweck wurden nie geduldet. Auch Graf Hertling hatte die Oberste Heeresleitung gebeten, diese neuen Brandbomben im Hinblick auf die gegen unsere Städte zu erwartenden feindlichen Gegenmaßregeln nicht zu gebrauchen. Maßgebend für jenen Entschluß blieben jedoch meine auf der Kriegslage beruhenden Erwägungen.

Den Abwurf anderer Bomben auf London und Paris behielt ich noch bei, damit die feindlichen Abwehrmittel fern der Front gefesselt blieben und nicht die Truppe die Abnahme unserer Kraft merkte. Ich drängte aber nicht mehr. Paris wurde noch wenige Male schwach beworfen. London war wegen der Witterung in dieser Zeit nicht erreichbar.

Geist und Stimmung im Heer und in der Heimat beschäftigten mich dauernd in höchstem Maße. Als uns der Kriegsminister im August in Avesnes besuchte, hatte ich ihm Offiziere aus der Front zugeführt, die ihn endlich von dem schlechten Einfluß der Heimat auf die Mannszucht überzeugen sollten. Er wie auch die anderen führenden Männer des Kriegsministeriums sträubten sich stets gegen diese Erkenntnis, jedenfalls gegen die volle Bedeutung dieser Tatsache. Auch dieser Besuch fruchtete nichts, trotz meiner dringenden Einsprache auf den Minister.

Im Innern kamen unsere Versuche, Propaganda zu treiben und unser

Volk aufzurichten, nicht über die ersten Anfänge hinaus. Nach meinem zweijährigen Drängen hatte sich der Reichskanzler nun endlich im August 1918 entschlossen, eine Zentralstelle für Presse- und Propagandadienst im In- und Auslande zu schaffen. Sie war nicht den Reichsämtern übergeordnet, sondern dem Auswärtigen Amt angegliedert als unglückliches Anhängsel, dem jede Autorität fehlte. Ich mußte mich mit dem Erreichten abfinden, da anderes nicht zu erlangen war. Alle meine immer wiederholten schriftlichen und mündlichen Anträge und Anregungen, bei der Reichsleitung einen Propagandaminister zu schaffen, waren ohne Erfolg geblieben. Nur ein Minister oder Staatssekretär, der die gesamte militärische, politische und wirtschaftliche Lage übersah, war imstande, das gewaltige Kampfmittel der Propaganda so zu leiten, wie es der Krieg und die Stunde verlangten. Er allein vermochte zu entscheiden, wann, wo und von welchem Ressort eine öffentliche staatsmännische Kundgebung stattzufinden hätte. Er mußte nach einem vorher genau erwogenen Plan handeln. Oberst v. Haeften, der in der neu geschaffenen Zentralstelle führend mitarbeitete, gab sich die größte Mühe, etwas zu erreichen. Staatssekretär Solf hielt eine von ihm anempfohlene und auch wirkungsvolle Rede. Was der Reichskanzler an seinem Geburtstage Anfang September sagte, war überaus matt. Auch der Vizekanzler sprach, aber er fand nicht die Worte wie Clemenceau, als deutsche Truppen 80 km von Paris entfernt standen. Als Oberst v. Haeften später zum neuen Reichskanzler Prinz Max von Baden getreten war, geschah in propagandistischer Beziehung überhaupt nichts mehr, obwohl es unter dem Druck der Lage besonders vonnöten gewesen wäre.

III.

Die Verhältnisse an der Westfront waren hoch gespannt. Sie hatten sich seit Mitte August, als von uns die ersten Friedensanregungen gegeben wurden, verschärft. Noch war begründete Hoffnung vorhanden, die Lage zu halten; Flanken und Rücken waren in Italien und Mazedonien gedeckt. Die Möglichkeit aber, einen Umschwung zum Siege herbeizuführen, lag nicht mehr vor. In diesem Sinne wurde am 3. September eine Anfrage des Reichskanzlers beantwortet. Sie war von seinem Vertreter bei der Obersten Heeresleitung, Graf Limburg-Stirum, veranlaßt, nachdem wir ihm von der Absicht, in die Siegfriedstellung zu gehen, Mitteilung gemacht hatten. Graf Limburg-Stirum wurde stets über alle Verhältnisse unterrichtet. An und für sich war ich über die Anfrage überrascht, da der Reichskanzler seit dem 13. August unsere Lage durchaus kennen mußte; sie war aber erklärlich. Graf Limburg-Stirum hat das, was am 13. und 14. August gesprochen worden war, nicht gekannt.

Vom Staatssekretär v. Hintze hatte die Oberste Heeresleitung keine Nachricht; sie wußte nur, er würde Anfang September nach Wien fahren, um dort mit Graf Burian Friedensfragen zu behandeln. Ich hielt eine erneute Rücksprache mit ihm und dem Reichskanzler für dringend geboten. Sie mußte in den ersten Septembertagen gleich nach unserer Rückkehr nach Spaa stattfinden. Staatssekretär v. Hintze sagte zu, sobald er aus Wien zurück sei. Das Kommen des Reichskanzlers wurde mit Rücksicht auf sein hohes Lebensalter abgelehnt.

Die Besprechung in Spaa mit Staatssekretär v. Hintze fand am 8. oder 9. September statt. Er erklärte, daß Graf Burian beabsichtige, eine Note an sämtliche kriegführenden Mächte zu richten und sie hierin zu einer Aussprache über den Frieden aufzufordern. Gleichzeitig fügte er hinzu, daß die k. u. k. Armee nach den ihm in Wien gewordenen Angaben nur noch bis zum Winter durchhalten würde. Das Friedensbedürfnis dort sei sehr im Wachsen. Über seine eigenen Friedensbemühungen gab Staatssekretär v. Hintze an, daß er auf eine Vermittlung der Königin der Niederlande zuversichtlich hoffe; worauf er diese Hoffnung gründete, konnte ich aus seinen Worten nicht entnehmen. Er versprach sich von dem Vorhaben des Grafen Burian in seiner Allgemeinheit keinerlei Erfolg und befürchtete eine Schädigung für die Vermittlung der Königin der Niederlande. Er hielt einen bestimmten Schritt, wie er ihn im Haag vorhatte, für besser. Ich konnte mich dem nur anschließen; was Graf Burian wollte, war verschwommen. Ich hatte in diesen Tagen zum ersten Male etwas von dessen Absicht gehört.

Wohl auf seine Anregung hatte Kaiser Karl durch General v. Cramon an den Generalfeldmarschall bestimmte Fragen über unsere strategischen Absichten und unsere Auffassung über einen etwaigen Friedensschritt richten lassen. General v. Cramon bat mich am Fernsprecher um möglichst genaue Antwort, Kaiser Karl läge sehr viel daran. Natürlich war eine Zurückhaltung in der Auskunft geboten, da Kanäle aus Wien nach Frankreich führten, wie die Parmabriefe Kaiser Karls gezeigt hatten. Es wurde erwidert, daß die deutsche Armee die Westfront in ihrer jetzigen Linie, im besonderen die Siegfriedstellung, halten würde, daß wir aber für einen sofortigen Friedensschritt wären; wir rieten nur von dem des Grafen Burian ab. Diese Antwort wurde von mir entworfen und darauf vor ihrem Abgang bei unserer Unterredung mit Staatssekretär v. Hintze besprochen.

Staatssekretär v. Hintze wurde über die Kriegslage eingehend unterrichtet. Er drahtete als Ergebnis der Besprechungen am 9. September aus Spaa an das Auswärtige Amt, daß Seine Majestät und die Oberste Heeresleitung mit sofortiger Demarche bei der Königin der Niederlande einverstanden wären, die verbündeten Mächte seien zur Einwilligung und zum Beitritt aufzufordern.

Am 14. September wurde die Note des Grafen Burian veröffentlicht. Österreich-Ungarn hatte auf sein Vorhaben zugunsten des unsererseits beabsichtigten Friedensschrittes nicht verzichtet. Ob es diesen in zu weiter Ferne liegend ansah, oder welche Gründe sonst die k. u. k. Regierung hierzu veranlaßt haben, weiß ich nicht. Kaiser Karl führte in einem aufklärenden Schreiben an Seine Majestät aus, daß ihn das Telegramm der Obersten Heeresleitung zu einem baldigen Friedensschritt bestimmt habe. Ich sprach mich zu Oberst Heye aus, es wäre vielleicht doch gut, daß der Schritt des Grafen Burian erfolgt sei. Es deckte sich deshalb auch mit meiner Ansicht, daß wir uns ihm gegenüber nicht ablehnend verhielten.

Die Anschauung der Diplomatie, daß dieser Friedensschritt des Grafen Burian die Vermittlung der Königin der Niederlande unmöglich gemacht habe, kann ich nicht teilen. Er erschwerte sie, schloß sie aber keineswegs aus. Vor allem habe ich keine Lösung dafür gefunden, aus welchem Grunde nicht die Vermittlung Hollands vor Bekanntgabe der Note des Grafen Burian angerufen wurde, wozu Zeit vorhanden gewesen sein muß. Ich glaube nicht, daß Staatssekretär v. Hintze wirklich ernstlich mit dem holländischen Gesandten in Berlin gesprochen hat.

Mit militärpolitischen Fragen habe ich mich in jenen Tagen kaum mehr befaßt. Staatssekretär v. Hintze besprach mit der Obersten Heeresleitung die polnische Angelegenheit auf Grund der ihm vom Reichskanzler gegebenen Weisung. Ich habe ihm pflichtmäßig geantwortet und meine Ansichten gesagt. Unter dem 28. August machte uns der Staatssekretär nach Rücksprache mit einem polnischen Herrn von Berlin aus bestimmte Vorschläge über die zweckmäßige Gestaltung Polens und die Regelung unserer Beziehungen zu ihm. Im besonderen wollte er Wilna Polen zusprechen, da es stets ein Fremdkörper in einem litauischen Staate bleiben würde. Allerdings müsse Polen sich verpflichten, gewisse Bedingungen, insbesondere die Militärkonvention, zu unserer vollen Zufriedenheit zu lösen.

Die Oberste Heeresleitung stimmte in ihrer Antwort vom 30. August dem Staatssekretär zu und wies in diesem Zusammenhang auf einige Punkte hin, die in den früheren, ihm vielleicht nicht bekannten Besprechungen erörtert waren. Sie betonte z. B. im Interesse unserer Wirtschafts- und Militärpolitik die Notwendigkeit eines Eisenbahnbündnisses mit Polen und des gesicherten Verkehrs durch Polen mit Rußland. Ich hielt auch eine nähere Bindung Polens für unbedingt nötig, da ich mein Mißtrauen gegen dieses Land nicht überwinden konnte. Wilna war seinerzeit den Litauern durch den Reichskanzler zugesagt worden. Es sei jetzt naturgemäß zu befürchten, daß die Zuteilung Wilnas an Polen von ihnen als ein Treubruch aufgefaßt würde. Aufgabe des Aus-

wärtigen Amtes wäre es, den hieraus entstandenen Nachteilen vorzubeugen. Über das so verkleinerte Litauen behielt ich meinen bisherigen Standpunkt bei und betonte die Notwendigkeit seines Anschlusses als selbständiger Staat an Deutschland oder Preußen in Personalunion. Aus jedem Zusammenhang herausgerissen, wurde dieses Schreiben im Reichstage zu Angriffen gegen mich ausgenutzt als ein Zeichen unklaren politischen Denkens. Die Entstehungsgeschichte des Schreibens ist einfach, unklar ist nur, wie es dem Auswärtigen Amt entwendet wurde. Ziele sind so lange zu verfolgen, als es irgend geht, sofern nicht anderweitig Schaden daraus erwächst. Das war hier in keiner Weise zu befürchten. Die Grundlage der Politik des Auswärtigen Amts war gesund, meine Stellungnahme richtig.

In dem gleichen Gedankengange traten wir auch noch in dieser Zeit für die Errichtung eines Baltikums und die Lösung der finnischen Königsfrage im Sinne der Wünsche Finnlands ein.

Mit Staatssekretär v. Hintze wurden auch die Verhältnisse in Rumänien besprochen. Die erkennbare militärische Überlegenheit der Entente hatte die Regierung in Jassy, die vollständig unter dem Einfluß der Entente-Gesandten stand, stark beeinflußt. Ihre Haltung wurde uns gegenüber immer abweisender. Die Schwäche, die in dem Bukarester Frieden lag, machte sich jetzt fühlbar. Die Oberste Heeresleitung dachte in Übereinstimmung mit dem Staatssekretär v. Hintze sehr ernstlich an einen neuen Aufmarsch gegen Rumänien und nahm hierzu die Truppen in Aussicht, die im Osten für den Westen freigemacht waren. General v. Arz sagte vorbehaltlich der Zustimmung des Kaisers Karl seine Mitwirkung zu. Dieser lehnte trotz der militärischen Notwendigkeit einen besonderen Druck auf Rumänien ab. Wir verzichteten deshalb auf militärische Maßnahmen ihm gegenüber. Die Truppen behielten ihre ursprüngliche Bestimmung. Sie kamen aber schließlich nach Serbien. Später schlug die k. u. k. Regierung selbst ein bewaffnetes Einschreiten gegen Rumänien vor. Es war aber zu spät hierfür geworden.

Admiral v. Holtzendorff war inzwischen von seinem Posten geschieden. Es hatte sich bei ihm ein schweres Herzleiden entwickelt. Admiral Scheer wurde Chef des Admiralstabes. Er war eine ungemein klare und entschlußfreudige Persönlichkeit. Ich nahm in Spaa sobald als möglich die Fühlung mit ihm auf und besprach die Lage an der Westfront und den U-Bootkrieg; die Räumung des U-Bootstützpunktes Brügge konnte in absehbarer Zeit nötig werden. Admiral Scheer glaubte nicht, daß dies einen entscheidenden Einfluß auf die Wirkung des U-Bootkrieges ausüben würde, da bereits die Boote aus Flandern um die Nordspitze Schottlands herumfuhren. Sie kamen in den Kanal nicht mehr hinein. Selbstverständlich war dem Ad-

miral das Anhäufen der U-Boote an unserer deutschen Küste nicht willkommen.

Er meinte ferner, daß es möglich sei, den U-Bootbau zu steigern und dessen Wirkung zu erhöhen. Er bat mich um Entgegenkommen zur Förderung des U-Bootbaues. Admiral Scheer sprach von größerer Arbeiterzuweisung, die er für den vermehrten U-Bootbau brauche. Ich erklärte ihm, die Oberste Heeresleitung könne sie zur Zeit nicht aufbringen, und willigte nur ein, einige besonders ausgebildete Ingenieure und Techniker zu entlassen. Es handelte sich dabei nur um wenige Männer. Diese Verhandlungen zogen sich bis Oktober hin. Die Lage war ungemein ernst geworden. Trotzdem gab ich noch den Befehl zu ihrer Entlassung. Auch dieser Befehl hat die Öffentlichkeit beschäftigt. Die Oberste Heeresleitung konnte das Schwert nicht fallen lassen, bevor es ihr nicht aus der Hand geschlagen war. Wie das Aufgeben an sich verständiger politischer Ziele, so kam auch jeder Verzicht in Rüstungsfragen früh genug. Ich war trotz aller ungemein schweren Eindrücke nicht der Mann geworden, der die Flinte vorzeitig ins Korn warf, und vertrat die Ansicht, daß wir auch in den Friedensverhandlungen um so günstiger dastehen würden, je mächtiger wir wären.

In meinem Stabe hatte ich eine Änderung getroffen. Ich nahm mir in Oberst Heye einen älteren Gehilfen, der verschiedene Abteilungen unter sich vereinigte, die mir bisher unmittelbar unterstanden. Er hörte ihre Vorträge, ich behielt mir die große Entscheidung vor. Das, was ich durchgemacht hatte, geht an keinem Menschen spurlos vorüber. Ich war in die Oberste Heeresleitung berufen worden, nicht um den Frieden zu schließen, sondern um den Krieg zu gewinnen, und hatte an nichts anderes als daran gedacht. Ähnlich wie Clemenceau und Lloyd George hatte ich das ganze Volk hierzu aufbieten wollen, war aber nicht, wie man so gern und der Wahrheit zuwider, immer von neuem erzählte, Diktator. Lloyd George und Clemenceau verfügten über die souveränen Parlamente ihrer Länder, denn es waren „ihre" Parlamente. Sie standen gleichzeitig an der Spitze der gesamten Verwaltungs-, also Ausführungsbehörden. Ich hatte umgekehrt keinerlei verfassungsrechtliche Möglichkeit, auf die öffentlichen Gewalten Deutschlands unmittelbar einzuwirken, um die Durchführung meiner Gedanken über die Kriegsnotwendigkeiten zu sichern, und fand bei den berufenen Instanzen häufig nicht die erforderliche Erkenntnis und Tatkraft. Ein Friede war nicht zu erreichen gewesen, so hatte ich versucht, den Krieg zu einem guten Ende zu führen, das uns allein von dem Schicksal retten konnte, das wir jetzt erleiden. Ich erkannte nun, daß dies gute Ende unmöglich sei, und sah das Unglück nahen, das abzuwenden die Arbeit meines Manneslebens gewesen war.

IV.

Während dieser Vorgänge in Spaa hatten die Heeresgruppen Kronprinz Rupprecht, v. Boehn und Deutscher Kronprinz den Rückzug vom Kemmel und aus der Lys-Ebene hinter den Kanal Arleux—Moeuvres, in die Siegfriedstellung und an der Vesle ausgeführt. Die Bewegungen gingen glatt vonstatten, sie wurden auch bei der 18. Armee, die den weitesten Weg zurückzulegen hatte, etwa am 7. September beendet.

Die Armeen waren nicht überall in die deutschen Gräben zurückgegangen, sie hielten zum Teil auch Stücke der alten feindlichen Stellungen besetzt. Der Feind folgte überall dicht auf. Er schritt sehr bald zur Fortsetzung seiner Angriffe, die sich mit besonderer Gewalt zwischen Moeuvres und Holnon gegen den linken Flügel der 17., die 2. und den rechten der 18. Armee und zwischen Ailette und Aisne gegen den linken Flügel der 9. und den äußersten rechten der 7. Armee richteten. Die Kämpfe waren sehr erbittert, aber die Front kam in Ordnung, nur bei der 2. Armee blieb dauernd eine gewisse Schwäche bestehen. Der 18. und 19. September brachten besonders schwere Angriffe auf der Front Moeuvres—Holnon; sie drängten den linken Flügel der 2. Armee einige Kilometer gegen den Schelde-Oisekanal nördlich St. Quentin zurück, worauf auch die 18. Armee ihren äußersten rechten Flügel entsprechend zurücknehmen mußte. Im übrigen wurden die Stellungen gehalten und bis zum 25. und 26. örtlich erbittert fortgekämpft. Der Franzose dehnte seine Angriffe weiter in Richtung St. Quentin aus. Es war selbstverständlich, daß auch diese Tage erneut an der Kraft des gesamten Heeres zehrten.

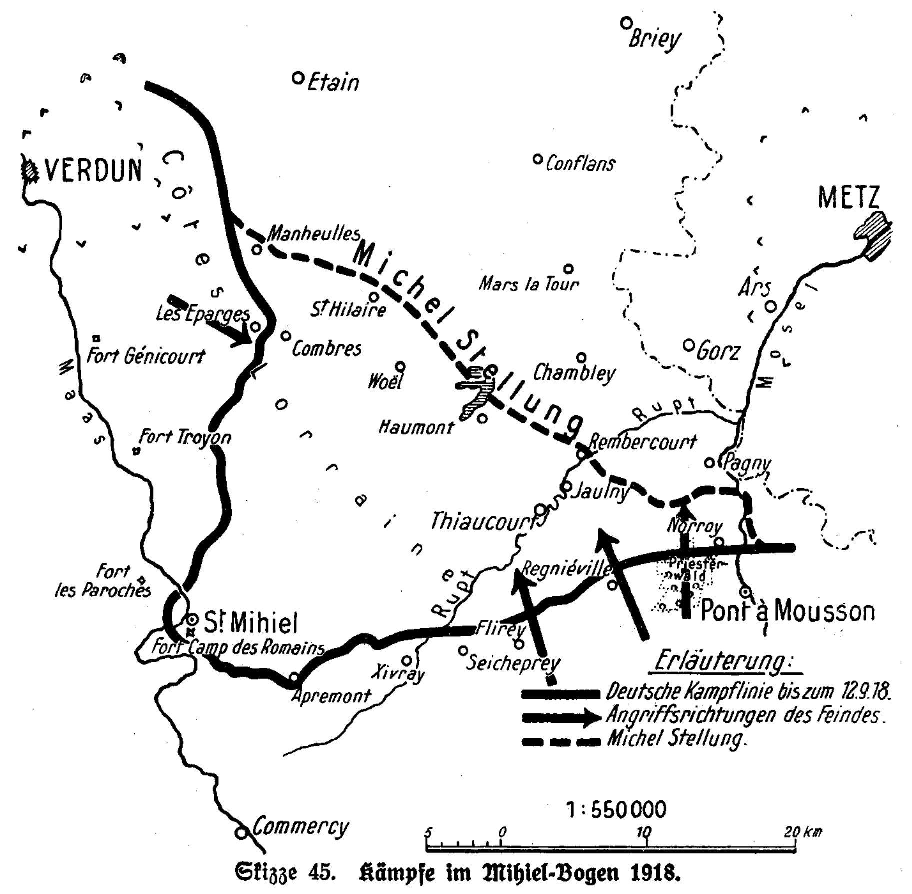
Die Heeresgruppe Deutscher Kronprinz hatte Mitte des Monats den Befehl über die 9. Armee von der Heeresgruppe Boehn übernommen. Bei dieser Armee und am rechten Flügel der 7. wurde unausgesetzt gekämpft. Die Kräfteergänzung wurde durch die Heeresgruppe gedeckt. Besondere Spannung lag in der Gegend beiderseits Reims und seit dem 22. auch beiderseits der Argonnen, wo am 26. eine neue große Schlacht entbrennen sollte.

Der Ausbau der Hermannstellung hinter den beiden nördlichen Heeresgruppen hatte begonnen. Auch hinter der Heeresgruppe Deutscher Kronprinz wurde fleißig im Stellungsausbau gearbeitet.

Hinter der Front zwischen Küste und Maas waren die Räumungsarbeiten im Fortschreiten oft behindert durch wirkungsvolle feindliche Luftangriffe. Es waren ganz ungeheure Materialmengen zu befördern, auf die die weitere Kriegführung nicht verzichten konnte. Viele Stellen hatten eine falsche Vorratspolitik getrieben, das sollte sich jetzt rächen.

Vor der Front der Heeresgruppe v. Gallwitz zwischen St. Mihiel und der Mosel war schon Ende August reger Verkehr aufgefallen. Es wurde

dort ein amerikanischer Angriff wahrscheinlich. Die Oberste Heeresleitung schob Reserven hin. Ich erörterte mit den Chefs der Heeresgruppe und der dem Angriff ausgesetzten Armeeabteilung C die Räumung des Bogens, wie sie seit langem bereits planmäßig vorbereitet war. Die örtlichen Kommandostellen waren trotz meiner Einwendungen zuversichtlich. In Rücksicht auf die dahinter liegenden Industriezentren befahl die Oberste Heeresleitung, die Räumung des Bogens leider erst am 8. September. Gleichzeitig sollte die Südfront der Armeeabteilung C, ähnlich wie es Mitte August bei der 17. Armee der Fall gewesen, schärfer vom Feinde abgesetzt werden. Nur Vortruppen waren in den vordersten Stellungen zu belassen.



Skizze 45. **Kämpfe im Mihiel-Bogen 1918.**

Die Räumungsarbeiten waren noch nicht weit vorgeschritten, als am 12. September der Angriff zwischen Rupt und Mosel erfolgte, begleitet von einem Nebenangriff gegen das Nordende des Bogens auf der Combreshöhe. An beiden Stellen drang der Feind ein. An der Südfront wurde

eine preußische Division durchbrochen. Die Reserven waren nicht nahe genug heran, um den Schaden sofort auszugleichen. Auf der Combres-höhe stand eine k. u. k. Division, die sich auch besser hätte schlagen müssen. Das örtliche Armee-Oberkommando befahl bereits mittags die Räumung des Bogens. Ich war unzufrieden mit mir, aber auch mit den örtlichen Kommandostellen. Zunächst bekam ich Meldungen, daß die weitere Räumung gut verliefe. Das war möglich, da der Feind nicht nachstieß. Auf dieser Grundlage gab ich meinen Heeresbericht, der, wie es sich nachher herausstellte, zu günstig war.

Meinen Heeresberichten ist Unaufrichtigkeit vorgeworfen worden. Sie sind einwandfrei wahr gewesen und wurden so abgefaßt, wie es unser Gewissen gegenüber dem Heer, dem Volk daheim und unseren Verbündeten gebot. Die Abendmeldungen gaben nur in kurzen Worten die Tagesereignisse wieder. Die Mittagsberichte gründeten sich auf den Meldungen, die bei der Obersten Heeresleitung bis zur Zeit meiner Unterschrift — in der Regel 10 Uhr 30 vormittags — vorlagen. Ich schrieb sie vornehmlich für das Heer. Der Soldat hatte das Recht, das, was er geleistet und erduldet hatte, erwähnt zu wissen. Der Truppenteil, der Offizier oder Mann, der im Heeresbericht genannt wurde, war stolz darauf: Es war doch etwas Erhebendes, den eigenen Ruhm der Welt verkündet zu sehen. Ein für die Kriegführung nicht unwesentlicher Ansporn, ein wichtiges psychologisches, die Leistung förderndes Moment lag darin. Auch die Heimat war mit Recht stolz auf die öffentliche Anerkennung ihrer Söhne. Jedes Wort des Heeresberichts war sorgsam abgewogen. Große Ereignisse wurden ausführlich gewürdigt; von kleineren Gefechtshandlungen konnten nur die wichtigsten Erwähnung finden. Die in ruhigen Zeiten häufige Meldung: „Nichts Besonderes“ oder „Keine wesentlichen Ereignisse“ sagte dem Kundigen, daß an jeder Stelle der ausgedehnten Fronten wiederum durch Nacht und Tag deutsche Männer in treuester Hingabe ihre schwere Pflicht gegen das Vaterland erfüllt hatten. Gewiß hätte ich in Zeiten der Spannung lieber in lapidarem Stil als ausführlich gemeldet; dazu gehörten Ereignisse, die auf diese Sprache zugeschnitten waren. Eine Meldung aus der Flandernschlacht: „Langemarck ist gehalten oder verloren“, hätte niemand befriedigt.

Verluste an Gelände wurden, wenn sie von Einfluß auf die Gestaltung der Kampflage waren, erwähnt, allerdings erst dann, wenn für die kämpfenden Truppen kein Nachteil daraus erwachsen konnte. Daß ich die Zahl der Geschütze und Gefangenen, die uns der Feind abgenommen hatte, mitteilen sollte, konnte kein Mensch erwarten, doch auch der leider so objektiv denkende Deutsche nicht! Wir waren nicht das starke Volk, von dem mir gerade in jenen Tagen so oft gesprochen wurde! Das

dauernde Lesen der feindlichen Heeresberichte hatte schon genug Schaden getan. Das Mißtrauen gegen die Meldungen der Obersten Heeresleitung ging stellenweise so weit, daß sie an der Hand der feindlichen Heeresberichte verglichen wurden. Das war so recht deutsch!

War es nicht ein großer strategischer Sieg, wenn wir die Flandernfront z. B. 1917 hielten, obschon wir taktische Mißerfolge hatten, die uns Gefangene und Materialverlust kosteten? Wenn ich meldete, der Feind wäre in unsere Artillerie eingebrochen, so ergab sich hieraus der Verlust an Gefangenen und Geschützen. Genügte das nicht? Wollte man noch im Unglück wühlen?

Die Oberste Heeresleitung hatte den Abdruck der feindlichen Heeresberichte im Vertrauen auf die Einsicht des deutschen Volkes zugelassen. Ich hatte später die Empfindung, daß es ein Fehler war. Der Feind trieb mit seinen Berichten förmlich Propaganda bei uns und drückte unsere Stimmung. Ein nachträgliches Verbot, die Berichte wiederzugeben, erschien mir allerdings noch fragwürdiger. Frankreich wußte sehr gut, warum es den Abdruck unserer Heeresberichte nicht zuließ, obwohl wir keinerlei Propaganda durch sie trieben.

Daß ich auch Rücksichten auf den Eindruck der Heeresberichte bei den Verbündeten zu nehmen hatte, habe ich dargelegt. Dies war schwerwiegend in einer Lage, in der unsere Bundesgenossen alle Hoffnungen auf uns setzten.

Eins muß unbedingt zugegeben werden: die Wolffschen Kommentare zu meinen Heeresberichten, die in Berlin entstanden und lediglich für das neutrale Ausland bestimmt waren, hatten keine glückliche Fassung. Für den Ton der Telegramme lagen gute Gründe vor. Als ich aber die sich hieraus ergebenden Mißstände erkannte, stellte ich sie sofort, wenn auch zu spät, ab.

In der Woëvre-Ebene gelang trotz schmerzlicher Einbuße die Räumung des Bogens und das Beziehen der Michelstellung. Schon am 13. flaute die Gefechtstätigkeit ab. Die Meldungen, die ich erhielt, ließen uns mit der Fortsetzung des Angriffs gegen die Michelstellung rechnen.

Nach dem 22. änderte sich das Bild vor der Heeresgruppe v. Gallwitz. Die Wahrscheinlichkeit eines solchen Angriffs trat zurück; ein Kampf beiderseits der Argonnen schien nahe bevorzustehen.

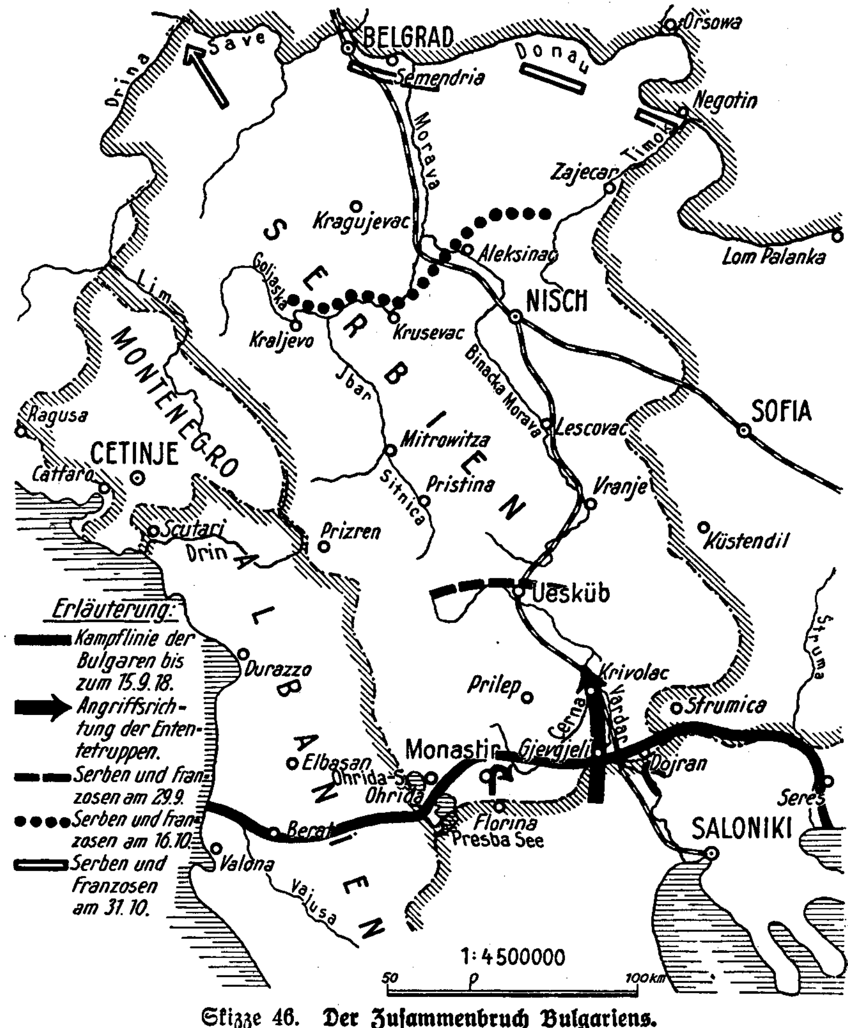
Auch die Front der Heeresgruppe Herzog Albrecht konnte als gefährdet gelten, doch das war mehr Vermutung meiner Mitarbeiter als durch Nachrichten begründet. Ihnen gegenüber hielt ich an der Auffassung fest, daß die Ausdehnung des Angriffs zwischen Reims und der Maas eher zu erwarten sei als ein Stoß in Lothringen.

Unsere Truppen waren überaus mitgenommen, die Stände wurden

schwächer, die Übermüdung wuchs, die Lage wurde immer ernster, aber die Front war in Ordnung, nur bei der 2. Armee stellenweise noch immer brüchig.

Die k. u. k. Front in Italien stand. Anzeichen eines italienischen Angriffs lagen noch nicht vor.

Dies war die Lage, als die Ereignisse in Bulgarien die Oberste Heeresleitung zu schweren Entschließungen zwangen.



Skizze 46. **Der Zusammenbruch Bulgariens.**

Am 15. September griffen die Ententearmeen in Mazedonien östlich des Vardar, in dem Gebirge zwischen Vardar und Cerna und mit schwäche-

ren Kräften bei Monastir an. Auf beiden Flügeln scheiterten die Angriffe. In der Mitte, wo die Verhältnisse dem Angriff die größten Schwierigkeiten boten, leisteten die dort stehenden bulgarischen Truppen — die 2. und 3. Div. — keinen Widerstand. Sie gaben ihre Stellungen einfach auf. Nur hierdurch ist das schnelle Vorwärtskommen der Ententetruppen in jener wild zerklüfteten, für die Verteidigung wie geschaffenen Gebirgsgegend mit Hochgebirgscharakter möglich geworden. General v. Scholtz beabsichtigte, die Bulgaren in der zweiten Stellung mit rechtzeitig vorgeführten Reserven zum Halten zu bringen. Er sah sich in seinen Hoffnungen getäuscht: die 2. und 3. bulgarische Div. gingen durchaus planmäßig in der einen Richtung kampflos hinter die Cerna, in der anderen hinter den Vardar zurück, die bulgarischen Reserven in Stärke dreier deutscher Divisionen fochten nicht. Die deutschen Truppen, die noch kurz vorher durch Bataillone aus Rumänien verstärkt waren, konnten das Loch allein nicht schließen. Der Entente war der Abstieg nach Norden in das Vardartal in Richtung Krivolac frei.

Auch die weiteren Versuche, den Widerstand zu organisieren, scheiterten. Die bulgarische Armee ging nach Hause. Nur die unmittelbar unter deutschem Kommando stehenden Bulgaren zwischen Preßba-See und der Cerna zeigten zunächst noch eine bessere Haltung.

Schon am 16., spätestens am 17., telegraphierte General Lukow, der die Truppen an der Struma befehligte, an den Zaren, er müsse Waffenstillstand schließen; er konnte es gar nicht eilig genug haben, sich auch äußerlich von uns zu trennen und sich der Entente offen in die Arme zu werfen.

Wenige Tage nach dem 15. bekam ich einen Geheimbericht des französischen Generalstabes, aus dem klar hervorging, daß französischerseits von der bulgarischen Armee kein Widerstand mehr erwartet wurde. Die Ententepropaganda und das Ententegeld sowie der Vertreter der Vereinigten Staaten in Sofia, der dort geblieben war, hatten ihre Schuldigkeit getan. Auch hier war von der Entente ganze Arbeit geleistet. Vielleicht haben sich auch bolschewistische Strömungen von Rußland her eingeschlichen. Der Zar und auch unser Vertreter in Sofia haben nichts davon erkannt. General Jekow hatte alledem zugesehen. Er war wenige Tage vor Beginn der Schlacht, die mit Sicherheit erwartet wurde, in eine Klinik nach Wien, ich glaube wegen eines Ohrenleidens, abgereist.

General v. Scholtz und alle deutschen Stellen hatten ihr möglichstes getan. Wo Deutsche kommandierten, hielt die bulgarische Armee zusammen. Deutsches Kommando im Hochgebirge war von den Bulgaren abgelehnt worden. Sie hatten dort vielmehr einen Divisionskommandeur belassen, den General v. Scholtz, weil er ihm nicht traute, entfernt haben wollte, und mehrfach Personenwechsel in jenen Gegenden vorgenommen.

Wenn jetzt die Bulgaren, um ihren Abfall zu bemänteln, sagen, es wäre mir mitgeteilt worden, daß sich bei ihren Truppen Soldatenräte gebildet hätten, so ist dies unwahr. Ebenso unwahr ist auch, wenn behauptet wird, wir hätten unsere vertragsmäßige Verpflichtung nicht erfüllt, sechs Divisionen an der bulgarischen Front zu belassen. Diese Vereinbarung bezog sich lediglich auf den serbischen Feldzug 1915. Als ich im August 1916 in die Oberste Heeresleitung kam, stand etwa eine Division in Mazedonien. Die Abmachung war auch durch die Schaffung der deutschen Obersten Kriegsleitung für den Vierbund im September 1916 hinfällig geworden. Aber auch diese hatte nichts versäumt; die beiderseitigen Stärken standen etwa wie 1 : 1. Bei der Entente hatte die griechische Armee keine Kriegserfahrung. Sie war auch nicht aus innerer Überzeugung auf der feindlichen Seite. Die bulgarische Armee hatte lange Ruhe gehabt. Sie war in der Lage gewesen, sich zu kräftigen; sie hätte uns im Westen helfen müssen, anstatt daß wir ihr halfen. Die Oberste Heeresleitung wußte, daß die bulgarische Armee krank war, doch schien die Hoffnung begründet, daß sie den von uns erwarteten Angriff aushalten würde, wie das auch da eintrat, wo der Wille zum Kampf noch vorhanden war. Wir rechneten nach wie vor, ebenso wie die deutschen Führer in Bulgarien, wohl mit örtlichen Mißerfolgen, aber nicht mit der vollständigen Auflösung des bulgarischen Heeres. Die Gerüchte, die in Sofia umgegangen waren, die bulgarische Armee würde nur noch bis zum 15. September kämpfen, hatten eine überaus traurige Bestätigung gefunden. Die Oberste Heeresleitung konnte nicht jedem Hilferuf folgen. Sie mußte verlangen, daß auch Bulgarien etwas tat, sonst war uns nicht mehr zu helfen. Ob wir in Mazedonien oder im Westen geschlagen wurden, das war gleich. Wir hatten nicht die Kräfte, uns im Westen auch nur zu halten und auf dem Balkan an Stelle der bulgarischen Front eine deutsche zu bilden. Dies hätte geschehen müssen, wenn wir uns dort auf die Dauer behaupten wollten.

Die bulgarische Regierung hat nichts getan, um den Kriegswillen in Volk und Heer zu heben und die Mannszucht der Truppen zu festigen. Sie ließ sogar die feindlichen Einflüsse frei walten und duldete jede Hetze gegen uns. Den Schluß machte das Ententegeld, das auch die zurückflutenden Truppen reichlich nach Sofia mitbrachten. Hierin und nicht in anderen Dingen lag die Ursache für den Abfall Bulgariens vom Vierbund.

Über den Ernst der Lage, der durch den Zusammenbruch Bulgariens entstand, gab sich niemand einer Täuschung hin.

Auch die Türkei wurde einer schweren Belastung unterworfen. Ihre Palästinafront war haltlos zusammengebrochen. Die deutschen Offiziere und Truppen hatten auch dort ihre Schuldigkeit getan, der deutsche Soldat auch am Jordan heldenhaft gekämpft. Unsere Kräfte aber waren begrenzt.

Sie konnten auch hier nur die türkische Armee eine Zeitlang aufrecht halten.

Der Engländer gewann schnell längs der Eisenbahn nach Damaskus und der Küste nach Norden zu Gelände. Konstantinopel war damit gewiß noch nicht bedroht, aber die Widerstandskraft der Türkei doch stark in Mitleidenschaft gezogen. Bei der treuen Gesinnung von Enver und Talaat wäre auch das nicht ausschlaggebend für die Stellung der Türkei der Entente gegenüber gewesen. Diese bekam aber in Syrien erhebliche Kräfte frei und war infolge des Zusammenbruchs Bulgariens jederzeit in der Lage, über die Maritza auf Konstantinopel vorzumarschieren. Hier standen nur schwache türkische Truppen. Den Schutz hatte bisher die bulgarische Armee an der Struma übernommen. Gewiß waren noch Verstärkungen aus dem Kaukasus, vielleicht aus der Ukraine heranzubringen; wir hatten uns aber auf dem Schwarzen Meer auf große Truppentransporte nicht einrichten können, dazu war der Schiffspark zu gering gewesen. Die Transporte begannen auch sofort. Einige Bataillone wurden aus der Ukraine nach Konstantinopel befördert. Entscheidendes war aber nicht mehr zu erreichen. Der Fall Konstantinopels mußte kommen, ob im November oder im Dezember, das war für die große Lage gleich. Es war zu übersehen, daß dann über das Schwarze Meer hinweg die Flotte der Entente die Verbindung mit Rumänien aufnehmen und durch Bulgarien Truppen an die Donau kommen würden. Wir konnten nicht damit rechnen, Rumänien neutral zu halten. Früher oder später stand sein feindliches Auftreten in sicherer Aussicht.

Daß die Entente versuchen würde, Serbien zu befreien sowie Ungarn, und damit die Doppelmonarchie, von dorther anzugreifen, um ihr den Todesstoß zu geben, war selbstverständlich. Unsere Front auf dem Balkan war ins Wanken geraten; es war die Frage, ob es uns gelingen würde, sie in Serbien und Bulgarien, spätestens an der Donau, neu zu bilden. Die Lage in Sofia war anfangs nicht genau zu übersehen. Wir konnten noch nicht wissen, ob tatsächlich das ganze bulgarische Heer demoralisiert sei. Das serbische Heer hatte jahrelang außerhalb seines Landes gefochten und damit ein glänzendes Beispiel schöner Vaterlandsliebe gegeben. Das hätten die Bulgaren auch tun können. Von Altbulgarien war zudem noch kein Fußbreit Landes besetzt.

Schied das bulgarische Heer aus, so mußten Deutschland und Österreich-Ungarn erst recht Kräfte nach dem Balkan fahren.

In unserer Lage mußte alles geschehen, um unsere Stellung auf der Balkanhalbinsel zu festigen und dadurch einen Stoß der Entente nach Ungarn hinein, in die Flanke Deutschlands und Österreichs zu verwehren. Wir fuhren eine deutsche Division aus Sebastopol durch Bulgarien und

Rumänien nach Sofia. General v. Arz setzte ebenfalls eine k. u. k. Division aus der Ukraine durch Rumänien nach Serbien in Marsch. Drei deutsche Ostdivisionen, die für den Westen verfügbar gemacht und teilweise auf der Fahrt dorthin waren, wurden nach Serbien abgedreht. Dorthin fuhren endlich zwei Divisionen vom italienischen Kriegsschauplatz, die uns General v. Arz für den Westen zur Verfügung gestellt hatte. Endlich sandte die Oberste Heeresleitung aus dem schwer ringenden Westen das Alpenkorps dorthin, das gerade aus der Schlacht gezogen war und noch Gebirgsausrüstung besaß. Diese war für die serbischen Berge dringend nötig. Sechs bis sieben Divisionen wurden so dem Westen entzogen.

Während die eine deutsche Division um Sofia vereinigt werden sollte, um die Regierung des Zaren zu stützen, war beabsichtigt, die anderen Divisionen um Nisch zusammenzuziehen. Bei den schlechten Transportverhältnissen mußte es Mitte Oktober werden, bis dies geschehen sein konnte.

Sehr bald wurde es klar, daß von Bulgarien nichts mehr zu erwarten sei. Die Division aus Sofia wurde nach Nisch herangezogen. Der Zar dankte ab und verließ das Land. Die Regierung wandte sich ganz der Entente zu. Die bulgarische Armee löste sich auf oder ließ sich entwaffnen. Der Abschluß des Waffenstillstandes, der Bulgarien völlig in die Hand der Entente geben würde, war stündlich zu erwarten.

Die deutschen Truppen, die im Rahmen der bulgarischen Armee gefochten hatten, behielten ihre Ordnung bei; während die Ententetruppen unaufhaltsam Vardar aufwärts auf Üsküb vordrangen, gingen sie westlich davon auf Mitrowitza und östlich auf Sofia in tadelloser Ordnung zurück. Die Bildung der neuen Front in Serbien hing sehr wesentlich von der Widerstandsfähigkeit der k. u. k. Truppen ab.

Die Verhältnisse in Rumänien blieben höchst unklar und gespannt. Die Oberste Heeresleitung konnte nur noch weniges dorthin schaffen, darunter die Truppen aus dem Kaukasus.

Die Bolschewisten waren im Osten unsere Feinde geblieben. Freunde, die uns helfen konnten, hatten wir in Großrußland bei unserer Politik nicht gewonnen.

Die Frage, ob es gelingen würde, in Serbien und Rumänien eine neue Flankendeckung für Österreich-Ungarn und unsere Westfront zu bilden und uns die Öllieferungen Rumäniens zu erhalten, war in höchstem Maße zweifelhaft.

Ein Angriff in Italien stand nun mit Sicherheit zu erwarten. Wie die k. u. k. Truppen sich jetzt dort schlagen würden, war völlig ungewiß.

Die Kampflage konnte sich nur noch entscheidend verschlechtern. Ob das langsam oder reißend schnell gehen würde, war nicht zu übersehen.

Wahrscheinlich war, daß sich die Ereignisse in absehbarer Zeit vollendeten, wie es auf der Balkanhalbinsel und an der k. u. k. Front in Italien auch tatsächlich eintrat.

Ich fühlte in dieser Lage die schwere Verantwortung in mir, die Beendigung des Krieges zu beschleunigen und die Regierung zu entscheidendem Handeln zu veranlassen. Die Oberste Heeresleitung hatte seit dem 9. September von der Friedensdemarche bei der Königin der Niederlande nichts vernommen. Seit Mitte August war die Zeit ergebnislos verstrichen. Die Note des Grafen Burian war verhallt. Die Diplomatie sah sich gegenüber dem Vernichtungswillen des Gegners vor eine unmögliche Aufgabe gestellt. In dieser Gedankenverbindung, die nicht blitzartig kam, sondern seit Anfang August nach und nach in schweren Kämpfen mit mir selbst in meinem Innern sich festigte, ließ ich den Staatssekretär v. Hintze am 26. September bitten, nach Spaa zu kommen.

V.

Die Verhältnisse in Berlin waren inzwischen recht unerquicklich geworden, der Kampf um die Macht wieder schroffer in die Erscheinung getreten. Der Sturm des Abgeordneten Erzberger gegen den Grafen v. Hertling war das äußere Wahrzeichen und hatte hochgehende Wogen aufgepeitscht. Der Mahnung des Kaisers vom 14. August nach einer einheitlichen und geschlossenen Führung der Regierungsgeschäfte wurde nicht entsprochen. Ich habe keinen klaren Einblick in die Vorgänge jener Tage gewonnen. Die Stellung des Reichskanzlers sah ich nicht für ernstlich erschüttert an. Bei seiner großen parlamentarischen Erfahrung hatte er sich bisher stets gehalten. Die Vorgänge in Berlin veranlaßten Staatssekretär v. Hintze, seinen Besuch auf Sonntag den 29. anzusagen. Durch den Grafen Limburg-Stirum war auch der Reichskanzler nach Spaa gebeten. Ich hatte die Bitte diesmal nicht ausgesprochen, da man mir Anfang September das hohe Alter des Grafen entgegengehalten hatte, empfand es aber mit Genugtuung, daß der Reichskanzler kam, zumal ich in mir selbst immer mehr Klarheit über die zu ergreifenden Maßnahmen erlangte.

Im Westen hatten inzwischen wieder gewaltige Kämpfe eingesetzt.

Östlich Ypern machte die Entente einen Angriff und drängte uns auf dem alten Schlachtfelde in Flandern überall aus unseren vordersten Linien und darauf zum Teil auch über die Artillerieschutzstellung zurück. Wir sahen uns veranlaßt, die Armee in eine rückwärtige Stellung zu nehmen.

In Richtung Cambrai gewann am 27. der Feind in einem starken Stoß über den Kanal Gelände, obschon hier alles auf das beste vorgesehen war. Weiter südlich bis zur Vesle wurde die Front gehalten.

In der Champagne und auf dem Westufer der Maas hatte am

26. September eine große Schlacht begonnen. Franzosen und Amerikaner griffen hier mit sehr weit gesteckten Zielen an. Westlich der Argonnen waren wir Herren der Lage geblieben und hatten eine glänzende Abwehr geführt. Zwischen Argonnen und Maas war der Amerikaner eingebrochen. Er hatte hier eine starke Armee zusammengezogen. Sein Eingreifen in die kriegerischen Ereignisse war damit immer entscheidender geworden. Sein Stoß wurde aufgefangen. Am 27. kämpften wir im wesentlichen erfolgreich. Am 28. hielten wir, abgesehen von planmäßigen Stellungsberichtigungen, unsere Linien.

Wir standen an der ganzen Westfront wieder in einem großen Ringen.

Am 29. September und den folgenden Tagen fanden weitere Kämpfe statt, sie brachten nur die übliche Spannung. Nichts forderte zu plötzlichen Entschließungen auf. Ich lege auf diese Feststellung für das Nachfolgende ebensolchen Wert, wie darauf, daß seit Mitte August die Regierung für die Herbeiführung des Friedens nichts erreicht hatte. Hierin lag für mich nichts Überraschendes. Sollte die Oberste Heeresleitung jetzt warten, bis die Türkei oder Österreich-Ungarn kamen, die an erster Stelle betroffen waren? Das wäre bequem gewesen, entsprach aber nicht meinem Verantwortungsgefühl. Sollte die Oberste Heeresleitung nach ihrem vielen Schreiben und Drängen darauf hoffen, daß die Regierung nun doch noch das Volk aufrief oder einen Friedensschritt durch die Vermittlung Hollands zustande brächte? Waren hierzu Aussichten vorhanden? Die Pflicht gebot, endlich über tatlosen Zeitverlust und leere Worte hinaus zu kommen. Der Feind war um Frieden und Waffenstillstand anzugehen. Das erforderte die Kriegslage, deren Verschlechterung nur allzu wahrscheinlich war. Noch brauchten wir uns nicht auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Der Feind mußte zu Wort kommen. Würde es nach Versöhnung oder nach Vergewaltigung klingen? Wie ich Clemenceau und Lloyd George einschätzte, mußte ich das Schlimmste befürchten. Wilson indes hatte seine Bedingungen oft unter Beobachtung ungewöhnlich feierlicher Formen genannt. Er und das von ihm vertretene Amerika mußten sich in ihrer Ehre gebunden fühlen. Überdies ließ das kriegsentscheidende Auftreten Amerikas in Frankreich, ohne das die Entente militärisch längst zu Boden lag, es möglich erscheinen, daß Wilson seine in bindendster Weise vorgetragenen Absichten gegenüber England und Frankreich auch durchsetzen werde. Hierüber mußte Klarheit gewonnen werden. Sollte sich die Ansicht über Wilson bestätigen, so konnten wir seine 14 Punkte, die zwar hart, aber wenigstens klar umschrieben waren, als Grundlage von Verhandlungen annehmen; sollte aber eine Täuschung vorliegen, sollte der Feind den Bogen überspannen, sollten uns auch die feindlichen militärischen Führer die Achtung versagen,

die unser mannhaftes Ringen verdiente, dann mußte der Kampf weiter gehen, so unendlich schwer es auch wurde, dann waren vielleicht Regierung und Volk zu heroischen Taten zu bringen, wenn sie endlich einsahen, um was es für Deutschland in diesem Kampf doch eigentlich ging.

Gerade nach dieser Seite konnte ich die Hoffnung auf ein neues Erstarken der Heimat nicht aufgeben. Antwortete der Feind wie im Januar 1917, so mußte bei einigermaßen zureichender Führung auch wieder eine Stimmung, Entschlossenheit und Einheitlichkeit in der Nation Platz greifen, die ohne günstigste Rückwirkung auf unsere geistige Kriegsfähigkeit nicht bleiben konnte. Daß sich dies sofort auf das Heer und die gesamte Kriegswirtschaft entscheidend geltend gemacht hätte, und zwar um so wirkungsvoller, je eher es eintrat, unterliegt keinem Zweifel. Wir hatten dann wieder ein Kriegsinstrument, mit dem sich eine sehr eindrucksvolle Sprache führen ließ, wenn der Gegner es durchaus nicht anders haben wollte. Darin lag nichts Utopisches. Frankreich, Serbien und Belgien hatten sehr viel mehr gelitten als wir und hielten aus. Näherte sich der Krieg unserer Grenze, trat das Gefühl des Schutzes alles Teuren, was uns Heimat heißt, unmittelbar vor die Seele jedes einzelnen Mannes an der Front, der wußte, was Kriegsschauplatz, Schlachtfeld, selbst Etappengebiet heißt, drohte deutschem Boden der Krieg in der ganzen Größe seiner Vernichtungskraft, so steht, dachte ich, unser 70 Millionen-Volk wieder wie ein Mann geschlossen bereit zur machtvollen Entfaltung seiner immer noch vorhandenen Riesenkraft. Ob das völlig ausgeblutete, schwerer als wir leidende Frankreich auch nach der Räumung noch lange durchgehalten hätte, war ebenfalls die Frage. Auf keinen Fall war unsere Lage so, daß sie eine Kapitulation vor unserem Volke und unseren Kindern rechtfertigen konnte; auf jeden Fall aber mußte, wenn es irgend möglich schien, der Weg zum Frieden beschritten werden.

Ich hatte mich langsam zu dem schweren Entschluß durchgerungen und fühlte nun die Pflicht und den inneren Drang zu handeln, gleichgültig, was andere sagten, die über die Kriegslage weniger unterrichtet waren. Ich bin bei allen großen Entschlüssen dieses Krieges in vollem Verantwortungsbewußtsein meiner Auffassung gefolgt. Daß ich noch mehr verunglimpft und für alles Unglück verantwortlich gemacht werden würde, das wußte ich. Diese persönlichen Bitternisse konnten meinen Entschluß nicht beeinflussen.

Am 28. September 6 Uhr nachmittags ging ich zum Generalfeldmarschall in dessen Zimmer, das eine Treppe tiefer lag. Ich legte ihm meine Gedanken über ein Friedens- und Waffenstillstandsangebot vor. Die Lage könne sich durch die Verhältnisse auf dem Balkan nur noch verschlechtern, auch wenn wir uns an der Westfront hielten. Wir hätten jetzt die

eine Aufgabe, ohne Verzug klar und bestimmt zu handeln. Der Generalfeldmarschall hörte mich bewegt an. Er antwortete, er habe mir am Abend das gleiche sagen wollen, auch er hätte sich die Lage dauernd durch den Kopf gehen lassen und hielte den Schritt für notwendig. Einig waren wir uns auch darüber, daß die Bedingungen des Waffenstillstandes eine geregelte und ordnungsmäßige Räumung des besetzten Gebiets und eine Wiederaufnahme der Feindseligkeiten an den Grenzen unseres Landes zulassen müßten. Erstere war ein ungeheures militärisches Zugeständnis. An ein Aufgeben des Ostens dachten wir nicht. Ich glaubte, die Entente würde die Gefahr erkannt haben, die vom Bolschewismus auch ihr drohte.

Der Generalfeldmarschall und ich trennten uns mit festem Händedruck wie Männer, die Liebes zu Grabe getragen haben und die nicht nur in guten, sondern auch in den schwersten Stunden des menschlichen Lebens zusammenstehen wollen. Unsere Namen waren mit den größten Siegen des Weltkrieges verknüpft. Jetzt waren wir uns in der Auffassung einig, daß es unsere Pflicht sei, unsere Namen für diesen Schritt herzugeben, den zu vermeiden wir alles Erdenkliche getan hatten.

VI.

Die Grundlage für die Beratung mit dem Staatssekretär v. Hintze war durch die Besprechung zwischen dem Generalfeldmarschall und mir am 28. September auch äußerlich festgestellt. Die Unterredung fand am 29. 10 Uhr vormittags im Hotel Britannique statt. Oberst Heye war zugegen.

Nach kurzer Begrüßung begann Staatssekretär v. Hintze die innere Lage ohne jede Bezugnahme auf äußere Verhältnisse darzulegen. Er hielt die Stellung des Grafen v. Hertling für so erschüttert. daß er nicht länger bleiben könne, auch seine eigene wäre nicht mehr gefestigt. In Berlin müsse zufolge der inneren Lage ein vollständiger Systemwechsel eintreten und ein parlamentarisches Ministerium gebildet werden. Er sprach auch von der Möglichkeit einer Revolution. Ich hatte bis zu dieser Minute geglaubt, daß die Oberste Heeresleitung mit dem bisherigen Reichskanzler und Staatssekretär des Auswärtigen Amtes die weiteren Schritte zu erörtern habe, die sie für geboten hielt. Ein Wechsel in diesen Ämtern und in diesem Augenblick mußte nach allen Richtungen hin nachteilig, verwirrend und verzögernd wirken. Der Zusammenhang der Dinge geht bei so einschneidenden Umänderungen stets für einige Zeit verloren. Wozu aber auch Seine Majestät sich entschließen würde, für die Oberste Heeresleitung blieb Regierung auch nach ihrer Neubesetzung und Neugestaltung Regierung. Die kommenden Männer würden sich ihrer Verantwortung

bewußt sein, wenn sie in dieser Lage die Macht übernahmen. Die Oberste Heeresleitung hatte der neuen Regierung genau wie der alten gegenüber ihre Ansichten zu vertreten und dafür zu sorgen, daß die Armee durch den Regierungswechsel nicht der leidende Teil in dem Fall würde, daß wirklich ein ehrenvoller Waffenstillstand erreichbar sei.

Staatssekretär v. Hintze hielt trotz meiner Einwendungen eine Neugestaltung unseres ganzen Regierungssystems für nötig. Er erachtete die Neubildung auch nicht für so schwer. Ich konnte dies nicht nachprüfen, da ich die Verhältnisse in Berlin nicht übersah.

Der Staatssekretär führte weiterhin aus, daß die Demarche bei der Königin der Niederlande nicht unternommen und ein weiterer Friedensschritt nicht eingeleitet sei. Es war also nichts Positives geleistet.

Jetzt erst legten der Generalfeldmarschall und ich die Lage und unsere Ansichten über Waffenstillstandsbedingungen dar. Staatssekretär v. Hintze hielt es für das Richtigste, an den Präsidenten Wilson mit dem Ersuchen um Waffenstillstand und Frieden heranzutreten. Der Schweizer Gesandte in Washington hatte unserer Regierung von neuem von den hohen Idealen Wilsons gesprochen. Es war selbstverständlich, daß der Umweg über Washington nach Paris und London verzögernd wirken mußte, und daß auf diesem Wege nicht von heute auf morgen, sondern erst nach längerer Zeit ein Waffenstillstand zu erreichen war. Dies widersprach auch nicht der Auffassung, die der Generalfeldmarschall und ich über die Lage hatten. Wir waren mit dem Vorschlage des Staatssekretär v. Hintze einverstanden, wenn wir auch anregten, die gleiche Note, wie an Wilson ebenfalls an England und Frankreich zur Kenntnisnahme zu richten.

Nach der Besprechung fuhren wir sofort zu Seiner Majestät, der aus Kassel nach Spaa gekommen war. Staatssekretär v. Hintze hielt den gleichen Vortrag über die innerpolitischen Verhältnisse und dehnte ihn jetzt auf den Friedens- und Waffenstillstandsschritt beim Präsidenten Wilson aus. Der Feldmarschall gab darauf das Bild der militärischen Lage, das ich nur kurz bestätigte. Seine Majestät war ungemein ruhig. Er erklärte sein Einverständnis, den Schritt bei Wilson zu unternehmen. Am Nachmittage erging auf Betreiben des Staatssekretärs v. Hintze ein Allerhöchster Erlaß an den inzwischen eingetroffenen Reichskanzler über die Einführung des parlamentarischen Systems in Deutschland. Die Oberste Heeresleitung erhielt erst nach seiner Veröffentlichung von ihm Kenntnis; Graf Hertling glaubte ihn nicht verwirklichen zu können und trat ab. In Berlin begann nun die Suche nach dem neuen parlamentarischen Reichskanzler. Es war ein eigenartiger Vorgang, bei dem die Krone jede Initiative aus der Hand gab.

Staatssekretär v. Hintze hatte mir auf die Frage, wann die neue Regierung gebildet und beschlußfähig wäre und die Note mit den Ver-

bündeten vereinbart sein und abgehen könne, Dienstag den 1. Oktober angegeben.

Ich hielt zunächst an diesem Zeitpunkt fest.

Auf Wunsch des Staatssekretärs Graf v. Roedern, der ebenfalls nach Spaa gekommen war, und der ebenso wie der Vizekanzler mit den parlamentarischen Führern verhandeln sollte, sandte die Oberst Heeresleitung Major Frhrn. v. dem Bussche noch am 29. abends nach Berlin. Er hatte dort im Reichstage über die militärische Lage Aufschlüsse zu geben, falls es der Reichsleitung geboten erschien.

Der Generalfeldmarschall entschloß sich später auf meine Bitte, Seine Majestät am 30. abends nach Berlin zu begleiten, um zugleich persönlich die Vertretung der Obersten Heeresleitung in Berlin zu übernehmen. Ich war leider infolge der Kriegslage in Spaa unabkömmlich.

Major Frhr. v. dem Bussche hatte noch am 1. Oktober abends im Beisein des Vizekanzlers v. Payer eine kurze Unterredung mit dem inzwischen in Berlin eingetroffenen Prinzen Max von Baden, in der er sich ebenso aussprach, wie er es am nächsten Morgen den Parteiführern des Reichstages gegenüber tun sollte. Auch zu dem Vizekanzler v. Payer erklärte er sich unter vier Augen in gleichem Gedankengange.

Einen Antrag des Grafen v. Roedern, Major Frhr. v. dem Bussche möchte auch im Herrenhause sprechen, lehnte die Oberste Heeresleitung ab. Mir schien hier eine Einwirkung auf die innere preußische Politik beabsichtigt zu sein. Das Herrenhaus sollte durch unmittelbaren Druck zum Aufgeben seiner bisherigen Haltung in der preußischen Verfassungsfrage veranlaßt werden.

Vizekanzler v. Payer führte am 2. Oktober 9 Uhr vormittags Major Frhr. v. dem Bussche den versammelten Parteiführern des Reichstages zu. Der Vizekanzler blieb bei der weiteren Besprechung zugegen. Major Frhr. v. dem Bussche kannte meine Ansichten und Absichten. Er hatte sich diese vor seinem Vortrage auch schriftlich niedergelegt. Sein Vortrag war durchaus sachlich. Er schilderte die Kriegslage auf dem Balkan, wie sie sich aus dem Abfall Bulgariens ergeben hatte, vielleicht noch zu günstig und die Verhältnisse an der Westfront durchaus zuversichtlich, den Truppen spendete er Lob. Unsere Ersatzlage wurde pflichtgemäß als überaus ernst erörtert und darauf hingewiesen, daß wir nicht mehr in der Lage seien, unsere Abgänge zu decken. Die Bataillonsstärken hatten sich auf 540 Köpfe vermindert, und auch diese Zahl konnte sich nur durch das Auflösen von 22 Divisionen, d. h. 66 Infanterie-Regimentern, halten lassen. Der Geist des Ersatzes sei schlecht.

Major Frhr. v. dem Bussche schloß:

„Wir können den Krieg noch auf absehbare Zeit weiterführen, dem

Gegner schwere Verluste beibringen, verwüstetes Land hinter uns lassen; gewinnen können wir damit nicht mehr.

Diese Erkenntnis und die Ereignisse ließen in dem Herrn Generalfeldmarschall und dem General Ludendorff den Entschluß reifen, Seiner Majestät vorzuschlagen, den Kampf abzubrechen, um dem deutschen Volk und seinen Verbündeten weitere Opfer zu ersparen.

Ebenso wie unsere große Offensive am 15. Juli sofort eingestellt wurde, als ihre Fortsetzung nicht mehr im Verhältnis zu den zu bringenden Opfern stand, ebenso mußte jetzt der Entschluß gefaßt werden, die Fortsetzung des Krieges als aussichtslos aufzugeben. Noch ist hierzu Zeit. Noch ist das deutsche Heer stark genug, um den Gegner monatelang aufzuhalten, örtliche Erfolge zu erzielen und die Entente vor neue Opfer zu stellen. Aber jeder Tag weiter bringt den Gegner seinem Ziel näher und wird ihn weniger geneigt machen, mit uns einen für uns erträglichen Frieden zu schließen.

Deshalb darf keine Zeit verloren gehen. Jede 24 Stunden können die Lage verschlechtern und dem Gegner Gelegenheit geben, unsere augenblickliche Schwäche noch klarer zu übersehen.

Das könnte die unheilvollsten Folgen für die Friedensaussichten und für die militärische Lage haben.

Weder Heer noch Heimat dürfen etwas tun, was Schwäche zeigt. Gleichzeitig mit dem Friedensangebot muß in der Heimat eine geschlossene Front entstehen, die erkennen läßt, daß der unbeugsame Wille besteht, den Krieg fortzusetzen, wenn der Feind uns keinen Frieden oder nur einen demütigenden Frieden geben will.

Sollte dieser Fall eintreten, dann wird das Durchhalten des Heeres entscheidend von der festen Haltung der Heimat und dem Geist, der aus der Heimat zum Heere dringt, abhängen."

In seinem Vortrage hat Major Frhr. v. dem Bussche mein Programm und auch meine Gedanken ausgesprochen. Nicht nur den Reichstagsabgeordneten gegenüber, sondern auch für die neue Regierung, die aus ihren Reihen hervorgehen sollte. Der Soldat, der seit vier Jahren den schwersten Kampf mit ungenügenden Mitteln zu führen hat, wird gegen Gefahren unempfindlich. Anders der Mann, der solche Schwierigkeiten von unermeßlicher Größe plötzlich in hellem Licht zu sehen bekommt.

Ich hatte zwei Jahre lang wegen Ersatzmangel an die Regierung geschrieben. Das Hilfsdienstgesetz, meine Bemühungen, seine Abänderung zu erreichen, die Frau immer mehr heranzuziehen, meine Anregungen, die ich für das Erfassen der Drückeberger und Deserteure in der Heimat gegeben hatte, waren tief begründet, nicht nur durch das Hindenburgprogramm, sondern durch den Menschenbedarf an der Front. Alles, was

ich angeregt hatte, um die geistige Kriegsfähigkeit des deutschen Volkes zu heben, waren für die Kriegführung unendlich wichtige Fragen, für deren Lösung der Reichskanzler dem ganzen Volk gegenüber verantwortlich war. Alles hing hier auf das engste zusammen: War die Stimmung fest, dann wurden auch Drückeberger und Deserteure an der Front festgehalten; die Reklamierten in der Heimat wurden williger freigemacht; der Ersatzmangel trat weniger in Erscheinung; die seelischen Eindrücke des Kampfes wurden besser überwunden. Die Reichskanzler sind mit diesen Gedanken nicht an die Vertretung des deutschen Volkes, den Reichstag, herangetreten, obschon die Oberste Heeresleitung sie ausdrücklich darum gebeten hatte. Alles das muß dem Reichstag tatsächlich vorenthalten worden sein, wie meine Anschauung über die Kriegs- und Friedenslage seit dem 8. August. Anders ist die verkehrte Auffassung der Lage in Berlin nicht zu verstehen.

Ich war von der Wirkung des Vortrages des Majors Frhrn. v. dem Bussche so überrascht, daß ich ihn nach seiner Rückkehr nochmals befragte, ob er anderes gesagt habe, als wir besprochen hatten. Er gab mir die Niederschrift seiner Äußerungen, an die er sich wörtlich gehalten hatte. Diese Aufzeichnung liegt beim Schreiben dieser Zeilen vor mir. Ob die Art des Vortrages des Majors Frhrn. v. dem Bussche, der stets ernste Eindruck seiner Persönlichkeit die Wirkung seiner Worte auf die Zuhörer vertieft hat, weiß ich nicht, es wäre menschlich erklärlich. Auch Major Frhr. v. dem Bussche merkte den Abgeordneten die starke Nervenerschütterung an.

Seine würdig-ernsten Worte am Schluß über das, was uns not tue, verhallten. Ich glaube, sie wurden bei der starken Erregung überhaupt nicht richtig verstanden. Unentschuldbar ist es, daß das, was Major Frhr. v. dem Bussche gesagt hat, sofort in die Öffentlichkeit kam, und zwar in einer Weise, die uns aufs schwerste schaden mußte. Klarer konnte unsere Schwäche dem Feinde gar nicht mitgeteilt werden, als es jetzt geschah.

Es war in hohem Grade bedenklich, daß der Major seitens der bisherigen Regierung nicht darauf aufmerksam gemacht wurde, unter seinen Zuhörern befinde sich ein Pole. Die Regierung mußte wissen, daß dieser alles, was er hörte, sofort im Inlande und nach dem Auslande verbreiten würde.

In der Auffassung, daß die Regierung bis zum 1. Oktober gebildet werden könne, und durchdrungen von der Pflicht, die ich gegenüber der Armee fühlte, hatte ich in Spaa am 30. September und 1. Oktober noch Besprechungen mit Vertretern des Reichskanzlers und des Auswärtigen Amtes, ebenso wies ich Major Frhrn. v. dem Bussche in Übereinstimmung mit dem Generalfeldmarschall an, dringend auf Absendung der Note am 1. Oktober, spätestens am 2. Oktober mittags, hinzuwirken.

Mich bewegte vornehmlich der Gedanke, Menschenleben zu erhalten, und die Überlegung, daß je früher begonnen würde, um so günstiger würde

unsere Lage bei Beginn der Verhandlungen sein. Wenn sie auch im jetzigen Augenblick nicht bedrohlich wäre, so könne es doch in zwei oder drei Wochen von entscheidender Bedeutung werden, ob das deutsche Heer 24 Stunden früher oder später Waffenruhe oder, wenn wir weiterkämpfen sollten, einen geistigen Antrieb aus der Heimat erhielte. Diesem gegenüber war eine Verzögerung der Kabinettsbildung über die vom Staatssekretär v. Hintze erforderlich gehaltene Zeit hinaus unentschuldbar. Ich habe hierüber oft mit meinen Herren gesprochen und nur in dieser Auffassung gehandelt. Im übrigen stand ich auf dem Boden des dem Staatssekretär v. Hintze Gesagten und des Vortrages des Majors Frhrn. v. dem Bussche. Das gibt ein geschlossenes Bild. Wie der Gedanke hat entstehen können, ich habe gesagt: „der Waffenstillstand müsse in 24 Stunden abgeschlossen werden, sonst bräche die Front zusammen", ist mir unerfindlich. Zwischen meiner Besprechung am 29. September und dem Vortrage des Majors Frhrn. v. dem Bussche am 2. Oktober, die beide dem Sinne nach sich decken, liegen keine kriegerischen Ereignisse, die ein Schwanken meiner Anschauungen in der Zwischenzeit hätten hervorrufen können.

Staatssekretär v. Hintze hatte ich wiederholt gebeten, den Staatssekretärposten zu behalten, sofern dies der neue Reichskanzler wolle, um damit eine gewisse Stetigkeit der Arbeit zu sichern. Es war aber vergebens gewesen. Der Generalstab hatte auch in der Nacht vom 1. zum 2. Oktober den Verkehr zwischen Seiner Majestät und dem Großherzog von Baden durch Bereitstellen einer Fernsprechleitung erleichtert, um die Ernennung des Prinzen Max zu beschleunigen. Ich handelte stets in der gleichen Gedankenverbindung: Nachdem der schwere Entschluß gefaßt war, mußte gehandelt werden. Es durften nicht Tage verloren werden, geschweige denn alles wieder, wie so oft, im Sande verlaufen. Es kam, wie ich nochmals hervorhebe, nicht darauf an, von heute auf morgen einen Waffenstillstand zu bekommen, sondern überhaupt erst einmal die Verbindung mit dem Feinde aufzunehmen. Daß damit der Waffenstillstand noch nicht abgeschlossen war, das wußte niemand besser als ich, der die Denkungsart des Feindes richtiger einschätzte als die neue Regierung. Ich stand den Vorgängen in Berlin in meinem ruhigen und schweren Denken fremd gegenüber und fand eine Erklärung nur darin, daß die Abgeordneten, von nichts rechtzeitig unterrichtet, nun in ihrer schmerzlichen Erregung, die durch die Überraschung naturgemäß ungemein gesteigert wurde, Major Frhrn. v. dem Bussche mißverständlich auffaßten, und daß auch Prinz Max und die neue Regierung nicht genügend im Bilde waren, um den Zusammenhang der Dinge voll zu verstehen.

Am 1. Oktober spät nachts und im Laufe des 2. rief mich Oberst v. Haeften des öfteren an und gab mir ein Bild von den Schwierigkeiten, denen

die Bildung der neuen Regierung und damit der Abgang der Note begegnete. Ich hatte ihn am 30. September über die Vorgänge in Spaa unterrichtet und ihn ganz in meinem Gedankengange angewiesen, die Regierung zum schnellen und energischen Handeln zu veranlassen, er solle jedoch nicht „drängeln", wohl aber auf die schweren Nachteile hinweisen, die jeder Tag des Zögerns und der Untätigkeit zeitigen könne. Auch Oberst v. Haeften gegenüber hatte der Staatssekretär v. Hintze am Nachmittage des 30. September betont, daß die neue Regierung spätestens am 1. Oktober nachmittags gebildet sein würde und dann das Friedensangebot am Abend abgehen könne.

Nach der Besprechung mit Oberst v. Haeften am 1. abends sah ich klar und erkannte, daß die Voraussetzung des Staatssekretärs v. Hintze nicht zuträfe. Ich wies jetzt Oberst v. Haeften an, darauf zu achten, daß keine unnötige Versäumnis entstünde, gab mich aber bei der Lage in Berlin mit einem Hinausschieben der Absendung der Note zufrieden.

Am 3. Oktober fand eine Sitzung des neuen Kabinetts statt, der der Generalfeldmarschall als Vertreter der Obersten Heeresleitung beiwohnte; er sprach sich in gleichem Sinne aus, wie wir es am 29. gegenüber Staatssekretär v. Hintze getan hatten, und legte die Ansichten der Obersten Heeresleitung für den Reichskanzler in einem von mir für richtig gehaltenen Schreiben nochmals wie folgt fest:

„Die Oberste Heeresleitung bleibt auf ihrer am Montag, den 29. September dieses Jahres, gestellten Forderung der sofortigen Herausgabe eines Friedensangebotes an unsere Feinde bestehen.

Infolge des Zusammenbruches der mazedonischen Front, der dadurch notwendig gewordenen Schwächung unserer Westreserven und infolge der Unmöglichkeit, die in den Schlachten der letzten Tage eingetretenen sehr erheblichen Verluste zu ergänzen, besteht nach menschlichem Ermessen keine Aussicht mehr, dem Feinde den Frieden aufzuzwingen.

Der Gegner seinerseits führt ständig neue, frische Reserven in die Schlacht.

Noch steht das deutsche Heer festgefügt und wehrt siegreich alle Angriffe ab. Die Lage verschärft sich aber täglich und kann die Oberste Heeresleitung zu schwerwiegenden Entschlüssen zwingen.

Unter diesen Umständen ist es geboten, den Kampf abzubrechen, um dem deutschen Volke und seinen Verbündeten nutzlose Opfer zu ersparen. Jeder versäumte Tag kostet Tausenden von tapferen Soldaten das Leben.

gez. v. Hindenburg."

Der Generalfeldmarschall hat zu der vorstehend erwähnten Tatsache einer Friedensforderung vom 29. September den handschriftlichen Ver-

merk gemacht, daß dabei nur an die Anbahnung eines ehrenvollen Friedens gedacht war.

Am 4. Oktober kehrte der Generalfeldmarschall nach Spaa zurück. Am 5. wurde die erste Note an Wilson abgesandt.

Auf die Abfassung der Note und den Gang der politischen Handlung hat die Oberste Heeresleitung keinen weiteren Einfluß gehabt. Ich hielt die Worte nicht für fest genug und schlug eine männlichere Sprache vor, fand aber keine Beachtung. Die Tatsache, daß wir uns auf den Boden der 14 Punkte Wilsons stellten, mußte leider für uns selbstverständlich sein. Sie näherten sich der in Deutschland aufgekommenen sozialistisch-demokratischen Weltanschauung und entsprachen der Zahl nach den 14 Punkten der österreichisch-ungarischen Note an Serbien Ende Juli 1914.

In einem Telegramm vom 2. Oktober betonte ich, „daß die 14 Punkte der Wilsonschen Note als Grundlage für die Friedensbesprechungen dienen, nicht aber als vom Feind auferlegte Bedingungen gelten sollen". Der Generalfeldmarschall hatte sich in Berlin auf den gleichen Standpunkt gestellt, damit aber kein Verständnis bei den anwesenden Staatssekretären gefunden. Nur der Vizekanzler v. Payer pflichtete dem Generalfeldmarschall bei. Später wurde mir folgende Auslegung gegeben: sämtliche Staatssekretäre seien der Ansicht, daß zwar die elsaß-lothringische und polnische Frage nunmehr internationale Fragen geworden wären, daß aber darin die Abtretung Elsaß-Lothringens und großer östlicher Gebietsteile nicht ohne weiteres läge.

Zur Bearbeitung der Waffenstillstandsfragen wurde eine Kommission nach Spaa zusammenberufen. Ihren Vorsitz führte General v. Gündell, vom Reichskanzler war Staatssekretär v. Hintze abgeordnet. Im übrigen gehörten zu ihr General v. Winterfeldt, Major Brinckmann und Kapitän z. S. Vanselow.

Durch Aufklärung des Heeres wurde versucht, die schwächende Wirkung des Waffenstillstands- und Friedensangebotes auszugleichen.

Ich habe nach dem 29. September mit vielen Chefs über das Angebot gesprochen. Die Herren, die die Gesamtlage übersahen, hielten es für richtig, die in ruhigen Verhältnissen stehenden vermochten die Notwendigkeit nicht zu erkennen. Ich habe die Genugtuung gehabt, daß das Vertrauen zu mir damals nicht gelitten hat.

VII.

In seiner ersten großen Reichstagsrede am 5. Oktober über die Notwendigkeit des Weiterkämpfens im Falle unannehmbarer Bedingungen, vertrat Prinz Max den gleichen Standpunkt, wie ihn der Generalfeldmarschall und ich einnahmen.

Prinz Max sagte: „Wir sind starken Herzens und voll zuversichtlichen Glaubens an unsere Kraft entschlossen, für unsere Ehre und für die Freiheit, sowie für das Glück unserer Nachkommen auch noch schwerere Opfer zu bringen, wenn es unabänderlich ist“, und

„Wie das Ergebnis des Friedensangebots auch ausfallen möge, ich weiß, daß es Deutschland fest entschlossen und einig finden wird sowohl zu einem redlichen Frieden, als auch zu einem Endkampf um Leben und Tod, zu dem unser Volk, wenn es dazu gezwungen wäre, bereit ist. Kein Zagen befällt mich bei dem Gedanken, daß dieses zweite Ergebnis eintreten könnte, denn ich kenne den Geist der gewaltigen Kräfte, die auch jetzt noch in unserem Volke vorhanden sind, und ich weiß, daß die unwiderlegliche Überzeugung, daß jeder für unser Leben kämpft, diese Kräfte verdoppeln würde.“

Der Reichstagspräsident sprach sich in gleichem Sinne aus:

„Ebenso wie jeder einzelne Soldat an der Front, ist auch jeder Deutsche daheim bereit, für sein Vaterland, wenn es gefordert werden sollte, jedes Opfer zu bringen.“

Das waren schöne erhebende Worte, die in mir die Überzeugung festigten, daß zwischen Reichskanzler, Reichstag und Oberster Heeresleitung volle Übereinstimmung über ein Weiterkämpfen für den äußersten Fall herrschte. Aber beim Reichskanzler und dem Reichstage fehlte die Überzeugung, daß schon — seit 1914 — jeder Deutsche für sein Leben kämpfe, und dieser Daseinskampf jedes Opfer von uns allen fordere. Das lebendige Bewußtsein hierfür war unter den tausendfältigen Schlagworten, mit denen unsere Volksseele von innen und außen vergiftet war, verloren gegangen. Erst im Mai 1919, nach Bekanntgabe der unerhörten Friedensbedingungen, brach diese Erkenntnis im Volk und in der Nationalversammlung durch. Wieder sprach derselbe Präsident schöne, ergreifende Worte, sie verlangten Tatkraft scheinbar vom Augenblick; der offizielle Draht wagte sie gar nicht weiterzugeben. Aber auch diesmal blieben die Worte nur Worte. Der Fall war eingetreten, in dem sie das Vaterland aufrufen wollten.

Ich ging in jenen Tagen stetig meinen schweren Weg weiter. Als mir später, nach dem Eingang der zweiten Wilson-Note, vollständig klar wurde, daß Wilson nicht durchdrang oder durchdringen wollte, sondern Clemenceau und Lloyd George die stärkeren waren, daß wir zu Sklaven werden sollten, da hieß es für mich allerdings, die Gedanken an den Weiterkampf wirklich zu einer Tat umzusetzen und sich nicht mit hohlen Worten zu begnügen. Ich erwartete von dem Prinzen Max und seiner Regierung ein Einlösen ihrer Beteuerungen, nachdem sie und Deutschland erkannt hatten, daß es am Grabe seiner Hoffnung auf einen Verständigungsfrieden stand.

Vielleicht hätte ich richtiger und klüger gehandelt, wenn ich schon Anfang Oktober bestimmt an die Regierung die Frage gestellt haben würde, über die sie sich auch schlüssig werden mußte: Will das deutsche Volk für seine Ehre weiterkämpfen, will die Regierung den letzten Mann aufrufen und das Volk nochmals mit heilig ernster Begeisterung erfüllen? Ich glaube aber noch heute, daß in diesen Tagen ein Ruf an die Heimat ohne genügenden Erfolg verklungen wäre. Trotz vier Jahren Krieg herrschte ja immer noch, wie aus jenen Reden am 5. Oktober ersichtlich, Unklarheit über sein Wesen, Regierung und Volk hatten den gewaltigen Ernst der Lage noch nicht erkannt. Noch hatte der Feind nicht, wie er es erst für jeden deutlich in der zweiten Wilson-Note tat, seine Vernichtungsabsichten enthüllt.

Prinz Max meinte, es wäre vorteilhafter gewesen, die Note etwa eine Woche später abzusenden, nachdem er erst ein detailliertes Kriegszielprogramm aufgestellt hätte, das vor aller Welt unsere Übereinstimmung mit den Grundsätzen des Präsidenten Wilson und unsere Bereitwilligkeit deutlich machte, diesen Grundsätzen auch schwere nationale Opfer zu bringen.

Wir hatten uns bereits am 5. Oktober auf den Boden Wilsons gestellt. Was sollte noch anderes später geschehen?

Der Umstand, daß ich, ohne irgendwie an die Öffentlichkeit zu treten, den Reichskanzler zu schnellem und energischem Handeln anhielt, nachdem seit Mitte August nichts erreicht war, hat unsere Gesamtlage nicht verschlechtert, hingegen hat die Tatsache, daß nun offen ausgesprochen wurde, die Oberste Heeresleitung hätte den Waffenstillstand haben wollen und dränge, ebenso, wenn nicht mehr geschadet als jene entstellten Ausführungen über die Angaben des Majors Frhrn. v. dem Bussche.

Glaubt denn Prinz Max und nehmen die Gleichdenkenden wirklich an, daß der gleiche Schritt um Mitte Oktober allein als Ausfluß edler Menschlichkeit angesehen worden wäre, der bei der Entente besonders freundschaftliches Entgegenkommen hervorgerufen hätte? Dazu standen unsere Feinde auf zu starkem realen und nationalen Boden. Sie waren auch viel zu klug. Sie übersahen die Gesamtkriegslage ebenso gut wie die deutsche Oberste Heeresleitung. Sie kannten die Verhältnisse in dem deutschen Heere und in Deutschland ebenso wie die Schwäche der k. u. k. Armee in Italien und die Zustände in Österreich-Ungarn. Aus den zahlreichen leider oft nur zu weitgehenden Gefangenenaussagen mußten sie sich ein vollständig klares Bild der schwachen Bestände unserer Bataillone und darüber machen, wieviel Divisionen die Oberste Heeresleitung aufgelöst hatte. Auch der Niedergang des Geistes in Volk und Heer konnte ihnen nicht verborgen geblieben sein. Aus Berlin erfuhren sie alles. Sie warteten genau so auf unseren Zusammenbruch im Innern wie seinerzeit auf den Zusammenbruch Bulgariens. Sie haben zweifellos viel schärfer als wir

erkannt, daß mit der Art, wie der Erlaß Seiner Majestät an den Grafen Hertling am 29. September ausgeführt wurde, der Weg zur Revolution des 9. November beschritten war.

Ebenso würde ein Friedensangebot ohne ein Waffenstillstandsangebot auf den Vernichtungswillen des Feindes keinerlei Eindruck gemacht haben. Das zeigen unsere früheren Angebote, die von der Entente als unehrlich und nicht aufrichtig hingestellt sind, das beweist der Schritt des Grafen Burian. Erst durch das Waffenstillstandsangebot konnte dem Feinde bei seiner Denkungsart unsere Entschlossenheit, zum Frieden zu kommen, klar gemacht werden. Ein Friedensangebot allein rechnete mit einem Feinde, der bereit war, uns goldene Brücken zu bauen, und mit der Möglichkeit, sich mit ihm in absehbarer Zeit zu verständigen. Hatte man die Dauer der Verhandlungen in Brest und Bukarest vergessen? Jetzt war alles noch weit vielköpfiger. Es war zu übersehen, daß die Beratungen endlos dauern würden. Sollte während dieser langen Zeit das Heer vielleicht nutzlos bluten ohne jede Unterstützung aus der Heimat? Und wenn während dieser langwierigen Verhandlungen sich unsere militärische Lage verschlechterte: mußte das nicht wiederum erheblich auf die Gestaltung des Friedens einwirken?

Nur durch ein Waffenstillstandsangebot war schnell klar zu sehen, ob diejenigen Recht hatten, die einen doch ehrenvollen Frieden für möglich hielten, was ich freudig begrüßt hätte, oder ob wir vor einem Gewaltfrieden ständen, was uns zu neuem Tun anspornen mußte. Zeit hatten wir hierin nicht zu verlieren, das Heer dürstete nach Kräftezuschuß aus der Heimat.

Die Entente hatte Farbe zu bekennen, und wir hatten danach zu handeln. Jetzt besteht kein Zweifel mehr über die wahren Absichten unserer Feinde. Werden die, die beharrlich von Versöhnung der Menschheit und von Verständigungsfrieden gesprochen haben, wenigstens jetzt endlich ehrlich eingestehen, daß sie den Feind und nach dem Gang der Revolution auch die Menschen in ihrer Gesamtheit unrichtig eingeschätzt haben, daß die Welt noch nicht reif ist für solche Lehren?

Werden wir noch glauben, daß die Arbeiter der Ententestaaten mit den Vertretern des Gedankens der Versöhnung der Menschheit in einem Verständigungsfrieden Hand in Hand gehen?

Es dämmerte schon lange im deutschen Volk. Der „Vorwärts“ schrieb am 5. Februar 1919 nach dem Siege der Regierungstruppen in Bremen:

„Als Sozialdemokraten bedauern wir durchaus, daß es zur Gewaltanwendung kommen mußte. Wir sind selbstverständlich Gegner jeder Gewaltanwendung. Aber Gegner der Gewalt sein, bedeutet noch nicht, jeden Gewaltakt der Gegenseite widerstandslos hinnehmen. Die Friedens-

liebe kann sich nur da behaupten, wo ihr mit gleichem Gefühl begegnet wird. Wer aus grundsätzlichem Abscheu vor der Gewaltanwendung sich nicht entschließen kann, der Gewalt anderer Gewalt entgegenzusetzen, der stärkt letzten Endes die Gewaltherrschaft — nämlich der anderen."

Der „Vorwärts" gewann damit seinen Standpunkt von 1914 zurück. Er vertrat dasselbe, was ich mein Leben lang vertreten habe. Gewalt nach außen und nach innen anzuwenden, ist niemands Freude. 1914 mußten wir zu den Waffen rufen, um die Gewaltherrschaft zu bekämpfen, der wir jetzt unterliegen.

Theorie ist anders als die Praxis.

VIII.

Die Antwort des Präsidenten Wilson auf unser Angebot vom 5. Oktober traf am 9. Oktober zunächst mit Funkspruch in Berlin ein. Militärisch forderte sie als Vorbedingung für den Abschluß eines Waffenstillstandes die Räumung der besetzten Gebiete im Westen. Hierauf waren wir vorbereitet. Die Note ließ den Weg zu weiteren Verhandlungen offen.

Auf Wunsch des Prinzen Max fuhr ich nach Berlin. Ich hatte ein längeres Gespräch unter vier Augen mit ihm. Ich kannte den Prinzen bereits. Er war zweimal im Großen Hauptquartier gewesen. Wir hatten uns lange unterhalten und uns gegenseitig interessiert zugehört. Viel Gemeinsames hatten wir nicht. Vizekanzler v. Payer hatte ihn jetzt als den einzig möglichen Reichskanzler bezeichnet. Ich konnte mich damit abfinden. Ich hielt Prinz Max als Prinz und Offizier für geeignet, die neue Zeit einzuleiten. Ich glaubte, er würde geben, aber zugleich auch bremsen. Gehörte er doch einem alten Fürstengeschlechte an, das für die Größe Deutschlands ein warmes Empfinden hat. Er konnte so dem deutschen Vaterlande in schwerster Zeit nützen. Diese Hoffnung hat sich nicht erfüllt.

Der Prinz hatte mir zu der Besprechung einen Fragebogen vorlegen lassen, der in seiner Genauigkeit unmöglich zu beantworten, aber doch dafür charakteristisch war, wie wenig die Herren in Berlin das Wesen des Krieges kannten. Ich antwortete, so gut ich konnte. Meine Angaben bewegten sich in meinem bisherigen Gedankengang. Es lag für mich zu einer abweichenden Stellungnahme kein Grund vor. Die Antwort Wilsons ließ noch die Hoffnung zu, daß wir einen Frieden bekämen, der uns nicht vernichtete.

Unter vier Augen bat mich Prinz Max, mich von General v. Bartenwerffer, Oberst Bauer und Oberstleutnant Nicolai zu trennen. Ich fragte nur, wessen diese Herren bezichtigt würden. Prinz Max sagte, er sähe nicht klar, er wiederhole nur, was ihm gesagt sei. Ich bat ihn daraufhin, mir bestimmte Angaben zukommen zu lassen; ich würde sie im Interesse

der Herren gewissenhaft prüfen. Die Oberste Heeresleitung hat nichts erhalten. Auf bestimmte Anklagen wäre ich pflichtmäßig eingegangen, auf böswilligen Klatsch oder unverbürgtes Gerede hin konnte ich gewissenhafte und treue Männer nicht fallen lassen. Die Bitte hat mich peinlich berührt. Das gehörte zu den Sorgen, die in solcher Zeit eine deutsche Regierung in Berlin hatte!

Der Prinz wollte auch andere höhere Offiziere über die Lage hören. Die Oberste Heeresleitung aber hatte allein einen Gesamtüberblick. Bei jeder Armee waren die Verhältnisse anders. Rückschlüsse von einer Armee auf die Gesamtfront waren ausgeschlossen. Ich lehnte ab. Der Generalfeldmarschall und ich hatten zudem allein die Verantwortung zu tragen. Seine Majestät konnte sich jeden Augenblick Äußerungen einfordern, nicht aber der Reichskanzler. Noch unterstand die Armee ihrem Kaiserlichen Kriegsherrn. Anfang November, nach meinem Abgang, haben sich zwei Armeeführer im Kriegskabinett ausgesprochen, deren Auffassung der Lage sich mit der meinigen im wesentlichen deckte. Die Abweichungen erklärten sich aus der begrenzten Übersicht eines Armee-Oberbefehlshabers über die Gesamtlage.

Wie jedes Mal nach der Niederlage eines Heeres werden Urteile ausgesprochen oder niedergeschrieben werden, die so lange gut sein können, als sie sich aller Schlußfolgerungen enthalten, die der Beurteiler selbst nicht übersehen kann. Die Verhältnisse in der ganzen Armee und an unsern langen Fronten waren zu verschieden, Verallgemeinerungen sind nicht möglich; persönliche Erfahrungen, an einer Stelle gemacht, verführen nur zu leicht zu Verallgemeinerungen. Diese sind ebenso schädlich wie die hohlen Schlagworte, mit denen wir unser politisches Leben vergiftet haben. In der Wissenschaft gelten sie als ausgesprochenstes Kennzeichen der Halbbildung.

Offiziere, die da glauben, daß sie vorher alles überblickt haben, hätten besser getan, als aufrechte Männer zur Obersten Heeresleitung zu kommen, zu der sie doch Vertrauen hatten, und ihr das zu erzählen, was sie bedrückte. Ich erhielt nur wenige Briefe solcher Männer; gaben sie etwas Neues, so bat ich die Herren zu mir, um mit ihnen die Fragen zu besprechen. So sah ich z. B. Hauptmann Bakhaus vom Feldartillerie-Regiment 78. Er gab mir Aufschlüsse von wesentlichem Wert.

Es war jetzt Zeit geworden, endgültige Klarheit darüber zu schaffen, ob das deutsche Volk weiterkämpfen wollte, wenn die Verhandlungen mit dem Feinde nicht zu einem Frieden führten, den wir annehmen konnten. Die Vorbereitungen mußten getroffen werden. Aus der Presse hatte die Oberste Heeresleitung ein günstiges Bild über diese Möglichkeit erhalten. Nach seiner Rede vom 5. Oktober hatte Prinz Max noch nichts getan, um

seine damals geäußerte Ansicht für diesen Fall zu verwirklichen. Ich stellte daher die entsprechende Frage. Ich mußte auch wissen, wie sich die neue Regierung zu den Ostfragen stellte, um danach die militärischen Maßnahmen der Obersten Heeresleitung bemessen zu können.

Der Zusammenhang der Ereignisse in Rußland war dem neuen Kabinett nicht bekannt; nur Vizekanzler v. Payer übersah ihn. Ich wußte nicht, ob noch die gleichen Ansichten maßgebend waren wie im Februar. Bei der außerordentlichen Bedeutung der Frage hielt ich eine Aussprache für nötig. Ich fragte den Prinzen, wie die Regierung die Gefahr des Bolschewismus einschätze, und ob die Ukraine in weiterer Zukunft für die Versorgung nötig sei. Zu dieser letzten Feststellung waren eingehende Erhebungen und auch Besprechungen mit Österreich-Ungarn erforderlich.

Ich nahm am gleichen Tage an einer Sitzung des Kriegskabinetts teil.

Der Fragebogen wurde behandelt. Auch ich stellte meine Fragen. Alles wurde so besprochen, wie ich es vorstehend niedergelegt habe. Besondere Entschließungen wurden nicht gefaßt. Es wurde auch der Artikel des Herrn Walter Rathenau in der „Vossischen Zeitung" über die „Levée en masse" behandelt. Bei solchen Schlagworten kann ich mir wenig vorstellen. Die Verhältnisse lagen doch anders als 1870/71. Aber Volkskraft und Volksenergie waren auch hiernach vorhanden, sie mußten gewonnen werden. Es waren also doch Männer da, die mit mir glaubten, daß das deutsche Volk trotz aller seiner gewaltigen Leistungen noch mehr geben könne. Schade nur, daß sie damit nicht eher hervorgetreten sind. Es war für mich besonders charakteristisch und es erfüllte mich mit neuer Hoffnung, daß auch Männer für Fortsetzung des Kampfes eintraten, die sonst anders denken als ich.

Am Schluß der Kabinettssitzung dankte mir Prinz Max für mein Kommen. Mit Zustimmung des Generalfeldmarschalls erklärte ich in einer kurzen Erwiderung ausdrücklich, wir würden die neue Regierung loyal unterstützen.

Das Kabinett war zu vielköpfig. Es nannte sich zwar Kriegskabinett, hatte aber mit denen unserer Feinde nichts gemein.

Am Abend kamen noch verschiedene führende Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens auf kurze Augenblicke zu mir, die mich fragten, ob die Oberste Heeresleitung tatsächlich das Waffenstillstands- und Friedensangebot veranlaßt habe. Ich betonte es besonders scharf, daß dies richtig sei, wie ich es schon in der Pressebesprechung am 9. Oktober hatte mitteilen lassen, nachdem ich einen militärischen Schaden nicht mehr befürchten konnte. Ich war solche Erklärung der Regierung des Prinzen Max schuldig. Die Herren weiter über alles das aufzuklären, was ich dachte und fühlte, war nicht meines Amtes.

Die Beantwortung der ersten Note Wilsons ging im Einverständnis zwischen Regierung und Oberster Heeresleitung vor sich. Mir gelang es noch, in die Note eine Anfrage zu bringen, ob sich England und Frankreich auch auf den Boden jener 14 Punkte stellten. An den innerpolitischen Angeboten hatte die Oberste Heeresleitung keinen Anteil. Sie vermochte wiederum den Ton nicht zu billigen. Unser Handeln zeigte zudem eine unwürdige Hast, alles über Bord zu werfen, was uns bis dahin heilig gewesen war. Der Feind mußte mit Genugtuung sehen, wie wir immer mehr in den Umsturz hineintrieben.

In der ganzen Welt verstummte plötzlich das Gerede vom Versöhnungsfrieden mit seinen idealen Schlagworten. Das war weiter nicht erstaunlich. Die Presse der Welt gehorchte der feindlichen Propaganda auf den Wink und sie gebrauchte dieses Wort nicht mehr. Die Entente hatte mit ihm ihr Ziel erreicht, jetzt konnte sie die Maske abwerfen und einen Gewaltfrieden anstreben. Aber auch bei uns kam das Wort von einem Versöhnungsfrieden nur noch schüchtern heraus. Die Männer, die diese Ideen bisher verkündet und die Verwirklichung eines Friedens des Rechts und der Versöhnung als durchaus möglich und leicht erreichbar hingestellt hatten, fanden nicht den sittlichen Mut, klar auszusprechen, daß sie sich in den Absichten des Feindes geirrt und das Volk verwirrt und ins Unglück gebracht hätten. Sie scheuten sich zum Teil nicht in undeutschem Denken, von dem Frieden nach den 14 Punkten Wilsons als von einem Frieden des Rechts zu sprechen. So entwürdigten wir uns bereits. Scharf hetzten sie gegen mich: Ich hätte jetzt durch mein übereiltes Waffenstillstandsangebot ein neues Unglück verursacht, nachdem ich vorher durch meine Maßlosigkeit jeden Frieden verhindert hätte. So lenkten sie nun den Zorn des Volkes und der Armee auf mich. Hätten alle, die früher nur von Versöhnungsfrieden redeten, vom Kriege und dem Schrecken der Niederlage gesprochen, würden sie mich unterstützt haben, auch die letzte Kraft des Volkes aufzubringen und es geistig kampffähig zu erhalten, so hätte ich jetzt nicht mit einem Antrag auf Waffenstillstand zu kommen brauchen. Klarheit wird auch hierüber werden.

Am 12. Oktober ging die zweite Note nach Amerika.

IX.

Die Schlacht, die Ende September an der Westfront entbrannt war, hatte inzwischen ihren Fortgang genommen. Es handelte sich um eine gewaltige Anstrengung des Feindes, die Heeresgruppen Kronprinz Rupprecht und v. Boehn in Richtung Gent und Maubeuge sowie die Heeresgruppen Deutscher Kronprinz und v. Gallwitz auf ihren inneren Flügeln beider-

seits der Argonnen in Richtung Charleville—Sedan zu durchbrechen. Der ähnliche Grundgedanke hatte allen Angriffsoperationen der Entente seit Herbst 1915 zugrunde gelegen. Bisher waren sie an der Ermattung des Feindes und unserer Widerstandskraft gescheitert. Jetzt waren wir geschwächt, und immer wieder versagte diese oder jene Division. Die Zahl der Drückeberger hinter der Front vermehrte sich erschreckend. Die Auskunftsstellen, die einzelne Mannschaften zurechtweisen sollten, bewältigten ihre Aufgaben nicht mehr. Die, die sich vorn schlugen, waren Helden. Sie waren für den weiten Raum nur zu wenig zahlreich. Sie fühlten sich vereinsamt. Auf den Offizier richteten sich die Augen des Mannes, auf ihm lastete die Schwere des Kampfes. Er tat mit seinen Getreuen Wunder an Tapferkeit. Regiments-, Brigade- und auch Divisionskommandeure mit Offizieren und wenigen Soldaten, häufig mit ihren Schreibern und Burschen, stellten persönlich die Lage wieder her. Sie verwehrten stark überlegenen, aber auch nicht mehr kampfbegeisterten Feinden den Einbruch. Wir können stolz sein auf jene Männer, die Heldentaten vollbrachten. Unser Kräfteverbrauch aber war groß. Das Beste blieb so auf blutiger Wahlstatt. Ein Teil unserer Bataillone konnte nur noch zwei Kompagnien bilden. Die Oberste Heeresleitung sperrte den Urlaub. Infolge der schwierigen Transportlage mußten die in der Heimat befindlichen Urlauber zunächst dort bleiben. Sie verweilten hier länger, als gut war. In den kritischen Novembertagen hätten aber nur wenige Urlauber in Deutschland sein dürfen. Leider war dem nicht so.

Die Zeiten, die den Divisionen zur Ruhe und zur Instandsetzung ihres Geräts und der Bekleidung gelassen werden konnten, wurden immer kürzer. Die guten Truppen wurden mehr beansprucht als die nicht zuverlässigen. Auch das hatte schädliche Folgen. Sie vermochten nicht einzusehen, weshalb sie so oft Lücken schließen mußten. Ihr Kampfwille ließ nach. Die Anstrengungen wurden immer gewaltiger, die Kräfte verbrauchten sich. Es war ungemein schwer, einen Ausgleich zu bewirken und an geschwächten Stellen auszuhelfen. Die Fälle nahmen zu, in denen Divisionen zweiter Linie beschleunigt eingesetzt werden mußten und Verbände vollständig durcheinander kamen.

Die Anforderungen an die Nerven der Führer an der Front stiegen fortgesetzt, sie hatten schwer zu tragen, behielten aber doch den klaren Blick für des Vaterlandes Not und stolzen Mut. Ihn hat nichts brechen können.

Unter Festhalten ihres rechten Flügels an der Yser unterhalb Diksmuide und des linken Flügels bei Armentières wurde die 4. Armee Anfang Oktober unter steten Kämpfen auf Roulers und Menin zurückgedrängt. Es kam zu einer Reihe örtlicher Gefechte, die ergebnislos verliefen. Am

14. Oktober erneuerte der Feind seinen Angriff. In Richtung Roulers gewann er noch über die Stadt hinaus Gelände. Auch Kortemark ging verloren. Dagegen vermochte er in Richtung Menin nur wenig vorzukommen. Bei Wervick wurde er abgeschlagen. Auch der 15. brachte dem Feinde örtliche Erfolge, die die Armee veranlaßten, in die Linie Diksmuide—Torhout—Ingelmunster—Kortrik auszuweichen. Die Divisionen der 4. Armee hatten nur schwache Stände. Daß der Feind keinen größeren Erfolg davontrug, konnte neben der vorbildlichen Führung der 4. Armee nur darin seinen Grund haben, daß auch der Gegner nicht mehr kampffreudig war. Die 4. Armee befehligte noch immer General Sixt v. Armin. Sein Chef war jetzt Major Humser, eine begnadete Soldatennatur.

Die Verhältnisse bei der 4. Armee waren indes so gespannt geworden, daß die Oberste Heeresleitung sich entschließen mußte, sie vorübergehend vom Feinde zu lösen und ihre Front zu kürzen. Sie erhielt den Befehl, in die Hermannstellung hinter den Kanal bei Eecloo und hinter die Lys zurückzugehen. Damit wurde die flandrische Küste aufgegeben. Der U-Bootstützpunkt war inzwischen verlegt worden. Die Bewegungen der 4. Armee waren am 17. Oktober, an dem ich wieder zu einer Besprechung über die inzwischen eingetroffene zweite Wilson-Note nach Berlin fuhr, in Ausführung begriffen.

Die 17. Armee hatte mittlerweile nach dem feindlichen Einbruch bei Cambrai am 27. September schwere Tage zu überstehen gehabt. Es kam bis zum 8. Oktober zu sehr wechselvollen heftigen Kämpfen beiderseits Cambrai, die Stadt wurde gehalten. Die 2. Armee focht nicht so glücklich; sie wurde in den ersten Oktobertagen immer mehr auf Le Catelet zurückgedrängt. Gegen Bohain gewann der Feind Gelände. Die Armee zog den rechten Flügel der gleichfalls schwer ringenden 18. Armee in Mitleidenschaft. Am 8. traf sie wieder ein neuer schwerer Schlag in Gegend Le Catelet und südlich und warf sie abermals zurück. Die Oberste Heeresleitung sah sich genötigt, in der Nacht zum 9. Oktober die 2. Armee in die Hermannstellung zurückzunehmen, da ihr Reserven fehlten. Dieser Bewegung mußte die 17. Armee mit ihrem linken Flügel und der Mitte bis halbwegs Cambrai—Valenciennes folgen, während ihr rechter Flügel zunächst westlich Douai nahe an die Stadt herangezogen wurde. Die 18. Armee hatte wie die 2. in die Hermannstellung zurückzugehen. Sie konnte ihren linken Flügel bei La Fère lassen.

Der Entschluß, mit der 2. und 18. Armee die Hermannstellung zu beziehen, deren Ausbau noch weit zurück war, fiel uns schwer. Ich hatte gehofft, daß die Armeen länger in der Siegfriedstellung bleiben würden. Wir waren bereits in den Kämpfen Anfang Oktober nördlich St. Quentin an vielen Stellen nach und nach aus ihr herausgedrängt, aber die Gesamt-

linienführung hatten wir doch behalten. Auch die Räumung des Vorgeländes der Hermannstellung war noch nicht vollständig beendet.

Die rückgängigen Bewegungen vollzogen sich glatt. Der Feind prallte schon am 10. auf die neuen Stellungen auf und wurde abgewiesen. Er hatte am 11. nordöstlich Cambrai gegenüber der 17. Armee einen örtlichen Erfolg, der abgeriegelt wurde. Die nächsten Tage bis zum 17. brachten neue Kämpfe gegen die 2. und 18. Armee, die im wesentlichen erfolgreich für uns verliefen.

Aus der Zurücknahme der 4. Armee hinter die Lys ergab sich die Notwendigkeit, nunmehr auch die 6. und 17. Armee hinter die Schelde in die Hermannstellung zu führen. Die 6. Armee stand am 17. noch westlich Lille und sollte in der Nacht zum 18. die Stadt räumen. Dieser Bewegung hatten sich weiter südlich der rechte Flügel und später die ganze 17. Armee anzuschließen.

Das Ausscheiden der Heeresgruppe Boehn war für den Fall des Beziehens der Hermannstellung beabsichtigt. Sie war zu schmal geworden und konnte in sich nicht den erforderlichen Kräfteausgleich bewirken. Die 2. Armee trat nun zur Heeresgruppe Rupprecht, die 18. zu der des Deutschen Kronprinzen. Bei dieser war die 9. Armee von der 7. übernommen. Auch hier war namentlich wegen der Gestaltung der rückwärtigen Verbindungen für eine besondere Armee kein Raum mehr. General v. Carlowitz wurde Oberbefehlshaber der 2. Armee, während General v. der Marwitz die 5. Armee vor Verdun erhielt. Sein Chef wurde mein bisheriger Gehilfe Oberstleutnant Wetzell. Für General v. Gallwitz war ein besonderes Heeresgruppenkommando gebildet. Es hatte sich auch hier wieder als nicht gut erwiesen, ein Heeresgruppenkommando mit einer Armeeführung zu belasten.

Die Notwendigkeit, Kräfte zu sparen, hatte noch Ende September der Heeresgruppe Deutscher Kronprinz Veranlassung gegeben, die Laffauxecke, die wiederum viel Kräfte fraß, aufzugeben und in die Stellung hinter den Oise—Aisne-Kanal zurückzugehen, die wir nach dem unglücklichen Kampf am 22. Oktober 1917 eingenommen hatten.

Am 2. Oktober wichen auch der linke Flügel der 7. und der rechte der 1. Armee planmäßig in die Ausgangsstellung des Angriffs vom 27. Mai 1918 aus. Leider ließ sich noch vor der Ausführung der Bewegung eine Division wider jedes Erwarten auf den Höhen nordöstlich Fismes eindrücken. Die Mitte der 7. Armee hielt den Chemin des Dames fest, gegen den sich feindliche Angriffe richteten, ohne Erfolg zu erzielen.

Die Abwehrschlacht in der Champagne und an der Maas beiderseits der Argonnen hatte einen günstigen Verlauf genommen trotz der ganz außerordentlichen Überlegenheit des Feindes gerade auf diesen Schlacht-

feldern. Sie war erheblich größer als vor der Front der beiden nördlichen Heeresgruppen. Die Führung zeichnete sich durch besondere Ruhe und Überlegung aus. Der Feind gewann nur langsam Gelände.

Die fortgesetzten heftigen Anstürme gegen den linken Flügel der 1. und die 3. Armee ließen bei der Heeresgruppe Deutscher Kronprinz in den ersten Oktobertagen den Entschluß reifen, die Schlacht abzubrechen und mit allen Teilen in die Hunding-Brunhildstellung, also etwa in die Linie halbwegs Laon—Marle—Sissonne—Aisne von Rethel aufwärts bis Grandpré zurückzugehen. Die Oberste Heeresleitung konnte der Heeresgruppe, die überaus sparsam wirtschaftete, neue Kräfte nicht geben. Die beiden nördlichen Heeresgruppen verschlangen zu viel. Sie hieß die Bewegung gut, die sich in den Tagen bis zum 13. Oktober planmäßig abwickelte.

Die Heeresgruppe Deutscher Kronprinz begann mit der Zurücknahme unserer Truppen vor Reims hinter die Suippes in den ersten Oktobertagen. In der Nacht zum 10./11. wurde die ganze Front vom Chemin des Dames bis in die Argonnen aufgegeben, nachdem noch vorher von der 3. Armee starke feindliche Angriffe abgewiesen waren. Am 13. Oktober früh standen die 7., 3. und 1. Armee abwehrkräftig in der neuen, gut ausgebauten Stellung; die Räumung des Vorgeländes war annähernd vollzogen. Die Kämpfe der beiden letztgenannten Armeen Ende September/Anfang Oktober stellen einen vollen und glänzenden Abwehrerfolg dar, auf den Führer und Truppen mit Stolz zurückblicken können. Die Armee-Oberbefehlshaber v. Einem und v. Mudra und ihre Generalstabschefs v. Klewitz und Hasse hatten sich neue unvergängliche Verdienste erworben.

Der Feind folgte der rückgängigen Bewegung der Heeresgruppe Deutscher Kronprinz zwischen Oise und Aisne scharf; es kam hier sehr bald zu heftigen Kämpfen um unsere neue Stellung. Im Aisnebogen gegen Rethel schob sich der Feind vorsichtiger heran. Dagegen versuchte er bald, das Aisneknie Vouziers—Grandpré zu erzwingen, was ihm zunächst nicht gelang. Gegenüber der 5. Armee war der Druck der Amerikaner im Airetal westlich der Maas ungemein stark geblieben. Der Kampf griff auch auf das östliche Maasufer über. Trotz ihrer außerordentlichen zahlenmäßigen Überlegenheit scheiterten die Angriffe der jungen amerikanischen Truppen unter den größten Verlusten. Den Erfolg am 26. September hatten sie nur dem Versagen einer deutschen Reserve-Division zu verdanken und dem Umstand, daß ihr Stoß an anderer Stelle eine tapfere, aber stark abgekämpfte Division traf, die recht breit stand.

Ein Angriff gegen die Michelstellung und die Heeresgruppe Herzog Albrecht war vorläufig unwahrscheinlich.

Die Lage war am 17. also derart, daß wir auf der ganzen Front westlich der Maas eine rückwärtige Stellung eingenommen hatten. Auf

dem rechten Flügel war die Bewegung noch in Ausführung. Besonders schwer wog es, daß das Heer mit dem Zurückgehen in die Hermann-, Hunding-Brunhildstellung eine Menge Einrichtungen preisgab, die der Bequemlichkeit der Truppen dienten. So gingen namentlich Entlausungsanstalten verloren, was ungemein störend ins Gewicht fiel. Die Oberste Heeresleitung rechnete mit Fortgang der Angriffe in Richtung Gent und Maubeuge, zwischen Oise und Aisne und zwischen oberer Aisne und Maas unter Hinübergreifen auf das rechte Maasufer. Ich war weiter auf sehr starken Kräfte- und Nervenverbrauch bei uns gefaßt. Wir hatten an vielen Stellen erfolgreich gekämpft, an anderen hatte der Feind trotz seiner großen Überlegenheit sich doch mit nur geringen Erfolgen begnügen müssen. Der Ausgang der weiteren Kämpfe hing ausschlaggebend von dem inneren Halt der Truppen ab. Es mußten alle Mann an der Front festgehalten und von ausgesprochenem Kampfwillen beseelt werden. Die Wirkungen, die das Waffenstillstandsangebot hervorgerufen hatte, waren nicht günstig gewesen, die Kriegsmüdigkeit war größer geworden. Es fehlte als Gegengewicht jede starke Äußerung der Heimat. Hier stand die Aufklärungsarbeit still. Ich hörte viele Klagen hierüber aus der Armee. Die Heimat und die Regierung mußten endlich Farbe bekennen, ob sie noch Kampfwillen hatten, nur so war auf eine Kräftigung des Geistes im Heere zu hoffen. Die Befehle und Aufklärungen, die von Spaa an die Truppen gingen, genügten allein nicht. Schärfer als in jenen Tagen konnte sich der Zusammenhang zwischen Heer und Heimat gar nicht fühlbar machen. Das Heer verlangte Klarheit darüber, was es von der Heimat zu erwarten hatte.

Die Räumung des Gebiets hinter der neuen Stellung wurde eifrig fortgesetzt. Die Eisenbahntransportlage war dauernd überaus hochgespannt. Ungeheure Massen Kriegsgerät waren zu bewältigen. Dies mußte Wochen und Monate in Anspruch nehmen. Ich legte besonderen Wert auf gründliche Vorbereitung der Zerstörung der Bahnen und Brücken, die unfehlbar einen Einfluß auf die Operationen haben mußten, und auf Weiterzurückführen aller eigenen Bestände bis nach Deutschland hinein. Ich besprach oft mit den Chefs die Räumungs- und Zerstörungsfragen. Wir gingen gegenüber der Bevölkerung mit größter Schonung vor, so wie wir es immer getan haben. Hierfür liegen Zeugnisse Einheimischer vor. Allerdings baten sie, öffentlich nicht für uns bekunden zu brauchen. Sie fürchteten die Stimmung in Paris. Auch eine neutrale Kommission fuhr aus Brüssel an die Front, sie berichtete von unserer Fürsorge, aber auch von den Verheerungen durch feindliche Artillerie und Flieger. — Das, was die Bevölkerung zu erleiden hatte, waren Folgen des Kriegszustandes, nicht unserer Kriegführung. Diese steht makellos da. Aber die Entente brauchte Beschuldigungen gegen uns, um Wilson weiter in ihrem Sinne zu beeinflussen.

Weiter rückwärts wurde an der Antwerpen—Maasstellung eifrig gearbeitet. Ich ließ längs der deutschen Grenze eine neue Stellung erkunden.

An der italienischen Front war es ruhig. Es wurde von einem bevorstehenden Ententeangriff gesprochen. Man mußte ihm mit gesteigerter Sorge entgegensehen; die k. u. k. Truppen in Serbien hatten sich zu schlecht geschlagen.

Auf der Balkanhalbinsel hatten sich die Verhältnisse weiter zu unseren Ungunsten entwickelt; Bulgarien hatte sich der Entente ergeben.

Der U-Bootstützpunkt Cattaro war aufgegeben und nach Pola verlegt.

In Serbien hatte General v. Kövesc den Oberbefehl zum Schutz Ungarns übernommen. Ihm unterstanden die Truppen, die aus Albanien unter General v. Pflanzer-Baltin nach Montenegro ausgewichen waren, und die verbündeten Truppen an der Morava unter dem deutschen A. O. K. 11 — General v. Steuben. General v. Kövesc stand vor schweren Aufgaben. Die k. u. k. Truppen waren minderwertig, die deutschen bestanden nur aus alten Jahrgängen und hatten schwache Stände. Das Alpenkorps war abgekämpft.

K. u. k. Truppen sollten im Moravatal südlich Nisch den Aufmarsch der deutschen und k. u. k. Divisionen decken. Sie schlugen sich nicht gut. Am 12. Oktober mußte die Versammlung auf die Höhen nördlich der Stadt zurückverlegt werden. Mit einem weiteren Rückzug war zu rechnen. Am 16. standen wir bereits auf den Höhen nördlich Alecsinac zu beiden Seiten der Morava. Die deutschen Truppen, die über Mitrowitza zurückgegangen waren, hatten nördlich der westlichen Morava Anschluß gewonnen.

Die Formationen, die über Sofia auswichen, waren weiter auf Lom-Palanka zurückgegangen, um hier über die Donau gesetzt zu werden. Französische Divisionen folgten. Sie erreichten um den 17. die Donau. Die Unruhe in Rumänien steigerte sich.

Das Oberkommando Scholtz war nach Rumänien geschoben. Es übernahm hier nach Weisungen des Generalfeldmarschalls v. Mackensen den Donauschutz. Die Verstärkungen aus dem Kaukasus und der Ukraine waren im Eintreffen.

Die Lage in Serbien und an der Donau war demnach nicht gesichert, aber auch noch nicht im Zusammenbruch.

Bei Adrianopel und die Maritza abwärts standen bereits englische Truppen. Der türkische Grenzschutz daselbst war ausnehmend schwach. Die deutschen Truppen und Behörden in Konstantinopel bereiteten sich für den Fall eines Entente-Angriffs vor, die Stadt zu Schiff zu verlassen und nach Odessa zu gehen.

Diese militärische Gesamtlage hatte ich bei meiner Stellungnahme zu der zweiten Wilson-Note zu berücksichtigen.

X.

In seiner Antwort auf unsere zweite Note gab uns Wilson nichts; er sagte auch nicht, ob die Entente sich auf den Boden jener 14 Punkte stellte. Er verlangte aber Einstellung des U-Bootkrieges, stellte unsere Kriegführung im Westen als völkerrechtswidrig hin und griff wiederum in unklaren Worten tief in unser innerpolitisches Leben ein. Irgendein Zweifel über die Absichten unserer Feinde und über den vorherrschenden Einfluß von Clemenceau und Lloyd George war nicht mehr möglich. Wilson war nicht gewillt, den weitgehenden Forderungen Frankreichs und Englands entgegenzutreten. Schwere Entschlüsse wurden von uns gefordert. Wir standen jetzt klar und einfach vor der Entscheidung: Wollten wir uns auf Gnade oder Ungnade der Entente ausliefern oder sollte die Regierung das Volk zum letzten Verzweiflungskampf aufbieten. Wir mußten die Note würdig und fest beantworten, unser ehrlicher Wille zum Waffenstillstand war nochmals zu betonen, aber zugleich auch für die Ehre unserer tapferen Armee warm einzutreten. Die U-Bootwaffe durften wir uns nicht aus der Hand schlagen lassen. Damit beschritten wir den Weg der Kapitulation.

Die Besprechung der Note fand in einer Sitzung des Kriegskabinetts am 17. Oktober in Berlin statt. Oberst Heye und ich wohnten ihr bei. Ich hatte auch General Hoffmann dorthin gebeten. An der Front wurde an diesem Tage bei der 18. Armee schwer gerungen.

Der Reichskanzler stellte wieder verschiedene Fragen und führte zunächst, zu mir gewandt, etwa folgendes aus: Es läge jetzt eine neue Note Wilsons vor, die eine Steigerung seiner Forderungen enthielte. Wilson sei offenbar durch äußere Einflüsse in eine schwierige Lage geraten. Er scheine zu hoffen, daß wir die Möglichkeit gäben, mit uns weiter zu verhandeln und den Widerstand der Kriegstreiber zu überwinden. Vor Beantwortung der Note sei klarzustellen, was die militärische Lage Deutschlands erfordere.

Ich hatte eine andere Auffassung von der Denkungsart unserer Feinde. Ich sah allein den feindlichen Vernichtungswillen, der uns bedrohte.

Zu den vielen Fragen, die mir vorgelegt wurden, nahm ich grundsätzlich wie folgt Stellung:

„Es wurde schon früher eine Reihe von Fragen an mich gerichtet, die präzise zu beantworten ganz ausgeschlossen ist. Der Krieg ist kein Rechenexempel. Es gibt im Kriege eine Menge Wahrscheinlichkeiten und Unwahrscheinlichkeiten. Was schließlich eintrifft, weiß kein Mensch. Als wir im August 1914 nach Ostpreußen kamen und die Befehle zur Schlacht von Tannenberg ausgegeben wurden, da wußte man auch nicht, wie es gehen würde, ob Rennenkampf marschieren würde oder nicht. Er ist nicht mar-

schiert, und die Schlacht wurde gewonnen. Es gehört zum Krieg Soldatenglück. Vielleicht bekommt es Deutschland auch wieder.

Ich kann Ihnen nur meine Überzeugung sagen. Die Verantwortung für das, was ich sage, trage ich und habe sie getragen, vier lange schwere Jahre."

Im einzelnen wurde die Frage besprochen, ob durch Hinüberziehen aller Divisionen aus dem Osten nach dem Westen oder nur eines Teils die Front hier so gestärkt werden könne, daß auf ein längeres Durchhalten zu rechnen sei. Dazu war es für mich nötig zu wissen, was die Oberste Heeresleitung dem Osten nehmen könnte. Es waren also von der Regierung meine beiden Fragen nach der Gefahr des Bolschewismus und dem Wert der Ukraine für uns zu beantworten. War der Standpunkt der Regierung jetzt ein anderer als im Februar, so mußte sie es sagen. Wir hatten im Osten — in Rußland und Rumänien — zur Zeit 26 Divisionen nur mit Jahrgängen über dem 35. Lebensjahr und schwachen Bataillonsständen. In Litauen kam zur Zeit auf 18 qkm ein Soldat. Dagegen standen im Westen jetzt 185 Divisionen. Viele hatten dort aufgelöst werden müssen. Die Divisionen, die kürzlich vom Osten nach dem Westen gekommen waren, hatten sich in den Westverhältnissen nicht gut geschlagen. Ich hörte über sie sehr ungünstige Urteile. Der Ersatz aus den Truppen des Ostens wurde trotz allen Menschenmangels oft nur ungern genommen. Er brachte schlechten Geist und wirkte nachteilig auf die Kameraden. Nach den Ausführungen des Generals Hoffmann hatten die Versuchungen, die an die Truppe durch Bestechungen ostjüdischer Händler oder durch bolschewistische Propaganda, allerdings auch von der Heimat her, herantraten, ihrer Gesinnung Abbruch getan. In welchem Umfange vorgearbeitet war, wurde erst Anfang November erkannt. Das Urteil des Generals über die Verwendbarkeit der Ostdivisionen im Westen deckte sich mit den von mir gewonnenen Erfahrungen. Irgendein Umschwung der Kriegslage dahin, daß wir den Feind an den Friedenstisch gebracht hätten, war durch diese Divisionen nicht zu erwarten. Sie besaßen für den Westen nicht die erforderliche Kampfkraft. Für alle Aufgaben des Ostens, auch für einen Angriff gegen die Sowjettruppen, schienen sie zur Zeit noch voll befähigt.

Unsere Absperrung gegenüber den Bolschewisten war schon jetzt überaus dünn und kaum mehr ausreichend. General Hoffmann und ich erklärten die Gefahr des Bolschewismus für sehr groß und diesen Grenzkordon für nötig.

Die Regierung als solche schien keine grundsätzliche Stellung dem Bolschewismus gegenüber einzunehmen. Sie äußerte sich auch jetzt nicht klar und bestimmt. Sie hatte trotz des Widerspruchs des Präsidenten des Reichsmilitärgerichts, Generals v. Lyncker, Liebknecht aus dem Zuchthaus

entlassen; sie sah weiterhin zu, wie Herr Joffe in Berlin Gelder und Schriften verteilte und die Revolution vorbereitete. Unsere Warnungen, auch die des Oberkommandos in den Marken, waren weiterhin in den Wind gesprochen. General Hoffmann scheint durch seine Beziehungen zu Herrn Solf in diesen Tagen einigen Mitgliedern der Regierung die Augen endlich geöffnet zu haben. Die Mehrheitssozialisten erkannten als Partei die große Gefahr des Bolschewismus. Aber während der „Vorwärts" auf der einen Seite vor ihm warnte, leistete er ihm durch seine Angriffe gegen die Autorität und die Schürung des Klassenhasses auf der anderen beharrlich Vorschub. Ende Oktober wurde Joffe endlich ausgewiesen. Wir traten damit von neuem in den Kriegszustand mit Rußland. Die Notwendigkeit von Schutzmaßnahmen gegenüber den Bolschewisten erhielt hierdurch ihre tiefe Begründung.

In der Sitzung wies ich auch noch auf die ungemessene kriegswirtschaftliche Bedeutung des Gebietes des Oberbefehlshabers Ost hin.

Die Frage, ob die Ukraine zu räumen sei, konnte nicht erledigt werden, es hatten keine grundlegenden Vorbesprechungen stattgefunden. Aus dem Handgelenk ließ sie sich eben nicht entscheiden. Graf Roedern wollte die Ukraine aufgeben. Die Zivilbevölkerung hätte zu wenig von ihr

Staatssekretär Solf betonte den hohen Wert der Ukraine, er wollte sie auch aus Menschlichkeitsgründen besetzt halten. Ich konnte mich demgegenüber nur auf den Standpunkt stellen: Was ist nützlich für Deutschland?

Staatssekretär v. Waldow brachte keine größere Klarheit. Diese mußte aber endlich erzielt werden. Ich bat den Reichskanzler um erschöpfende Behandlung der Frage. Die Oberste Heeresleitung ist im Februar in Übereinstimmung mit der Regierung in die Ukraine eingerückt, weil sie dies nicht nur wegen der Bolschewistengefahr, sondern auch für die Versorgung des Vierbundes aus innerster Überzeugung für unabweislich hielt. Österreich-Ungarn hatte sich im Sommer mit Hilfe der Ukraine über Wasser gehalten. Uns hatte sie Vieh und Pferde, viele Rohstoffe, wenn auch nicht das erwartete Getreide gegeben. Noch war Krieg. Rumänien hatte eine vollständige Mißernte. Wir hatten durch Frühdrusch wieder auf Vorschuß gelebt. Wir und die anderen Vierbundstaaten konnten Verpflegungszuschüsse, auf die wir angewiesen waren, nur aus der Ukraine bekommen. Ohne sie gingen wir im Frühsommer 1919 einer schweren Krisis entgegen. Die Frage über den Wert der Ukraine ist im Herbst 1918 nicht mehr von der Regierung geklärt worden. Hätten wir jetzt das Land geräumt, was sehr lange Zeit in Anspruch genommen haben würde, so konnten wir nach und nach zehn nicht kampfkräftige Divisionen gewinnen. Die Vorteile würden nicht die Nachteile überwogen haben, die wir damit auf uns genommen hätten.

Ich habe das Bewußtsein, daß nicht ein Mann zuviel im Osten verwendet worden ist.

Wir wandten uns jetzt bei der Besprechung der ausschlaggebenden Frage zu: Was kann und will die Heimat dem Heere geben? Hiervon hing alles Weitere ab. Ich hatte gehofft, daß im Schoß der Regierung hierüber Klarheit herrsche. Das war aber nicht der Fall. Der neue Kriegsminister gab mir günstigere Ausblicke für Ersatzgestellung, als ich sie bisher gehabt hatte. Ich konnte sie nicht nachprüfen. Es machte mir besonders tiefen Eindruck, daß 60 000 bis 70 000 Mann aus dem Heimatheer sofort verfügbar waren. Warum wurden sie nicht früher gegeben? Ich sagte: Wenn ich jetzt den in Aussicht gestellten Ersatz erhalte, so sehe ich vertrauensvoll in die Zukunft. Es muß aber bald sein. Der Minister versprach, keinen Tag zu versäumen.

Ich wandte mich dem Geist in Heer und Heimat zu, der von entscheidender Bedeutung war, und sprach mich darüber aus, wie ich es in dieser Schrift immer wieder getan habe. Ich betonte, daß das Heer gerade jetzt Rückhalt gebrauche.

Auf Wunsch des Reichskanzlers äußerten sich die drei anwesenden parlamentarischen Staatssekretäre über die Stimmung.

Staatssekretär Gröber sprach nicht unmittelbar zu dieser Frage.

Staatssekretär Scheidemann äußerte sich sehr ernst. Er glaube sehr gern, daß wir noch Hunderttausende für das Heer mobil machen könnten, aber man täusche sich, wenn man meine, daß diese Hunderttausende die Stimmung im Heer verbessern würden. „Die Arbeiter kommen mehr und mehr dazu zu sagen: Lieber ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende.“ Staatssekretär Scheidemann gab als Ursache dieser so bedauerlichen Stimmung die Verpflegungsnot an, die er mit dem Waggonmangel in Verbindung brachte. Ich sagte sofort alle Maßnahmen zu, um diesem Mangel abzuhelfen, soweit es mir möglich war. Im übrigen enthielt seine Äußerung eine schwere Anklage gegen unsere Regierung. So weit hatte sie den Geist von 1914 verderben lassen. Die Worte des Staatssekretärs Scheidemann waren eine Bankerotterklärung der Politik, die die Reichskanzler und die Mehrheitsparteien nach innen geführt hatten.

Staatssekretär Haußmann glaubte, daß ein Appell an das Volk eine starke Wirkung haben würde.

Staatssekretär Erzberger war abwesend. Er verlor in diesen Tagen seinen Sohn, der auch dem Vaterlande dienen wollte.

Vizekanzler v. Payer sah die Stimmung nicht für so ernst an wie Staatssekretär Scheidemann; er sprach sich ganz in meinem Sinne etwa wie folgt aus:

„Als die zweite Wilsonnote kam, da ist die Stimmung zusammen-

geklappt, und man hat gesehen, daß es um das Leben geht, aber auch diese Stimmung schlug wieder um. Man erkannte, daß wir als Nation vor allem auch wirtschaftlich zugrunde gerichtet werden sollen. Jetzt überlegt sich jeder, müssen wir das erdulden? Wenn wir den Leuten sagen: es gibt noch eine Möglichkeit, wenn ihr durchhaltet. Könnt ihr euch aber nicht noch ein paar Wochen halten, dann müßt ihr damit rechnen, daß Deutschland halb und halb aus dem Kreise der Nationen ausgestrichen wird. Ihr müßt mit einer Belastung durch Entschädigungen rechnen, die uns erdrücken — dann könnte man sie noch einmal hochbekommen.

Wenn es gelingt, die Note so zu fassen, daß die Bevölkerung die Sicherheit entnimmt; wir sind zwar in schwerer Lage, aber wir werfen die Flinte nicht ins Korn — dann ist noch nicht alles verloren."

Staatssekretär Friedberg sprach ähnlich und meinte: „Jedenfalls muß schnell gehandelt werden."

Neben Ersatz war auch noch geistige Spannkraft da, und von ihr hing alles ab; warum haben die Herren, die sie kannten, sie nicht früher aufgerufen? Es ist dies für mich ein ungelöstes, unheilvolles Rätsel.

Über die große militärische Lage konnte ich nichts Neues sagen. Ich wiederholte über die Westfront das gleiche wie schon am 10. Oktober: „Ich halte einen Durchbruch für möglich, aber nicht für wahrscheinlich. Wenn Sie mich auf mein Gewissen fragen, kann ich nur antworten: Ich fürchte ihn nicht."

Eine Änderung zum Schlechteren bliebe jederzeit möglich. Irgendeine Überraschung hätten die letzten Kämpfe nicht gebracht. Die Front hielte nicht besser und nicht schlechter als bisher. Unsere Truppen leisteten das, was die Oberste Heeresleitung erwartet hätte. Es scheine mir aber die Angriffskraft des Feindes nachzulassen.

Die Verhandlungen mit Wilson hatten bisher zu keinem Ergebnis geführt. Wir waren nach jeder Richtung hin Herr über unsere Entschlüsse und konnten die Verhandlungen fortsetzen oder abbrechen. Wir hatten nach beiden Richtungen freie Hand. Ist das Rüsten ein Verbrechen, wenn man in ehrlichster Weise den Frieden will und ihn nicht erhält? Ist es ein Verbrechen, auf einen aufrichtig erstrebten Ausgleich zu verzichten, wenn der Gegner mehr verlangt, als man geben kann? Ist von irgendeiner Stelle Trotzki der Vorwurf illoyalen Handelns gemacht worden, als er Anfang Februar den Friedensvertrag nicht unterschrieb? An unserer ehrlichen Friedensliebe konnte niemand zweifeln. Auf der anderen Seite war es unser gutes Recht, Leben und Ehre aufs äußerste zu verteidigen. Die Regierung war es dem deutschen Volke schuldig, alle vertretbaren Mittel anzuwenden, um bei dem ehrlich erstrebten Ausgleich mit der Entente zum mindesten nicht zu schlecht abzuschneiden. Es war das

Gebot einfachster Klugheit; je stärker wir militärisch waren, desto besser konnten wir verhandeln.

Jetzt kam hinzu, daß die Weiterführung des Kampfes Pflicht wurde, wenn wir uns nicht einem Feinde auf Gnade und Ungnade ergeben wollten, von dem nichts mehr zu erhoffen war. Ein Handeln konnte unsere Lage verbessern, jedenfalls nie verschlechtern. Die besten Elemente des Heeres, ein sehr erheblicher Teil des Volkes warteten darauf.

Das deutsche Volk konnte und wollte zum größten Teil dem Heere noch seine letzte Kraft geben. Pflicht der Regierung war es, diesen Willen zur Tat umzusetzen. In diesem Sinne sprach ich mich aus. Ich sagte ähnliches wie der Reichskanzler am 5. Oktober und stellte auch zur Erwägung, den Abgeordneten Ebert als Führer der Sozialdemokratie in leitender Stellung zu verwenden, um durch ihn die Widerstandskraft des Volkes zu heben und der Kriegführung neue Kräfte zuzuführen. In Übereinstimmung mit Admiral Scheer hielt ich ein Aufgeben des U-Bootkrieges für ausgeschlossen. Er fraß dauernd schwer an Englands Kraft. Eine Waffe auf Geheiß des Feindes aus der Hand zu geben, war ein Schwächebekenntnis, wie es schlimmer nicht gedacht werden konnte. Es mußte die feindliche Begehrlichkeit ins ungemessene steigern.

Staatssekretär Solf warf mir jetzt Auffassungswechsel vor. Ich war erstaunt: Die Regierung hatte doch auch noch für den äußersten Fall kämpfen wollen. Selbst wenn ich jetzt zuversichtlicher gesprochen hätte als früher, so konnte und mußte der Staatssekretär doch nur über jede günstigere Beurteilung der Lage erfreut sein, da sie für ihn die Verhandlungen erleichterte. Ich dachte zudem nicht an den Abbruch in diesem Augenblick, sondern drang auf Klarheit in unserem Denken und endlichen Wollen. Ich faßte meine Ausführungen nochmals in folgenden Worten zusammen:

„Nach wie vor glaube ich, daß wir die Waffenstillstandsverhandlungen, wenn es irgendwie geht, erreichen müssen. Aber nur solche Waffenstillstandsbedingungen dürfen wir annehmen, die eine geregelte Räumung des Landes gestatten. Hierzu ist eine Frist von mindestens zwei bis drei Monaten nötig. Auch wir dürfen nichts auf uns nehmen, was eine Wiederaufnahme der Feindseligkeiten unmöglich macht. Daß dies die Absicht des Feindes ist, muß man nach der Note annehmen. Die Bedingungen sollen uns außer Gefecht setzen. Bevor wir uns auf Weiteres einlassen, muß der Feind einmal sagen, was denn eigentlich seine Bedingungen sind. Wir wollen nicht kurzerhand mit Wilson abbrechen. Wir müssen im Gegenteil die Frage stellen: »Sagt doch einmal klar, was wir tun sollen! Wenn Ihr aber etwas gegen unsere nationale Ehre verlangt, uns kampfunfähig machen wollt, dann heißt es allerdings nein!«

Damit verlasse ich den bisherigen Boden nicht."

Ich kam dann noch auf die Zerstörungen, die wir nach den Angaben der Entente bei unserem Rückzuge ausführten.

„Wir haben pflichtmäßig alles getan, um die Zerstörungen derart zu beschränken, wie es militärisch noch zu vertreten ist. Es ist schon nicht mehr zu verantworten, daß man Häuser unzerstört läßt. Unterkunft ist eine große Hilfe für den Feind. Später haben die Feinde doch die Häuser zerstört. In Lille sind das elektrische Licht, die Wasserleitung, die Trambahn unversehrt gelassen, aber Telegraph, Fernsprecher und Eisenbahn zerstört worden. Das schlimmste sind die englischen Kanonen und Flieger.

Die Armee ist nicht verantwortlich für einzelne rohe Menschen. Ich kämpfe gegen solche Roheit. Ich bitte dies in der Note an Wilson zu betonen, denn die Armee hat ein Recht darauf."

Hiermit schloß die Sitzung. Die Staatssekretäre Gröber und Haußmann, neben denen ich saß, drückten mir ihre Freude aus, daß ich ihre Stimmung gehoben hätte. Ich fuhr zuversichtlich nach Spaa zurück.

In der Sitzung war auch von einer Katastrophe die Rede gewesen, die die Oberste Heeresleitung Ende September oder Anfang Oktober an die Wand gemalt haben sollte. Dies im Zusammenhange mit der Gedankenverbindung des Staatssekretärs Solf, ich habe meine Stellungnahme geändert, veranlaßte mich, nochmals mit Major Frhrn. v. dem Bussche über seinen Vortrag Anfang Oktober zu sprechen. Er konnte auch jetzt nur auf seine Niederschrift hinweisen. Auch Oberst v. Haeften hat nie in einem solchen Sinne gesprochen.

Die gehobene Stimmung hielt in Berlin bis zum 19. Oktober mittags an. Dann wurde sie umgeworfen. Ich kenne die Vorgänge nicht näher. Warum drängten nicht die Staatssekretäre, die sich am 17. so vertrauensvoll ausgesprochen hatten, zur Tat? Sie wußten doch, um was es ging! Und wenn am 12. Mai 1919 der Staatssekretär Konrad Haußmann unter stürmischem Beifall aussprach: „Hätte unser Heer, hätten unsere Arbeiter am 5. und 9. November gewußt, daß der Friede so aussehen würde, das Heer hätte die Waffen nicht niedergelegt, es hätte ausgehalten", — so stehe ich auch hier wieder vor etwas Unfaßlichem. Das, was gekommen ist, war am 17. Oktober zu erwarten. Das steht in der Weltgeschichte unverrückbar fest. Wir hatten vor einer Kapitulation gewarnt. Man brauchte sich doch endlich nur auf den Boden der Wirklichkeit zu stellen. Man mußte nur aufhören, sich selbst und das Volk zu belügen, man mußte den Entschluß zur Tat finden, der in der Obersten Heeresleitung feststand.

Am 20. bekamen wir den neuen Antwortentwurf nach Spaa geschickt. Der U-Bootkrieg war fallen gelassen, der Weg zur Kapitulation mit allen seinen unheilvollen Folgen war beschritten. Der Generalfeldmarschall und ich wiesen hierauf wiederum hin und erhoben nochmals warnend unsere

Stimme. Wir schlugen einen Volksaufruf vor. Wir lehnten jede Beteiligung an diesem Entwurf ab. Das Kriegskabinett war darüber erregt. Warum, das weiß ich nicht. Wir waren Männer mit eigener Meinung und gingen den Weg, den wir als richtig ansahen und stetig verfolgt hatten.

Die Antwort an Wilson ging am 20. Oktober ab. Der U-Bootkrieg wurde preisgegeben. Das Heer und namentlich die Marine wurden durch dies Nachgeben Wilson gegenüber auf das tiefste getroffen. Der Stimmungsniedergang bei der Marine muß unermeßlich gewesen sein. Das Kabinett hatte die Flinte ins Korn geworfen.

Hieran wurde nichts geändert, wenn der Reichskanzler am 22. Oktober erklärte: „Wer sich ehrlich auf den Boden des Rechtsfriedens stellt, der hat zugleich die Pflicht übernommen, sich nicht kampflos dem Gewaltfrieden zu beugen. Eine Regierung, die hierfür keine Empfindung hat, wäre der Verachtung des kämpfenden und arbeitenden Volkes preisgegeben." Auch diesen Worten folgte keine Tat. Es geschah nichts, um den Geist in der Heimat und im Heere zu heben. Prinz Max hat sich und seinen Mitarbeitern das Urteil gesprochen.

Nur der Kriegsminister arbeitete, um den Ersatz bereitzustellen. Auch hier kam es wieder zu nichts, ein Teil des Ersatzes wollte nicht mehr an die Front. Die Regierung gab nach!

XI.

Am 23. oder 24. Oktober ging die Antwort Wilsons ein. Es war eine treffende Erwiderung auf unsere Entmannung. Er sprach es jetzt auch klar aus, daß die Waffenstillstandsbedingungen nur solche sein könnten, die eine Wiederaufnahme der Feindseligkeiten deutscherseits unmöglich machten und den verbündeten Mächten die unbeschränkte Macht gäben, selbst die Einzelheiten des von der deutschen Regierung angenommenen Friedens sicherzustellen. Es konnte nach meiner Ansicht nun für niemanden mehr ein Zweifel sein, daß gekämpft werden müsse. Ich glaubte auf Grund der Eindrücke in der Sitzung vom 17. Oktober bestimmt, daß das Volk noch dafür zu haben sei, obschon wieder kostbare Tage vergangen waren.

Im Westen nahmen die Ereignisse seit diesem Tage folgenden Verlauf:

Die 4. Armee beendete ihre rückgängige Bewegung in die Hermannstellung bei engster Berührung und in steten Kämpfen mit dem nachfolgenden Feinde. Brügge, Thielt, Kortrik wurden am 19. geräumt. Am 20. wurde an der Lys gekämpft, der Gegner gewann bei Deinze das östliche Ufer. Durch starken Druck zwischen Lys und Schelde versuchte er uns von der Lys abzudrängen. Am 25. nahmen die Kämpfe wieder den Charakter der Schlacht an, in der der Feind gegen die Schelde auf Gent—Oudenaarde

zu langsam Gelände gewann. Sie griffen zwischen Lys und Schelde auch auf die 6. Armee über.

Die 6. und 7. Armee hatten Lille und Douai am 17. aufgegeben und waren im Anschluß an die 4. Armee hinter den Deule-Kanal in Richtung Avelgem—Tournai und Valenciennes ausgewichen. Der Feind näherte sich am 20. diesen Städten. Landeseinwohner beteiligten sich wiederum an den Kämpfen.

Der Südflügel der 17., die 2. und 18. Armee rangen schwer. Der Gegner griff am 17. und 18. zwischen Le Cateau und der Oise heftig an. Wir waren gezwungen, die Front hinter den Sambre—Oise-Kanal aus der Gegend südwestlich Landrecies bis zur Oise zurückzunehmen. Nach einer Kampfpause am 19. dehnten sich die feindlichen Angriffe vom 20. ab nach Norden aus. Der Feind drang über Solesmes und Le Cateau in Richtung Landrecies vor. Die Kämpfe kosteten uns viel. Die Truppen schlugen sich nicht überall gut. Andere wiederum leisteten Glänzendes. Es war immer die gleiche Erscheinung.

Die Heeresgruppe Deutscher Kronprinz hatte zunächst den linken Flügel der 18. Armee die Oise abwärts bis La Fère belassen. Versuche des Gegners, die Oise zu überschreiten, wurden abgewehrt. Am 20. wurde die Hermannstellung zwischen Oise und Serre bezogen. Der Feind drängte scharf gegen sie vor. Es entwickelten sich nun auch hier heftige Kämpfe.

Die 7. und 1. Armee wurden zwischen Serre und Aisne angegriffen. Sie behaupteten im ganzen ihre Stellungen. Am 25. wiesen sie einen großen feindlichen Ansturm blutig ab.

An der Aisne bis Vouziers—Grandpré, im Airetal und gegen die Höhen des linken Maasufers, richtete der Feind weiter starken Druck. Die Kämpfe waren schwer und kräftezehrend, führten aber zu keiner wesentlichen Veränderung unserer Front. Sie griffen nach wie vor auf das östliche Maasufer hinüber, ohne daß auch hier eine Änderung der Lage eintrat. Weiter südöstlich bis zur Schweizergrenze war Kampfstille.

Die Westfront stand am 25. abends in hoher Anspannung. Es war Kampf von der holländischen Grenze bis Verdun. Das Heer erhielt nichts mehr aus der Heimat. Jeder Antrieb fehlte. Es war ein Wunder, daß es sich so heldenhaft schlug.

Die Räumungsarbeiten nahmen bei außerordentlich ernster Betriebslage der Eisenbahnen ihren Fortgang.

Der Ausbau der Antwerpen—Maasstellung schritt langsam vorwärts. Ihre Armierung begann. Die Oberste Heeresleitung mußte damit rechnen, Anfang November die Front dahin zurückzuverlegen, um sie noch weiter zu kürzen. Selbstverständlich kam dies auch dem Feinde zugute. Wegen der Bahnzerstörungen mußte der feindliche Angriff im Norden an Kraft nachlassen. Es war zu erwarten, daß er jetzt in Lothringen einsetzen würde.

In Italien begann am 24. der italienische Angriff. Er richtete sich zunächst gegen die Gebirgsfront, erst vom 26. an mit aller Gewalt gegen die Piavefront. Am 25. abends waren Ereignisse von besonderer Bedeutung noch nicht vorgefallen. Die k. u. k. Front hielt noch. Ich rechnete indes mit einem schnellen Friedensschluß Österreich-Ungarns. In Verbindung mit dem Bayerischen Kriegsministerium wurden die ersten Schutzmaßnahmen an der Tiroler Grenze vereinbart.

In Serbien sah sich General v. Kövesc gezwungen, den Befehl zum Rückzuge hinter die Donau zu geben. An der rumänischen Donaugrenze und gegenüber der rumänischen Armee jenseits des Sereth hatte sich nichts geändert. Die Verhältnisse waren dort noch vollständig in der Schwebe.

Ein Aufflammen des deutschen Volkes hätte unsere Lage auf alle Fälle verbessert. Wie lange wir hätten kämpfen können, ist nicht zu sagen. Die feindliche Psyche war uns nicht klar erkennbar. Leicht war ein großes Volk nicht zu zerschlagen, wenn nur ein Wille da war. Das hatten Frankreich 1870/71 und auch die Buren in ihrem Kampf gegen England gezeigt! Winston Churchill beurteilt die Kriegslage der Entente in „Sunday Pictorial" vom 12. Januar 1919 wie folgt:

„Nur ein wenig mehr, und der Unterwasser-Seehandelskrieg hätte, anstatt Amerika an unsere Seite zu führen, uns alle durch Hunger zu unbedingter Übergabe gezwungen......

Es war ein gleiches Wettrennen bis zum Ende. Aber am Ende sind wir sicher durchgekommen, weil die ganze Nation unverwandelt zusammenarbeitete......

Je mehr wir von dem Kampf erfahren, um so mehr erkennt man, an welchen kleinen, dünnen, gefährlichen Fädchen unser Erfolg hing." —

Der Generalfeldmarschall und ich trugen am 25. Oktober in Berlin, wohin wir uns wiederum begeben hatten, Seiner Majestät unsere Anschauungen vor. Wir müßten weiterkämpfen. Der neue Chef des Zivilkabinetts, Exzellenz v. Delbrück, war zugegen. Er stand, wenn er auch jede eigene Meinung zurückhielt, ganz auf dem Boden des Prinzen Max. Zu unserer Überraschung wußte auch er nicht, daß wir mit dem Reichskanzler bereits Mitte August über Frieden gesprochen hatten. Seine Majestät traf keine Entscheidung, aber er zeigte mir volles Vertrauen. Er wies den Feldmarschall und mich an den Reichskanzler. Dieser war krank. Exzellenz v. Payer empfing uns und Admiral Scheer 9 Uhr abends. Sein persönliches Verhalten war ablehnend, ganz anders wie bei sonstigen Zusammenkünften. Er wußte wohl, daß das Kabinett meinen Abgang wollte, weil ich den Standpunkt vertrat, weiter zu kämpfen! Auch der Kriegsminister war zugezogen, der sich im Reichstage und innerhalb der Regierung nicht vor den Kaiser und das Heer gestellt hatte; andernfalls

hätte er sein Amt niederlegen müssen. Es kam eine überaus traurige Stunde; es war klar, die Regierung wollte nicht mehr kämpfen. Sie glaubte alles preisgeben zu müssen. Hörte sie schon das Grollen der Revolution des 9. November? Hoffte sie, das Vaterland vor ihr durch Kapitulation nach außen zu retten? Ich sprach ernst und erregt. Ich warnte vor dem Vernichtungswillen des Feindes, vor der Hoffnung auf Wilson.

Ich warnte vor dem Bolschewismus in Deutschland und der Hetze gegen den Offizier, die gerade jetzt in großer Stärke einsetzte. Das war auch in Rußland der entscheidende Wendepunkt gewesen.

Ich warnte davor, die Stellung Seiner Majestät gegenüber dem Heere zu erschüttern. Seine Majestät wäre unser Oberster Kriegsherr, das ganze Heer sähe seine Spitze in ihm. Wir hätten ihm Treue geschworen. Diese Imponderabilien dürften nicht unterschätzt werden. Sie lägen uns in Fleisch und Blut und verbänden uns fest mit dem Kaiser. Was den Kaiser beträfe, beträfe auch den Zusammenhalt des Heeres.

Die Erschütterung der Stellung des Offizierkorps und des Obersten Kriegsherrn in einem Augenblick, in dem das Heer einer tiefernsten Prüfung unterworfen wurde, war von unendlicher Kurzsichtigkeit. Es war der schwerste Schlag gegen die Ordnung im Heer und Staat in einer Zeit, wo das Heer berufen war, Hüter der staatlichen Ordnung zu werden. Es hat später die Mannszucht des Heeres viel mehr untergraben als die überhastete Räumung der linksrheinischen Lande, die wir uns auferlegen ließen.

In gleichem Sinne sprach ich mich auch Anfang November einigen sozialdemokratischen Führern gegenüber aus. Auch sie konnten nicht verstehen, was der Kaiser dem Heere war, nicht nur uns alten Offizieren, sondern ebenso dem Mann in Reih und Glied. Viele Beispiele haben nach dem 9. November meine Anschauung bestätigt.

Dem Vizekanzler v. Payer gegenüber ging ich auf Vorgänge nicht ein, die am Vormittage im Reichstage sich abgespielt hatten und die Oberste Heeresleitung betrafen. Ich hatte nur eine mir nicht verständliche Meldung darüber erhalten. Am 24. abends, kurz vor der Abreise von Spaa, wurde mir nachstehender, von dem Feldmarschall bereits gezeichneter Erlaß an die Armee über die dritte Wilson-Note vorgelegt, der den im Großen Hauptquartier herrschenden Auffassungen entsprach. Es erschien notwendig, daß die Oberste Heeresleitung im Benehmen mit Berlin zu dieser Note Stellung nahm, um deren zersetzendem Einfluß auf das Heer vorzubeugen. Das Telegramm an die Armee lautete:

„Zur Bekanntgabe an alle Truppen.

Wilson sagt in seiner Antwort, er wolle seinen Bundesgenossen vorschlagen, in Waffenstillstandsverhandlungen einzutreten. Der Waffenstill-

stand müsse aber Deutschland militärisch so wehrlos machen, daß es die Waffen nicht mehr aufnehmen könne. Über einen Frieden würde er mit Deutschland nur verhandeln, wenn dieses sich den Forderungen der Verbündeten in bezug auf seine innere Gestaltung völlig füge; andernfalls gebe es nur die bedingungslose Unterwerfung.

Die Antwort Wilsons fordert die militärische Kapitulation. Sie ist deshalb für uns Soldaten unannehmbar. Sie ist der Beweis, daß der Vernichtungswille unserer Feinde, der 1914 den Krieg entfesselte, unvermindert fortbesteht. Sie ist ferner der Beweis, daß unsere Feinde das Wort »Rechtsfrieden« nur im Munde führen, um uns zu täuschen und unsere Widerstandskraft zu brechen. Wilsons Antwort kann daher für uns Soldaten nur die Aufforderung sein, den Widerstand mit äußersten Kräften fortzusetzen. Wenn die Feinde erkennen werden, daß die deutsche Front mit allen Opfern nicht zu durchbrechen ist, werden sie zu einem Frieden bereit sein, der Deutschlands Zukunft gerade für die breiten Schichten des Volkes sichert.

Im Felde, den 24. Oktober, abends 10 Uhr. gez. v. Hindenburg."

Ich war so beschäftigt gewesen, daß der betreffende Major, der das Telegramm zu entwerfen hatte, in Rücksicht auf die bevorstehende Eisenbahnfahrt mit ihm erst zum Generalfeldmarschall und dann zu mir gegangen war. Ich bekam sonst die Schriftstücke, die der Feldmarschall unterschrieb, vorher zur Gegenzeichnung vorgelegt. Der Befehl entsprach nicht der Antwort an Wilson vom 20. Oktober. Ich wurde stutzig und fragte den Major, ob die Tendenz des Befehls wirklich mit den Anschauungen der Regierung übereinstimme. Er antwortete mir bejahend. Der Befehl entspräche den Ausführungen, die den Vertretern der Presse im Auswärtigen Amt durch Oberst v. Haeften und Geheimrat v. Stumm gemacht waren. Ich war wieder einmal hoffnungsfreudig und gab nun auch mein Signum. Später stellte sich heraus, daß die Anschauung, der Inhalt des Telegramms entspräche der Auffassung der Reichsleitung, nicht zutreffe. Oberst Heye hielt daraufhin den Befehl an. Aus Kowno, wo revolutionäre Organisationen den Fernsprechverkehr bereits damals kontrollierten, kam der Befehl zur Kenntnis der unabhängigen Sozialdemokratie und damit in den Reichstag. Außerdem war er auch, wie üblich, in der Pressebesprechung vertraulich bekanntgegeben worden. Bei den Reichstagsverhandlungen am 25. mittags ergoß sich eine Sturmflut der Entrüstung über die Oberste Heeresleitung. Die Regierung rührte nicht einen Finger zu ihrer Verteidigung, obschon sie zur Stunde noch Autorität für ein gewaltiges Heer war. Ich bekam erst am 25. spät abends Nachricht von diesem Vorgang. Sonst würde ich ihn mit dem Vizekanzler v. Payer besprochen haben. Später ist die Entstehungsgeschichte des Befehls im Zusammenhang der Regierung

mitgeteilt worden. Inzwischen hatte aber die Entstellung der Tatsachen ihren Zweck erfüllt; ich war entlassen.

Die Unterredung am 25. im Reichsamt des Innern endigte nach 1½ bis 2 Stunden. Im Flur erwarteten mich General v. Winterfeldt und Oberst v. Haeften. Ich konnte ihnen nur in tief innerer Erregung sagen: „Es ist nichts mehr zu erhoffen, Deutschland ist verloren!" Auch diese Herren waren erschüttert.

In der deutschen Note vom 27. Oktober bekannten wir uns zur Kapitulation.

Am 26. früh 8 Uhr schrieb ich noch in der Seelenstimmung des vorangegangenen Abends mein Abschiedsgesuch. Ich ging darin von der Anschauung aus, in der gestrigen Besprechung mit Vizekanzler v. Payer habe ich die Überzeugung gewonnen, daß die Regierung sich zu keiner Tat mehr aufraffen würde. Seine Majestät, das Vaterland und die Armee kämen dadurch in eine unhaltbare Lage. Ich gelte als Kriegsverlängerer, für die Stellung der Regierung Herrn Wilson gegenüber wäre mein Abgang nunmehr vielleicht eine Erleichterung für Deutschland. Darum bäte ich Seine Majestät, mich in Gnaden zu entlassen.

Der Generalfeldmarschall kam am 26. 9 Uhr früh wie gewöhnlich zu mir. Ich hatte mein Gesuch beiseite geschoben, da ich entschlossen war, ihm meinen Schritt erst zu melden, wenn das Gesuch Seiner Majestät vorläge. Der Generalfeldmarschall war Herr seiner Entschließung; ich wollte ihn nicht beeinflussen. Er sah aber das Schreiben. Die Form erregte seine Aufmerksamkeit. Er bat mich, es nicht abzuschicken. Ich solle bleiben. Ich dürfe den Kaiser und das Heer jetzt nicht verlassen. Ich willigte nach längerem inneren Kampf ein. Ich gewann die Überzeugung, ich müsse meine Stellung behalten, und schlug dem Generalfeldmarschall vor, nochmals den Versuch zu machen, den Prinzen Max zu sprechen. Dieser nahm uns nicht an. Er war noch krank. Während ich auf diesen Bescheid wartete, meldete mir Oberst v. Haeften, die Regierung hätte bei Seiner Majestät meine Verabschiedung erwirkt, als äußerer Anlaß würde der vorher erwähnte Armeebefehl vorgeschützt werden. Seine Majestät würde mich gleich in das Schloß Bellevue befehlen. Ich war über nichts mehr erstaunt und gab mich für meine Person keinem Zweifel hin. Bereits während des Gesprächs mit Oberst v. Haeften wurden wir plötzlich zu ungewohnter Stunde zu Seiner Majestät befohlen.

Auf der Fahrt vom Generalstabsgebäude nach dem Schlosse Bellevue sagte ich dem Generalfeldmarschall das eben Gehörte. Später erfuhr ich, daß Prinz Max bei Seiner Majestät für den Fall meines Verbleibens die Kabinettsfrage gestellt haben soll.

Der Kaiser war im Vergleich zum Vortage wie umgewandelt, er

äußerte, nur zu mir sprechend, sich namentlich gegen den Armeebefehl vom 24. abends. Es folgten einige der bittersten Minuten meines Lebens. Ich sagte Seiner Majestät in ehrerbietiger Weise, ich hätte den schmerzlichen Eindruck bekommen, daß ich nicht mehr Sein Vertrauen besäße und daher alleruntertänigst bäte, mich zu entlassen. Seine Majestät nahm das Gesuch an.

Ich fuhr allein zurück. Seine Majestät sah ich nicht wieder. Ich sagte nach der Rückkehr in das Generalstabsgebäude meinen Herren, darunter auch Oberst v. Haeften, in tiefer Sorge, in 14 Tagen hätten wir keinen Kaiser mehr. Auch sie waren sich darüber klar. Am 9. November waren Deutschland und Preußen Republik.

Der Generalfeldmarschall kam noch einen Augenblick zu mir in mein Zimmer. Ich konnte ihm nur das Abschiedsgesuch zeigen, dessen Absendung er vor drei Stunden verhindert hatte. Darauf trennten wir uns.

Ich legte mein Amt sofort nieder. Das Abschiedsgesuch, das ich am Morgen geschrieben hatte, sandte ich ab; jetzt hätte ich ihm einen anderen Wortlaut geben müssen.

Am Abend des 26. fuhr ich nach Spaa zurück, um meinen Herren, mit denen ich während langer Jahre Freud und Leid geteilt hatte, Lebewohl zu sagen und meine persönlichen Angelegenheiten zu ordnen.

Am 27. mittags war ich im Großen Hauptquartier, nachmittags verabschiedete ich mich. Ich war bewegt. Meine Herren und die Armee in diesem schweren Augenblicke zu verlassen, griff mich an. Bei der Auffassung, die ich von meiner Stellung als Offizier gegenüber meinem Allerhöchsten Kriegsherrn hatte, konnte ich nicht anders handeln, als ich es tat, so unendlich schwer es mir wurde.

Ich bin in meinem Soldatenleben nur einen Weg gegangen, den geraden Weg der Pflicht. Es hat mich nur ein großer Gedanke bewegt: das war die Liebe zum Vaterlande, zur Armee und zu dem angestammten Herrscherhaus. Ihnen hatte ich gelebt, auch diese letzten vier Jahre. Mein Streben war allein, den Vernichtungswillen des Feindes zu brechen und Deutschlands Zukunft vor neuen feindlichen Angriffen zu sichern.

Am 27. Oktober stand ich in Spaa in voller Manneskraft am Ende einer militärischen Laufbahn, die mir ein ungeheures Schaffensgebiet gebracht hatte, aber auch eine Verantwortung, wie sie nur wenigen Menschen auferlegt ist.

Abends verließ ich Spaa. In Aachen suchte ich mein erstes Kriegsquartier auf. Ich dachte an Lüttich. Ich hatte dort meinen Mann gestanden und mich seitdem nicht geändert. Meine Muskeln strafften sich. Ich kehrte zurück in die Heimat.

Nachwort.

Die Ereignisse nahmen von Ende Oktober an reißenden Verlauf. Im Westen wurde das deutsche Heer am 4. November in fester Haltung in die Antwerpen—Maas-Stellung unter Druck des Feindes von Verdun her zurückgeführt. Die Elsaß-Lothringer Front hielt sich gut geordnet eines feindlichen Ansturms gewärtig.

Die k. u. k. Armee löste sich durch die Schlacht in Oberitalien vom 24. Oktober/4. November vollständig auf.

Feindliche Truppen schoben sich gegen Innsbruck vor. Die Oberste Heeresleitung führte umfassende Maßnahmen zur Sicherung der Südgrenze Bayerns durch. Gegen den Balkan wurde die Donau gehalten.

Wir standen allein in der Welt.

Anfang November brach die von der Unabhängigen Sozialdemokratie vorbereitete Revolution zunächst in der Marine aus. Die Regierung des Prinzen Max fand nicht die Kraft, die anfangs nur örtlichen Umsturzbewegungen russischen Musters im Keime zu ersticken. Ihr entglitt jede Führung; sie ließ den Dingen ihren Lauf.

Am 9. November mittags 12 Uhr verkündete Reichskanzler Prinz Max eigenmächtig die Abdankung des Kaisers. Die alte Regierung erließ an die Truppen Befehle, die einem Verbot des Waffengebrauchs gleichkamen. Unmittelbar darauf verschwand sie.

Der Kaiser sah sich vor die vollendete Tatsache gestellt. Auf den Rat hin, der ihm im Großen Hauptquartier in Spaa erteilt wurde, ging er nach Holland. Der Kronprinz folgte ihm, nachdem sein vorbehaltloses Angebot weiteren Dienstes in Berlin abgelehnt war. Die Bundesfürsten traten ab.

Am 9. November sank Deutschland, bar jeder festen Hand und bar jeden Willens, seiner Fürsten beraubt, wie ein Kartenhaus zusammen. Wofür wir gelebt und jetzt wiederum vier schwere Jahre lang geblutet hatten, verschwand. Wir hatten kein Vaterland mehr, auf das wir stolz sein konnten. Die staatliche und gesellschaftliche Ordnung wurde vernichtet. Jede Autorität hörte auf. Chaos, Bolschewismus und Terror, undeutsch ihrem Wort und Wesen nach, hielten ihren Einzug in das deutsche Vaterland. Arbeiter- und Soldatenräte waren in der Heimat in langer planmäßiger unterirdischer Arbeit vorbereitet und geschaffen. Hierzu waren Männer da, die an der Front dem deutschen Volk einen anderen Kriegs-

ausgang gesichert hätten, bis dahin aber als „unabkömmlich" galten oder Deserteure waren.

Die Mehrzahl der Ersatztruppenteile, in denen der Umsturzgedanke schon lange Boden gewonnen hatte, trat auf Seite der Revolutionäre.

Die Etappenformationen, dabei die Truppen der besetzten Gebiete im Osten und Westen, unter denen die Umwälzung ebenfalls wohl vorbereitet war, vergaßen Zucht und Ordnung; sie drängten plündernd in wilder Kopflosigkeit nach Haus. Die Truppen aus Rumänien und von der Donaufront marschierten ab, nach Ungarn hinein, um hier festgehalten zu werden.

An der kämpfenden Westfront konnten Soldatenräte mit höherer Genehmigung nicht schnell genug geschaffen werden.

Die neuen Gewalthaber und ihre bürgerlichen Mitläufer verzichteten auf jeden Widerstand und unterschrieben ohne Rechtstitel unsere Kapitulation auf Gnade und Ungnade einem unerbittlichen Feinde.

Das Heer im Westen überschritt noch in Ordnung die Grenze und ging hinter den Rhein, um dann durch überhastete Demobilisierung und in unmittelbarer Berührung mit den heimischen Umsturzherden auch seinerseits der Auflösung zu verfallen.

Männer, die sich vor dem Feinde tadelfrei gehalten hatten, gaben im Nervenzusammenbruch dieser Tage Heer und Vaterland preis und dachten nur an sich. Auch Offiziere waren dabei, die ihre Standespflichten und ihre geschichtliche Mission beiseite schoben. Wir erlebten Szenen, wie sie seit 1806 kein Preuße mehr für möglich hielt. Um so höher ist die Treue des Offiziers, Unteroffiziers und Mannes zu bewerten, der sich auch unter den neuen Verhältnissen in alter Gesinnung zur Verfügung des Vaterlandes hielt.

Überall wurde Heeresgut verschleudert und die Verteidigungskraft des Vaterlandes vollends zerstört. Unermeßliche Werte gingen verloren.

Das stolze deutsche Heer, das vier Jahre dem überlegenen Feinde siegreich widerstanden, in der Geschichte noch nie Gesehenes vollbracht und die Grenzen der Heimat geschützt hatte, verschwand. Die siegreiche Flotte wurde dem Feinde ausgeliefert. Die heimischen Gewalten, deren Vertreter nie am Feinde gekämpft hatten, konnten Deserteure und andere militärische Verbrecher und damit auch zum Teil sich selbst und ihre nächsten Freunde nicht schnell genug begnadigen. Sie und die Soldatenräte arbeiteten mit Eifer und entschlossener Absichtlichkeit an der Vernichtung allen militärischen Lebens. Das war der Dank der neu geformten Heimat an die deutschen Soldaten, die für sie zu Millionen geblutet und ihr Leben gelassen hatten. Die von Deutschen vollzogene Zertrümmerung der deutschen Wehrmacht war ein Verbrechen und von einer Tragik, wie sie die Welt noch nie gesehen hatte. Eine Hochflut war über Deutschland hereingebrochen, aber nicht durch elementare Naturgewalt, sondern durch die

Schwäche der vom Reichskanzler vertretenen Regierung und durch das Erlahmen des nicht geführten Volkes.

Diejenigen, die seit Jahrzehnten dem Volke den Blick getrübt und gewissenlose Versprechungen gemacht haben, die ebenso lange gegen die Autorität in Staat und Heer gehetzt und sie nun zerstört hatten, sahen sich bald gezwungen, ihre bisher propagierten Grundsätze fallen zu lassen. Eine neue Autorität mußte geschaffen, ein neues Heer gebildet werden, um nun im Innern Gewalt gegen Gewalt zu setzen, wie es früher noch nie nötig war. Nicht die von der Revolution geschaffenen Truppen, sondern die freiwilligen Formationen mit dem Geist und der Mannszucht der Armee von 1914 retten das Vaterland — ein Lichtblick in dieser verhängnisvollen Zeit —; die Menschheit war doch nicht reif für die vermeintlichen Segnungen der Revolution. Was sie erreicht zu haben glaubt, konnte auf legalem Wege ohne unsere Selbstvernichtung gewonnen werden. Es war ein frevelhaftes Spiel ohnegleichen, das mit dem deutschen Volk in seiner schwersten Stunde gespielt ist. Es bezahlt dies ungeheure Verschulden mit seinem Leben und mit seinen Idealen.

Die Welt stand dem allem staunend gegenüber; sie konnte das Ungeheuerliche: diesen Zusammenbruch des stolzen und mächtigen Deutschen Reiches, des Schreckens seiner Feinde, nicht erfassen. Die Entente hatte Furcht noch vor unserer vernichteten Stärke und konnte nicht genug tun, um die Gunst des Augenblicks auszunutzen, uns durch ihre Propaganda innerlich noch weiter zu schwächen und uns einen Helotenfrieden aufzuzwingen.

Deutschland ist durch eigenes Verschulden tief gebeugt. Es ist keine Großmacht, kein selbständiger Staat mehr. Sein Bestand und sein Bestehen sind gefährdet.

In allem geschwächt und verkleinert, geht es aus diesem Weltkampf hervor, auch beraubt an Gebieten und Volksteilen, die ihm seit vielen Menschenaltern angehören.

Es verliert seine Kolonien.

Seine Wehrkraft ist ihm genommen. Der Deutsche hat das Recht verloren, seinem Vaterlande mit der Waffe zu dienen.

Deutschlands Handelsflotte verschwindet vom Weltmeer. Seine wirtschaftliche Kraft ist gebrochen, was übrig geblieben, unter des Siegers Aufsicht gestellt. Das Leben von 70 Millionen Deutschen steht auf schwankendem Boden.

Die Kontributionen, die wir zu zahlen haben, sind unerschwinglich.

Die Schuld, die die Revolution auf sich geladen, ist mit diesem Frieden allein nicht beendet. Sie macht das schwere Joch, unter das sie das deutsche Volk in die Hörigkeit hineingezwungen hat, zu einem voll zermalmenden.

Sie leistet der Arbeitsunlust Vorschub und vernichtet das Gefühl, daß Arbeit noch mehr bietet als Gelderdienst. Sie behindert die Betätigung

schaffender Kräfte und streicht alles Persönliche. Sie setzt dafür Massenherrschaft und Mittelmäßigkeit. Die Triebkraft allen staatlichen und Wirtschaftslebens für den Wiederaufbau ist in Frage gestellt, wenn nicht auf lange Zeit hinaus tot.

So kann die durch den Frieden geschwächte Heimat die Bevölkerung nicht erhalten.

In Deutschland fließt Bruderblut. Deutsches Gut wird zerstört. Staatsgelder werden verschleudert und zu eigennützigen Zwecken verwendet, die Finanzen des Reichs, der Einzelstaaten und Gemeinden mit jedem Tage zerrütteter. Die gesunkene Moral des Volkes treibt haltlos in der „Freiheit" der Revolution; die niedrigen Instinkte des Menschen suchen sich unbeschränkt und ohne jede Rücksicht auszuleben. Überall herrschen Unordnung, Arbeitsscheu, Trug und Übervorteilung, dabei an vielen Stellen der widerlichste Genußtaumel — dicht neben den Gräbern der Millionen für ihr Vaterland Gebliebenen und im Angesicht der vielen Verstümmelten, auf denen unser Auge ruht. Deutschland bietet ein grauenvolles und würdeloses Schauspiel, das unsagbare Trauer in jedem deutschfühlenden Herzen auslöst, beim Feinde und Neutralen aber Verachtung erweckt.

Deutsche Männer treten auf und klagen Deutschland vor dem Feinde angeblicher Schandtaten an, um ihm zu gefallen und Milde von ihm zu erbetteln. Deutsche Männer, die treu dem Vaterlande gedient, werden von seiner Regierung dem Feinde ausgeliefert, um dessen Triumph zu dienen. Das war der Tiefstand unserer Selbsterniedrigung, die mit Scham und Ekel vor dem deutschen Volk erfüllt.

Durch die Revolution haben sich die Deutschen zu den Parias unter den Völkern gemacht, nicht mehr bundesfähig nach außen, Heloten im Dienst fremder Männer und ausländischen Kapitals, der Achtung entkleidet vor sich selbst.

„In zwanzig Jahren wird das deutsche Volk die Parteien verdammen, die sich rühmen, die Revolution gemacht zu haben." Ein wahres Wort ungeheurer Schwere, gesprochen auf dem 2. Rätekongreß in Berlin im April 1919 von einem Sozialdemokraten an seine Genossen.

*

Das Schicksal des deutschen Volkes ist durch den Frieden für die Gegenwart vollendet. Dunkel liegt die Zukunft vor uns; hell leuchtet nur die Tat der Männer von Scapa Flow in sie hinein!

Alle Gaukelbilder sind zerronnen, die Massensuggestion beginnt zu schwinden. Wir sehen in ein Nichts. Sich selbst belügen, reden, hoffen auf andere oder auf Phantome, Mut allein in Worten als Vertröstung für die Zukunft und Schwäche in der Gegenwart helfen uns nicht, wie sie uns nie geholfen haben.

Anderes ist nötig:

Unerschrockenes Denken und männliches Handeln jedes einzelnen und doch selbstloses Unterordnen durch Zurückstellung des eigenen Ichs in nationaler Mannszucht sind Erfordernis. Sie allein können uns die völkische Würde wiedergeben, deren Rückgewinn Vorbedingung deutschen Auferstehens ist. Sie sind das erste Gebot!

Liebe zur Scholle und zum Handwerk, Liebe zur Arbeit und unermüdliche Schaffensfreudigkeit, eiserner Fleiß, freie Betätigung im Wirtschaftsleben gepaart mit Rücksicht auf den Nebenmenschen, vertrauensvolles Zusammenwirken von Arm und Reich, von Hand und Kopf, verkörpert in einer Arbeitspflicht, Freiheit für ehrliche Arbeit sind die Grundlagen deutscher Werte und die Voraussetzung neuen Aufstieges. Sie sind das zweite Gebot für uns!

Pflichttreu, redlich und wahrhaftig, mutig muß der Deutsche wieder werden, sittlicher Ernst ihn beherrschen, das ist das dritte Gebot. Fichtes Wort, daß deutsch sein und Charakter haben ohne Zweifel gleichbedeutend sind, muß wieder Wahrheit werden. Nur das gibt uns die Selbstachtung wieder, und nur durch sie erzwingen wir uns die Achtung anderer.

In nationaler Sammlung und Erziehung, in deutschem Wirken, in harter Arbeit und in menschlicher Würde, bei klarem Blick in die rauhe Wirklichkeit unserer entbehrungsreichen und trostlosen Zukunft sollen sich die Deutschen und der Deutsche in sich selbst finden. Solches Tun soll uns ein Vaterland wieder erdienen helfen, uns mit dem alten Geist selbstloser Vaterlandsliebe durchdringen, der uns befähigt, für unsere idealen Güter, für deutsches Wesen, für der deutschen Heimat Wohlfahrt und Sicherheit und für ihre Wiedererstarkung zu leben und, wenn das Schicksal es fordert, so in den Tod zu gehen, wie es die Helden dieses Riesenkampfes getan!

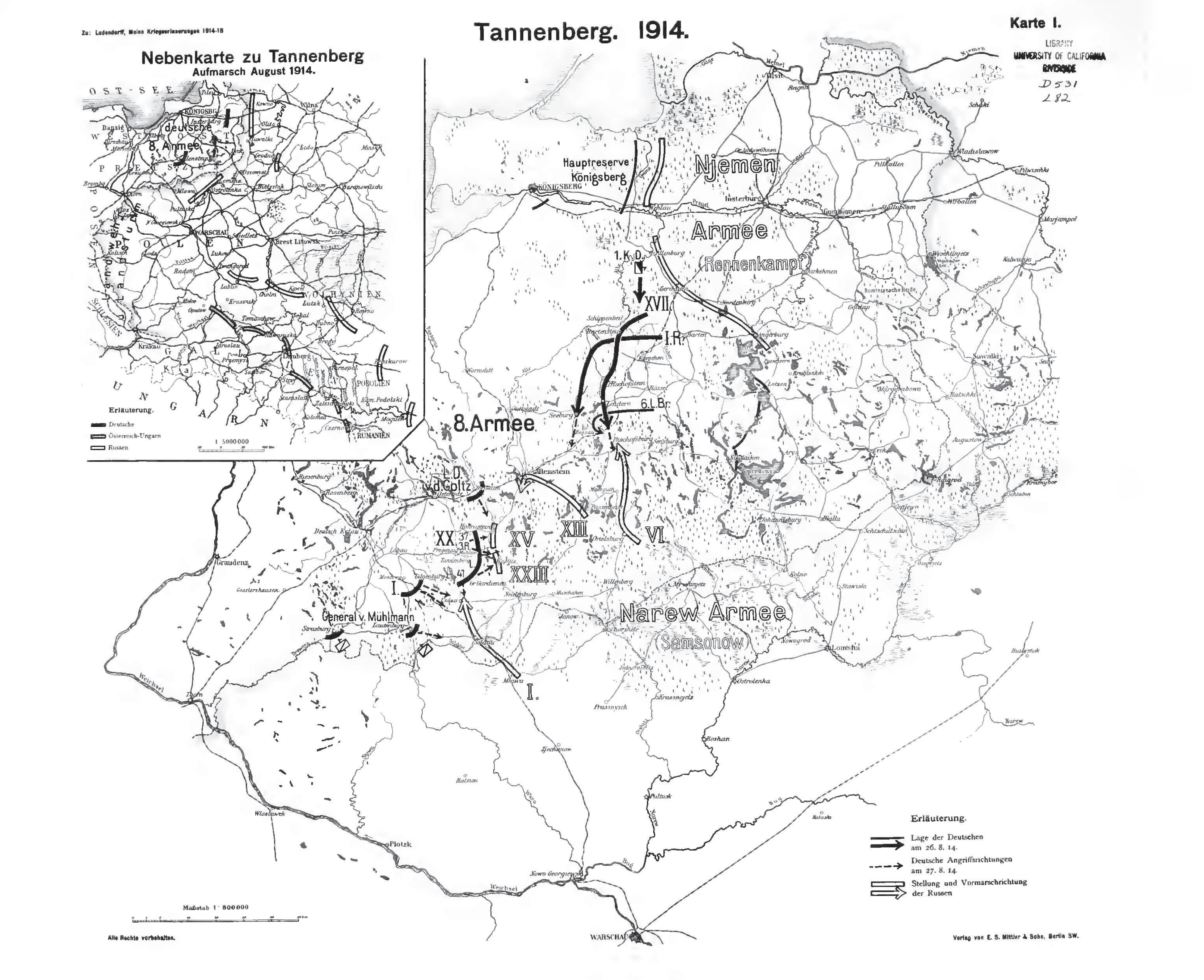
Gewaltig waren unseres Volkes Leistungen während der vier Kriegsjahre; sie geben beredtes Zeugnis von den in uns wohnenden, heute von der Revolution verschütteten Kräfte. Ein Volk, das solches vollbracht, hat das Recht zum Leben. Möge es jetzt die Kraft haben, die Schlacken zu beseitigen, die es auf sich gehäuft; möge es die Männer finden, die verantwortungsfreudig wie die Führer im Felde mit starkem Wollen und hartem Willen es leiten und dem niedergetretenen Volksleben frischen und kräftigen Odem geben, Männer, die mit vertrauensvoller Gefolgschaft der Besten des Volks in schöpferischer Tat die nationalen, schaffenden Kräfte einen.

Lernen wir nach diesem tiefen Sturz in Erinnerung an unsere im Glauben an Deutschlands Größe gefallenen Helden, die dem Vaterlande jetzt so fehlen, wieder Deutsche zu werden und stolz zu sein, daß wir es sind!

Das walte Gott!

Namenverzeichnis.

Gedruckt bei E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW 68, Kochstraße 68—71.



Zu: Ludendorff, Meine Kriegserinnerungen 1914-18
Tannenberg. 1914.
Karte I.
Nebenkarte zu Tannenberg
Aufmarsch August 1914.
deutsche
8. Armee
Erläuterung.
Deutsche
Österreich-Ungarn
Russen
1 : 5000000
Hauptreserve
Königsberg
Njemen
Armee
(Rennenkampf)
1. K. D.
XVII.
I. R.
6. L. Br.
8. Armee
L. D.
v. d. Goltz
XX
XV.
XIII
VI.
XXIII
I.
General v. Mühlmann
Narew Armee
(Samsonow)
I.
Erläuterung.
Lage der Deutschen am 26. 8. 14.
Deutsche Angriffsrichtungen am 27. 8. 14.
Stellung und Vormarschrichtung der Russen
Maßstab 1 : 800000
Alle Rechte vorbehalten.
Verlag von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW.

Zu: Ludendorff, Meine Kriegserinnerungen 1914-18.

Die Schlacht an den Masurischen Seen. 1914.

Karte II.

Erläuterung.

- Vormarsch- und Angriffsrichtungen der Deutschen.
- Vormarschrichtungen der deutschen Kavallerie.
- Stellungen und Versammlungsräume der Russen.

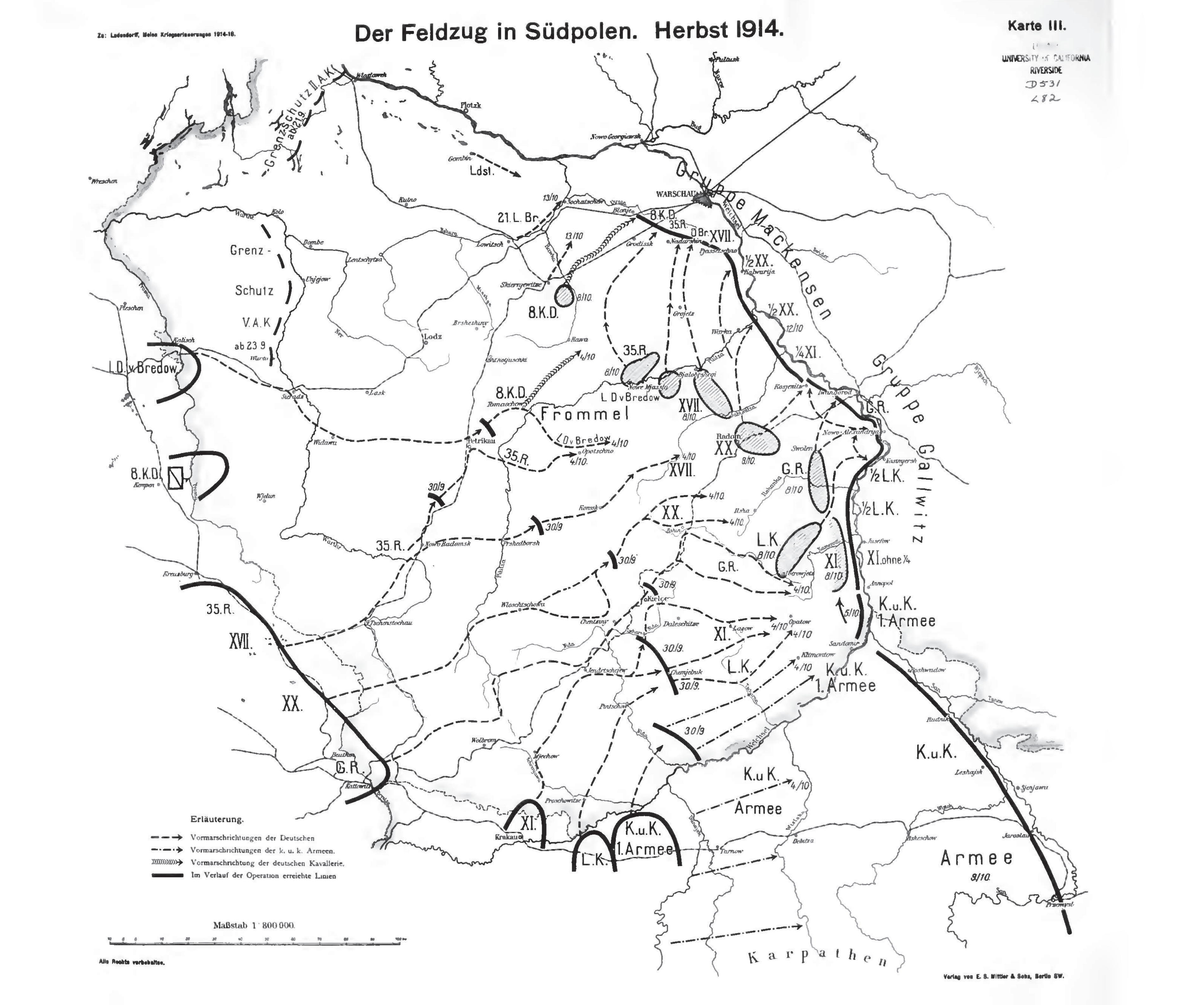
Maßstab 1: 800000

Verlag von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW.

Zu: Ludendorff, Meine Kriegserinnerungen 1914-18.

Der Feldzug in Südpolen. Herbst 1914.

Karte III.



Verlag von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW.

Der Feldzug in Nordpolen. Herbst 1914.

Karte IV.

Übersichtsskizze zum Feldzug in Nordpolen.

Erläuterung.

- Deutsche
- Österreich-Ungarn
- Russen
- Hauptangriffsrichtung der Deutschen
- Angriffsrichtungen der Russen

1 : 5000000.

Erläuterung.

- Vormarschrichtung der Deutschen.
- Vormarschrichtung der deutschen Kavallerie.
- Armeegrenze.
- Im Verlauf der Operation erreichte Linien.

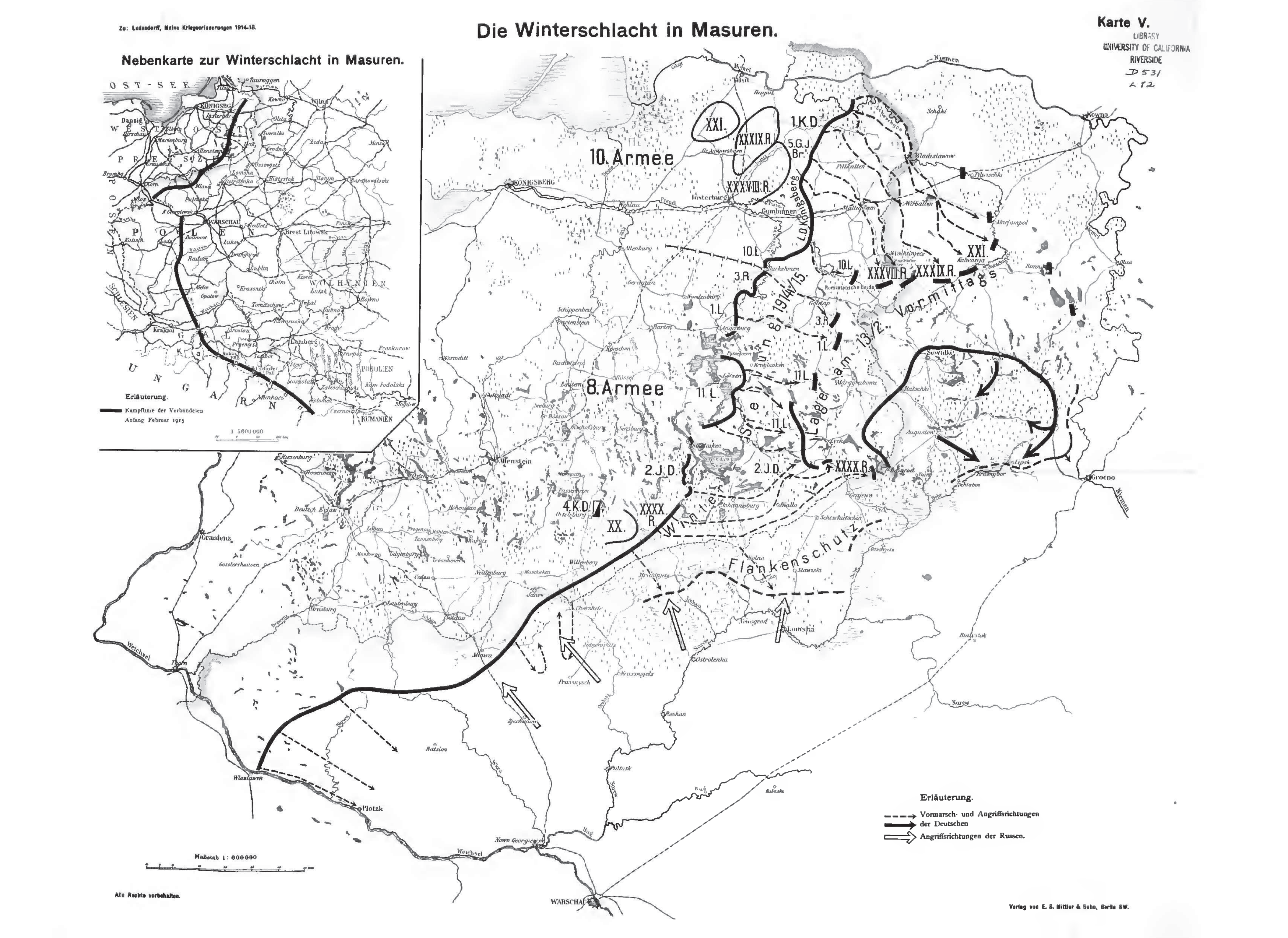
Maßstab 1 : 800000.

Verlag von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW.

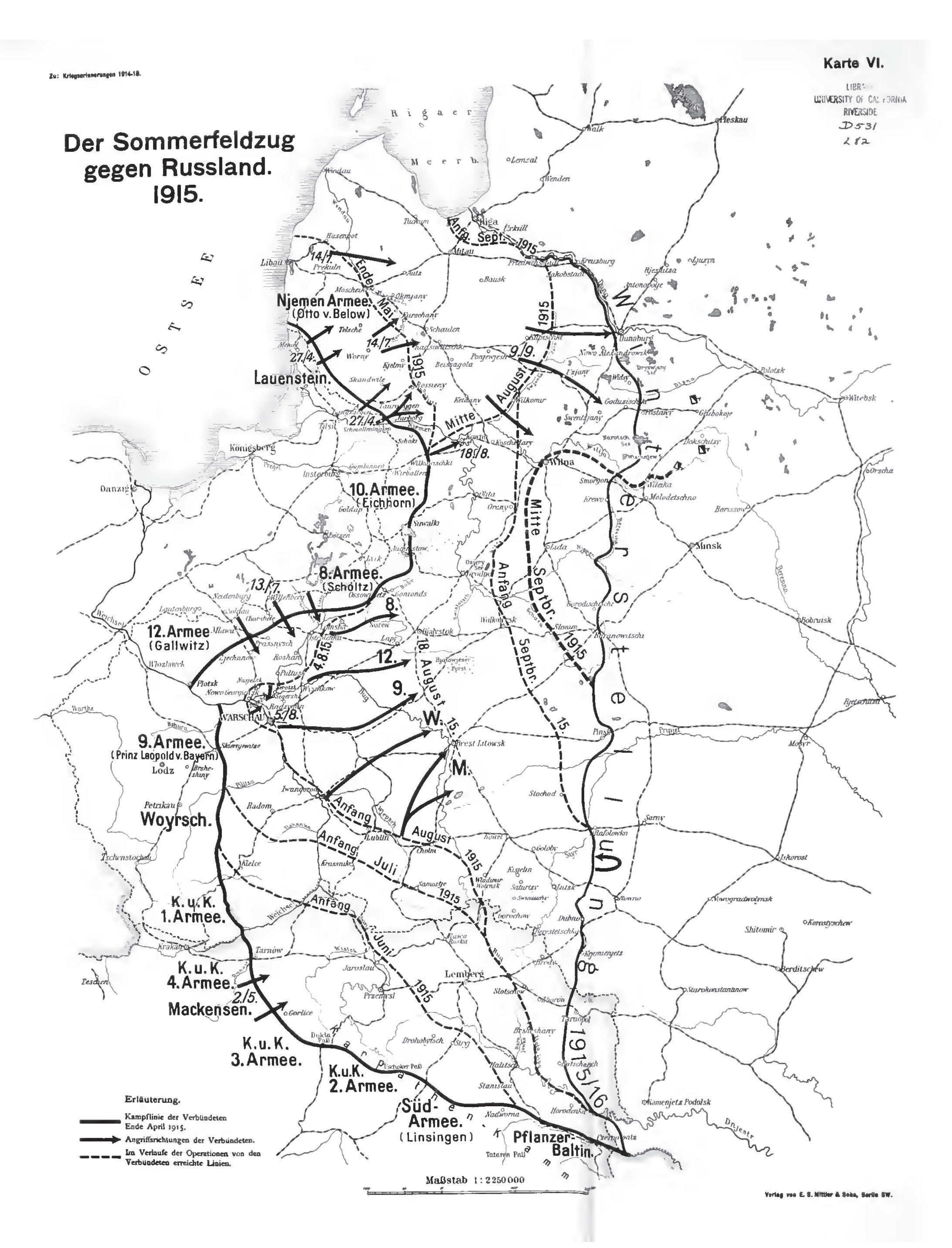
Zu: Ludendorff, Meine Kriegserinnerungen 1914–18.

Die Winterschlacht in Masuren.

Karte V.



Verlag von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW.


Zu: Kriegserinnerungen 1914-18.
Karte VI.
Der Sommerfeldzug gegen Russland. 1915.
Rigaer Meerb.
OSTSEE
Windau
Libau
Hasenpot
Prekuln
14/7.
Ende Mai
Njemen Armee.
(Otto v. Below)
Lauenstein.
27/4.
14/7.
1915
Mitau
Riga
Anfg. Sept. 1915
Schaulen
Tilsit
Königsberg
Danzig
Insterburg
Gumbinnen
Kowno
Mitte
18/8.
10. Armee.
(Eichhorn)
Suwalki
Augustow
Lyck
8. Armee.
(Scholtz)
Ossowiec
13/7.
8.
12. Armee
(Gallwitz)
Mlawa
Plotzk
Nowo Georgiewsk
4.8.15.
12.
9.
WARSCHAU
5/8.
W.
Bialystok
18. August
15.
Brest Litowsk
M.
9. Armee.
(Prinz Leopold v. Bayern)
Lódz
Petrikau
Woyrsch.
Radom
Iwangorod
Anfang August
Lublin
Cholm
Anfang Juli
Kielce
K.u.K. 1. Armee.
Anfang Juni
1915
Krakau
Tarnów
K.u.K. 4. Armee.
2/5.
Mackensen.
Gorlice
Jaroslau
Przemysl
Lemberg
K.u.K. 3. Armee.
K.u.K. 2. Armee.
Karpathen kamm
Süd-Armee.
(Linsingen)
Stanislau
Pflanzer-Baltin.
Tarnopol
1915/16
Dnjestr
Wilna
Mitte Septbr. 1915
Anfang Septbr. 15
August
9/9.
1915
Dünaburg
Minsk
Pinsk
Rowno
Dubno
Luzk
Winterstellung
Pleskau
Walk
Wenden
Lenzal
Jakobstadt
Friedrichstadt
Ponjewesch
Wilkomir
Swenzjany
Molodetschno
Smorgon
Borissow
Baranowitschi
Bobruisk
Witebsk
Polotzk
Orscha
Mosyr
Sarny
Kowel
Shitomir
Berditschew
Kamenjetz Podolsk
Czernowitz
Kolomea
Erläuterung.
Kampflinie der Verbündeten Ende April 1915.
Angriffsrichtungen der Verbündeten.
Im Verlaufe der Operationen von den Verbündeten erreichte Linien.
Maßstab 1:2250000
Verlag von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW.

Übersichtskarte über den Weltkrieg.

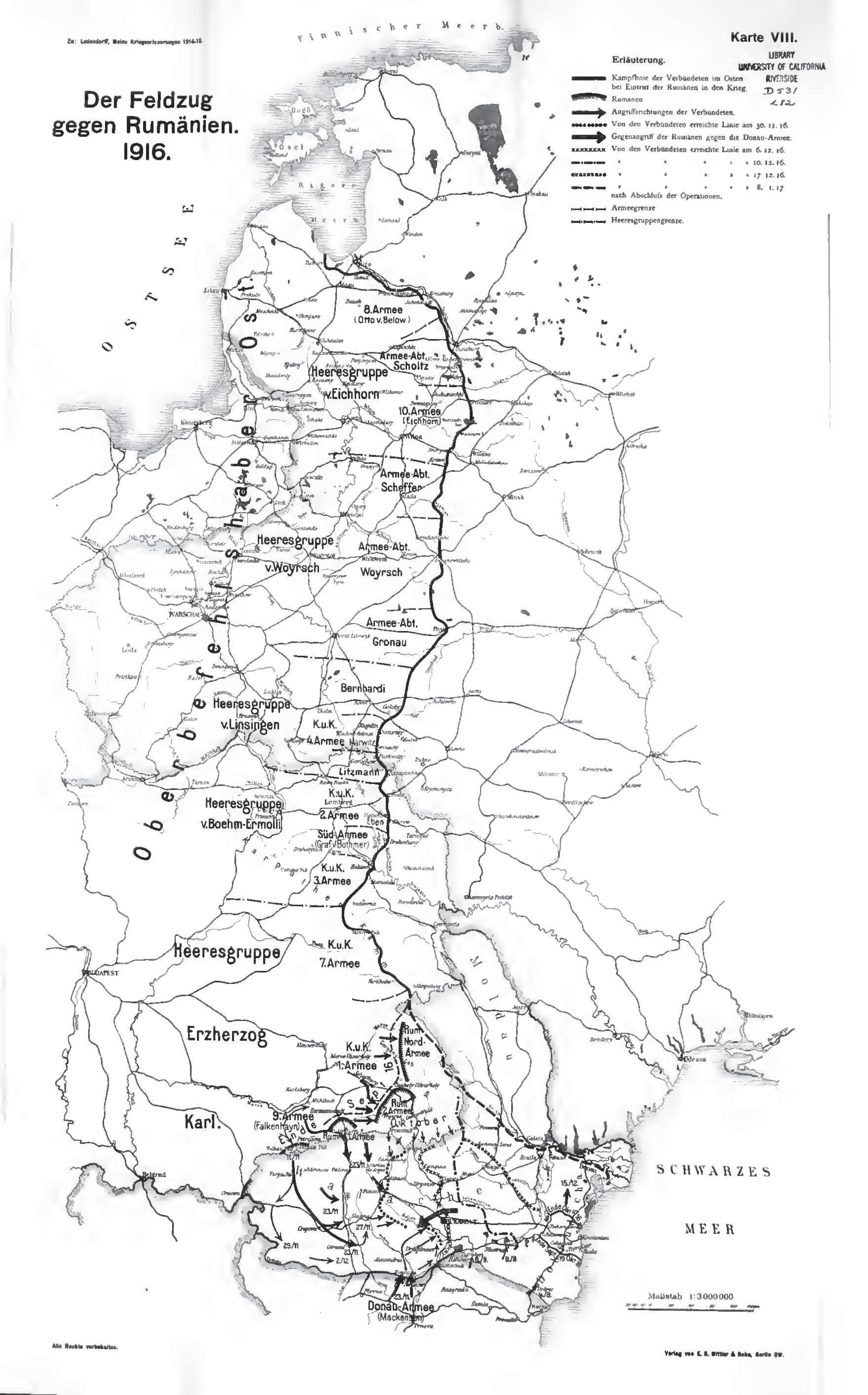
Erläuterung.

- Kampflinie der Mittelmächte Ende August 1916.
- Kampflinie nach Niederwerfung Rumaniens.
- Lage im Osten und Sudosten bei dem Zusammenbruch Bulgariens Ende September 1918. Die Pfeile geben die Durchbruchsrichtung des Feindes an.
- Sperrgebiet für den U.-Bootkrieg

ATLANTISCHER OZEAN
NORD SEE
OST SEE
NORWEGEN
SCHWEDEN
FINNLAND
SCHOTTLAND
IRLAND
ENGLAND
DÄNEMARK
BELGIEN
SCHWEIZ
POLEN
RUMANIEN
SERBIEN
BULGARIEN
GRIECHENLAND
PORTUGAL
PERSIEN
SCHWARZES MEER
KASPISCHES MEER
MITTELLÄNDISCHES MEER
Adriatisches Meer
Der Kanal
Corsica
Sardinien
Sicilien
St. Petersburg
Moskau
Riga
Warschau
Kiew
Charkow
Odessa
Berlin
Wien
Budapest
Belgrad
Bukarest
Sofia
Konstantinopel
Paris
London
Madrid
Lissabon
Bordeaux
Marseille
Stockholm
Kristiania
Kopenhagen
Bern
Venedig
Triest
Astrachan
Baku
Tiflis
Trapezunt
Erserum
Teheran
Bagdad
Jerusalem
Gibraltar

Maßstab 1 : 15 000 000.

Verlag von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW.

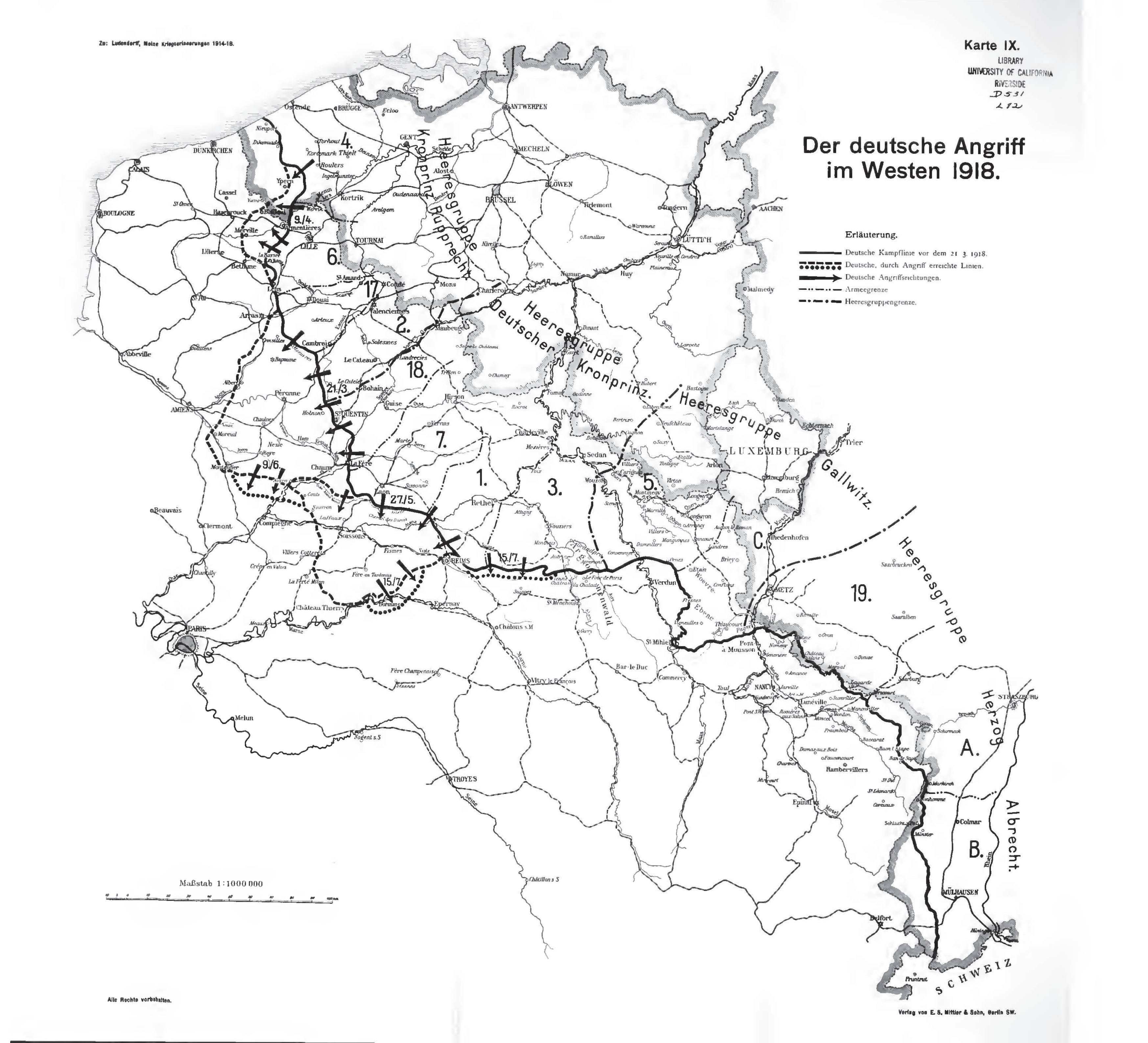


Verlag von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW.

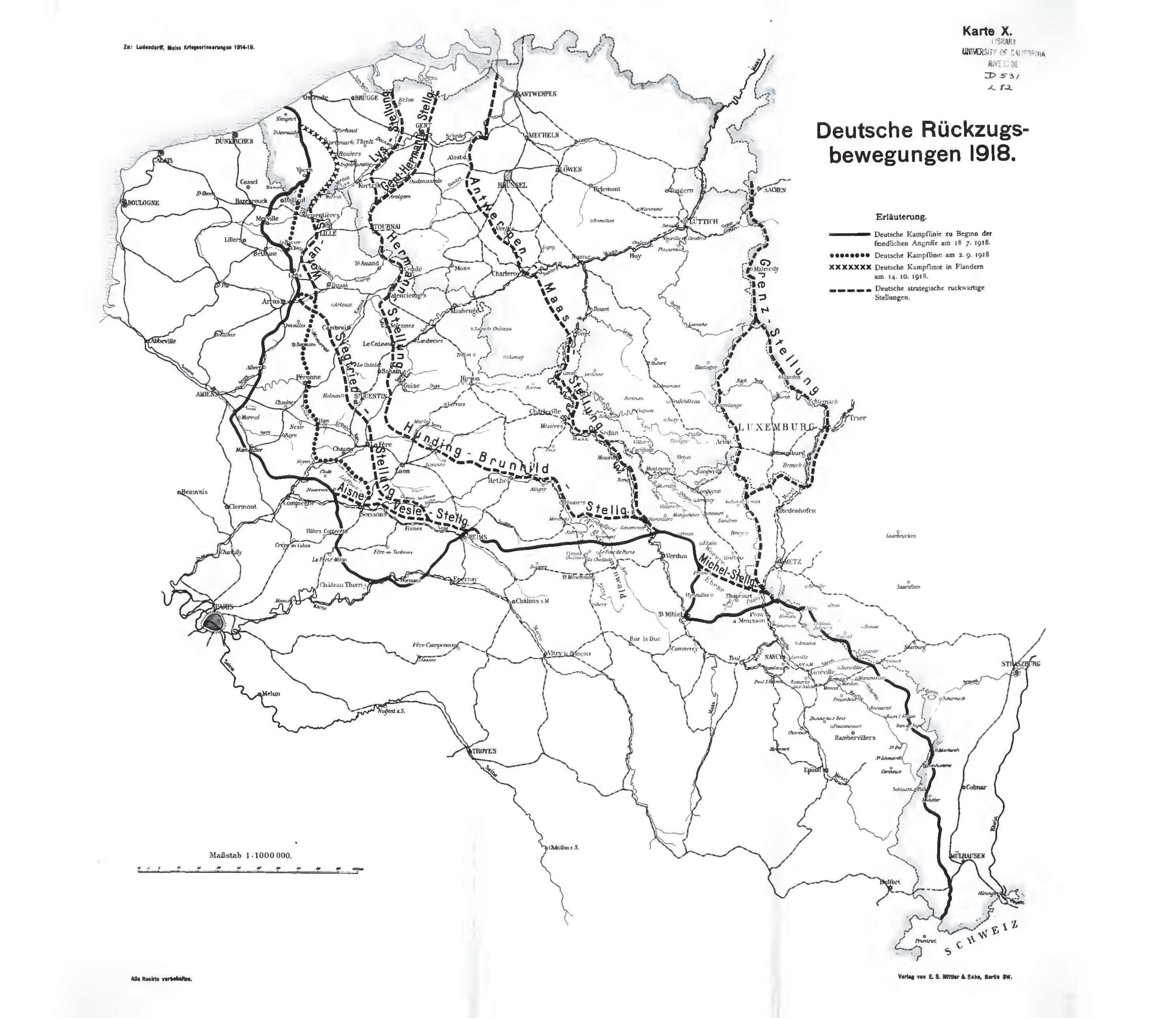
Zu: Ludendorff, Meine Kriegserinnerungen 1914-18.

Karte IX.

Der deutsche Angriff im Westen 1918.



Verlag von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW.


Zu: Ludendorff, Meine Kriegserinnerungen 1914-18.
Karte X.
Deutsche Rückzugs-
bewegungen 1918.
Erläuterung.
Deutsche Kampflinie zu Beginn der feindlichen Angriffe am 18. 7. 1918.
Deutsche Kampflinie am 2. 9. 1918
Deutsche Kampflinie in Flandern am 14. 10. 1918.
Deutsche strategische rückwärtige Stellungen.
Grenz - Stellung
Antwerpen - Maas - Stellung
Lys - Stellung
Gent-Hermann-Stellg.
Hermann - Stellung
Wotan -
Siegfried - Stellung
Hunding - Brunhild - Stellg.
Aisne - Vesle - Stellg.
Michel-Stellg.
LUXEMBURG
SCHWEIZ
ANTWERPEN
BRÜGGE
Ostende
Nieuport
DÜNKIRCHEN
CALAIS
BOULOGNE
Ypern
Roulers
GENT
MECHELN
LÖWEN
BRÜSSEL
LÜTTICH
AACHEN
Tirlemont
Tongern
Huy
Namur
Charleroi
Mons
TOURNAI
LILLE
Kortrik
Armentières
Béthune
Lens
Douai
Arras
Cambrai
Valenciennes
Maubeuge
Le Cateau
Péronne
Abbeville
AMIENS
St QUENTIN
Guise
Hirson
Montdidier
Noyon
Chauny
La Fère
Laon
Compiègne
Soissons
Clermont
Beauvais
Fismes
REIMS
Rethel
Charleville
Mézières
Sedan
Dinant
Bastogne
Arlon
Trier
Malmedy
Thionville
Diedenhofen
METZ
Verdun
St Mihiel
Pont à Mousson
Thiaucourt
Saarbrücken
Saaralben
Commercy
Bar le Duc
Toul
NANCY
Lunéville
Epinal
Rambervillers
Colmar
STRASZBURG
MÜLHAUSEN
Belfort
Pruntrut
Châlons s. M.
Vitry le François
Epernay
Château Thierry
Villers Cotterets
La Ferté Milon
PARIS
Melun
Nogent a. S.
TROYES
Châtillon s. S.
Seine
Marne
Maas
Mosel
Rhein
Maßstab 1 : 1 000 000.
Alle Rechte vorbehalten.
Verlag von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW.



Die vorliegende Schrift wurde digitalisiert, zusammengestellt und herausgegeben von Matthias Köpke, Eigenverlag im Jahre 2014, 17291 Nordwestuckermark, Deutschland. Sie dient dokumentarischen und wissenschaftlichen Zwecken.

Diese Schrift und deren Veröffentlicher beanspruchen für sich den **ESAUSEGEN** gemäß (1. Mose) **Genesis 27, 40** und stehen somit unter dem Schutz des Esausegens als **oberste gesetzliche Regelung** für alle Jahwehgläubigen!

Ausgaben von **„Ludendorffs Volkswarte"**, **„Am Heiligen Quell Deutscher Kraft – Ludendorffs Halbmonatsschrift"** und **„Der Quell – Zeitschrift für Geistesfreiheit"** sind auch im Internet käuflich als digitalisierte Ausgaben als pdf-Datei auf CD-ROM unter **www.booklooker.de**, beim Verlag Hohe Warte **www.hohewarte.de**
E-mail: vertrieb @hohewarte.de oder anderen Quellen erhältlich.
Nähere Informationen auch beim Internetkanal auf youtube unter:
www.youtube.com/user/Genesis2740Blessing

„Ludendorff's Volkswarte" ist von 1929 bis zum Verbot 1933 erschienen. Folgezeitschriften waren **„Am Heiligen Quell Deutscher Kraft – Ludendorffs Halbmonatsschrift"** von 1933 bis 1939 und **„Der Quell"** von 1949 bis 1961 (Verlag Hohe Warte). Einige Werke von Erich und Mathilde Ludendorff, so auch die Lebenserinnerungen, sind im Verlag Hohe Warte erhältlich.

Alle diese Zeitschriften sind einzigartige, zeitlose Geschichtszeugnisse aus der Feder von **Erich Ludendorff**, **Dr. Mathilde Ludendorff** und deren **Mitarbeitern!**
Empfehlenswert sind auch die Bücher ***„die blaue Reihe"*** von Mathilde Ludendorff. Leseproben im Internet bei www.archive.org.
Jeder der sich mit Zeitgeschichte, Religion, Philosophie usw. beschäftigt kommt an diesen Schriftstellern und deren Werken nicht vorbei.

Es lebe die Freiheit aller Völker!

Anhang

(Für die digitale Ausgabe hinzugefügt
von Matthias Köpke)



Der Feldherr Ludendorff nach dem Kolossalgemälde von L. Richter

Zur Ausstellung dem Zeughaus Berlin von Dr. M. Ludendorff zur Verfügung gestellt

Anmerkung von General Erich Ludendorff zu Ausführungen in seinem Buch „Meine Kriegserinnerungen 1914-1918“

Diese Anmerkungen sind entnommen aus dem Buch Erich Ludendorffs „Vom Feldherrn zum Weltrevolutionär und Wegbereiter Deutscher Volksschöpfung Band II – Meine Lebenserinnerungen von 1926 bis 1933“, S. 360 – 363; Verlag Hohe Warte Stuttgart, 1951.

Das, was sich der Bischof von Regensburg geleistet hatte, trat zurück gegen das, was der Reichskanzler Brüning bei seinen Wahlreden für den Reichspräsidenten v. Hindenburg, ich sprach damals nur von Paul v. Hindenburg, sich geleistet hatte. Ausgerechnet in Königsberg wiederholte Herr Brüning die Geschichtslügen des Herrn Elze. Damit gewannen diese für mich auf einmal eine ganz andere Bedeutung. Hier war amtlich ausgesprochen, daß der Sieg von Tannenberg nur durch das Starkbleiben des Generals v. Hindenburg gegenüber meinem „Schwanken“ herbeigeführt war. Ich schrieb nun am 13. 4. 1932 nachstehenden Brief an den Reichspräsidenten:

„Herr Reichspräsident!

Sie haben an meinem Geburtstage, am 9. April, Ihren Herrn Reichskanzler in Königsberg in einer Wahlpropagandarede für Ihre Wahl auf allen Deutschen Sendern eine historische Unwahrheit aus-

sprechen lassen, nämlich, daß Ihnen Ihr Ratgeber in der Zeit der Schlacht von Tannenberg, das war doch wohl ich, das Abbrechen der Schlacht von Tannenberg geraten hätte und Sie dem entgegen die Schlacht fortgeführt und dadurch den Sieg errungen hätten.

Noch leben Sie, um solcher Unwahrheit entgegenzutreten und die Wahrheit durch alle Sender verbreiten zu lassen, daß Sie meinen Entwürfen während der ganzen Schlacht, wie während der vierjährigen Zusammenarbeit im Kriege Folge geleistet haben, genau so, wie ich es auf Seite 10 meiner Kriegserinnerungen im dritten Absatz in für Sie rücksichtsvollster Form für alle Zeiten festgestellt habe. Die Druckfahnen meiner Kriegserinnerungen lagen ja im Sommer 1919 auch dem Schreiber weiter Teile Ihres Buches „Aus meinem Leben", General von Merz, auf dessen an mich gerichtete Bitte vor. Ebenso überreichte ich Ihnen im August 1919 die Kriegserinnerungen. Sie sind damals meinen Angaben nicht entgegengetreten. Den Tatsachen zu widersprechen, war auch damals nicht angängig. Die Erinnerungen waren doch noch zu wach. Lebende Zeugen hätten das auch nicht zugelassen.

Ich wollte über die Verbreitung der Unwahrheit durch den Herrn Reichskanzler auf allen Deutschen Sendern auch in diesem Falle hinweggehen, da ja die Bevölkerung von Königsberg die einzig mögliche Antwort am 10. 4. gegeben hat, indem Sie weniger Stimmen hier an diesem Tage erhielten als am 13. 3.

Doch bin ich von Freunden gebeten worden, gegen die fortgesetzte Verbreitung von Unwahrheiten, auch seitens amtlicher Stellen, über mein Wirken entgegenzutreten. Darum allein richtete ich an Sie vorstehend die Aufforderung und wiederhole sie hiermit, die Wahrheit über alle Deutschen Sender zu verbreiten, daß die Angaben Ihres Reichskanzlers in Königsberg, ich hätte zum Abbrechen der Schlacht von Tannenberg geraten und Sie wären dem entgegengetreten, völlig unwahr sind und meine Angaben auf Seite 10 im dritten Absatz meiner Kriegserinnerungen voll der geschichtlichen Wahrheit entsprechen.

Ludendorff."

Diese Angaben auf Seite 10 lauten:

„Ich trug dem Generalfeldmarschall nach Rücksprache mit meinen Mitarbeitern kurz und knapp meine Gedanken für die Anlage und Leitung aller Operationen vor und machte ihm einen ganz bestimmten Vorschlag. Ich hatte die Genugtuung, daß der Generalfeldmarschall stets, von Tannenberg an bis zu meinem Abgang, mit meinen Ansichten übereinstimmte und meine Befehlsentwürfe billigte."

Ich hebe hier hervor, daß nur einmal der General v. Hindenburg, im Schloß zu Posen am 2. 7. 15, mir nicht folgte, weil der Kaiser sich gegen meinen Vorschlag aussprach, alle verfügbaren Truppen zu einer großen Offensive über Kowno und nördlich einzusetzen, und sich

zu dem Vorschlag des Generals v. Falkenhayn bekannte, von Mlawa her frontal in irgendein Stück der feindlichen Stellung einzudringen, was nie eine kriegsentscheidende Wirkung haben konnte. Ich will hier nochmals feststellen, wie sehr ich es bedauere, daß ich die ursprüngliche Fassung dieses Teils meiner Kriegserinnerungen nicht gebracht habe, um dem Volk in seiner Not des Jahres 1919 nicht den „Heros" Hindenburg zu nehmen. Hier führe ich diese Stelle an:

„Es fällt mir schwer, mich über den Generalfeldmarschall von Hindenburg zu äußern. Wir haben vier Jahre zusammen gearbeitet, und er war die Idealgestalt des Krieges, die Verkörperung des Sieges für jeden Deutschen geworden.

Der Generalfeldmarschall war geistig recht schwerfällig und an einen Posten gestellt, den er aus sich nicht erfüllen konnte. Die Wirkung seiner gemessenen Bewegungen und einer stattlichen Gestalt verhüllten dies, und zwar fortschreitend mehr, je dichter der Lorbeer wurde, der um seinen Namen sich flocht und von ihm sich selbst in Unterhaltung mit Besuchern zugesprochen wurde. Er beanspruchte in dem Streben, seine Stellung auszufüllen, eine Leistung für sich, die nicht sein eigen war. Eitelkeit und Ruhmsucht kamen diesem Streben verhängnisvoll entgegen. Es genügte ihm noch nicht der Ruhm vor der Welt. Es wurde ihm sogar schwer, ihn vor unserer Umgebung mit mir teilen zu müssen. Einmal fand er an seinem siebzigsten Geburtstage, am 2. Oktober 1917, für meine Leistung warme Worte. Ich habe mir oft diese peinlich empfundenen Schwächen des Generalfeldmarschalls menschlich zu erklären versucht. Ich ging auch über sie hinweg und wollte sie auch vergessen, um die Einheit der Führung nach außen hin sicherzustellen. Dabei half mir, daß ich durch die Leitung der Kriegshandlung so überaus stark in Anspruch genommen war.

Auf seinem Posten hatte der Generalfeldmarschall die Verantwortung. Er trug sie vor der Welt, auch vor der Armee und dem Vaterlande, aber als Chef und Erster Quartiermeister war ich voll mitverantwortlich und bin mir dessen bei diesem nicht mehr in voller seelischer Kraft stehenden Oberbefehlshaber stets voll bewußt gewesen. Ich stehe jederzeit für das Handeln ein.

Eigene militärische und politische Gedanken brachte der Generalfeldmarschall nicht vor. Er schloß sich stets meinen bezüglichen Anschauungen an. Nie fand ich Schwierigkeiten im Durchsetzen meines Willens. Dadurch ergab sich natürlich eine einheitliche, ja harmonische Zusammenarbeit. Ich trug dem Generalfeldmarschall nach Rücksprache mit meinen Mitarbeitern kurz und knapp meine Gedanken für die Durchführung und Leitung der Schlachten und Operationen vor und machte ihm einen ganz bestimmten Vorschlag oder legte ihm gleich, und das war zumeist, eine fertige Weisung für sie vor. Er ist mir

stets, von Tannenberg an bis zu meinem Abgang im Oktober 1918, gefolgt.

Der Generalfeldmarschall hat schließlich auch die gleichen Anschauungen über den Charakter dieses Volkskrieges und die sich hieraus ergebenden Notwendigkeiten gewonnen, obschon ihm dies ursprünglich sehr fern lag. Auch schloß er sich meinen Ansichten über den Frieden an. Wir erstrebten, das Leben des Deutschen Volks vor neuem Angriff zu sichern. Er trat für dies alles im vollsten Vertrauen auf mich mit seiner Person ein.

Durch ihre Einheitlichkeit stand die Autorität der Obersten Heeresleitung fest. Diejenigen, denen sie zur Erreichung ihrer selbstsüchtigen Ziele hinderlich war und noch werden konnte, versuchten zwischen den Generalfeldmarschall und mich einen Keil zu treiben. An seiner Person wollten sie nicht rütteln. Dafür glaubte man mich als den ihnen tatsächlich Gefährlichen treffen zu sollen. Man schuf geschickt einen der Veranlagung des Generalfeldmarschalls entgegenkommenden Unterschied zwischen seinem Handeln und Denken und dem meinigen. Er verkörperte nach solchen Darstellungen das gute Prinzip, ich das böse. Die solches verbreiteten, hätten den Generalfeldmarschall mindestens für allen vermeintlichen Schaden mit verantwortlich machen müssen. Sonst untergruben sie ja seine Stellung und machten aus ihm einen Mann, der nicht die Eigenschaften besessen haben konnte, die sie ihm beizulegen beabsichtigten.

Am 26. Oktober 1918 und bald darauf erkannte ich die innere Treulosigkeit des Generalfeldmarschalls und den Schaden, den seine Schwäche bei Fehlen meines starken Willens dem Volke in seiner Not antat. Aber das gehört nicht mehr in die Kriegserinnerungen, die mit dem Tage meiner Verabschiedung abschließen. Bis dahin hatte sich doch in den vier Jahren durch gemeinsam erlebte Erfolge und durch gemeinsam erlebte Gefahren ein festeres Band zwischen dem Generalfeldmarschall und mir gewunden. Es war mir nicht schwer geworden, die mir nun einmal anerzogene militärische Form ihm gegenüber einzuhalten, obschon ich oft sein Unvermögen, mir geistig zu folgen und seine geringe seelische Anteilnahme an den Ereignissen erkannt hatte. Ich verehrte in ihm einen älteren Kameraden und seine Einsicht in meine Ueberlegenheit, wie sich das nach den Lehren der Geschichte umso seltener äußert, je größer die Kluft des Könnens ist. Ich schätzte auch seine Königsliebe und seine Verantwortungsfreudigkeit, die er vor der Welt für meine Entschlüsse trug. Es gab in diesem unendlich schweren Kriege Lagen, in denen auch er zuweilen Sorge empfand."

So hätte es in meinen Kriegserinnerungen lauten können. Ich bedauere, daß ich, angeregt durch einen Freimaurer*), wie ich schon erwähnte, dem Volke zuliebe, davon Abstand nahm.

---

*) Anmerkung des Herausgebers: Sven Hedin.

General Ludendorff

Vom Feldherrn zum Weltrevolutionär und Wegbereiter Deutscher Volksschöpfung

Meine Lebenserinnerungen
von 1919 bis 1925



Ludendorffs Verlag GmbH. / München 19

General Ludendorff

Vom Feldherrn zum Weltrevolutionär und Wegbereiter Deutscher Volksschöpfung

II. Band

Meine Lebenserinnerungen
von 1926 bis 1933



Verlag Hohe Warte Stuttgart

General Ludendorff

Vom Feldherrn zum Weltrevolutionär und Wegbereiter Deutscher Volksschöpfung

III. Band

Meine Lebenserinnerungen
von 1933 bis 1937



19 55

Verlag Hohe Warte · Franz v. Bebenburg · Pähl (Obb.)



Einzelpreis 23 Pfennig
Deutschösterreich 35 Groschen
Erscheint jeden Sonntag

Verlag u. Schriftl.: München, Karlstr. 10/II. Fernruf 53807 Drahtanschr.: Ludendorffwarte München – Zeitungverlag Berlin – Postscheck.: „Ludendorffs Volkswarte-Verlag" München 3407, Wien D 129986. — Bezugsgebühr: Mtl. durch die Post 0,80 RM. (zuzügl. 6Pf. Zustellgeb.), Streifbd.- u. Auslandsbez. 35Pf. mehr. Jegl. Nachdr. a. d. Inhalt, auch auszugsweise, ist nur mit Genehmigung von Ludendorffs Volkswarte, München, gestattet.

Anzeigengebühr: 9 gespaltene Millimeterzeile 13 Pfennig. Stellengesuche 9 Pfennig. Kleine Anzeigen: das fett gedruckte Ueberschriftwort 0.90 M., jedes Textwort 9 Pfennig, Stellengesuche 5 Pfennig. Chiffregebühr 50 Pfennig. Bei Wiederholungen und Seiten-Abschlüssen besondere Vergünstigungen. Erfüllungort: München. — In Fällen höherer Gewalt: Weder Nachlieferung noch Rückzahlung.

3. Heuerts 1932
(Juli)
Folge 26 4. Jahrgang

Inhalt:

Zum 30.1.1933 — 50 Jahre danach — Lesen Sie diesen Aufsatz von General Ludendorff!

Mitten in der Revolution 1932/33

Von General Ludendorff

Die Völker sind schnellebig und müde und denken nicht. Sie wollen heraus aus ihrem Elend und sich aus den inneren Spannungen befreien, die sie dumpf fühlen, sie werden aber grundsätzlich über die Grundlagen ihres Lebens und aller Zusammenhänge im unklaren gelassen. Darum ist es leicht, Völker zu verführen und aus einem Zuchthausstaat immer tiefer in den anderen zu treiben, dagegen unendlich schwer, sie auf die richtige Bahn zu leiten und für ein Leben in gottgewollter Freiheit und Verantwortlichkeit gegenüber der Umwelt lebensfähig zu machen.

Die Massen des Deutschen Volkes werden heute bewußt von dem einen Gedanken beherrscht:

Heraus aus dem Elend politischer und wirtschaftlicher Not!

So war es auch 1918, ganz gleich, was in beiden Fällen als „politische und wirtschaftliche Not" angesehen wurde und daß 1918 „links" und heute „rechts" die Führung hat. Die Massen waren im Herbst 1918 in Bewegung und sind es heute wieder.

Am 29. 9. 18 erfolgte der Sturz der konstitutionellen Monarchie, das Kriegskabinett Prinz Max von Baden-Erzberger-Scheidemann wurde berufen. Es war ein Übergangskabinett zu der Regierung der Volksbeauftragten. „Freiheitliche" Maßnahmen wurden von ihm bekanntgegeben und eine Amnestie für politisch Bestrafte ausgesprochen. Das war sozusagen die „Revolution von oben", die „Revolution von unten" folgte. Massen strömten der KPD. und SPD. zu. Politische Streiks sollten die Massen mobilisieren. Die Regierung gab ihnen nach und kam ihnen entgegen. Die radikalisierten Massen drängten weiter zum bolschewistischen Rätestaat nach russischem Vorbild. Arbeiter- und Soldatenräte wurden im geheimen geschaffen, und Soldatenräte sogar amtlich durch Herrn Paul von Hindenburg als Oberbefehlshaber des Heeres ins Leben gerufen, einem Beispiel, dem Ebert und Scheidemann nicht folgten. Sie konnten nur mit Mühe den Radikalismus abfangen und die sozialistisch-demokratische Republik ihrer Wünsche schaffen. Das Ende der Revolution sehen wir heute in der Verelendung des Volkes in einem Zwangsstaat, dessen Eingriffe in das Leben des Volkes einen Umfang angenommen hat, wie er in der Monarchie undenkbar war, obschon diese Staatsform auch keineswegs vor parteiischen Eingriffen zurückscheute.

Heute ist mit dem System Brüning diese sozialistisch-demokratische Republik gestürzt. Die Regierung v. Schleicher—v. Papen ist **ebenfalls eine Art Kriegs- und Übergangskabinett. Sie tadelt das Vergangene** und gibt an, Neues zu schaffen, ja auch **Freiheiten dem Volke** zu geben, Preußen macht seine Amnestie, **hierzu** kommt das Verhalten der NSDAP. im **Preußischen Landtag,** das an die ersten Anfänge der **französischen Revolution** von 1789 erinnert, Bayern hat einen Tumult **im Landtage***) und auf den Straßen. Die NSDAP. macht **auf diese Weise** geschickt probemobil. Massen strömen der NSDAP. zu, wie seinerzeit 1918 der KPD. und SPD. Auch wie **damals** baut die Regierung wieder den Massen goldene Brücken, in dem schweren Irrtum, daß die NSDAP. Aufbauarbeit im edlem Sinne des Wortes zu leisten imstande und willens wäre.

Die „Revolution von oben" ist im Gange, die „Revolution von unten" wird folgen. Dessen wollen wir uns klar bewußt sein, da die Braunhemden Röhm und Hitler ihre braunhemdigen Massen nicht werden halten und an ihrem blutrünstigen Handeln verhindern können, das sie ihnen in Suggestionen vieler Jahre eingeimpft haben. Ist sich dessen der Reichspräsident und sein Übergangskabinett bewußt? Ich teile die Hoffnung nicht, daß es Herrn v. Schleicher gelingen wird, die Blutrünstigkeit der SS. und der SA. abzufangen, schon jetzt stolzieren diese mit Zustimmung der Reichsregierung in englischen Uniformen im Lande umher und betrachten sich als sein Herr, wie einst die Engländer es im besetzten Gebiet gegenüber der Landesbevölkerung taten. Deutschland ist bereits heute besetztes Gebiet der SA. und SS. und sie warten nur auf den Zeitpunkt, wo sie ihre Methoden durchführen können. Die Organisation der NSDAP. baut sich dahin aus, daß im gegebenen Augenblick neben jeder Reichs-, Landes- und Kommunalbehörde eine „nationalsozialistische Behörde" treten kann, wenn Regierungrat Hitler die Macht im Staate übernehmen wird, der auch hierin ganz dem faschistischen Vorbild bei Einrichtung des faschistischen Zwangsstaates folgt. Diese Vorbereitungen sind gründlicher als die Revolutionen von 1918/19 bei Vorbereitung der Arbeiter- und Soldatenräte.

Der gewaltsame Umsturz wird kommen, wie 1918, nur kommen dann keine Volksbeauftragten, denen es schließlich noch gelang, das Blutbad auszuschließen, sondern es kommt der „Volksbeauftragte" Herr Hitler, der sich natürlich ebenso wie jene Volksbeauftragten von 1918 auf den Willen des Volkes berufen, aber nicht imstande sein wird, die von ihm und dem Chef seines Stabes in die SA. und SS. gelegte Blutrünstigkeit zu bannen. Nach zehn bis zwölf Jahren wird das Deutsche Volk erkennen, daß die Revolution von 1932/33 ein Volksbetrug war, wie die Revolution von 1918/19, nur noch ein viel größerer.

Es wechseln wieder einmal die überstaatlichen Gewalten „Aktion" und „Reaktion" ab, die Erde dreht sich weiter, und die einzelnen Völker drehen sich tiefer in den Sumpf hinein. Aus freien Deutschen vor Einführung des Christentums wird ein völlig kollektiviertes Sklavenpack werden.

Die Revolutionen von 1918/19 und 1932/33 sind nur Meilensteine auf diesem Wege.

Die Revolution von 1918/19 schloß eine kriegerische Periode ab, die neue Revolution wird sie einleiten. Diese unterscheidet sich auch dadurch von jener Revolution, daß 1918/19 den Revolutionären keine neuen, weltumstürzenden, aber volksbefreiende und volksbildende Gedankenwelten zur Verfügung standen. Sie war ideenlos und blieb es bis in ihr heutiges Endergebnis. Heute aber ist diese Gedankenwelt da. Die nationalsozialistische Revolution von 1932/33 aber gebraucht sie nicht, sie soll sie vernichten und das Volk von der tatsächlichen Revolutionierung des Geistes, die sich vorbereitet, ablenken. In ihrer Ideenlosigkeit wird sie wieder der Revolution von 1918/19 gleich.

Wir stehen in der Tat in einer ungeheuren Revolutionierung des Geistes, hinter der die Revolutionierung durch wirtschaftliche und politische Not weit zurücktritt. Wenn Reichskanzler v. Papen von einer seelischen Krise des Deutschen Volkes spricht, so hat er nur zu recht, schade nur, daß er nicht zu erkennen scheint, worin sie liegt. Die überstaatlichen Mächte wissen genau, was es mit dieser seelischen Revolution auf sich hat. Darum beschäftigen sie die Völker und in den Völkern die Massen und treiben von neuem zu blutigen Auseinandersetzungen zwischen den Völkern und in den Völkern. Meine Werke „Kriegshetze und Völkermorden", „Das Geheimnis der Jesuitenmacht und ihr Ende" und „Weltkrieg droht auf Deutschem Boden" sollten den Deutschen über die Wege der überstaatlichen Mächte genügende Aufklärung gegeben haben.

Die revolutionären Spannungen innerhalb des Deutschen Volkes haben denn auch noch ganz andere Ursachen als politische und wirtschaftliche Not. Ich nenne davon nur das erwachende Rassebewußtsein, die dämmernde Erkenntnis von der Bedeutung des Rasseerbgutes und von der Unvereinbarkeit der christlichen Lehre und des römischen Rechts mit ihm und seinen Forderungen. Die Spannungen wachsen durch das dumpfe Bewußtsein, daß christliche Lehre nicht dem Sinn des Menschenlebens gerecht wird, ganz abgesehen davon, daß die Dogmen der Kirche den Erkenntnissen der Naturwissenschaften nicht nur nicht standhalten, sondern widersprechen, und alles andere als göttliche Offenbarung sind, daß ferner diese Lehre sowie das römische Recht, beide aus der Fremde gekommen, tief in das seelische Leben des Deutschen Menschen durch Zwang eingreifen, wo göttliche Freiwilligkeit das Handeln bestimmen sollte, während sie versagen, wo es sich um die einfachsten Fragen der Selbsterhaltung, Sippenerhaltung und Volkserhaltung handelt. Unklar wühlt das alles im Volk, und die Spannungen drängen zu Entladungen, die, statt zu retten, noch weiter vernichten werden, wenn eine rettende Hand nicht eingreift.

Es ist das große Werk meiner Frau, daß sie in ihrer religionphilosophischen Schau die revolutionierende Gedankenwelt schuf, die dem Volke Rettung werden kann. Darum soll die Revolution von 1932/33 in den Gang gesetzt werden, um diese Gedankenwelt, wie Rabbiner, protestantische und katholische Geistliche hoffen*), abzuwürgen und zu vernichten.

Meine Frau hat dem Volke ein anderes Gotterkennen gegeben, das gar keine Spannungen kennt mit Rasseerbgut, und Wissenschaft. Allein schon das Gegenüberstellen dieser Gottschau und der Lehren des alten und neuen Testaments befreit die Deutschen von unerträglichem Druck und tiefem Zweifel und bricht die Herrschaft des jüdischen Volks und der

*) Andere Landtage stehen nicht nach.

*) s. z. B. „Ludendorffs Volkswarte" Folge 11/32: „Nationalsozialisten als Würger."

Priester, die auf den Lehren und Auslegungen jener Schriften beruhen.

Nach jüdisch-christlicher Auffassung ist der Mensch dazu da, Gottes, d. h. Jahwehs oder Jehovahs Befehl zu erfüllen. Je nach seinem Tun wird er mit dem Himmel und ewiger Glückseligkeit belohnt oder in der Hölle mit ewigen Qualen bestraft. Nach unserer Schau des göttlichen Willens ist die Aufgabe des Menschen, sich in heiliger Freiwilligkeit und aus eigener Kraft zum völligen Einklang mit dem Göttlichen umzuschaffen, und solange er lebt, diesem Göttlichen in sich, in seiner Sippe und in seinem Volke zum Siege zu verhelfen, ohne daß Lohn und Strafe seiner harrt.

Zwang und Freiwilligkeit stehen also in den beiden Glaubensüberzeugungen scharf gegeneinander. Ist aber die christliche Glaubensüberzeugung willkürliches und sich vielfach widersprechendes Menschenwerk, so beruht das Erkennen des Göttlichen meiner Frau auf unantastbaren, religionphilosophischen Gedankengängen.

Weiterhin vertiefen die vielen, grundlegend tiefrevolutionierenden und aufbauenden Erkenntnisse der Werke meiner Frau, ich nenne nur „Schöpfunggeschichte", „Triumph des Unsterblichkeitwillens", „Des Kindes Seele und der Eltern Amt" und auch den „Lehrplan der Lebenskunde für Deutschvolk-Jugend", diese Grundlage der Volksschöpfung des Deutschen Volkes zu einem neuen Staats- und Wirtschaftausbau. Auf diese Erkenntnisse und ihre befreienden sittlichen Werte im einzelnen will ich nicht eingehen, sondern nur betonen, daß zum erstenmal eine klare Sonderung gegeben wurde, die überhaupt erst gestattet, Übergriffe der Staatsgewalt in den unantastbaren Bereich der einzelnen Seele, wie andererseits Versäumnisse an notwendigen Forderungen an den Menschen festzustellen.

In dem Buch „Erlösung von Jesu Christo" gibt meine Frau die Nutzanwendungen ihrer religionphilosophischen Betrachtungen für die Lebensgestaltung, soweit dies der Stoff des Buches, die Gegenüberstellung ihrer Schau mit der christlichen Lehre, zuläßt. Sie schreibt da z. B.:

„Das Sittengesetz fordert all das vom Menschen, was die staatenbildenden Tiere an sich unter dem Zwang der Erbinstinkte leisten, so daß der Mensch durch die Einordnung unter dieses Gesetz so tauglich für Selbsterhaltung und Volkserhaltung wird, wie das Tier. Die Moral des Lebens aber hebt den Menschen hoch über das Tier. Sie will die Möglichkeit der Menschenseele, sich zum Bewußtsein Gottes umzuschaffen, trotz aller Fährnisse erhalten."

Die Wesenszüge dieser Moral des Lebens und ihre Sonderung von dem Sittengesetz sind eine der tiefgreifendsten Erkenntnisse für die Volkserhaltung! So wie erst Kants Erkenntnis von den Grenzen der reinen Vernunft klare Gotterkenntnis von allen religiösen Irrtümern sondern läßt, so ist die in allergrößter Gedankenschärfe durchgeführte Sonderung des Sittengesetzes, dessen Erfüllung unter Strafe in einem Volke gefordert werden muß, wenn es nicht untergehen soll, und der Moral des Lebens, der Erfüllung der göttlichen Wünsche, die Freiwilligkeit ihrem Wesen nach bleiben muß, erst die Grundlage eines Rechtes und aller Staatsgesetze, die das Gotterleben eines Volkes nicht bedrohen, sondern schützen und die Erhaltung des Volkes sicherstellen. **Damit würden Zwang und Strafgesetze auf dem Gebiete der Freiwilligkeit und Unterlassung der Forderung des Sittengesetzes, da wo sie unerläßlich sind, zur Unmöglichkeit werden. Die ungeheuren Spannungen im Volk, die durch Eingriffe und Unterlassungen hervorgerufen werden, würden sich glätten, und die Menschen und Völker auf weiten Gebieten in innerer Übereinstimmung leben.**

Das Deutsche Volk muß, um die Bedeutung des Gesagten nur einigermaßen zu erkennen, endlich verstehen, daß die Glaubenslehren und Rechtsauffassungen die Grundlagen seines Lebens sind. Das Christentum erzieht z. B. zwangsläufig Herdenmenschen, geleitet vom christlichen Hirten unter Verheißung von Lohn und Androhung von Strafen. Ein Volk, das so im Glauben erzogen worden ist, kann sich nur einen Staat bilden und eine Wirtschaft formen, die nach gleichen Grundsätzen das Menschenleben gestalten. Es muß folgerichtig ein Zwangs- und Zuchthausstaat auf allen Gebieten aus dem Christentum entstehen, alles andere wäre ein tiefer Widerspruch in sich.

Gegenüber dem christlichen Zwangsstaat mit einer kollektivierenden Wirtschaft und einem kollektivierten Volk ergibt sich aus den religionphilosophischen Betrachtungen meiner Frau die Volksschöpfung eines freien Volkes und eines Staates, der sittliche Freiheit gewährleistet.

Um dies zu beleuchten, führe ich aus dem Werk „Erlösung von Jesu Christo" wenige Stellen an, die ich dem Abschnitt „Morallehre" und seinen Unterabschnitten „Moral des Lebens" und „Sittengesetz" entnehme:

„Das Sittengesetz darf aber auch den Gottesstolz im Menschen weder verkümmern noch brechen durch würdelose Versklavung, durch Gefährdung der Freiheit und Selbständigkeit des einzelnen. Das Sittengesetz erfüllt erst dann seinen tiefen Sinn, wenn es die Selbsterhaltung und Volkserhaltung durch ein Mindestmaß der Beschränkung der Freiheit und Selbständigkeit des einzelnen sichert. Da das Wesen aller göttlichen Wünsche und des Gottesstolzes heilige Freiwilligkeit ist, so müssen die Landesgesetze vor allem auch die heilige Freiwilligkeit der Erfüllung des Sittengesetzes sichern und fördern, jedenfalls hierzu immer die Möglichkeit lassen. Zwang und Strafe dürfen nur da einsetzen, wo die Erfüllung versäumt ist."

An anderer Stelle heißt es:

„Jedes Tier sorgt, wie wir sahen, von Instinkt gezwungen, sobald es herangewachsen ist, selbst für die Erhaltung seines Lebens. Das Sittengesetz muß, wie schon erwähnt, diesen Zwang der Erbinstinkte ersetzen und daher von jedem im Volke die Selbsterhaltung durch eigene Leistung als Selbverständlichkeit erwarten und sich nur Zuständen der Hilflosigkeit des Einzelnen gegenüber berechtigt, ja sogar verpflichtet fühlen, Fürsorge zu sichern. So muß das Sittengesetz von der Volksleitung Sicherung der Arbeitmöglichkeit jedes Einzelnen und Sicherung des Arbeitertrages verlangen. Die Einordnung des Sittengesetzes unter die Moral des Lebens hat es aber auch zur Folge, daß das Sittengesetz von der Volksleitung fordert, daß kein einziger im Volke, um sein Dasein erhalten zu können, Arbeitsklave, ‚Arbeittier' wird und hierdurch seelisch verkommt ..."

Und weiter lesen wir:

„Die Gewaltherrschaft ist nur eine vergängliche Sache, wenn ein Volk noch gesund genug ist, sie abzuwerfen, aber sie währt lange an, wenn alle Schutzwälle eingerissen wurden, die seine Freiheit hüten. Aus jenen Zeiten vergänglicher Gewaltherrschaft, in denen alle Schutzwälle im Volk noch erhalten waren, stammt auch das Volkssprüchlein:

‚Strenge Herren regieren nicht lange.'

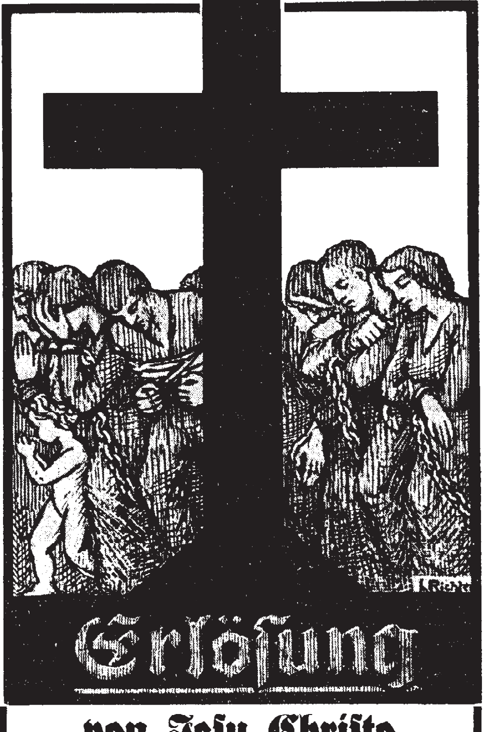
Die Schutzwälle eines Volkes gegenüber volksmörderischer Gewaltherrschaft sind: Selbstversorgung und Selbsthilfe jedes Einzelnen in seiner Selbsterhaltung, volle Verantwortung für sein Tun vor dem Sittengesetz, freie Bahn für freiwillige Höchstleistung und die Pflicht der Volksleitung, dem freien Menschen Arbeit und Arbeitertrag zu sichern."

Diesen Forderungen gegenüber, die sich aus der Religionphilosophie meiner Frau über den Sinn des Menschenlebens mit unvergleichlicher Folgerichtigkeit ergeben, frage ich:

Wie steht es heute mit der Erziehung des Volkes zu seiner Erhaltung? Hört es etwas von den überstaatlichen Gewalten, hört es etwas, was Glaube, Politik und Wirtschaft bedeutet?

Wie steht es heute mit Gewissensfreiheit, wo schon Säuglinge einer Religiongemeinschaft zugeteilt werden, aus der auszutreten nur zu oft mit gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Nachteilen verbunden ist?

Wie steht es heute mit der Erhaltung des Gottesstolzes und der Freiheit des einzelnen, der befürchten muß, sein



Brot zu verlieren, wenn er eine Meinung vertritt, die dem Brotgeber nicht bequem ist?

Wie steht es mit den Millionen Arbeitlosen gegenüber der geforderten Möglichkeit der Selbsterhaltung durch Selbstversorgung?

Wie steht es mit der Erfüllung der Aufgabe des Staates, die Möglichkeit der Selbsterhaltung und Selbstversorgung sicherzustellen?

Wie steht es mit der Erhaltung des Arbeitertrages gegenüber den ungeheuren Steuerbelastungen?

Wie steht es mit der Verantwortlichkeit der Volksleiter für diese Zustände?

Ich habe nur einige Fragen aufgeworfen, andere kann sich der Leser selbst stellen und beantworten. In allem sind unsere Anschauungen entgegengesetzt dem, was der jüdisch-christliche Zwangsstaat heute verwirklicht und das „Christentum der Tat" des Herrn Hitler noch schärfer in Erscheinung treten lassen wird.

Es ist klar, daß ein Durchdringen des Volkes mit Anschauungen, die das Volk aus dem Bannkreis des jüdischen Volkes und der Priester und aus den Armen des bürokratischen Staates führen, der Macht des Weltkapitals entgegensteht und die „schlimmste Revolution" des Geistes bringt, die heutzutage gedacht werden kann, da sie den Völkern und dem einzelnen Freiheit gibt, die von den heute herrschenden Gewalten mit allen Mitteln verhindert werden muß. Die Revolution von 1932/33 soll diese Aufgabe erfüllen, nachdem die anderen widerlichen Kampfmethoden versagt haben.

Demgegenüber werden meine Frau und ich dafür sorgen, daß die Grundlagen unserer Volksschöpfung weiter bekannt werden. Ich weiß, daß uns viele Deutsche dabei helfen werden. Auch die Revolution von 1932/33 wird diese Gedankenwelt, die die Befreiung des Deutschen Volkes zur Folge haben wird, schließlich nicht im Zwangs- und Zuchthausstaat, auch nicht im Blut ersticken können.

Die Deutsche Volkshochschule

D-2401 Ratekau · Postfach 1102

Da immer wieder gelogen wird, Ludendorff habe sozusagen Seite an Seite mit Hitler gestanden, geben wir hier einen Aufsatz Ludendorffs original im Faksimiledruck wieder. Dieser Aufsatz ist ein halbes Jahr vor Hitlers Machtergreifung geschrieben. Er zeigt in voller Klarheit, was Ludendorff von der nationalsozialistischen Machtübernahme erwartete:

Nach zehn bis zwölf Jahren (also 1943-1945) wird das Deutsche Volk erkennen, daß die Revolution 1932/33 ein Volksbetrug war.

Und weiter:

Die Revolution von 1918/19 schloß eine kriegerische Periode ab, die neue Revolution wird sie einleiten.

Die Geschichte hat gezeigt, daß General Ludendorff die Entwicklung der politischen Verhältnisse richtig vorausgesehen hat. Sollte man daraus nicht den Schluß ziehen, daß er auch die Kräfte, die die Geschichte machten, richtig gesehen hat? Ludendorff wurde nicht müde, vor dem Mißbrauch des Lebens- und Freiheitswillens des deutschen Volkes durch die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei zu warnen. Aber er konnte vor den Gefahren nicht nur warnen, er konnte der herrschenden Wirrnis auf weltanschaulichem Gebiete die klaren Antworten gegenüber stellen, die Mathilde Ludendorff in ihrer Religionsphilosophie gegeben hatte. So zeigte er, wie in dem damals gerade erschienenen Buche „Erlösung von Jesu Christo" die Frage nach Zwang und Freiheit allgemeinverständlich beantwortet wurde.

Diese Frage war Ludendorff besonders wichtig, da er die Entwicklung zum nationalsozialistischen Zwangsstaat klar voraussah.

Hitler hat in geschickter Weise den Lebenswillen des Deutschen Volkes für seinen Zwangsstaat mißbraucht, hat Maßnahmen ergriffen, die schließlich in Krieg und Zusammenbruch endeten, wie Ludendorff das vorausgesagt hat. Auf diese Weise ist der völkische Gedanke heutzutage derart in Mißkredit geraten, daß die Deutschen heute glauben, jedes Volksbewußtsein, jedes Rassebewußtsein ablehnen zu müssen. So ist dafür gesorgt, daß unser Volk von einem Extrem in das andere taumelt. Während in anderen Völkern das Volksbewußtsein wächst, wird in unserem Volke jede Regung in dieser Richtung fälschlicherweise mit Neonazismus gleichgesetzt.

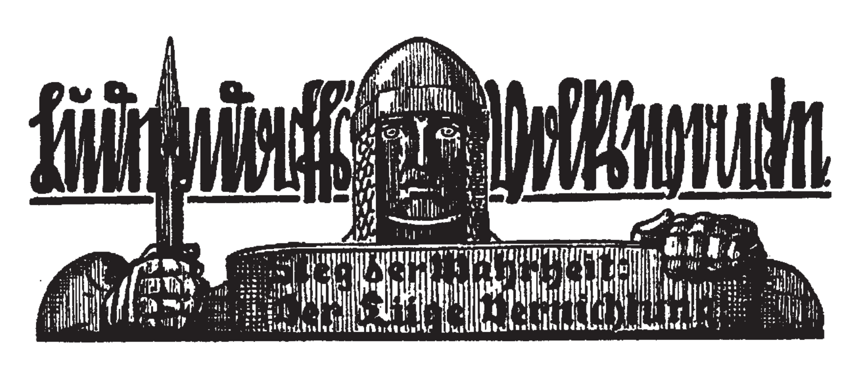
Vor allem wird man nicht müde, das Märchen in die Welt zu setzen, Ludendorff sei ein Anhänger Hitlers gewesen. Zum Beweis wird die Beteiligung Ludendorffs am sog. Hitlerputsch im November 1923 angeführt.

Nun muß man allerdings das Handeln jedes Menschen immer aus der Zeit heraus verstehen, in der er gelebt hat. Wenn man nun die Zeit um 1923 mit den heutigen Verhältnissen vergleicht, so zeigen sich Ähnlichkeiten, die uns die damaligen Verhältnisse vielleicht etwas verständlicher machen.

In unseren Tagen sehen wir eine recht beachtliche Auseinandersetzung auf verschiedenen Gebieten: da ist die ökologische Bewegung, Landschaftsschutz usw., gegen Flugplatzstartbahn, da ist die Friedensbewegung usw. Alle diese Gruppen – klein zwar, aber sehr aktiv und idealistisch einsatzbereit – sind, obwohl in wesentlichen Zielsetzungen einig, in sich zerstritten und beherbergen die unterschiedlichsten politischen Richtungen von ganz links bis ganz rechts. Wir sehen also in diesen Gruppen eine große Vielfalt unterschiedlichster politischer Färbung.

Nach dem Ersten Weltkrieg gab es im Deutschen Reich eine ebensolche Vielfalt politischer Gruppen, ebenso in sich zerstritten und unklar. Heute geht es in den Gruppen um Lebenserhaltung schlechthin, damals ging es unter dem Diktat von Versailles um Volkserhaltung. Heute fehlt diesen Gruppen eine überragende Führergestalt, damals war General Ludendorff – wie man sich ausdrückte – der „Schirmherr" aller dieser Verbände. Dabei gehörte er keiner dieser Organisationen an, eben auch nicht der Partei Hitlers, die erst nach 1924 (Hitler hatte damals erst sein Buch „Mein Kampf" geschrieben) mehr und mehr ihren politischen Weg festlegte. Im gleichen Zeitraum entfernte sich Ludendorff immer weiter von den nun immer klarer erkennbaren politischen Ansichten Hitlers bis zur ausgesprochenen Gegnerschaft.

Der hier wiedergegebene Aufsatz von General Ludendorff aus dem Jahre 1932 ist selbstverständlich nur aus der damaligen Zeit heraus zu verstehen. Es ist ein Zeitdokument, das zeigt, wie die Einstellung des Generals zur nationalsozialistischen Machtergreifung war, wie sehr es also Lüge ist, Hitler und Ludendorff als nebeneinanderstehend zu zeigen.



mit den Beilagen „Das schaffende Volk“, „Das wehrhafte Volk“, „Die Sippe“, „Die Rast“ und „Am heiligen Quell“ erscheint allwöchentlich in München.
Bezugspreis 1,06 RM. durch die Post, 1,35 RM. durch Streifband.

Sie ist das Kampfblatt

für die Befreiung aus dem versklavenden, kapitalistischen, sozialistischen und christlichen Zwang, ausgeübt durch Wirtschaft, Staat und Kirchen;

gegen jede bolschewistische, faschistische oder pfäffische Diktatur, Enteignung des Besitzes und Raub des Arbeitertrages;

gegen die Ausbeuter des Volkes: die überstaatlichen Mächte, die Weltfinanziers, Juden, Jesuiten, Freimaurer und sonstige Geheimorden;

gegen den Versailler Vertrag und jede Erfüllungspolitik, aber auch gegen jede Bündnispolitik, die geeignet ist, das Deutsche Volk in einen neuen Weltkrieg zu treiben;

für die Kampfziele Ludendorffs, für Einheit von Blut, Glauben, Kultur und Wirtschaft und für die Freiheit und die Wohlfahrt aller Deutschen;

für Aufklärung des Volkes über drohenden Krieg.

In der monatlichen Beilage „Am heiligen Quell“ gibt Frau Dr. Mathilde Ludendorff Beiträge aus der Fülle ihrer Erkenntnisse. Sie verhilft damit dem Deutschen Menschen wieder zu artgemäßem Denken auf sittlichem und weltanschaulichem Gebiete und führt ihn aus fremder Sitten- und Gottlehre hin zur Deutschen Gotterkenntnis, die im Blute wurzelt.

Ludendorffs Volkswarte-Verlag G.m.b.H.
München 2 NW, Karlstraße 10
Fernruf 53 807. Postscheckkonto: München 3407, Wien D 129 986.

Die kompletten Jahrgänge 1929 bis 1933 der Wochenschrift „Ludendorffs Volkswarte“, mit den dazugehörigen Beilagen, sind in digitalisierter Form als PDF-Dateien auf CD-ROM im Verlag Hohe Warte, www.hohewarte.de erhältlich. Ebenfalls unter www.booklooker.de. Leseproben von verschiedenen Ausgaben unter www.scribd.com, www.archive.org oder einer anderen Internetseite einsehbar. Niemand der sich mit Zeitgeschichte, Philosophie, Religion usw. beschäftigt kommt an diesen zeitgeschichtlichen Veröffentlichungen herum. Ein Fundus an wertvollem Wissen das seinesgleichen sucht. Hochkarätige Geschichtszeugnisse.



Die, die soviel von „Auferstehung" schwätzen,
die stemmen sich, solang 's nur geht,
mit aller Wucht dagegen in Entsetzen,
wenn wirklich einmal jemand aufersteht!

Wer Streifbandbezug wünscht, sende diese Karte an Ludendorffs Verlag G. m. b. H., München 19 mit dem Vermerk „Streifbandbezug" (in Deutschland monatlich -.70 RM.)

An das Postamt des neuen Beziehers

Ich bestelle hiermit bei der Post die Halb-Monatsschrift

Am Heiligen Quell Deutscher Kraft

(Erscheint zweimal im Monat in München)

ab Monat .... bis auf Widerruf, monatlich -.60 RM. (zuzüglich 4 Pfg. Zustellgeld) und bitte, den Betrag einziehen zu lassen.

Vor- und Zuname: ....

Beruf: ....

Wohnort und Straße: ....

....

Zuständiges Postamt: ....
(in Orten mit mehreren, Nr. des Postamtes)

„Ludendorffs Halbmonatsschrift – Am Heiligen Quell Deutscher Kraft" der Jahre 1929-1939 jetzt auch digitalisiert in Form von PDF-Dateien auf CD-Rom im Verlag Hohe Warte, www.hohewarte.de, unter www.booklooker.de oder einer anderen Quelle erhältlich. Im gebundenen Nachdruck ebenfalls erhältlich beim Verlag für ganzheitliche Forschung in Viöl (nur die Jahrgänge 1933 bis 1938).

Walter Löhde

Erich Ludendorffs Kindheit und Elternhaus



19 38

Ludendorffs Verlag G. m. b. H., München 19

Der Lebensweg des Feldherrn 1865—1914

Durch Tatkraft, Leistung und unbeugsamen Willen zum Vorbild des soldatischen Führers!

General Ludendorff:

Mein militärischer Werdegang

Blätter der Erinnerung an unser stolzes Heer

192 Seiten mit 9 Bildtafeln und mehrfarbigem Schutzumschlag, 30. bis 32. Tausend, 1937, Ganzleinen 4.— RM

Man kann das Buch nicht ohne innere Bewegung lesen, denn es enthält das Leben und den Werdegang eines preußisch-Deutschen Offiziers der Vorkriegszeit, der durch eigene Kraft und Leistung sich zu der schwersten und verantwortungvollsten Stellung im Weltkriege emporgearbeitet hat. Wie dies möglich war, ist eine Belehrung für die Jugend von heute und morgen, in- und außerhalb der Wehrmacht. Darüber hinaus beansprucht das Buch das Interesse all derer, die den Geist und die Arbeit des alten Heeres erfahren haben oder kennenlernen wollen, und all derer, die nach eigener gerechter Würdigung der Persönlichkeit Ludendorff und ihres Werdeganges suchen.
Das ganze Buch aber durchzieht jene glühende, fast fanatische Liebe zu Deutschland, aus der heraus Ludendorffs Handeln als Soldat und Politiker allein zu begreifen ist. Das Deutsche Volk hat einen Anlaß, seinem Feldherrn für diesen Lebensbericht dankbar zu sein, er ist ein Denkmal unserer alten Armee, ein Vorbild für die junge Deutsche Wehrmacht, gegeben von dem größten Deutschen Soldaten, dem Vorbild des soldatischen Führers, dem Feldherrn des Weltkrieges.

Das große Gedenkbuch über den Feldherrn

Erich Ludendorff
sein Wesen und Schaffen

Herausgegeben und im Aufbau entworfen von Frau Dr. Math. Ludendorff

Umfang 764 Seiten einschließlich 130 Bildern und Karten, 11.—12. Tausend, 1940. Preis in Leinen gebunden 23.— RM, in Halbleder gebunden 29.— RM

Lebenswahrer und lebendiger können Sie den Feldherrn nicht in Erinnerung behalten als durch dieses Buch. Unvergeßlich sind die Eindrücke, die dieses Werk von dem Wesen, dem Charakter, und der ganzen kraftvollen Persönlichkeit des Feldherrn gibt. Aus dem lebendigen Erleben derjenigen heraus, die Jahre lang mit ihm eng zusammen arbeiteten und kämpften, ist in diesem Werk ein Bild von ihm entstanden, wie es plastischer und packender nicht sein kann. Offiziere der Front und der Obersten Heeresleitung schildern Erich Ludendorff als Soldaten und Feldherrn, als Kameraden und Vorgesetzten, bewährte Mitkämpfer legen Zeugnis ab von seinem Geisteskampf, Frau Dr. Mathilde Ludendorff selbst zeichnet in zahlreichen Beiträgen seine herrlichen Wesenszüge. Wenn das Bild des Feldherrn und seine wahre Bedeutung für das Deutsche Volk der jetzigen und späteren Generationen gezeichnet werden kann, so nur von ihr, der Lebens- und Kampfgefährtin, die dem Feldherrn persönlich am nächsten stand und seine Größe von jener mit ihm gemeinsamen geistigen Warte allein zu würdigen vermag.

Ludendorffs Verlag GmbH., München 19

Erich Ludendorff

Sein Wesen und Schaffen

Herausgegeben von

Dr. Mathilde Ludendorff

Geschrieben

von ihr und anderen Mitarbeitern

4 farbige Tafeln, 80 Bildtafeln und 10 Kartenskizzen im Text

Schlußvignetten stammen aus der Hand von

Lina Richter

6. Tausend



1938

Ludendorffs Verlag G. m. b. H., München

Inhaltsangabe:



„Wehe dem Volk, dem die Geschichte nicht Lehrmeisterin sein kann!" Erich Ludendorff

Erich Ludendorff nach einem Gemälde von Eißfeldt

Eine Sammlung von Aussprüchen des Feldherrn

Die „Rote Reihe“
Feldherrnworte von Erich Ludendorff

Bisher sind erschienen:

Band 1: **Worte an Jugend, Bauern und Arbeiter**
Band 2: **Worte über Wehrhaftigkeit, Soldaten- und Feldherrntum**
Band 3: **Worte des Feldherrn über die überstaatlichen Mächte**

Die „Rote Reihe“ enthält eine Sammlung von Aussprüchen des Feldherrn und gibt allen Deutschen Gelegenheit, aus der reichen Kriegserfahrung des Feldherrn und aus seinem Kampf gegen die überstaatlichen Mächte zu lernen und neue Erkenntnisse zu schöpfen, um daraus Folgerungen für die Lebensgestaltung zu ziehen. Durch die geschmackvolle Aufmachung sind die Bände der „Roten Reihe“ ebenso wie die der „Blauen Reihe“, die ja bereits in vielen Kreisen freudig aufgenommen wurden, für Geschenkzwecke besonders geeignet. Der Preis der einzelnen Bände ist unabhängig vom Umfang, der durch die Art der Zusammenstellung verschieden sein muß, einheitlich festgelegt auf 1.50 RM kart. und 2.50 RM in rotem Leinen gebunden. Die „Rote Reihe“ wird durch weitere Bände fortlaufend ergänzt. Zu beziehen durch den gesamten Buchhandel, die Ludendorff-Buchhandlungen und die Buchvertreter.

Ludendorffs Verlag GmbH., München 19

Das politische Standardwerk des Feldherrn

General Ludendorff:

Kriegshetze und Völkermorden in den letzten 150 Jahren

232 Seiten, 91.—93. Tausend, 1939, Ganzl. 3.— RM, kart. 2.— RM

Dieses zum Verständnis der europäischen Politik und Geschichte unentbehrliche Werk des Feldherrn Erich Ludendorff ist in einer erweiterten Neuauflage erschienen. Ein ganzer Abschnitt, „Nachkriegsringen: Dem Jahwehjahre 1941 entgegen" betitelt, ist eingefügt worden. Endete das Werk früher mit dem Ausgang des Weltkrieges, so ist jetzt jene Zeit geschildert, welche auch die Jüngeren unter uns durchlebt haben. Somit reicht es bis in die Gegenwart hinein und zeigt das eifrige Wirken Roms und des Juden, welches uns im Nachkriegsgeschehen so lebendig vor Augen steht, wenn wir es erst erkannt haben. Auf diese Weise belebt sich auch die geschilderte geschichtliche Vergangenheit. Das ernste, aus tiefer Sorge um das Deutsche Volk geschriebene Werk führt jedem vor Augen, wie bitter notwendig es gerade heute ist, die Hintergründe des politischen Geschehens erkennen zu können.

Es ist völkische Pflicht eines jeden Deutschen, aus den Erfahrungen und Forschungen des Feldherrn zu lernen.

Ludendorffs Verlag GmbH., München 19



8. Herbstmond 1929 (September)
Folge 19 / 1. Jahrgang

Verlag u. Schriftleitung: München, Promenadepl. 16a. Fernruf 92361. Postscheck.: „Ludendorffs Volkswarte-Verlag", München 3407, Wien D 129986. — Bezugsgebühr: Monatlich durch die Post RM. 1.— (zuzügl. 6 Pf. Zustellgeb.), Streifband- u. Auslandsbezug 35 Pf. mehr.

Anzeigengebühr: 9 gespaltene Millimeterzeile 8 Pf., die 3 gespaltene Reklame-Millimeterzeile 30 Pf. Bei Wiederholungen u. Seitenabschlüssen besondere Vergünstigungen. Erfüllungsort: München. — In Fällen höherer Gewalt: Weder Nachlieferung noch Rückzahlung.

Einzelpreis 25 Pfennig
Erscheint jeden Sonntag.

Das Geheimnis der Jesuitenmacht und ihr Ende

Von Erich Ludendorff und Frau Dr. Mathilde Ludendorff

Die neue Waffe für die Deutsche Abwehr

Das Geheimnis der Jesuitenmacht und ihr Ende.

Das ist der Titel des neuen Werkes, in dem das Haus Ludendorff dem Deutschen Volk — und nicht nur ihm, sondern allen geknechteten Völkern der Erde — die Waffe in die Hand gegeben hat zum Kampfe gegen die weitaus gefährlichste Geheimmacht, die sein und aller Völker Leben bedroht: **Die Waffe zum Kampfe gegen die überstaatliche Jesuitenmacht.**

Vielen Deutschen, die unter Führung des Hauses Ludendorff die verbrecherischen, auf die Weltherrschaft gerichteten Ziele von Jude und Freimaurer erkennen gelernt haben, deren enge Verbundenheit und listige, lügnerische und vor keinem Mittel zurückschreckende Wirkungsweise, denen mag es im ersten Augenblick als zweifelhaft erscheinen, daß noch ein höherer Gipfel überstaatlichen Verbrechertums vorhanden sein könnte als wie er in Jude und Freimaurer gegeben ist — so, alle Maße überschreitend stellen sich ja schon diese beiden dar! **Und doch: des Jesuiten Art stellt sie noch beide in den Schatten, indem er — noch besser als diese — seine ganze Furchtbarkeit unter der Tarnkappe eines immer freundlich und so harmlos dreinschauenden Gesichts eines „armen Bettelordens" verborgen hält.** Doch diese Tarnkappe ist ihm nun von seinem alles warmen Lebens baren Totengesicht heruntergerissen — und damit seine Macht! **Beruht doch auch die Macht dieses „schwarzen Feindes" — wie diejenige des Judentums und der Freimaurerei — allem voran auf dem Unerkanntsein seines wirklichen Wesens.**

Um diese bestvertarnteste Macht in das sie wehrlos machende Licht der Erkenntnis zu stellen, konnte die Zeitenwende, in der wir heute stehen, keinen größeren Griff tun als diese Aufgabe den Zweien vorzubehalten: dem, der mit dem Blick des Feldherrn und Staatsmanns die Stellung dieses Heeres, das „unter der Fahne des Kreuzes Gott Kriegsdienste tun will", umfaßt, und jener Frau, die um das Leben der verschiedensten Seelen Bescheid weiß wie niemand sonst, und die in das philosophische Chaos von heute eine neue Ordnung hineinstellte. Ein Mann und eine Frau — und was die Augen dieser beiden großen Verschiedenen geschaut und erkannt haben, das ist in diesem neuen Werk zu einer Einheit geworden, zu der Schöpfung einer Persönlichkeit, wie sie in dieser Gestalt die Geschichte noch nicht gesehen hat, und für die sicherlich eine Nachwelt nur den Namen haben wird: das Haus Ludendorff, jenen Namen, an dem für alle Zeiten das unvergängliche Verdienst haften wird, der Welt — und insbesondere dem Deutschen Volk — aufgezeigt zu haben, daß das Schicksal der Völker in der Hauptsache von ganz anderen Mächten bewegt wird wie von denjenigen, die in Paris, London, Washington usw. ihre Ministerien des Äußeren haben und als Staatsmächte aller Welt bekannt sind. **Diese Mächte verfügen zwar über Schiffsgeschütze und Maschinengewehre, über Millionenheere und Milliardenwirtschaften — sie verfügen darüber, indem gleichzeitig von den überstaatlichen Mächten her, mit denen sie von oben bis unten durchfilzt sind, über sie selbst verfügt wird, wie über Schachfiguren.** Wie dieses unheimliche Tun möglich ist, das wies das Haus Ludendorff in den bisherigen Kampfschriften nach, wie es aber der „Kriegsschar Jesu" — mehr als den anderen — zu einer grauenvollen Möglichkeit wird, das tut in einer atemraubenden Wucht dieses neue Werk dar, und gibt damit dieser Macht gegenüber die Mittel an die Hand, um auch ihr das Ende zu bereiten.

Sogleich von vorneherein läßt dies Werk jene Meinung, die auch selbst noch in den Reihen der erwachten Deutschen ihre Traumwandler hat, als einen entsetzlichen Irrtum erkenntlich werden, jene Meinung, als ob die „Kompanie Jesu" eben nur ein Orden sei, ein Glied, eine Spielart innerhalb der römischen Kirche, ein Orden, der zwar fanatischer sein Ziel verfolgt als die anderen und unbedenklicher ist in der Wahl seiner Mittel, der aber sonst eben nur so eine Art schwarzes Schaf in der katholischen Familie darstelle — und mehr nicht. Diese Wahrhaft-Harmlosen wird nach dem Studium des vorliegenden Werkes ein Grauen schütteln. Gleich die ersten Kapitel des Buches, die einen furchtbaren Einblick in das seelenmordende Wesen und die alles durchsetzende Gliederung des Jesuitenheeres eröffnen, machen es zu einer unbestreitlichen Tatsache, daß es sich ganz anders verhält: **daß der Jesuit der Herr geworden ist und Rom zu seinem Gescherr. Den schlagendsten Ausdruck findet diese Tatsache darin, daß — nach den Ordenssatzungen! — der Jesuitengeneral, der „schwarze Papst",**

der „Christus quasi praesens"

ist, d. h. „der gleichsam gegenwärtige Christus"! Demgegenüber ist bekanntlich das sichtbare Oberhaupt der römischen Kirche, der „weiße Papst", nur der „Stellvertreter Christi" und zwar nur, sofern er „im Amte" handelt! Schon diese Unterscheidung bietet den Schlüssel zu einem Eingang in das rechte Verständnis, und General Ludendorff sagt somit in dem 1. Kapitel, „Der schwarze Feind":

Wir übergeben dieses Werk dem Deutschen Volke, damit es nun auch den Abwehrkampf gegen die Vergewaltigung durch den Jesuitenorden führen kann.

Wir übergeben es den Deutschgläubigen und den Protestanten, die sich durch ihre Geistlichkeit nicht den Jesuiten ausliefern lassen wollen, wie auch den Katholiken, die sich nach der Befreiung von dem Joch der „Leichname" Loyolas sehnen.

Wir übergeben es den „internationalen", wie den „nationalen" Deutschen, die sich durch den Jesuitenorden und seine Verbündeten, den Juden und künstlichen Juden, den Freimaurern, gegeneinander hetzen lassen.

Das Werk ist die Fortsetzung der Befreiungstat Luthers, als er, umgeben von studierender Jugend, die Bannbulle des römischen Papstes verbrannte und damit in der Folge Deutschen Geist von den engen Fesseln furchtbarer Knechtung befreite.

Seit 400 Jahren führt der General des Jesuitenordens den „ewigen Krieg" gegen alle Völker auf den Gebieten des Blutes, des Glaubens, der Kultur und der Wirtschaft, mit allen Mitteln kirchlicher und weltlicher Politik, um als der „gleichsam gegenwärtige Christus" sich sein Weltreich zu errichten.

Seit 150 Jahren steht er in diesem gotteslästerlichen Kampfe, eng vereint mit Juden und Freimaurern und doch im Sektenstreit gegeneinander.

Heute sollen die Deutschen in einem jüdisch-freimaurerisch-demokratischen oder in einem jesuitisch-diktatorischen Paneuropa verschwinden.

Das ist der tiefe Sinn des internationalen Systems, unter dem wir stehen, und der sogenannten „nationalen Opposition" gegen dieses System.

Noch in letzter Stunde äußerster Not richten wir an die Deutschen die Frage, ob sie wirklich einen dieser beiden gleich verhängnisvollen Wege gehen wollen oder endlich den Weg beschreiten werden, der ihnen mit der Bildung der „Deutschen Abwehr" gegen jahrhundertelange Vergewaltigung gewiesen wird.

Wir sind überzeugt, daß die Deutschen endlich das furchtbare Schicksal kennen, dem sie blind entgegentaumeln, und dem Ruf nach Zusammenschluß und zum Abwehrkampf gegen die überstaatlichen Geheimmächte folgen werden.

Darum übergeben wir ihnen und all den anderen gleich bedrängten Völkern auch das neue Werk als Abwehrwaffe.

Deutsche, lernt sie gebrauchen, wenn der sittliche Kampf um Arterhaltung und Freiheit es erfordert. Je ungeheuerlicher die Gründe für die Anklagen sind, die um des Volkes halber erhoben werden müssen, desto sorgfältiger muß jeder Mitbürger sie kennenlernen und verwerten. Nur so kann er seinem Volke helfen.

Deutsche, studiert umgehend das Werk und verbreitet es! Jeder einzelne Deutsche hält wieder die eigne Zukunft und die Zukunft seines Volkes in seiner Hand.

Erich Ludendorff
und
Frau Math. Ludendorff

Aus dem Inhalt:

Die erlösende Tat des Feldherrn

General Ludendorff:

Vernichtung der Freimaurerei durch Enthüllung ihrer Geheimnisse

120 Seiten und 9 Bilder aus Logen, 179.—183. Tausend, 1938, Ganzleinen 2.50 RM, kartoniert 1.50 RM

Dieses Buch von Erich Ludendorff ist eine Tat, deren politische und vor allem kulturelle Auswirkung kaum überschätzt werden kann. Dabei ist sein Inhalt so erschütternd, daß es schwer ist, sich zu einer sachlichen und ruhigen Würdigung zu zwingen. Ungeheuerlichkeiten, die Jahrhunderte hindurch bestanden haben, ohne daß sie den ahnungslosen, von ihnen bedrohten Völkern bekannt geworden wären, stehen durch dieses Werk Ludendorffs mit einem Mal im hellen, grellen Sonnenlicht. Mit dem unerbittlichen Wahrheitsinn des Deutschen ist hier in die Dunkelkammer der jüdischen Bruderliebe geleuchtet. Der Verfasser begnügte sich nicht, wie andere Bekämpfer der Freimaurerei, deren undeutsches Wirken in einer geschichtlichen Epoche, zum Beispiel vor, während und nach dem Weltkriege, zu entlarven. Sein Forschen galt ganz im Gegenteil der Art dieses Geheimordens, also seiner Organisation, seiner Geheimlehre, seiner Gerichtsbarkeit, seiner Moral, seinem Ritus, kurz, seinem inneren Wesen, was bisher so sorglich verhüllt worden war und nur in den Geheimbüchern der Freimaurerei zu finden ist, was sogar den meisten Freimaurern nur zum kleinsten Teil mitgeteilt wird. Seit Erscheinen dieses Buches sind nun elf Jahre vergangen. Obwohl die Freimaurerei heute in Deutschland verboten ist, hat sich doch in der Geschichte das immer wieder neuerstehende völkerzerstörende Wirken der überstaatlichen Freimaurerei in grellem Lichte gezeigt. Nur Aufklärung über dieses Wirken der judenhörigen Freimaurerei kann die Völker in Zukunft vor solchem Unheil bewahren.

Destruction of Freemasonry

Through

Revelation of their Secrets

by

General Erich Ludendorff



E-book! See the Internet under www.archive.org, www.scribd.com or the Internetchannel www.youtube.com/user/Genesis2740Blessing



Ein Versuch der vollkommensten Bildgestaltung des Feldherrn. Groß-Oktav, 114 S. m. 1 Photo auf dem Schutzumschlag u. 8 Bildern auf Kunstdruck u. 1 Ahnentafel d. Feldherrn. Ganzl. geb. RM. 3.50.

Generallt. a. D. Bronsart v. Schellendorf urteilt über das Buch: „**Es gibt kein Werk über den Feldherrn, das uns Deutschen diesen Recken in allen seinen Taten und Auswirkungen so lebendig vor die Augen führt und in unsere Seele so unauslöschlich eingräbt, wie „Ludendorff, der ewige Recke“.**

Das Buch ist mit dem Herzen geschrieben und umfaßt den ganzen Menschen und Deutschen Ludendorff.

Verlag Pfeiffer & Co., Landsberg (Warthe).

Der Verfasser vorliegender Schrift, Matthias Köpke, kann sich der obigen Buchbeschreibung des Werkes: „Ludendorff der ewige Recke“ von Alfred Stoß, nach einem umfangreichen Schriftstudium der Werke Erich Ludendorffs uneingeschränkt anschließen. Ein umfangreicheres Werk zum Leben des Feldherrn ist: „Erich Ludendorff, Sein Wesen und Schaffen“, herausgegeben von Dr. Mathilde Ludendorff und natürlich seine eigenen Lebenserinnerungen in 3 Bänden. Alle Werke sind digitalisiert erhältlich unter www.scribd.com, www.archive.org oder unter einer anderen Internetadresse.

Erich und Mathilde Ludendorff

Die Judenmacht ihr Wesen und Ende

Mit 40 Abbildungen

Herausgegeben
von
Dr. Mathilde Ludendorff



1939

Ludendorffs Verlag GmbH., München 19

Inhaltsverzeichnis

3. Der Jude erfüllt die politischen und wirtschaftlichen frommen Pflichten

A) Jüdisch fromme Politik

Nachfolgend
die Lebenserinnerungen
„Statt Heiligenschein und Hexenzeichen mein Leben“
von
Mathilde Ludendorff
(Dr. von Kemnitz)
in 6 Bänden.

Statt Heiligenschein oder Hexenzeichen mein Leben

I. Teil Kindheit und Jugend

Mathilde Ludendorff
(Dr. von Kemnitz)

Mit acht Abbildungen

Ludendorffs Volkswarte-Verlag, München

Durch Forschen und Schicksal zum Sinn des Lebens

II. Teil von:

Statt Heiligenschein oder Hexenzeichen mein Leben

von

Mathilde Ludendorff
(Dr. von Kemnitz)

Mit zwölf Abbildungen



19 37

Ludendorffs Verlag G. m. b. H., München

Erkenntnis – Erlösung

III. Teil von:

Statt Heiligenschein oder Hexenzeichen mein Leben

von

Mathilde Ludendorff
(Dr. von Kemnitz)

Mit zehn Abbildungen



Verlag Hohe Warte
Franz von Bebenburg
Pähl 1952

Herrliches Schaffen
und des
Freiheitskampfes ernster Beginn

IV. Teil von:

Statt Heiligenschein und Hexenzeichen mein Leben

von

Mathilde Ludendorff
(Dr. von Kemnitz)

Mit vierzehn Abbildungen

19 56

Verlag Hohe Warte · Franz von Bebenburg · Pähl/Obb.

Freiheitskampf wider eine Welt von Feinden an der Seite des Feldherrn Ludendorff

V. Teil von

Statt Heiligenschein und Hexenzeichen mein Leben

von

Mathilde Ludendorff
(Dr. med. von Kemnitz)

Mit 16 Abbildungen

19 67

Verlegt bei Franz von Bebenburg in Pähl

Freiheitskampf wider eine Welt von Feinden an der Seite des Feldherrn Ludendorff

VI. Teil von

Statt Heiligenschein und Hexenzeichen mein Leben

von

Mathilde Ludendorff
(Dr. med. von Kemnitz)

Mit 18 Abbildungen

19 68

Verlegt bei Franz von Bebenburg in Pähl

Mathilde Ludendorff (Dr. von Kemnitz)



Freiheitskampf wider eine Welt von Feinden an der Seite des Feldherrn Ludendorff

Die Jahre von 1929–1933/37



Fot. Grainer

Mathilde Ludendorff

Mathilde Ludendorff

ihr Werk und Wirken

Herausgegeben von

General Ludendorff

geschrieben

von ihm und anderen Mitarbeitern

Die Federzeichnungen

stammen aus der Hand von

Lina Richter, geb. Spieß



19 38

Ludendorffs Verlag G.m.b.H., München

Inhaltsangabe:

Als Schöpfer Deutscher Gotterkenntnis:

Anlagen:

Hinzu kommen noch der Band 8: **„Auf Wegen zur Erkenntnis“** und Band 9: **„Für Dein Nachsinnen“**. Alle Bände im Internet unter www.archive.org, www.scribd.com oder anderen Internetadressen einsehbar oder käuflich zu erwerben.

Jüdischer Glaube gestaltet Realpolitik

„Der Quell", Zeitschrift für Geistesfreiheit, brachte folgenden Brief Dr. M. Ludendorff s.

Sehr geehrter Herr!

In Ihrem Briefe vom 19. 8. fragten Sie an, ob ich für Ihr Novemberheft „Der Weg" einen kurzen Beitrag aus meiner Feder zu geben gewillt sei. Gewiß würde ich Ihnen diese Bitte nicht abschlagen, aber das nunmehr endgültig rechtskräftige Urteil der Spruchkammer München, das mich in die Gruppe der Aktivisten eingestuft hat, verbietet mir leider nicht nur viele Dinge, die ich beim besten Willen gar nicht erstrebe, so zum Beispiel das Amt eines Notars und eines Rechtsanwaltes, das mir als Psychiater und Philosoph im 75. Lebensjahr ein klein wenig zu mühsam zu erreichen wäre, sondern auch unter anderem die schriftstellerische Tätigkeit auf 7 Jahre hin. Aber diesen Brief können Sie ja, da Sie nicht von der Spruchkammer an geistige Ketten gelegt sind, ganz so verwenden, wie Sie wollen.

Es wird vielleicht die Leser Ihrer Zeitschrift interessieren können, daß ich in den 32 Jahren meines politischen Ringens für die Freiheit aller Völker der Erde sehr oft eine sehr ernste Erfahrung gemacht habe. Besonders bei der Abwehr der großen Gefahr für die wirtschaftliche und geistige Selbständigkeit und Freiheit der Völker, die wir in dem jüdisch-orthodoxen Weltziel sehen müssen, fehlen oft die gründlichen Kenntnisse über den Glauben, der in den Vertretern des jüdischen Volkes die sich für das messianische Weltreich unter jüdischer Oberherrschaft einsetzen, alles wirtschaftliche, politische und kulturelle Handeln und Unterlassen bestimmt. Aus solcher Erfahrung heraus habe ich die Spruchkammer-Anklagen gegen mich dazu verwertet, solchen Mißständen für die Gegenwart und Zukunft ein Ende zu machen.

Aus den religiösen, für den gläubigen Juden maßgebenden Werken und aus den geschichtlichen Dokumenten habe ich alles Wesentliche und Unentbehrliche zusammengetragen. In beiden Instanzen wurde mir aber verwehrt, den Wahrheitsbeweis zu bringen doch kann ihn jeder dem stenographischen Bericht auf hundert Druckseiten (Verlag Hohe Warte, (13 b) Pähl b. Weilheim/Obb.) entnehmen. Wie wichtig es bei der Überwindung der großen Gefahr ist, hier ganz genau Bescheid zu wissen und den Juden durch seinen eigenen Glauben zu überwinden, dafür möchte ich ein kleines Erlebnis diesem Briefe anvertrauen.

Den vier Jahren Spruchkammerverfolgung gingen eineinhalb Jahre voraus, in denen ich von allen möglichen Sektionen der Demokratie der USA vernommen wurde, während die Security Police gar manches Mal mit dem Auto schon vor der Türe stand, um mich nötigenfalls abzuführen So kam denn auch einmal ein Mann, dem der Haß gegen mich nur so aus den Augen sprühte und der mit Hilfe eines sehr starken Stimmaufwandes hoffte mich verängstigen zu können. „Wollen Sie alles verantworten, was Sie in der Zeitschrift ‚Am heiligen Quell' veröffentlicht haben?" fragte er drohend „Natürlich, es steht ja auch mein Name dabei." — Darauf wurden mir Stellen aus Artikeln vorgelesen, die offenbar als ein großes Verbrechen angesehen wurden, und als ich dabei völlig ruhig blieb, kam die Frage nicht gesprochen, sondern geschrien: „Wissen Sie denn gar nicht, was Ihnen bevorsteht?" — „O doch, ich habe ja schon ein ganzes Jahr hindurch den herrlichen Freiheitsgeist der Demokratie der USA kennen gelernt und weiß recht wohl, was mir bevorsteht, aber ich begreife Sie überhaupt nicht." — „Was fällt Ihnen ein?" — „Ja, möchten Sie nicht hören, weshalb Sie mir so unbegreiflich sind? Wenn ich mich nicht sehr irre, sind Sie doch Jude. Und ich möchte darauf wetten, daß Sie ein orthodoxer Jude sind, deshalb begreife ich gar nicht, warum Sie so mit mir verfahren! Sie wissen doch so gut wie ich, daß Isaak, der von Ihrem Gott Jahweh selbst vor dem Opfertode behütet wurde, in allen seinen Worten so maßgebend und unantastbar ist wie Ihr Gott Jahweh selbst." — Der Gesichtsausdruck veränderte sich schon ein wenig. — „Sie wissen auch, daß sein Sohn Jakob, der sich durch eine List den Segen für Esau erschlich, das jüdische Volk bedeutet. Der Segen, der Jakob den Tau des Himmels, die Fettigkeit der Erde, Korn

und Wein die Fülle verheißt und ihm zusagt, daß die Völker ihm dienen müssen und ihm zu Füßen fallen müssen, wird von allen orthodoxen Juden mit Freuden begrüßt und mit Eifer zur Erfüllung geführt. Niemals wird irgendein orthodoxer Jude, also niemals werden auch Sie selbst diesen, die Weltherrschaft verheißenden Segen Jahwehs durch Isaak vergessen!" — Haß und Groll sind aus dem Gesicht verschwunden, und Spannung, was nun noch von mir gesagt wird, liegt auf den Zügen. — „Gern aber vergessen alle orthodoxen Juden und auch Sie in dieser Stunde den zweiten Segen, den Jahweh durch den Mund Isaaks nun dem Esau gibt, nachdem er die List erkannt hat. Esau ist alles nichtjüdische Volk, das wissen Sie! Und Sie wissen auch, daß in Ihrer Thora im 1. Buch Moses 27, Vers 39 und 40 zu lesen steht: ‚Da antwortete Isaak, sein Vater, und sprach zu ihm: Siehe da, Du wirst keine fette Wohnung haben auf Erden und der Tau des Himmels von oben her ist Dir fern. Deines Schwertes wirst Du Dich nähren und Du wirst Deinem Bruder dienen. Und es wird geschehen, daß Du Dich aufraffst und sein Joch von Deinem Halse reißen wirst und auch Herr bist.' — Und nun kommen Sie als orthodoxer Jude und wagen es, mir zu drohen und Strafen in Aussicht zu stellen für das, was ich gesprochen und geschrieben habe? Mein Mann und ich haben in der Judenfrage nie ein Wort geschrieben oder gesprochen, das etwas anderes gewesen wäre als das Abschütteln des Joches Jakobs von unserem Halse, mit dem Ziele auch Herr zu sein. Wer also erfüllt denn hier die Verheißung, die Jahweh durch Isaak gibt? Nun, ich denke doch, der Esau in Gestalt meines verstorbenen Mannes und ich! Und wer wagt es, Ihrem Gotte Jahweh zuwiderzuhandeln?"

Das Gesicht mir gegenüber ist weiß. Der Jude erhebt sich, spricht mit der Stimme bebend die Worte: „Ich danke sehr", verbeugt sich und verläßt rückwärtsgehend den Raum.

Dieser kleine Vorfall ist nur einer von sehr vielen Erfahrungen in dieser Richtung während 32 Jahren. Zweierlei möchte er denen, die die Gefahr überwinden wollen, an die Seele legen. Einmal, daß sie den zusammengetragenen Wahrheitsbeweis gründlich aufnehmen und verwerten. Und zum anderen, daß sie sich tief einprägen: Nur der Kampf wird hier zum Ziele führen, der gerade den orthodoxen Juden als von ihrem Gotte Jahweh selbst verheißener Kampf erscheinen muß, ein Ringen um die Freiheit aller nichtjüdischen Völker, der niemals über das Ziel hinausschießt, der niemals etwas anderes ist als das in ernster Moral verwirklichte Abschütteln des Joches Jakobs von dem Halse und der Wunsch aller Völker, selbst auch Herr zu sein.

Es lebe die Freiheit aller Völker!

Dr. Mathilde Ludendorff

Noch einmal der Esau-Segen

Aus einem Briefe Dr. Mathilde Ludendorffs

Es wundert mich keineswegs, daß man meine Feststellungen über den Esau-Segen widerlegen möchte. Wir dürfen schließlich nicht vergessen, daß viele Freimaurerlogen, deren eingeweihte Hochgradbrüder sie zur Errichtung und Erhaltung des Tempels Salomons zu lenken haben, in Deutschland wieder neu an der „Arbeit" sind.

Das Messianische Reich soll also noch nicht bestehen? Es soll nicht mit Recht auf den 14. 5. 1948 von uns angesetzt sein? Man sagt Ihnen: als Beweis hierfür brauche man doch nur auf den außergewöhnlich heftigen Streit der großen jüdischen Organisationen hinzuweisen, der gerade über die wirtschaftliche Versorgung des Staates Israel entbrannt sei? Wie schlecht sind Sie unterrichtet, daß Ihnen solcher Hinweis einleuchtet! Zank und Streit werden immer im jüdischen Volk blühen, besonders wenn es sich um das Mittel zur Weltmacht, um das Geld handelt! Gewiß, der echte Kampf zwischen den Juden in Israel und in der „Diaspora" und der Scheinkampf zwischen Zionisten und Antizionisten innerhalb der Diaspora

ist sehr heftig. Ben Gurion hat ihn auch keineswegs durch seinen Tadel über die zugeschnürten Geldsäcke in der Diaspora besänftigt. Ja, die dann aus Empörung gegründete „Bond Aktion" hat die „Joint" der jüdischen Hochfinanz zu dem Entschluß gebracht, die Sammlungen für Israel überhaupt abzustellen, bis diese „Bond Aktion" wieder aufgehört habe. Das war der Grund, weshalb Adenauer so sanft gedroht wurde, falls Deutschland nicht der Geldnot Israels durch Zahlung von mehr als 3 Milliarden D-Mark abhülfe. Damit hatten zugleich die Araber die Antwort Baruchs auf ihr Bündnis mit dem Papst, als auch der Papst seine Antwort zu seinem Plan des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, denn Adenauers Anhang in der Bundesrepublik erlitt durch die Boykotterklärung der Araber starken Abbruch. Aber gerade der Umstand, daß es Baruch spielend gelingt, Folgezustände aus dem Zank der jüdischen Organisationen mit den politischen Fernzielen und mit dem Spiel auf dem Schachbrett Europas zu vereinen, sollte Ihnen doch zur Genüge beweisen, daß das Messianische Reich eben schon Gegenwart ist. Der auffallende, öffentliche Streit zwischen großen jüdischen Organisationen kommt nicht von ungefähr: ist es doch jetzt umso notwendiger, diese Gojim im Zweifel zu halten, damit sie nur ja nicht ihr nach jüdischer Orthodoxie bestehendes Recht in Anspruch nehmen, nämlich „sich aufzuraffen, das Joch Jacobs von ihrem Halse zu reißen und auch Herr" zu sein (Moses I, 27, Vers 39 – 40).

Die Hauptsache ist, daß die „Vereinten Nationen" die große jüdische Dachorganisation des gesamten Judentums, den 1936 gegründeten „jüdischen Weltkongreß", anerkannt haben. Diese Dachorganisation lenkt die UNO, die ja eine für die jüdische Weltleitung beruhigende jüdisch-freimaurerische Mehrheit hat, ganz unauffällig. Neben dieser Organisation, die die politische Repräsentation der jüdischen Weltherrschaft darstellt, steht dann noch die finanzielle, die „Joint", als zweite öffentliche Repräsentation der jüdischen Weltherrschaft in Gestalt der jüdischen Hochfinanz. Wollen Sie noch mehr Beweise? Nun gut! Die genannten Streitigkeiten der jüdischen Verbände werden im übrigen nie die Leitung des jüdischen B'nai Brith stören dürfen oder wollen. Ebenso wenig wird sich der Einfluß dieses Geheimordens auf die eingeweihten Hochgradbrüder je mindern. Von Zank und Streit ist niemals etwas Bedrohliches für das Judentum zu erwarten, da über allem, ganz wie über dem einzelnen Juden, die Gesetze der Thora als unantastbares Wort Jahwehs stehen, auch wenn kein Rabbiner zugegen ist. Wehe dem unfolgsamen „Maser".

Nun, wenden Sie aber noch ein, weite Teile des Judentums lehnten es ab, in Israel das ersehnte Messianische Reich zu sehen. Sie weisen darauf hin, daß Juden, die voll Hoffnung aus deutschen DP-Lagern nach Israel ausgewandert waren, nach Monaten nur mühsam, durch einen zum Schein vorgenommenen Übertritt zum Katholizismus aus diesem, wie sie sagten, „grauenvollen Zwangsghetto mit Briefzensur und fortwährender Bespitzelung" die ersehnte Ausweisung erhielten. So sei der 14. 5. 48 als Gründungstag des Staates Israel nicht mit der Errichtung des Messianischen Reiches gleichzusetzen. Aber gerade an diesem Einwand kann Ihnen bewiesen werden, was man abstreiten will. Als Unterlage für die Tatsache, daß die jüdische Leitung die USA als das Land ihrer eigentlichen Weltherrschaft, das Land Israel aber nur als symbolisches Kennzeichen dieser Herrschaft ansehen, mag Ihnen folgende Mitteilung dienen. H. Friedrichsen weist uns darauf hin, daß die „Vereinten Nationen" ganz öffentlich als die der jüdischen Weltherrschaft untergebenen Völker des Erdballs kenntlich gemacht wurden. Er schreibt:

„Es hat einen Sinn, den gleichen symbolischen Sinn, warum auch die Fahne der Vereinten Nationen bis auf eine Kleinigkeit sich mit der Fahne Israels deckt."

Was aber brachte er zuvor schon als Beweis dafür, daß die UNO für die Weltleitung gar nichts anderes bedeutet als die vollendete Errichtung des Messianischen Reiches durch den Sieg der Juden 1948 über die Syrier und Araber, der dann zur Errichtung Israels führte? Er zitiert zunächst aus JTA:

„Vierzig Tonnen Steine aus den Castel-Steinbrüchen bei Jerusalem werden beim Bau des Uno-Gebäudes in New York verwendet. Die Kämpfe an den Castel-Höhen im Jahre 1948 brachten die Wende im jüdischen Unabhängigkeitskampf."

Dann aber fährt der Verfasser mit Recht fort:

„Da nicht anzunehmen ist, daß in den ganzen Vereinigten Staaten sich keine geeigneten Steine finden sollten, um das Gebäude der ‚Vereinten Nationen' in New York zu errichten, so muß der Transport dieser Steine aus Israel und ausgerechnet von den Quast- (das ist die arabische Form des Ortes) Höhen, wo die tapfere Freiwilligen-Truppe der Araber unter Abdurrahman el Husseini im Feuer der gleichzeitig von der Sowjetunion und den USA mit modernen Waffen belieferten Juden verblutete, einen Sinn haben."

Diese prahlerische Meldung der JTA ist für uns sehr wesentlich. „Der Zorn Jahwehs" müßte die Prahler nach jüdischem Glauben dafür strafen, daß sie uns diesen großen Gefallen getan haben! Denn nun ist ja klipp und klar, daß die jüdische Weltleitung selbst den Beginn des Messianischen Weltreiches auf den 14. 5. 1948 datiert. Wir wissen nun, was die vierzig Tonnen Steine für das Gebäude der UNO dem Judentum offen zu künden haben: Der „einzige Unterschied" zwischen der messianischen Zeit und der vormessianischen ist heute Tatsache: die vereinten Nationen des Erdballs sind dem jüdischen Volk untertänig – wie es der Talmud für den Anbruch dieses Zeitalters aussagt.

Die Stunde, in der der gesetzestreue Jude erstmals dessen gegenwärtig sein muß, daß die nichtjüdischen Völker (der „Esau") „sich aufraffen, das Joch Jacobs (des Juden) von ihren Schultern reißen und auch Herr sind", ist also heute gekommen. Möge die Aufklärung über den Esau-Segen sich ganz der ungeheuren Bedeutung dieser geschichtlichen Stunde gemäß Bahn brechen! Gilt es doch alle nichtjüdischen und nichtchristlichen Völker, aber auch alle Christen und Freimaurer über die Verheißung Jahwehs an Esau nach jüdischem Geheimsinn aufzuklären, und diese Aufklärung auch noch mit den vorhin genannten, vom Judentum selbst gelieferten Beweisen zu verbinden. Erst in dieser Stunde hat nach jüdischem Geheimglauben Esau das Recht, das Joch abzuwerfen und selbst Herr zu sein, denn der Segen für Esau hat erst dann Gültigkeit, wenn die Verheißung für Jacob erfüllt, dieser also Herr über viele Völker ist. Ebenso wichtig und dringlich ist aber auch die Aufgabe, allen Juden nun den Segen für Esau in Erinnerung zu bringen, dessen Geheimsinn sie ja kennen. Furchtbare Weltkriege, Sklavenelend in Fülle könnten verhütet werden, wenn dies rechtzeitig gelingt!

Handeln Sie also dementsprechend, ehe es zu spät ist. Noch nie wurde allen Wissenden eine so hohe Möglichkeit Unheil zu verhüten gegeben. Noch nie lag auf allen so hohe Verantwortung!

Es lebe die Freiheit! Dr. Mathilde Ludendorff.

Sonderdruck aus „Der Quell", Zeitschrift für Geistesfreiheit, Folge 23/1952. – „Der Quell" erscheint zweimal im Monat Umfang 48 Seiten. Postbezug monatlich DM 1.56. Streifbandbezug vom Verlag vierteljährlich DM 5.— Einzelfolge 85 Pfg.

Verlag Hohe Warte - Franz von Bebenburg - (13b) Pähl/Obb.



Der Wahrheitsbeweis

Das von Dr. Mathilde Ludendorff in der Abhandlung „Jüdischer Glaube gestaltet Realpolitik“ (S. 2 letzter Absatz des genannten Aufsatzes) **erwähnte Buch.** Es wird darin über die Gefahr von jüdischen, christlichen und freimaurerischen Glaubenslehren für die wirtschaftliche Selbständigkeit, für die Freiheit und für das Leben der nichtjüdischen Völker berichtet! Ungekürzter Auszug aus dem Berufungsantrag des Rechtsanwaltes Eberhard Engelhardt. Herausgegeben von Franz von Bebenburg/Pähl, Verlag Hohe Warte, 89 Seiten. Digitalisiert erhältlich im Internet unter www.scribd.com, www.archive.org beim Verlag Hohe Warte, www.hohewarte.de oder einer anderen Bezugsquelle.

Folgend einige Zusammenstellungen von Matthias Köpke als e-Bücher im Internet unter: www.archive.org, www.scribd.com oder anderen Quellen:

1. **„Das wahre Gesicht von Jakob dem Betrüger“**, 2014.
2. **„Das Buch der Kriege Jahwehs“**, 2014.
3. **„Kampf für Wahlenthaltung –** Ein Mittel zur Vernichtung des Systems? Ein Mittel zur Deutschen Neugestaltung?“, 2013.
4. **„Kampfgift Alkohol“**, 2013.
5. **„Der Freiheitskampf des Hauses Ludendorff“**, 2014.
6. **„Der Papst, oberster Gerichtsherr der BR Deutschland“**, 2014.
7. **„Der jüdische Sinn von Beschneidung und Taufe“**, 2014.
8. **„Scheinwerfer-Leuchten“**, 2014.
9. **„Haus Ludendorff und Wort Gottes**“, 2014.
10. **„Jahweh, Esausegen und Jakobs Joch“**, 2014.
11. **„Es war vor einhundert Jahren“**, 2014.
12. **„Destruction of Freemasonry through Revelation of their Secrets“ von Erich Ludendorff;** Herausgegeben von Matthias Köpke, E-book, 2014.
13. **„Schrifttumsverzeichnis von Erich Ludendorff und Dr. Mathilde Ludendorff“** Eine Übersicht ihrer Veröffentlichungen, 2014.
14. **„Denkschrift: Mit brennender Sorge“**, Offener Brief, 2015.
15. **„Drei Irrtümer und ihre Folgen“**, Okkultismus, 2015.
16. **„Vom Wesen und Wirken des Bibelgottes Jahweh und seiner Kirche“**, 2015.
17. **„Warum sind meine Kinder nicht geimpft?“**, 2015.

Besuchen Sie auch den Internetkanal bei Youtube:
www.youtube.com/user/Genesis2740Blessing